Das

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Asien. IV.

Die Ostasiatische Inselwelt.

Land und Leute von Holländisch-Indien, als den Sunda-Inseln, den Molukken und Neu-Guinea.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Asien.

IV.

Die Ostasiatische Inselwelt.

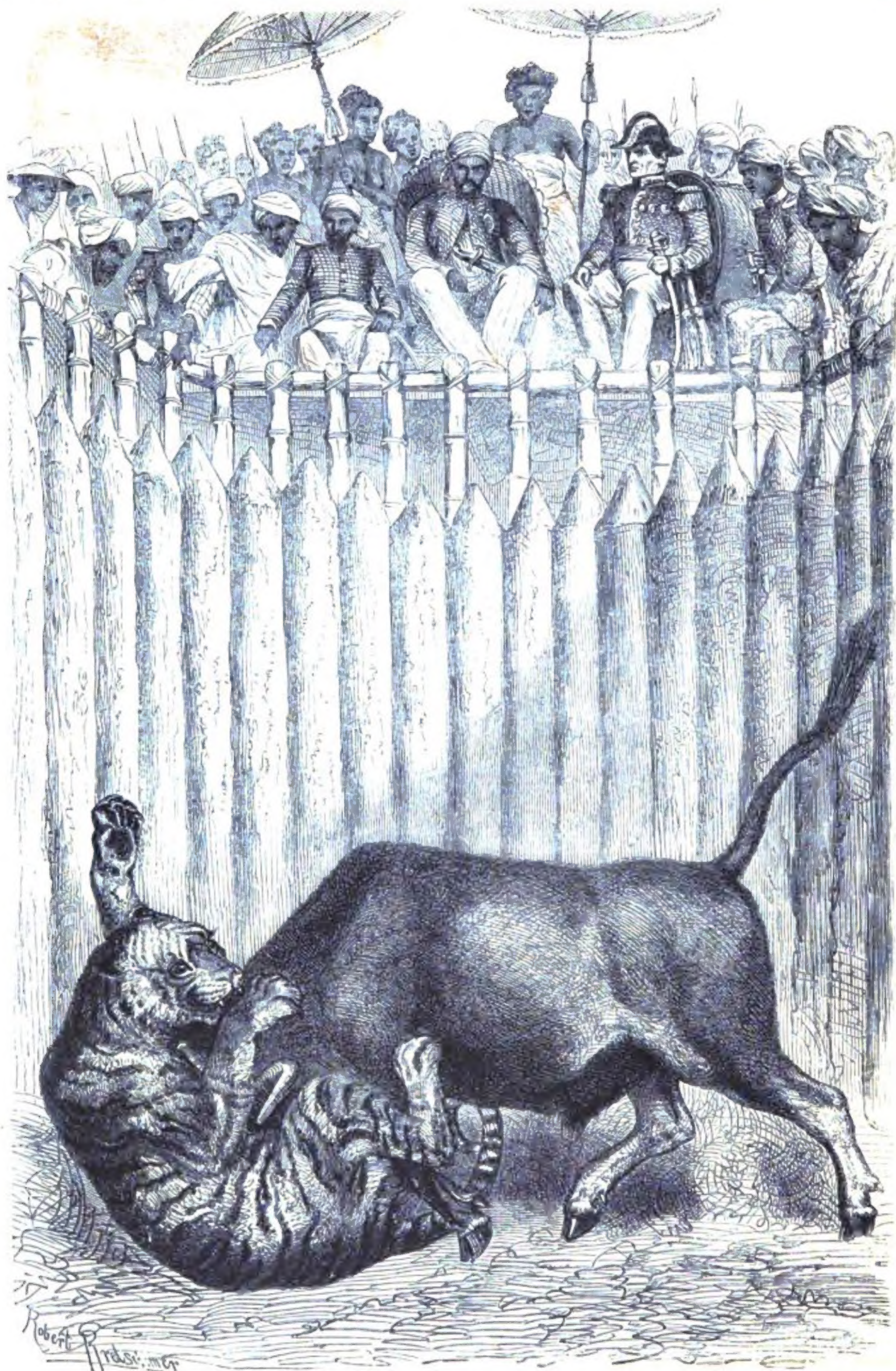
Bearbeitet

von

Dr. S. Friedmann.

Mit mehreren hundert in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, sowie einer Karte von Java und den übrigen ostasiatischen Inseln.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1868.



Die Ostasiatische Inselwelt. I. S. 172. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Kampf zwischen Tiger und Büffel, veranstaltet am Hofe des Susuhunan von Solo (1847).

Die Ostasiatische Inselwelt.

Land und Leute
von Niederländisch-Indien:
den Sunda-Inseln, den Molukken sowie Neu-Guinea.

Reise-Erinnerungen und Schilderungen,
aufgezeichnet während seines Aufenthaltes in Holländisch-Ostindien und herausgegeben
von

Dr. S. Friedmann.

Erster Band.

Das Tropen-Eiland Java.

Mit 120 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern und einer Karte von Java.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1868.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorrede des Verfassers.

Meiner von früher Jugend an gehegten, vorzüglich durch Lektüre von Reisebeschreibungen genährten Sehnsucht nach den Tropenregionen unserer Erde wurde im Jahre 1840 Genüge geleistet, in welchem Jahre ich nach vollendeten medizinischen Studien an der Münchener Hochschule als Marinearzt (officier van gezondheid) in königlich holländische Dienste trat, mit dem besonders an mich ergangenen Auftrag, in den Ländern der überseeischen Besitzungen, wohin mich meine Reisen führen würden, naturhistorische Untersuchungen anzustellen, und über die Resultate derselben der Regierung von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten. Einer Reise nach Java mit Ausflügen nach Sumatra, Celebes, den Molukken, nach Neu-Guinea, Manila und Makao in den Jahren 1840—1845 folgten nach der Rückkehr drei Reisen nach Niederländisch-Westindien, sowie endlich eine kleinere Reise nach den Shetlands-Inseln zur Begleitung der Häringsflotte. Im Jahre 1850 verließ ich die niederländischen Dienste und schlug meinen Wohnsitz wieder im deutschen Vaterlande auf. So lebhaft und freudig auch die Erinnerungen an die bereisten Länder, und besonders an die köstlichen Tropeninseln Ostindiens sich in meiner Seele bis jetzt erhielten, so muß ich doch stets bedauern, daß es mir nur während der geringsten Zeit meines dortigen Aufenthaltes gegönnt war, die trauliche Bambuhütte am Lande zu bewohnen, die kühlen Land- und Seewinde am felsigen oder sandigen Strande einzuathmen, das üppige Pflanzenleben in den Wäldern zu beobachten und die majestätischen Berge zu erklimmen. Denn die bei weitem größte Zeit fesselte mich mein ärztlicher Dienst in dem engen Schiffsraume, von welchem aus ich, die Qualen des Tantalus fühlend, das im ewigen Frühlingsschmuck duftende Land nur von ferne sehen, aber nicht betreten konnte. Desto lohnender und genußreicher waren allerdings die von Zeit zu Zeit unternommenen Exkursionen in's Innere des Landes, wo es stets mein Streben war, durch meine Beobachtungen der Wissenschaft einige Dienste zu leisten.

Mehrere Abhandlungen in verschiedenen wissenschaftlichen Journalen und in Jahresberichten gelehrter Gesellschaften brachten bereits einen großen Theil wissenschaftlicher Forschungen, besonders im Gebiete der medizinischen Geographie, der Ethnographie und Botanik zu Tage. Auch enthält eine im Jahre 1860 hier erschienene Schrift („Niederländisch-Ost- und Westindien" ꝛc. München, bei Joh. G. Franz) einen medizinisch-geographischen und meteorologischen Ueberblick der niederländischen überseeischen Besitzungen. — Aber die Darstellung des Reflexes, den die Gestaltung der Länder, ihre Naturerzeugnisse und Bewohner auf den Geist und das Gemüth des Beschauers hervorbringen, also die landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, dann die vorzüglichsten Erlebnisse des Reisenden und eine Geschichte seiner Ausflüge blieb noch der Veröffentlichung vorbehalten. Es war mir daher willkommen, als die um Verbreitung

der naturhistorischen Wissenschaften, besonders der Länder- und Völkerkunde so sehr verdiente Verlagshandlung mir den Antrag stellte, die von mir besuchten Länder des ostindischen Archipels für das größere Publikum zu beschreiben, damit mein Werk einen selbständigen Theil des von der Verlagsbuchhandlung seit längerer Zeit herausgegebenen „Buches der Reisen", welches die weniger allgemein gekannten Theile unserer Erde nach den Werken der berühmtesten Reisenden eingehend beschreibt, bilden möge. Dem bereits im Herbste 1862 ertheilten Auftrage wurde schon im Frühling 1863 durch Vollendung des größtentheils aus meinen Tagebüchern entnommenen Werkes Folge geleistet, doch mancherlei Hindernisse, insbesondere der schwankende politische Zustand Europa's, traten hindernd der Veröffentlichung des Werkes entgegen, das wir endlich hiermit dem Publikum vorlegen.

Das Verhältniß der Redaktion des „Buches der Reisen" zu meinem Werke ist demnach ein anderes, als jenes zu den bisher erschienenen Bänden dieses Gesammtwerkes. Bei den letzteren dienten die Originalwerke der Reisenden nur als Vorbilder, nach welchen die Redaktion die für das größere Publikum bestimmten Schilderungen beschreiben ließ oder ergänzte, so daß die letzteren als Auszüge der größern Werke erschienen. In den vorliegenden zwei Bänden aber ist es der Reisende selbst, der an das allgemeine Publikum das Wort richtet und ihm aus seinen Tagebüchern über den ostindischen Archipel das Interessanteste und allgemein Wissenswerthe mittheilt. Die Thätigkeit der Redaktion des „Buches der Reisen" beschränkte sich daher bei meiner Arbeit auf Zusätze und Bemerkungen aus anderen Werken, die sie beifügen zu müssen glaubte. Einen solchen Zusatz bildet besonders das neunte und zehnte Kapitel, welches eine naturhistorische Schilderung Java's nach Junghuhn's Arbeiten geben.

Erwähnung verdient der auf Seite 143 von der Redaktion gemachte Zusatz, in welchem, im Gegensatz zu meinem beifälligen Urtheil über das Kultursystem der Holländer auf Java die Ansicht meines verehrten Freundes Carl Scherzer über diesen Punkt angeführt wird, welche der meinigen widerspricht. Ich hielt mich nicht veranlaßt, diesen Zusatz zu streichen, da der Leser durch Prüfung zweier entgegengesetzter Ansichten sich ein selbständiges, freies Urtheil zu bilden vermag, welches aber — wie ich geneigt bin zu glauben — sicherlich zu meinen Gunsten ausfallen wird.

Gewiß ist es wünschenswerth, daß der Mensch in allen seinen Handlungen zur möglich höchsten Freiheit gelange, und daß kein staatlicher und obrigkeitlicher Zwang ihm in seinem Wirkungskreise hinderlich sei. Ebenso sicher aber ist es, daß der Mensch die richtige Handlungs- und Denkweise je nach seinen natürlichen Fähigkeiten erst durch vieljährige Erfahrung erlernen kann, und daß hierin eben der gewaltige Unterschied der Bildungsstufen der Individuen sowol als der Völkerschaften besteht. So wenig einem vier bis sechsjährigen Knaben die gleiche Erziehungs- und Behandlungsweise wie dem erwachsenen, wohlunterrichteten und gesitteten Jünglinge zukommen kann, und so wie bei jedem Individuum eine Modifikation der Erziehung nach individuellem Charakter und Temperament eintreten muß, ebenso sind die einzelnen Völker der verschiedenen Zonen nicht nur nach dem Grade ihrer Kultur, sondern auch nach ihrem Nationalcharakter, ihrer Geschichte, Denkweise und ihren Gewohnheiten verschieden, so daß sie unmöglich alle nach einer Schablone regiert und behandelt werden können. Kann wohl die Einführung der freien

amerikanischen oder englischen Konstitution bei den Kaffern oder den Völkern Neuseelands zweckdienlich erscheinen? Diese Konstitutionen sind für ein gebildetes Volk, das von seiner Freiheit und seinen Befugnissen einen würdigen Gebrauch zu machen versteht, berechnet, nicht aber für ein rohes, der Bevormundung noch bedürfendes Volk. In derselben Weise ist aber auch die Freiheit in der Kultur der Felder auf Java eine weder mit dem Volkscharakter, noch mit den uralten Sitten und Gewohnheiten sich vereinbarende Einrichtung. Die natürliche Trägheit des Javanen und seine Indolenz, die er noch immer, obgleich in geringerem Grade als in früheren Jahrhunderten besitzt, bewirken, daß er nur für seine nächsten Bedürfnisse sorgt. Es würde sicherlich binnen kurzer Zeit der Anbau der so nothwendigen, für den Javanen sowol, als für den europäischen Handel so nutzbringenden Kolonial-Produkte gänzlich aufhören, wenn es dem freien Ermessen des javanischen Landmannes anheimgestellt bliebe, nur so viele Ländereien anzubauen, als ihm beliebt, und nur solche Kulturpflanzen auszusäen, die er für gut findet. Nach den bestehenden Einrichtungen aber kommt nicht nur den europäischen Märkten der ungeheure Ertrag der ostindischen Länder an Kolonialwaaren zu Gute, sondern der javanische Landmann gewinnt durch seinen Fleiß hübsche Summen, die seinen Wohlstand vermehren. Der europäische Landmann würde freilich keines Zwanges bedürfen zum Anbau jener Kulturpflanzen, welche ihm den meisten Gewinn bringen, wol aber ist solcher Zwang beim Javanen nöthig. Ueberdies ist der Javane seit undenklichen Zeiten gewohnt, von seinen Vorgesetzten beim Anbau seiner Felder bevormundet zu werden. Da nämlich die Bewässerung der Ländereien nie von einem Einzelnen, sondern von den Bewohnern ganzer Distrikte ausgehen muß, so geschehen die hierzu nöthigen Arbeiten auf Kommando des Distriktsvorstehers (Kapala Kampong). Auf seinen Befehl wird dann auch die Aussaat vollführt, sein Kommando wird abgewartet zur Pflügung der Felder und bevor man zur Ernte schreitet. Das Kultursystem des General-Gouverneur van den Bosch schließt sich daher nur den althergebrachten Gewohnheiten der Javanen an, indem es auch bezüglich der Ausdehnung der anzubauenden Felder und der Wahl der Kulturgewächse Normen giebt, welche willig befolgt werden und die dem Landmanne zum Heile dienen.

Was die zahlreichen Illustrationen betrifft, mit welchen die Verlagshandlung mein Werk schmückte, so ist ein kleiner Theil derselben den Zeichnungen nachgebildet, welche ich, obwol in der Kunst des Zeichnens wenig geübt, an Ort und Stelle verfertigte. In einem größeren Theil derselben aber haben der Bilderschmuck älterer und neuerer Werke über den indischen Archipel als Vorlage gedient; endlich ist es den unausgesetzten Bemühungen der Verlagshandlung während mehrerer Jahre gelungen, eine Anzahl nach der Natur verfertigter Photographien, die Landschaften, Ruinen, Tempel rc. darstellend, zu sammeln, wonach die besseren Illustrationen angefertigt sind.

Mögen die folgenden Naturschilderungen unseren Lesern einen Theil jenes Genusses bereiten, der ihrem Verfasser durch jahrelangen Aufenthalt in den Ländern der ewig grünenden Wälder und der stets duftenden Blüten zu Theil wurde!

München im August 1867.

Dr. Friedmann.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die hierzu gehörigen fünf Tonbilder sind einzuheften:

Sultan von Borneo. (Nach Belcher.)

Einleitung.

Die Bedeutung Indiens. — Handel der Phönikier dorthin. — Erleichterung der indischen Fahrten durch die Monsune. — Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande. — Venedig und Genua. — Die Portugiesen und der ostindische Handel. — Philipp II. von Spanien und die Niederländer. — Nordlandfahrten der Holländer. — Houtman fährt um das Kap nach Ostindien. — Fanatismus der Portugiesen. — Verwaltung der Holländer. — Expedition unter van Nek. — Die Ostindische Handelsgesellschaft. — Holländische Eroberungen. — General-Gouverneur Both. — Bündniß mit dem König von Dschakatra. — Van den Broeke. — Eroberung Dschakatra's. — Blüte und Verfall der Handelsgesellschaft. — Die Engländer in Holländisch-Indien. — Wiedereinsetzung der vormaligen Besitzer. — Van den Bosch und sein Kultursystem. — Die Herrschaft der Niederländer über die Eingeborenen. — Der Schwärmer Hadschi Harum. — Aufstand der Schweizer-Truppen. — Marine.

An den Namen „Indien“ knüpfen sich viele der bedeutendsten und großartigsten Entdeckungen, welche die Portugiesen, die Spanier und Holländer vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert machten. Um einen direkten

Weg nach den Ländern der kostbaren Spezereien und des Goldes zu finden, wurde der Atlantische Ozean von den Portugiesen bis zu vorher nicht besuchten Regionen durchfurcht; es wurden die canarischen und capverdischen Eilande entdeckt, die Westküste Afrika's bis zu ihrer Südspitze befahren, bis es endlich dem kühnen Vasco da Gama im Jahre 1498 gelang, den Weg um das Kap der guten Hoffnung nach Calicut an der Malabarküste zu finden. Aber auch die größte aller Entdeckungen, jene des Christoph Columbus, hatte kein anderes Ziel in Aussicht genommen, als dasselbe Indien durch eine Fahrt nach Westen zu erreichen. Auch die kühnen Fahrten der Holländer nach den Nordpol-Ländern, bei welcher Gelegenheit sie Spitzbergen auffanden und viele andere Entdeckungen im Norden machten, hatten keinen anderen Zweck, als einen Weg nach Indien längs der Nordküsten Europa's und Asiens zu finden.

Dieses Indien beschäftigte seit Jahrtausenden die Phantasie aller westlich wohnenden Völker; nach ihren Begriffen schloß es die Länder des Reichthums und der ältesten Kultur in sich, von wo aus einst die Wanderungen unseres Geschlechtes nach Nord und West stattfanden, bis die Thatkraft der abendländischen Nationen der neuen Zeit die alten Träume zur Wirklichkeit gestaltete. Als dasjenige Volk des Alterthums, welches bereits regelmäßige Fahrten und gewinnbringenden Handel nach Indien betrieb, nennt uns die Geschichte die Phönikier, die längs des Arabischen und Persischen Meerbusens bis Ceylon (Taprobane) und vielleicht noch weiter, bis Sumatra drangen, was uns die noch heutigen Tages dort befindlichen Goldwäschereien glauben lassen. Auch die Hebräer sandten unter Salomo's Regierung von den am Arabischen Meerbusen gelegenen Seeplätzen Elat und Ezjon Geber Schiffe nach dem Goldlande „Ophir", „um jenes edle Metall zu holen."

Es unterliegt um so weniger einem Zweifel, daß die Seefahrten vom Arabischen Meerbusen nach Indien und dem Indischen Archipel von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag, wo täglich arabische Schiffe in den verschiedenen Theilen des Archipels ankommen, stattfanden, als die in den indischen Gewässern wehenden regelmäßigen Winde die Fahrten dahin und zurück ungemein erleichtern und die Zeit der Hin- und Rückfahrt dem Seefahrer dort von der Natur durch die sogenannten Mussons oder Monsune angewiesen ist. Schon das vom arabischen Musi, Jahreszeit, abgeleitete Wort weist auf einen Wind hin, der sich nach der Jahreszeit verändert.

Um sich eine klare Vorstellung von den im Indischen Ozean herrschenden Winden zu machen und zugleich die Ursache ihrer Entstehung zu erkennen, nehme der Leser die Karte von Asien zur Hand. Wir sehen im Norden des Indischen Meeres die arabische Halbinsel, ein mit ausgestreckten Sandwüsten versehenes, im Ganzen sehr trockenes Land. So wie Arabien ist auch das von ihm östlich gelegene Persien jenseits des Persischen Meerbusens an Flüssen und Wäldern arm. Noch östlicher ragt die Bengalische Halbinsel tief in die Aequatorial-Zone hinein, eine ausgedehnte Ländermasse, deren nördlicher Theil von dem höchsten Gebirge der Erde, der mit ewigem Schnee bedeckten Himalaya-Kette, begrenzt ist.

Oestlich von Hindostan erstreckt sich eine ähnliche Ländermasse, Hinterindien mit der Halbinsel Malakka, in den Indischen Ozean. Beide Indien, wie nicht minder die vielfach vom Meere durchschnittene hinterindische Inselwelt mit ihrer Menge größerer und kleinerer Länderkomplexe, mit ihrem Landklima, machen bis in weite Ferne ihren Einfluß auf das Meer geltend. Endlich begrenzt den östlichen Theil des Ozeans eine eben so ausgestreckte, in ihrer Gestaltung dem afrikanischen Welttheil sehr ähnliche Ländermasse, nämlich Neuholland, das an Flüssen ebenfalls nicht gesegnet ist. Kaum werden wir in dem nördlich vom Aequator liegenden Theil des Indischen Meeres einen Punkt finden, der weiter als 180—200 Meilen von einer großen Ländermasse entfernt ist, die auf die Luftströmung noch Einfluß ausüben kann.

Befindet sich die Sonne in nördlicher Deklination, so erwärmt sich die große Ländermasse des asiatischen Kontinents weit bedeutender, als das südlich gelegene Meer, und diese ungleiche Vertheilung der Wärme bewirkt eine Strömung von Süden gegen Norden. Die während des Sommers dem zu Folge nördlich vom Aequator im Indischen Ozean wehenden Südwinde nehmen zugleich wegen der am Aequator beschleunigten Erdumdrehung eine südwestliche Richtung an. Hierdurch kommt es, daß in den Sommermonaten, also vom April bis September, im Indischen Ozean nördlich vom Aequator der Südwest-Musson herrscht, welcher die Schiffe zur Fahrt nach Osten einladet und sie schnell und sicher nach den Orten ihrer Bestimmung führt.

Bei der südlichen Deklination der Sonne hingegen strahlt von den Ländern Asiens die Wärme ungleich stärker aus als vom Meere. Sie werden folglich ungleich kälter als das Meer. Da nun die Luftströmung auch, den allgemeinen Verhältnissen gemäß, als Passat nach der Aequatorialzone sich richtet, so finden wir in der zweiten Jahreshälfte, von September bis April, im Indischen Ozean lebhafte nördliche Winde, die, aus höheren Breiten in niedere ziehend, wegen ihrer geringeren Umlaufsgeschwindigkeit als Nordost-Winde erscheinen. In dieser Zeit herrscht daher der Nordost-Musson vor.

Wir gehen nach dieser kurzen physikalischen Erörterung zu unserer geschichtlichen Erklärung wieder über. Durch die Eroberungen Alexander's des Großen, insbesondere durch die Zerstörung von Tyrus, wurde der Welthandel der Phönikier gebrochen. Der Untergang Karthago's, nebst der Ausbreitung der römischen Herrschaft und nachher die Spaltung des römischen Weltreiches in Morgenland und Abendland, hinderte auf lange Zeit die unmittelbare Verbindung der westlichen Hälfte mit dem fernen Osten. So kam es, daß nach dem Untergang des weströmischen Reiches die Länder Indiens fast ganz in Vergessenheit gerathen waren. Durch die Kreuzzüge jedoch, welche vom Abendlande aus sich über die alten Handelsstädte Venedig und Genua nach dem Oriente gleich einer Art Völkerwanderung ergossen, wurden die alten Beziehungen zum Morgenlande wieder angeknüpft und von Neuem die Aufmerksamkeit der Europäer nach dem Oriente gelenkt.

Kostbare Teppiche und andere Gewebe, kunstreiche Stickereien sowie Edelsteine, vornehmlich aber die sehr geschätzten Gewürze Indiens, wurden von Venetianern und Genuesen nach Europa gebracht, wo sie sehr bald allgemeine

Würdigung fanden und den entsprechenden Handel sehr ergiebig machten. So geschah es, daß die beiden Handelsstädte am Mittelmeer damals ihren Glanzpunkt erreichten und Tage der Macht und des Reichthums sahen, wie nie zuvor.

Nicht lange jedoch blieben die eifrigen Bestrebungen der zwei handeltreibenden Staaten ungetrübt. Die gegenseitige Eifersucht steigerte sich und führte endlich zu offenem Kampf, aus welchem Venedig siegreich hervorging. Bald hatte mit der Herrschaft über alle damals bekannten Meere Venedig in seiner Macht, in seinem Ansehen und im Reichthum den höchsten Grad erreicht. Doch auch Venedigs Tage waren gezählt.

Mit neidischen Blicken schauten die übrigen seefahrenden Nationen auf die Größe und Alleinherrschaft Venedigs zur See. Vor allen die Portugiesen. Sie setzten im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts mit eiserner Beharrlichkeit ihre Anstrengungen fort, einen direkten Weg nach Indien zu finden, um für die kostbaren Erzeugnisse dieses Landes künftig die Vermittlung der Venetianer entbehren zu können. Genuesische und venetianische Seeleute selbst waren es, welche die Portugiesen mit der Westküste Afrika's näher bekannt machten und hierdurch unbewußt ihnen die Mittel zur dauernden Vernichtung des Handels ihrer Vaterstädte in die Hand gaben. Nach vielen Versuchen gelang es endlich den kühnen Portugiesen, ihre Lehrmeister zu überwältigen und die Waaren Ostindiens aus erster Hand zu beschaffen. Von dieser Zeit an zog sich der europäische Handel nach den portugiesischen Häfen. Mit reger Thatkraft faßten die Portugiesen schnell in Indien Fuß und entdeckten im Jahre 1513 die Molukkischen Inseln, von denen aus sie reiche Ladungen Nelken und Muskatnüsse nach Europa führten. Daneben holten sie Pfeffer, Gold und Kampher aus Sumatra; auch die Erzeugnisse China's, der kostbare Thee, schöne Arbeiten in Elfenbein und Holz, reiche Seidenwaaren aus Kanton und Macao, Alles floß nach den portugiesischen Hafenplätzen. Zuletzt ließen sie sich auch im Lande Japan nieder, welches bis dahin nur aus früheren Nachrichten dürftig bekannt war. Den Mittelpunkt und den Hauptsitz des Handels in Indien hatten die Portugiesen zu Goa, einer Insel an der Westküste von Dekan (Ostindien) errichtet.

Inzwischen waren aber auch die Holländer auf den Schauplatz des Handels getreten und erzielten von Jahr zu Jahr größere Erfolge. Durch die Bodenbeschaffenheit ihres Landes, das sie mit unsäglicher Mühe und Ausdauer gleichsam der Gewalt des Meeres und der Ströme abgerungen hatten, seit Jahrhunderten an außerordentliche Zähigkeit und kaltblütige Ueberlegung in Gefahren gewöhnt, vereinigten sie mit diesen National-Eigenschaften noch den Trieb, kühn und waghalsig in fremde Länder auf Entdeckungs- und Eroberungsreisen auszugehen. Während der Kämpfe um ihre Selbständigkeit mit dem finstern Beherrscher der spanischen Weltmacht scheuten sieben vereinigte Provinzen auch vor dem nicht minder schwierigen Kampf mit dem Bedränger an ihren Grenzen, mit dem Meere, nicht zurück. Zahlreiche Schiffe fügten theils als schwimmende Festungen den Spaniern beträchtlichen Schaden zu, theils holten sie Waaren aus dem Süden Europa's, um sie dem Norden gegen andere Erzeugnisse, namentlich gegen Holz, Thee,

Hanf, Eisen und Leder auszutauschen. Fast der ganze Handel der Hansestädte fiel nach deren Verfall in die Hände der Holländer, so daß selbst die Spanier sich genöthigt sahen, einen großen Theil ihrer Kriegsbedürfnisse von jener Nation zu kaufen.

Nur mit dem größten Widerwillen sah Philipp II. die holländischen Schiffe in seinen Häfen, doch würde sich, falls er ihnen den Zugang zu den spanischen Gewässern verwehrt hätte, wahrscheinlich aller Handel nach Portugal gezogen haben. Als aber seit 1580 durch Herzog Alba Portugal unter das spanische Scepter gebracht war, da unterdrückte Philipp nicht länger seinen Wunsch, den Handel Hollands zu vernichten. Die Mannschaft der aus Holland in den spanischen und portugiesischen Häfen angekommenen Schiffe wurde in Haft genommen, die Schiffe selbst mit Beschlag belegt und den Unterthanen jeder weitere Verkehr mit den Einwohnern der „aufrührerischen Provinzen" verboten. Dieser Schlag sollte tödtlich auf Hollands Handel wirken, wie Philipp, der Herr beider Indien, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, meinte. Glücklicherweise haben indeß die Machtsprüche der Tyrannen nicht immer den von ihnen gewünschten Erfolg. In diesem Falle war Philipp nur das Werkzeug zur künftigen Erhebung Hollands, die sogar auf Kosten seiner eigenen Staaten eintrat. Da die bisherige Quelle der ostindischen Waaren verstopft war, galt es jetzt für die Holländer, alle Kräfte anzuspannen, um wo möglich gleich den Portugiesen, die sich bereits seit fast einem Jahrhundert in Ostindien festgesetzt hatten, direkte Handelsverbindungen mit den dortigen Völkern anzuknüpfen. Zunächst freilich wollte man noch die mächtigen Portugiesen umgehen und unternahm es deshalb, einen Weg nach Ostindien längs den Nordküsten Europa's und Asiens zu finden. Als trotz dreimaligem Versuche dieses Unternehmen mißglückte, begannen die Fahrten um das Kap der guten Hoffnung, die bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wurden.

Unter den Männern, welche ihren Aufenthalt in fremden Ländern vorzugsweise zur Bereicherung ihrer Kenntnisse und zum Vortheile für ihr Vaterland nutzten, nennt die Geschichte vorzüglich Dirk Gereits. Anfangs Hausmeister beim Erzbischof Da Fonseca, bereiste er später mit seinem Freunde Huigen van Linschoten die Küste von Malabar, kam nach Macao und Japan, sowie nach einigen größeren Inseln des Archipels, und schrieb alle seine mit Scharfblick gemachten Beobachtungen nieder. Während diese beiden Männer ihre nautischen Werke in ihrem Vaterlande veröffentlichten, stellte sich Cornelius Houtman (sprich: Hautman d. i. Holzmann), der ebenfalls in portugiesischen Diensten die indischen Gewässer kennen gelernt hatte, im Jahre 1595 an die Spitze einer aus vier Schiffen bestehenden, nach Indien bestimmten Expedition. Letztere hatte von der in Holland thätigen Gesellschaft „van Verre" (Weithin) die Weisung erhalten, einen Theil der Länder Ostindiens in ethnographischer und geographischer Hinsicht zu erforschen und wo möglich Handelsverbindungen mit einigen Völkern daselbst anzuknüpfen. Houtman landete im Jahre 1596 zu Bantam an der Südwestküste Java's, besuchte dann Dschakatra (das heutige Batavia) sowie die Stadt Surabaja und die Inseln Bali und Lombok. Nachdem er durch Gefechte und andere Zufälle zwei Schiffe und zwei Drittel der Mannschaft eingebüßt

hatte, kam er (1597) mit den noch übrigen zwei Fahrzeugen, reich mit Gewürzen beladen, wieder zu Texel in Nordholland an. War auch dieser erste Zug nach Ostindien keineswegs glücklich zu nennen, so hatte man doch die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer Niederlassung in Indien und einer Anbahnung von Handelsverbindungen mit jenem Lande gewonnen.

Holländische Kriegsschiffe im siebenzehnten Jahrhundert.

Die Macht der Portugiesen zeigte sich an Ort und Stelle keineswegs so gefährlich, als man Anfangs wähnte, denn sie mußten ihre Flotte auf viele Punkte ihrer zerstreuten Besitzungen vertheilen, und den Holländern war hierdurch Gelegenheit gegeben, in der ausgedehnten Inselwelt an einzelnen Punkten festen Fuß zu fassen, ehe die Portugiesen im Stande waren, durch eine ansehnliche Macht sie daran zu hindern.

Es kam der günstige Umstand hinzu, daß sich die Portugiesen im Allgemeinen bei den Eingebornen sehr verhaßt gemacht hatten. Sie waren nämlich nicht zufrieden, Handelsverbindungen mit den inländischen Fürsten einzugehen, sondern sie bemühten sich auch, das Seelenheil der Eingebornen durch gewaltsame Einführung der katholischen Religion zu befördern. Die Inquisition zu Goa schickte ihre Missionäre nach allen Theilen Indiens, und die Behörden aller

Stationen, sowie die Streitmacht, hatten Weisung, diese Männer, welche mit dem Buche der Liebe in der Hand ihre Lehre der Unduldsamkeit predigten, in jeglicher Weise zu unterstützen. Die Eingebornen des Archipels bezeigten indeß nur geringe Neigung, die Religion ihrer Väter mit einer Lehre zu vertauschen, deren Anhänger sie als unduldsam, herrsch- und habsüchtig erkannten. „Unsere Götter", sagten die Hindupriester den Missionären, „haben das Weltall geschaffen und uns geboten, ebenfalls die ganze Menschheit mit Liebe zu umfassen und selbst gegen Thiere Barmherzigkeit zu üben. Eure Götterfamilie aber verurtheilt Jeden zur ewigen Verdammniß, dem die Richtigkeit eures Glaubens nicht einleuchten will. Und wie können wir Milde gegen unsere Mitmenschen üben, wenn wir an grausame und ungerechte Götter glauben?"

Die Holländer ihrerseits hatten durch bittere Erfahrungen zu sehr die Ungerechtigkeit des Gewissenszwanges erfahren, als daß sie denselben anderwärts anzuwenden sich beikommen ließen. Sie kümmerten sich Anfangs durchaus nicht um die Glaubenslehre der Völker, die mit ihnen in Handelsverbindungen traten, und selbst später, als sie große Landstrecken eroberten und ihnen die Verpflichtung oblag, die Kultur der ihnen unterworfenen Völker aus Humanität zu befördern, ließen sie den Besiegten nicht nur vollkommene Glaubensfreiheit, sondern auch ihre bisherigen Gesetze und Gebräuche (**Adat**, malayisch). Ja, sie suchten letztere nur allmälig zu veredeln und zu verbessern, sowie vom Aberglauben zu säubern. Es war und ist noch Staatsmaxime, die Häupter und Richter der einzelnen Stämme, wenn sie sich nicht feindlich gesinnt gegen die Regierung zeigen, auf ihren Posten zu belassen, obschon immer holländischen Beamten die Oberaufsicht über die ganze Verwaltung anvertraut ist, und die Herrschaft der noch jetzt vorhandenen Souveräne nur eine scheinbare genannt werden kann. Wollte man behaupten, daß auf diese Weise die Völker vernachlässigt werden, insofern sie hierbei auf ihrer niederen Kulturstufe in Religion, Sitte und Rechtspflege bleiben, so würde man sehr irren. Der Uebergang von einem niedern Gesittungsstande zu einem höheren geschieht so wenig wie irgend ein Lebensvorgang plötzlich und gewaltsam, sondern kann nur durch allmälige Entwickelung, durch Abwurf der alten Schlacken und Bildung neuer Triebe, erzielt werden, so weit es überhaupt die naturgemäße Begabung eines jeden Volkes zuläßt.

Bald nach Houtman's Zurückkunft im Jahre 1598 wurden 8 Schiffe von Kaufleuten in Amsterdam, Rotterdam und Enkhuis ausgerüstet und unter Jakob Cornelius van Nek nach Indien geschickt. Theils auf Java, theils auf den Molukken nahmen diese Schiffe reiche Ladungen verschiedener kostbarer Produkte ein und kehrten sämmtlich wohlbehalten nach dem vaterländischen Boden zurück.

Angelockt durch den reichen Gewinn, den diese Expedition ihren Unternehmern abwarf, beeiferte sich die Kaufmannschaft, noch mehr Schiffe für die Fahrt nach Ostindien auszurüsten. So kam es, daß im Jahre 1601 bereits 40 Schiffe nach den indischen Gewässern segelten, welche alle mit reichen Ladungen heimkehrten. Um aber sowol den Uneinigkeiten der einzelnen Handelsgesellschaften unter einander zu steuern, als auch um der Konkurrenz von Spaniern

und Engländern kräftigen Widerstand zu bieten, wurden durch Vermittlung der General-Staaten alle holländischen Handelsgesellschaften am 20. März 1602 in eine einzige, die berühmte Ostindische Handelsgesellschaft (Ostindische Handelsmaatschappij), vereinigt. Der indische Handel wurde durch diese Compagnie zu einer National-Angelegenheit, an welcher Volk und Regierung Antheil hatten. Die Handelsgesellschaft erhielt aber auch Befugnisse, welche nur der Gesammtnation als solcher zukommen. Es war vor Allem nicht nur das Monopol, allein nach Indien Geschäfte treiben zu dürfen, sondern auch das Recht, Beamte in Indien anzustellen, Krieg zu führen und Friedensverträge abzuschließen, Bündnisse einzugehen, Münzen zu schlagen, Städte und Festungen zu bauen, Alles natürlich nur im Namen der General-Staaten. Das Kapital, welches die Compagnie bei ihrer ersten Gründung zusammenbrachte, belief sich auf die für jene Zeiten ungeheure Summe von 6,600,000 Gulden, während die zwei Jahre früher gegründete Englische Handelsgesellschaft ihr Unternehmen nur mit einer Summe von 72,000 Pfund Sterling oder 500,000 Thalern begonnen hatte.

Die erste Expedition, welche die Holländisch-ostindische Handelsgesellschaft nach Indien sandte, bestand aus 13 Schiffen mit 1200 Mann unter Befehl van der Hagen's. Dieser empfing bei seiner Ankunft zu Bantam eine Gesandtschaft der Eingebornen von Amboina, welche die Hülfe der Holländer gegen die übermüthigen Portugiesen anriefen. Kein Gesuch konnte den nach kühnen Thaten dürstenden Seefahrern willkommener sein. Die Festung der Portugiesen auf Amboina wurde in der That nach hartnäckigem Gefechte erobert; sie erhielt den Namen Victoria und bildete die erste feste Besitzung der Holländer in Asien. Bald entwickelte die Handelsgesellschaft in Indien eine ungeheure Thätigkeit, sowol durch die Ausbreitung des Handels als in Folge der damit verbundenen Eroberungen. Die Portugiesen wurden fast ganz von den Molukken verdrängt und acht Festungen auf diesen, ausschließlich für die Gewürznelken- und Muskatnuß-Pflanzungen bestimmten Inseln erbaut. — Den Oberbefehl über alle Faktoreien und Forts in Ostindien führte bis zum Jahr 1610 ein Admiral der Flotte. Aber der Statthalter und die General-Staaten ernannten, sowol um den Einfluß des Staates auf die ostindischen Angelegenheiten zu vermehren, als zur bessern Verwaltung derselben, einen Landvogt oder General-Gouverneur in der Person des Pieter Both von Amersfoort (1610). Er sollte im Namen des Statthalters und der General-Staaten den Oberbefehl über die Land- und Seemacht in Indien führen, sowie in allen bürgerlichen Angelegenheiten als Stellvertreter der niederländischen Regierung handeln. Ihm zur Seite stand ein aus den höchsten Beamten Indiens ernannter Staatsrath (Raad van Indië). Diese hohe Würde wurde nur auf fünf Jahre verliehen; während dieser Zeit mußte aber an die Regierung im Mutterlande fortlaufend Bericht über alle wichtigen Ereignisse ertheilt werden. Bis auf den heutigen Tag sind diese Bestimmungen über die Wirksamkeit des General-Gouverneurs von Indien in Wirksamkeit geblieben. Nachdem Both in Bantam kurze Zeit verweilt hatte, beeilte er sich, nach der Bai von Dschakatra zu segeln, denn diesen Ort hatte Both's Scharfblick als den

künftigen Hauptsitz von Niederlands Macht in Indien erkoren. Mit dem König von Dschakatra, Widschaja Rama, dessen Gebiet einige Hundert Quadrat-Meilen umfaßte, schloß er ein Bündniß, gemäß welchem beide Theile sich gegenseitig Beistand leisten sollten. Zugleich wurde dem General-Gouverneur gestattet, gegen Entrichtung von 1200 Reichsthalern an der Mündung des Flusses Tschiliwang eine kleine Befestigung zu bauen, welcher der Name Fort Nassau gegeben ward (1611). Das war der bescheidene Anfang des stolzen Batavia. Auch bei Dschapara und an verschiedenen anderen Orten wurden Forts erbaut und der holländische Einfluß auf dem Indischen Archipel stieg mit jedem Jahre. Denn auf dem indischen Kontinente war

Malayischer Häuptling.
(Nach dem großen Werk der niederländischen Kommission.)

nicht nur die Hauptmacht der Portugiesen befestigt, sondern es herrschte dort der mächtige Großmogul, gegen dessen zahllose Krieger das kleine Holland mit Gewalt Nichts ausrichten konnte, sowie sich auch dort keine kleinen unabhängigen Fürsten fanden, deren gegenseitige Eifersucht man zu politischen Zwecken ausnützen konnte.

Die Ländermassen des Archipels waren dagegen schon durch das Meer in kleinere Theile geschieden, auf dem die kühne holländische Flotte als Herrin sich bewegen und die Küstenplätze beherrschen konnte. Dazu kam, daß die größeren Inseln in mehrere kleine Reiche getheilt waren, deren gegenseitige Eifersucht die Holländer zu unterhalten und zu ihrem Nutzen anzuwenden suchten.

Bald aber durchschauten die Feinde Hollands dessen Pläne und in einem gewaltigen Bunde traten die europäischen Flotten mit den inländischen Fürsten gegen das kleine, aber kühne Holland auf, ehe dieses noch ganz festen Fuß in Indien gefaßt hatte. Die Spanier, deren Schiffe schon einige Male mit den holländischen auf den indischen Gewässern zusammenstießen, hatten ihre Niederlassungen noch in Ternate und Tidor; die Portugiesen waren auf Malakka, Solor und Timor ebenfalls den holländischen Besitzungen nahe, denn als der König von Spanien in Europa mehr freie Hand gewann, konnte er seine Flotten um so zahlreicher nach Indien senden. Zu den Spaniern und Portugiesen gesellten sich als erbitterte Feinde die Engländer, die, von den Holländern aus den molukkischen Eilanden verjagt, jetzt allenthalben Rache an ihren Gegnern zu nehmen suchten. Der Pangerang oder Herrscher von Bantam vereinigte sich bald mit den Engländern gegen die Holländer. Seinem Beispiele folgte der Susuhunan oder Kaiser von Java, der zu Matarem seine Residenz hatte, sowie endlich auch der König von Dschakatra, der bisherige Bundesgenosse der Holländer, sich von deren Feinden überreden ließ, das eingegangene Bündniß wieder zu lösen und als Gegner der Holländer aufzutreten. Eben war der General-Gouverneur Koen (spr. Kun) damit beschäftigt, das von Both erbaute Fort zu erweitern und eine große Faktorei in demselben zu erbauen, als vom König (1618) der Befehl an die dort als Bauleute beschäftigten Javanen erging, sogleich das Fort zu verlassen und sich künftig jeder Dienstleistung für die Holländer zu enthalten. Zugleich lief die Nachricht ein, daß der Susuhunan von Java das kleine Fort zu Dschapara plötzlich überfallen und geplündert habe.

So waren denn die Holländer umringt von Feinden; doch der zähe und kaltblütige Muth verließ die kleine Schar auch in dem scheinbar hoffnungslosen Kampfe nicht. Koen schickte sofort einige Kriegsschiffe nach Dschapara. In stiller Nacht stießen holländische Schaluppen an's Land, die Soldaten steckten die Stadt in Brand und nahmen blutige Rache wegen des ausgeübten Verraths. So große Kühnheit und rasches Handeln machten auf die Feinde Hollands tiefen Eindruck.

Zu jener Zeit kam der muthige Seemann P. van den Broeke, ein Mann von unerschütterlichem Charakter und glühender Vaterlandsliebe, auf der Rhede von Dschakatra in einem kleinen Schiffe an. Er war kurz vorher mit einem größern Schiffe von Indien abgereist, um nach Holland zu segeln, als ihn der Sturm ereilte, so daß er mit zertrümmertem Schiffe an der Küste von Malabar anlangte. Da faßte er den kühnen Entschluß, mit seinen Leuten quer durch die indische Halbinsel nach der Küste von Koromandel zu marschiren. Von der Ostküste Vorder-Indiens segelte er mit einem kleinen holländischen Schiffe nach Dschakatra, wurde dort freudig empfangen und zum Kommandanten des damals noch nicht vollen-

deten Forts ernannt. Van den Broeke zwang eine große Zahl von Javanen, emsig an der Vollendung der Feste zu arbeiten. Unterdessen rückten, verstärkt durch die Soldaten des treulosen Königs von Dschakatra, die bantamischen Truppen gegen das Fort an, während die Engländer dasselbe von der Seeseite mit 14 Schiffen bedrohten. Koen ging mit seinen 7 Schiffen, welche der englischen Flotte doch keinen Widerstand leisten konnten, nach den Molukken, um von dort mit Verstärkung zurückzukehren. Die Besatzung des Forts Nassau aber, aus 200 Soldaten nebst vielen Frauen und Kindern bestehend, wurde nach Entfernung der Flotte um so härter bedrängt. Mehrmals schickte der König von Dschakatra Boten in's Fort, um die Besatzung zur Uebergabe aufzufordern; doch jedesmal kehrten die Gesandten mit der Antwort zurück, daß der Kommandant und die Soldaten entschlossen seien, unter den Trümmern der Feste ihr Grab zu finden. Als die Feinde den unerschütterlichen Muth und die Entschlossenheit der Holländer erkannten, nahmen sie zum Verrath ihre Zuflucht. Man stellte den Holländern sehr annehmbare Friedensbedingungen, welche, bei ohnehin eingetretenem Mangel an Munition, gern angenommen wurden. Zur Unterzeichnung des Vertrages wurden der Kommandant van den Broeke und der Arzt de Haan eingeladen, in's Lager des Königs zu kommen. Es glückte in der That dem Feinde, van den Broeke zu täuschen. Im prächtigen, von hohen Tamarinden beschatteten Zelte, umringt von zahlreichen Trabanten, wurden die Holländer von Widschaja Rama, dem Könige, empfangen. Kaum waren sie aber in's Zelt getreten, als man sie in Fesseln schlug und den Kommandanten mit dem Tode bedrohte, wenn er nicht sogleich die Besatzung des Forts durch einen Brief zur unbedingten Uebergabe der Feste aufforderte. Van den Broeke, überzeugt, daß seine tapfern Soldaten die Abfassung des Briefes als erzwungen erkennen und nicht Folge leisten würden, willigte in die Forderung des Königs, um seinen Leuten durch den Brief wenigstens Kunde zu geben, daß er noch am Leben sei. Als trotzdem die Uebergabe nicht erfolgte, wurde van den Broeke in die Nähe des Fort gebracht. Man nahm ihm die Fesseln ab und verlangte von ihm, unter Androhung des Todes, daß er die Besatzung überreden sollte. Statt aber letztere zur Uebergabe zu ermahnen, beschwor er sie, bis zum letzten Mann auszuhalten und sich unter keiner Bedingung dem Feinde zu übergeben, so lange ihr Kommandant nicht aus der schmählichen Haft entlassen wäre, in welche ihn der Verrath gebracht hätte. Sein Leben möchten sie nicht schonen, sie könnten aber, im Falle er ermordet würde, seinen Tod nur durch Tapferkeit rächen. Voll Staunen und Erbitterung über diese Rede schleppten die Krieger des Königs van den Broeke wieder fort, ohne daß jedoch der König ihn hinrichten ließ. Unterdessen waren zwischen dem Pangerang von Bantam und dem Könige von Dschakatra Eifersüchteleien ausgebrochen, die van den Broeke trefflich zu seinen Gunsten zu benutzen verstand. Heimlich ließ er dem Pangerang melden, er wolle lieber sein Gefangener als jener des Königs sein; auch wäre er überhaupt nicht abgeneigt, ihm Beistand gegen seine Nebenbuhler zu leisten. Der Ehrgeiz und die Charakterlosigkeit des Pangerang widerstanden solchen Verlockungen nicht. Er wollte die Tapferkeit des holländischen Kriegers zu

seinem Vortheile ausnützen und sandte alsbald eine neue Schaar von Kriegern nach Dschakatra. Der Führer derselben drang mit einer Anzahl Bewaffneter in's Zelt des Königs, dem die Wahl zwischen Tod oder sofortiger Abdankung gelassen wurde.

Zitternd unterzeichnete der König die in malayischer und javanischer Sprache auf ein Palmenblatt geschriebene Abdankung und verlebte den Rest seiner Tage auf einer einsamen Insel.

Eingeborne und Kinder von Java. Tänzerinnen. Leibwache.

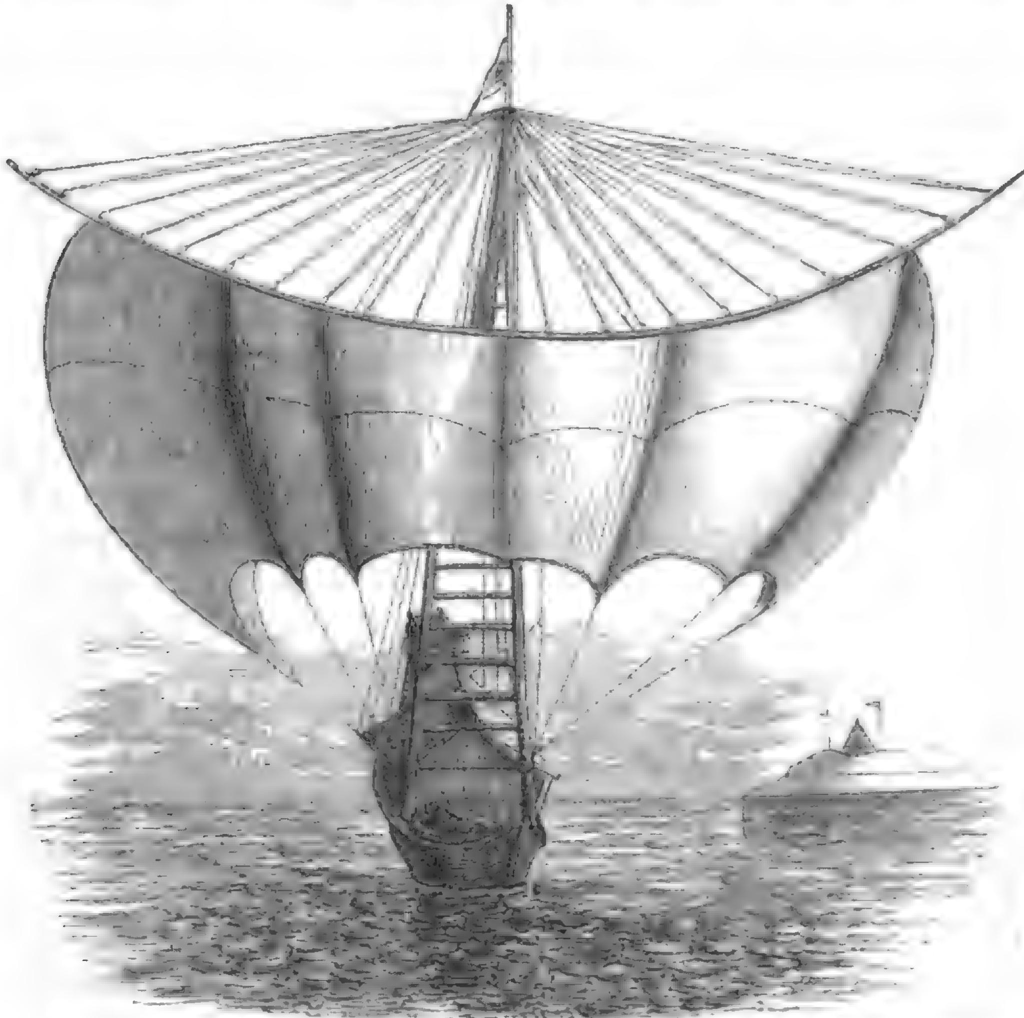
Die Engländer hörten mit Verdruß von dem Vorgefallenen und drangen jetzt mit verdoppeltem Eifer in den Pangerang, die neu erworbene Macht nicht mit den gefährlichen Nebenbuhlern, den Holländern, zu theilen, sondern die Belagerung des Fort nachdrücklichst fortzusetzen. In der That blieb van den Broeke gefangen und die Belagerung des Forts von Dschakatra wurde fortgesetzt. Jetzt begannen lebhafte Unterhandlungen wegen Uebergabe der Feste; denn der Pangerang konnte sich nur mit Mühe dazu entscheiden, die Holländer, denen er eine so bedeutende Erweiterung seiner Macht verdankte, als Feinde zu behandeln.

Der Thörichte ahnte indessen nicht, daß diese momentane Machterweiterung ein Danaer-Geschenk sei, das er nie hätte annehmen sollen. Sein Schwanken wußten die Holländer trefflich zu ihrem Vortheil auszubeuten, indem sie die Unterhandlungen in die Länge zogen, bis endlich den 31. Mai am Rande des Horizonts die weißen Segel der von den Molukken nach fünfmonatlicher Abwesenheit zurückkehrenden Flotte Koen's sichtbar wurden und die Besatzung des Forts neuen Muth beim Anblick der ansehnlichen ihr zu Hülfe gekommenen Macht gewann. Jetzt war von einer Uebergabe nicht mehr die Rede, man ging im Gegentheile damit um, sich zum Meister der Stadt Dschakatra zu machen. Während von der Seeseite die Schiffe ihre Geschosse auf die in dichten Haufen stehenden Häuser richteten, unternahm man vom Fort und den Schiffen aus einen Ausfall, bahnte sich durch das Lager des Pangerang einen Weg und zerstörte die Stadt von Grund aus, wobei man jedoch das Leben der Einwohner möglichst schonte. Auf den Trümmern des alten Dschakatra wurde nun die neue Stadt Batavia erbaut, deren Gebiet im Jahre 1684 in Folge eines Vertrages, den die Compagnie mit dem Susuhunan von Matarem, Amanku Nagara, abschloß, die Lande des ehemaligen Königreichs umfaßte. Als kurz darauf eine holländische Flotte vor Bantam erschien, um Frieden anzubieten und um Austausch der Gefangenen zu ersuchen, willigte der Pangerang aus Furcht vor den mächtigen und tapferen Holländern in die ihm gestellten Friedensbedingungen. Unter den Gefangenen war auch van den Broeke, der besonders in letzter Zeit mit großer Güte und mit vielem Wohlwollen behandelt wurde. Der Pangerang entließ ihn mit Geschenken und erzählte ihm hierbei folgendes Gleichniß: „Ein König fing einst einen Vogel, den er in einen goldenen Käfig setzte. Er pflegte ihn gut und gab ihm die leckersten Bissen von seiner Tafel. Eines Tages bat der Vogel um die Erlaubniß, ausfliegen zu dürfen, mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukommen. Der Vogel hielt sein Wort, er kam bald zurück, doch nicht um sich wieder in den Käfig zu begeben, sondern um dem König die Augen auszupicken." — Der Pangerang schien den einstigen Untergang seines Reiches durch die Holländer zu ahnen.

Es ist nicht nöthig, in unserm geschichtlichen Ueberblicke, der nur die Gründung Batavia's ausführlich behandelt, die nach Erbauung dieser Hauptstadt mit ihrem ansehnlichen Gebiete auf sicherer Basis ruhende Macht der Holländer in ihrer weitern Ausbreitung auf Java, Sumatra, Celebes, Borneo, Bali und den Molukken zu verfolgen. Wir bemerken nur, daß die europäischen Flotten im Laufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich mehr und mehr aus dem Archipel zurückzogen. England breitete sich auf dem indischen Kontinent aus, wo es trotz der ungeheuren Vergrößerung seiner Land- und Seemacht bis auf den heutigen Tag genugsam beschäftigt war. Spanien begnügte sich in Ostasien mit dem Besitze der Philippinen, und die Macht der Portugiesen sank von Tag zu Tag, so daß sie gegenwärtig nur noch wenige Punkte in Ostindien innehaben.

Im Vergleich mit den großen seefahrenden Nationen, die, wie Spanier und Engländer, ein bedeutendes Hinterland hatten und über Menschen und Geld genügend verfügen konnten, hat das kleine Holland mit seiner geringen Macht

in den indischen Gewässern Großes geleistet. Die ganze Seemacht der Holländer in Indien im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts bestand aus etwa 30 Fahrzeugen, wovon keines die Größe unsrer jetzigen Fregatten, sondern höchstens 250—300 Last Inhalt hatte. Hierzu kam, daß der Unterschied zwischen Kriegs- und Kauffahrteischiffen damals noch nicht so streng wie heute war und jedes Schiff sowol dem Handel diente, als auch für das Gefecht bereit sein mußte. Die Bemannung belief sich auf 1300 Köpfe. Gegenwärtig ist die Mannschaft der in Ostindien stationirten holländischen Kriegsschiffe etwa doppelt so groß.

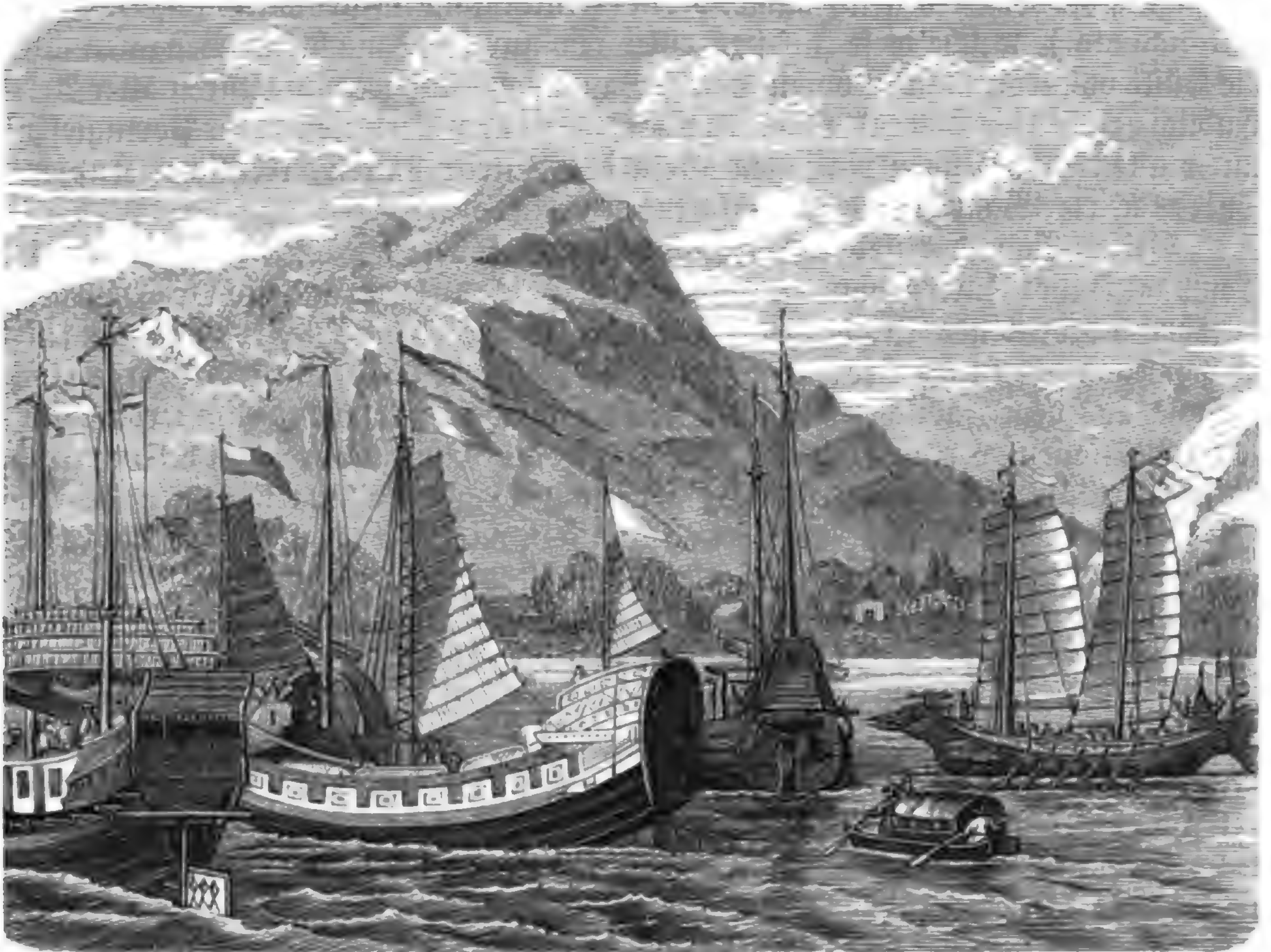


Eigenthümliche Segelstellung hinterindischer Küsten- und Flußfahrzeuge.

Außerdem unterhalten eine ungleich größere Anzahl Dreimaster den Handel mit Ostindien und können nöthigen Falls auch als Kriegsschiffe verwandt werden. Hierzu kommt noch die aus etwa 28,000 Mann bestehende Landmacht für Holländisch-Indien (worunter 10,000 Mann Europäer), welche im Verhältniß zu den mit 22 Millionen Menschen bevölkerten, unter der Herrschaft der Niederländer stehenden Ländern des Archipels freilich sehr gering ist, aber im Vergleich mit den Kriegskräften der ostindischen Inseln im siebzehnten Jahrhundert und gegenüber der geringen Ausbildung der südasiatischen Schifffahrtskunde, sowie der ungenügenden Fortschritte in dem bis auf den heutigen Tag landeseigenthümlich gebliebenen Schiffsbau, dennoch für bedeutend angesehen werden kann.

Hiernach läßt sich nicht sagen, daß die Holländer in ihrer Machtentfaltung seit dem siebzehnten Jahrhundert zurückgegangen sind.

Haben wir bisher die Holländer und besonders die Ostindische Handelsgesellschaft in ihren kriegerischen Unternehmungen betrachtet, so wollen wir jetzt einen Blick auf den Fortgang ihrer Handelsunternehmungen werfen. Es läßt sich denken, daß, je mehr die politische Macht der Holländer stieg, und je mehr es ihnen gelang, die europäischen Seemächte aus dem Indischen Archipel zu verdrängen, der Gewinn aus dem Handel mit Indien sich mehrte.



Prauen und chinesische Dschunken im Hafen zu Andscher.

Den Gewürzhandel der Molukken rissen sie allmälig ganz an sich und setzten allein die Preise für die Nelken und Muskatnüsse fest. Hierbei verfuhren sie freilich auf gewaltsame Weise nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen die zeugende Kraft der Natur. Sie setzten nämlich fest, daß der Muskatbaum nur auf der Insel Banda, die Nelken nur auf Amboina gepflanzt werden dürften, während auf den übrigen Molukken, sowie in anderen Theilen des Archipels, alle Nelken- und Muskatbäume ausgerottet würden. Die Ernte der Muskatnüsse betrug damals durchschnittlich 350,000 Amsterdamer Pfund jährlich, die der Muskatblüte 110,000 Pfund. Auf den Amboinischen Inseln wurden 500,000 Nelkenbäume gepflanzt, welche 3,500,000 Pfund Nelken gaben. Die Einwohner der Molukken

mußten den Ertrag der Ernte der Handelsgesellschaft gegen einen gewissen, von der letztern bestimmten Preis abliefern. Ebenso wurde ein Verkaufspreis von der Compagnie festgesetzt, der den Einkaufspreis gewöhnlich um das Zwei- bis Dreifache überstieg. Außer den Gewürznelken und den Muskatnüssen waren es alle Produkte Indiens, mit welchen gewinnreicher Handel getrieben wurde. Wachs, Schildpatt, Sandelholz, Sago und Reis wurden aus Timor und Celebes geholt, von Sumatra bezog man Pfeffer, Gold, Kampher, Elfenbein, aus Java Reis, Zucker, Schwefel, Indigo und erst vom Jahre 1712 an Kaffee. Auf Ceylon waren es vorzüglich die verschiedenen Zimmetsorten (Cinnamomum aromaticum, C. Ceylonense etc.), welche diese Insel zu einer gewinnreichen machten. Bengalen und die Küste von Koromandel boten Seide, Baumwolle und Manufakturen aller Art. Endlich bezogen die Holländer von Japan, wo sie nach Vertreibung der Portugiesen unter allen europäischen Nationen allein den Zutritt hatten, treffliches Kupfer, Thee, lackirte Waaren und Manufakturen verschiedener Art.

Bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts führte die Ostindische Handels-Compagnie ihre Unternehmungen mit vielem Glücke aus. Den Aktionären wurden alljährlich bedeutende Dividenden ausbezahlt, welche 15 bis 20 Prozent betrugen, ja bisweilen bis zu 50 Prozent stiegen. Im Jahre 1663 brachten 5 Schiffe eine Ladung aus dem Indischen Archipel, welche auf dem Markte zu Amsterdam für zwei Millionen verkauft wurde, während der Einkaufspreis sich nur auf 600,000 Gulden belief. Aehnliche gewinnbringende Ladungen kamen häufig an. Im Jahre 1697 kam eine Ladung Waaren aus Ostindien, deren Einkaufspreis fünf Millionen betrug und die für nicht weniger als zwanzig Millionen losgeschlagen wurde. — Mit dem Abschluß des siebzehnten Jahrhunderts hatte aber auch die Ostindische Handels-Compagnie ihre höchste Blüte erreicht und ging von jener Zeit an allmälig dem Verfall entgegen. Um jedoch ihren Kredit aufrecht zu erhalten, entrichtete sie ihren Aktionären alljährlich noch dieselben Dividenden, wie zur Zeit ihres finanziellen Glanzes, wodurch ein Ausfall entstand, der sich von Jahr zu Jahr vergrößerte, so daß derselbe gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht weniger als 135 Millionen Gulden betrug. Um diese Zeit wurde die zwei Jahrhunderte alte Gesellschaft aufgelöst.

Jetzt erst trat der holländische Staat durch Uebernahme der Verwaltung der indischen Besitzungen in seine natürlichen Rechte, die er viel zu lange einer Gesellschaft von Kaufleuten überlassen hatte. Die Finanzen Holländisch-Indiens aber waren zerrüttet, der Handel nach Abzug der großen administrativen Ausgaben kaum mehr einträglich, und es hätte eine Zeit der politischen Ruhe, verbunden mit einer weisen und ehrlichen Verwaltung bedurft, um die zerrütteten Zustände wieder zu heben. Hätte die Fruchtbarkeit des Bodens den Fleiß des Landmanns nicht stets durch reichlichen Ertrag belohnt und den wenigen Bedürfnissen des bescheidenen Bewohners überflüssig Genüge geleistet, das reiche Indien wäre in Folge der vielen Abgaben und Erpressungen in Noth und Elend gerathen. Aber die Armuth der öffentlichen Kassen und der Mangel an Silber berührte den Inländer wenig, dem die immer gütige Natur alles zum Leben Nothwendige lieferte.

Fragt man nach der Ursache des Verfalls der im ersten Jahrhundert ihres Bestehens so blühenden Handelsgesellschaft, so müssen wir dieselbe ganz vorzüglich in der schon erwähnten unnatürlichen Stellung zum Staate suchen, ebenso in der außergewöhnlichen, einer Privatgesellschaft nicht zukommenden Befugniß, an die Stelle der Regierung zu treten und einen Staat im Staate zu bilden. Die reich gewordenen Kaufleute, in deren Solde die in Indien kämpfenden Krieger standen, schauten verachtend auf diese herab; daher kam es, daß dem Militär in Ostindien die Seele dieses Standes, der Ehrgeiz, fehlte. Nur verkommene Individuen oder wegen schlechten Betragens aus dem Dienste entlassene Beamte oder Offiziere meldeten sich gewöhnlich für den ostindischen Dienst, so daß es am Ende Niemandem zur Ehre gereichte, sich diesem Gesindel des In- und Auslandes anzuschließen. Die für den Dienst des Vaterlandes in Holland durch Aushebung zur Fahne gerufene holländische Jugend konnte nicht wie das geworbene Heer in England auch für den Dienst in den Kolonien verwendet werden, sondern man überließ es der Compagnie, sich Söldnertruppen anzuwerben.

In den ersten Jahren des Bestandes der Handelsgesellschaft, als es sich noch darum handelte, gegen den Nationalfeind als mächtiges Volk aufzutreten und festen Fuß in Indien zu fassen, hatte die Sache ein ganz anderes Bewandtniß. Es galt eine Nationalangelegenheit, der republikanische Geist der aus Landeskindern bestehenden Flotten-Mannschaft trieb sie an, jene Thaten der Tapferkeit und des Muthes jenseit des Ozeans zu vollbringen, die der Kämpfe im Heimatlande würdig waren und denen derselbe Zweck, Bekämpfung des Nationalfeindes und Erwerbung der nationalen Selbständigkeit, zu Grunde lag. Als aber dieser Zweck erreicht, als im Vaterlande der Krieg um das nationale Dasein beendigt und die Waffen nach den Friedensschlüssen niedergelegt waren, da hörte die Ostindische Handelsgesellschaft auf, den patriotischen Eifer für das Gelingen ihrer Unternehmungen zu wecken. Der Mann von Ehre und Charakter zog es lieber vor, sich dem unmittelbaren Dienste der Regierung zu widmen oder als freier Bürger ein Geschäft auszuüben, als sich zum Miethling einer Gesellschaft hinzugeben, die wol den Werth der Muskatnüsse, aber nicht den der L o r b e e r e n kannte.

Der Militär- und besonders der Civildienst wurde im Allgemeinen in Indien mit Nachlässigkeit und Treulosigkeit betrieben. Der Beamte hatte nur seine eigene Bereicherung im Auge und erpreßte daher von den Einwohnern allerlei ungerechte und ungesetzliche Abgaben. Hierzu gesellten sich die Jahrgehalte für die inländischen, ihrer Würde entsetzten Fürsten und die großen Besoldungen für das Beamtenheer. Auch die Gesandtschaften, die Geschenke für inländische Fürsten, abgesehen von den Ausgaben für die zahlreichen kleinen Kriege, verschlangen Summen, die zuletzt selbst der gewinnreichste Handel nicht erschwingen konnte.

In dem Maße, als Reichthum und Macht der holländischen Handelscompagnie sank, hob sich die englische Compagnie, welche sich unterdessen mit Hülfe der vom Staate gesendeten englischen Regimenter auf dem asiatischen Kontinent ausgebreitet hatte. Obwol auch die **East India Company** mit einer Macht ausgerüstet wurde, welche einer Privat-Gesellschaft nicht zukommt, und obgleich

auch dort ähnliche Mißbräuche in der Administration der Kolonien wie in den holländischen sich einschlichen, so waren doch Verwaltung und Handel dort mehr getrennt und der Einfluß des Staates auf die Kolonien war durch die von der Regierung allein abhängige Land- und Seemacht bedeutender. Deshalb hielt sich die englische Compagnie auch länger, obgleich auch die britische Regierung, durch traurige Erfahrungen während des jüngsten Aufstandes in Indien belehrt, der Compagnie jede politische Macht zu nehmen für nöthig fand.

Die Engländer wurden von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an aber auch gefährliche Nachbarn der Holländer, welche ihnen nicht mehr wie vor einem Jahrhundert mit ihren Schiffen noch Trotz bieten konnten. Während Europa in den Jahren 1780 bis 1795 durch Kriege sich abschwächte, benutzten die Engländer die daraus entstehenden Verwirrungen, um sich zu Herren aller Besitzungen der Holländer auf dem asiatischen Kontinent zu machen. Die französische Republik, welche England auf alle Weise in Europa zu schaden trachtete, konnte diesem Reiche doch seine Uebermacht zur See nicht nehmen. England bemächtigte sich auch der gewinnreichen Molukken und des Kaps der guten Hoffnung, und zwar, wie man vorgab, im Namen des abgetretenen Prinzen von Oranien. Nach Einverleibung Hollands in das französische Kaiserreich war von allen ehemaligen Besitzungen der Ostindischen Compagnie nichts als Java übrig geblieben, und auch diese kostbare Insel eroberten die Engländer im Jahre 1811.

Nach dem Fall Napoleons erhielten die Holländer die meisten ihrer Kolonien zurück. Ein späterer, für die Holländer als kleinerer und schwächerer Staat sehr nützlicher und besonders zur Vermeidung von Konflikten nothwendiger Vertrag mit England im Jahre 1824 vertheilte die Besitzungen der beiden Staaten in Indien in der Art, daß Holland seine noch auf Malakka und dem Kontinente besetzten Punkte den Engländern gegen Benkulen und Padang an der Westküste Sumatra's abtrat, wodurch den Holländern der alleinige Besitz des Archipels, den Engländern aber jener des asiatischen Kontinents gewährleistet wurde.

Die Briten beneiden die Holländer heute noch um die schönen Besitzungen in der ostindischen Eilandsflur. Im Jahre 1862 ist zwischen beiden Nationen ein Zank über Sumatra entstanden, der zu einigen scharfen diplomatischen Noten führte. Die obere Hälfte dieser Insel bildet die Ostgrenze einer der wichtigsten Fahrbahnen im Ozean, nämlich der Malakkastraße, in und an welcher die Engländer drei wichtige Punkte inne haben: Singapore, Malakka und Pulo Pinang. Die Nordspitze steht unter einem unabhängigen malayischen Fürsten, dem Könige von Atschin, in dessen Lande der vortreffliche Pfeffer wächst, welcher von Pulo Pinang in den Handel kommt. In dem Vertrage von 1824 ward zwischen Holländern und Engländern die Fortdauer der Selbständigkeit aller bis dahin unabhängigen Staaten auf Sumatra festgestellt und es ward ferner ausgemacht, daß dem Handel beider Nationen mit jenen Staaten kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle. Doch beklagen sich die Engländer darüber, daß die Holländer auf Sumatra rücksichtslos annektirt und den Handel von Pulo Pinang geschädigt hätten. Es ist hierbei allerdings wesentlich Eifersucht im Spiele.

Schon 1841 remonstrirten die Engländer; aber die Holländer nahmen das Fürstenthum Siak in Besitz und beanspruchen nun die Oberherrlichkeit über alle Pfefferhäfen von Siak bis Atschin; auch in Langkat haben sie ihre Flagge aufgezogen.

Die Insel Sumatra ist in neuester Zeit noch durch die Auffindung der Steinkohlen bei Benkulen von großer Wichtigkeit für die Holländer geworden. Sie wurden etwa 10 Meilen weit im Innern von der genannten Hauptstadt entdeckt. Die ganze Gegend ist sehr uneben, liegt auf der Westseite der Gebirgskette, von welcher Sumatra seiner ganzen Länge nach durchzogen wird, und hat viele Gebirgsbäche. Der Zugang ist schwierig; man kennt bis jetzt drei ausgedehnte Lager, deren Mächtigkeit durchschnittlich 11,80 Meter beträgt, und hat berechnet, daß ihr Inhalt mehr als 200 Millionen Kubikmeter umfaßt. Der ungeheure Schatz ist aber werthlos, so lange gute Wege fehlen. Gegenwärtig transportirt man die Kohle auf Karren, die von Büffeln gezogen werden, der Hügel, Flüsse und Sümpfe halber auf weiten Umwegen, und während der Regenzeit muß man ganz feiern. Man bringt die Kohle nach der Pulo-Bai, wo auch das Postschiff und die wenigen Handelsfahrzeuge anlegen, welche den Handel mit Benkulen vermitteln. Die Entfernung dorthin beträgt etwa fünfthalb deutsche Meilen. In dem Bericht der niederländischen Untersuchungskommission wird hervorgehoben, daß es in Batavia an Unternehmungsgeist und Kapital fehle, um die Hafenanlagen und Eisenbahnen zu bauen, welche erforderlich sind, um jene reichen Schätze zu heben. Bis jetzt wird ein großer Theil des Kohlenbedarfes im indischen Archipelagus von Labuan bezogen, einer kleinen, von den Engländern besetzten Insel vor der Nordküste von Borneo; die Kohle von Benkulen ist vortrefflich und ganz geeignet, jene von Labuan zu ersetzen.

Die gedrückten Finanzen sowol im Mutterlande als in den Kolonien, der nach vieljährigem Kriege und Unterdrückung durch die napoleonische Tyrannei gelähmte Handel konnte jedoch so leicht nicht wieder gehoben werden. Dazu kam, daß die Javanen unter Diepo Negoro im Jahre 1825 gegen die Niederländer aufstanden und ein furchtbarer Krieg sich entspann, der bis zum Jahre 1830 währte und nicht weniger als 250,000 Javanen und 30,000 Europäern das Leben kostete. Diepo Negoro wurde endlich gefangen genommen und blieb bis zu seinem Tode Staatsgefangener der Holländer.

Wie hier auf dem Lande, so blieben auch Kämpfe zur See keineswegs aus. Viele der unterworfenen heimischen Fürsten im ostasiatischen Archipel suchten den verhaßten Eroberern dadurch zu schaden, daß sie die Piraten unterstützten, welche die Gewässer unsicher machten. Der Seeraub wurde in ein förmliches System gebracht und aus den geschützten Buchten brachen ganze Flotten wohlausgerüsteter malayischer Prauen hervor, um die europäischen Handelsfahrzeuge zu kapern, welche auf der großen Bahn nach China und Hinterindien an den ostasiatischen Inseln vorüberfahren mußten. Es kam zu manchem harten Seegefechte zwischen holländischen Kanonenbooten und malayischen Seeräubern. Wenn auch Tausende dieser Piraten erhängt wurden, so gelang es dennoch nicht, die Plage auszurotten, welche mit den ganzen gesellschaftlichen Zuständen Ostasiens eng verknüpft erscheint.

Kampf zwischen Holländern und einer malayischen Seeräuber-Flotte. (Nach Belcher.)

Auch im Mutterlande hatten die Holländer alle Hände voll zu thun. Das Jahre 1830 war überhaupt für die Niederlande eines der wichtigsten seit ihrer Existenz als selbständiger Staat. Es fällt in dieses Jahr der Abfall von Belgien. Wurde durch die Theilung des Reiches Holland als Staat geschwächt, so war doch die Trennung der südlichen Provinzen den nördlichen Handelsstädten willkommen, da Antwerpen mit seinem trefflichen Hafen und günstiger Lage an der Schelde den Städten Amsterdam und Rotterdam eine gefährliche Nebenbuhlerin war.

Ein weiteres in das Jahr 1830 fallendes, für die Finanzen, den Handel und die Schifffahrt höchst wichtiges Ereigniß war die Sendung des Generals van den Bosch als Generalgouverneur nach Ostindien. Dieser geniale Staatsmann, der die Produktivität des fruchtbaren Java dem Staate auf eine Weise zu Nutze machte, wie solches noch nie zuvor geschehen, der zugleich mit dem Charakter der Eingebornen innig vertraut war, verstand es, sie zufrieden und glücklich zu machen, während ihr Fleiß dem Staate zugleich den höchsten Nutzen brachte. Es gelang ihm, durch den bedeutenden Gewinn, den sein Kultursystem aus den Produkten Java's, namentlich dem Kaffee, zu ziehen wußte, nicht nur die Finanzen Hollands wieder zu heben, sondern auch dem ostindischen Handel neuen Aufschwung zu geben.

Nach diesen Betrachtungen über die geschichtlichen Verhältnisse des ostasiatischen Archipels wenden wir uns zunächst der wichtigsten Insel in demselben, dem Eilande Java zu. Tana Java (das Land Java) oder Nusa (Insel) Java, wie die Eingebornen sie nennen, ist eine der größten Sunda-Inseln, die, mit einer leichten Abweichung nach Süden zu, sich zwischen 105° 11′ und 114° 33′ östl. L. v. Gr. von Osten nach Westen erstreckt. Die nördlichste Spitze, Kap St. Nikolas, liegt unter 5° 52′ südl. Br., während der südlichste Punkt, die Kreidefelsen von Karang Tambak, von 8° 46′ geschnitten wird. Im Süden und Westen brandet der indische Ozean gegen die Küsten; im Nordwesten trennt die von Schiffen aller Nationen belebte Sundastraße Java von Sumatra, und im Südosten scheidet nur ein schmaler Kanal die Insel von dem benachbarten Eilande Bali.

Ueber den Ursprung des Namens Java sind wir im Ungewissen. Eine der im Lande selbst verbreiteten Traditionen erzählt, daß die Insel ihre Benennung von den ersten Einwanderern empfing, die vom asiatischen Kontinente nach ihr übersiedelten. Damals hieß Java noch Nusa hara hara oder Nusa kedang, die wilde, unkultivirte Insel; als aber die neuen Ankömmlinge dort ein Java-wut genanntes Gras (Panicum italicum) antrafen, von dem sie sich zuerst nährten, nannten sie das Eiland nach diesem Java. Auch im 27. Kapitel des Propheten Hesekiel ist schon von den reichen Kaufleuten von Javan die Rede, welche Eisen, Zimmt und Kalmus auf den Markt nach Tyrus brachten. Wir überlassen es Andern, den Zusammenhang dieses Javan mit unserer Insel nachzuweisen. Die Araber, die ihren Glauben schon, ehe die Europäer das Kap der guten Hoffnung umschifften, über den ostasiatischen Archipel ausgebreitet hatten, nennen alle dort wohnenden Völker Javi, und Java ist auch der Name, mit dem die Eingebornen von Celebes die Inseln Borneo, Java, Sumatra und die malayische Halbinsel bezeichnen.

Die Länge Java's von seinem westlichsten bis zu seinem südöstlichsten Punkte beträgt 144 Meilen bei einer verhältnißmäßig geringen, von 9 bis 28 Meilen wechselnden Breite. Das Areal umfaßt 2314 Quadratmeilen oder mit Einschluß der Nachbarinsel Madura 2445 Quadratmeilen.

Rings um Java herum liegen eine Menge kleiner Inseln, namentlich an der Nordküste, die, wo sie verschiedene Buchten gleichsam abschließen, zur Bildung der Häfen viel beitragen helfen. Die bedeutendste dieser Inseln, Madura, ist vom Hauptlande nur durch einen etwa eine halbe Stunde breiten Kanal getrennt, in welchem sich der wichtige Hafen von Surabaja befindet. Madura erscheint wie eine Art Fortsetzung Java's; es ist auch gewöhnlich mit diesem derselben Regierung unterworfen gewesen und hat einen Theil des alten javanischen Kaiserreichs gebildet. Während die Nordküste Madura's fast in einer geraden Linie verläuft, zeigen die Umrisse Java's viele rechtwinklige Einbiegungen; nur im westlichen und nördlichen Theile sind dagegen Baien und kleine Buchten häufig.

Als die Europäer Java zuerst besuchten, stand die ganze Insel unter einem Herrscher; doch vor dieser Zeit war das Land in zwei von einander unabhängige Hälften getrennt, die unter eigener Regierung standen. Diese Theilung in Ost- und West-Java hat sich dem Namen nach noch bis auf den heutigen Tag erhalten

und auch die Bevölkerung und Sprache ist in beiden Hälften von einander abweichend. Als Java wird nur der östliche Theil bezeichnet, während man den westlichen Sunda nennt. Ganz Java und Madura stehen jetzt unter einem vom Könige der Niederlande ernannten Gouverneur, der fast absolute Gewalt hat und Armee und Flotte befehligt. Es zerfällt, abgesehen von Madura, welches seit 1857 eine eigene Residentie bildet, in 20 Residentien: Batavia, Buitenzorg, Preanger, Cheribon (Tscheribon), Tagal, Pekalongan, Banjumas, Samarang, Dschapara, Kadu, Bagaleen, Rembang, Madiuhn, Patschitan, Surabaja, Kediri, Passuruan und Besuki nebst Banjuwangi.

Inmitten des südlichen Theiles der Insel führen die beiden von den Holländern abhängigen heimischen Fürsten ihre Scheinherrschaft. In Surakarta am Soloflusse residirt in einem Gebiet von 70 Quadratmeilen der Susuhunan und nahe der Südküste in der alten Provinz Mataram zu Dschokdschokarta ein Sultan oder König, dessen Lehnsherrschaft sich über 36 Quadratmeilen erstreckt.

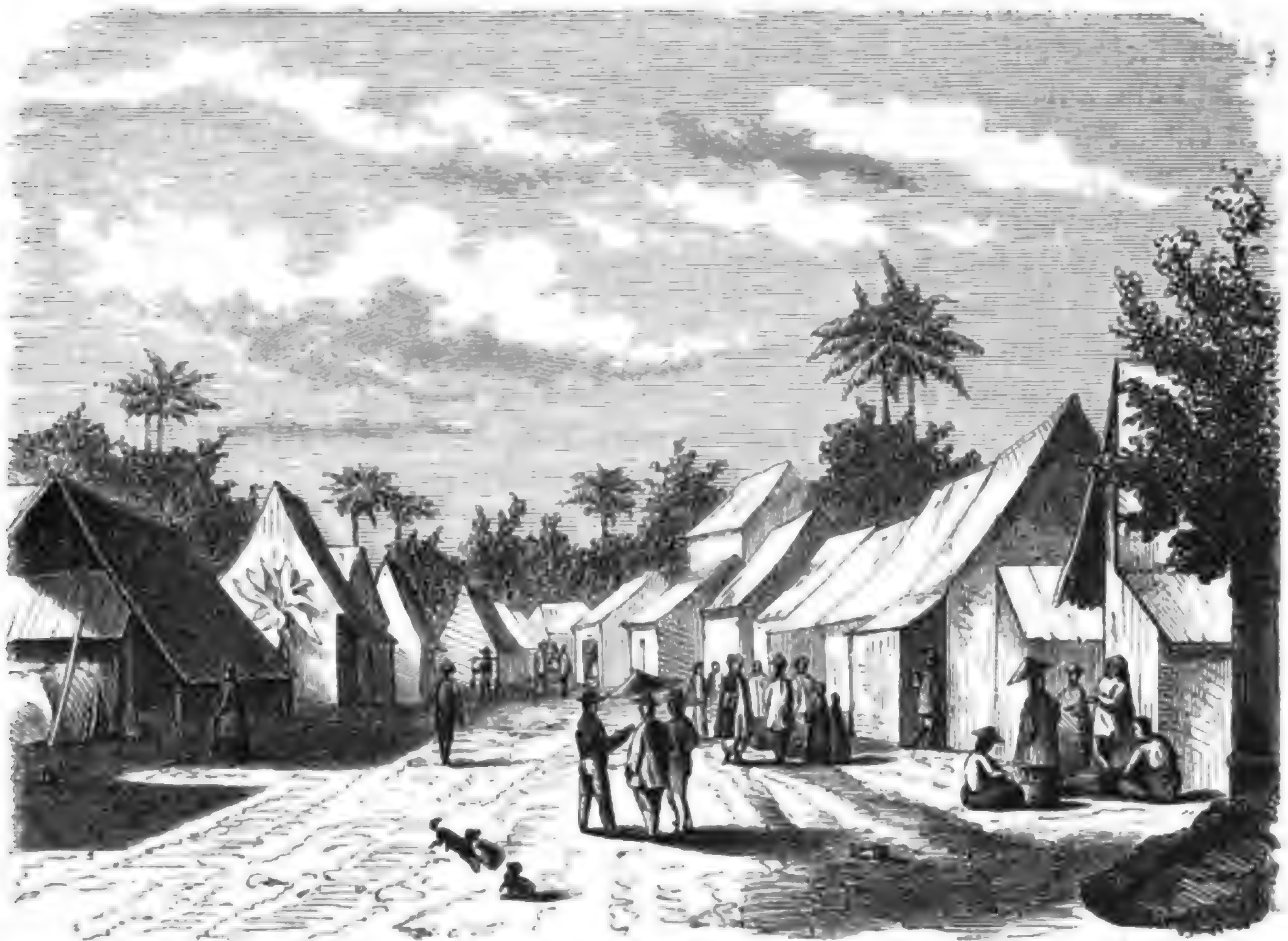
Der beste Hafen Java's, Surabaja an der Ostküste, ist durch die vorliegende Insel Madura gegen Wind und Wellen prächtig geschützt und kann bei seiner Breite und Geräumigkeit eine ganze Flotte mit Bequemlichkeit beherbergen. Weniger gut als Hafen ist die Rhede von Batavia, die allerdings auch durch einige kleine Inseln abgesperrt erscheint. Hieran schließt sich der Hafen von Samarang. Die Nordküste ist übrigens reich an natürlichen Häfen, wo Schiffe zu allen Jahreszeiten guten Ankergrund finden und Handel treiben können. Die Südküste, die dem anbrandenden Wogenschlage des indischen Ozeans ausgesetzt ist und der es an geeigneten Ankerplätzen fehlt, wird seltener von Schiffen besucht.

Wer von der Küste aus nach dem Innern des Landes vordringt, den überrascht das mächtige Felsentheater, das in kühnen und vorspringenden Formen vor ihm aufsteigt. In ununterbrochener Reihe zieht sich Berg an Berg hin, die alle vulkanischen Ursprungs, zwischen fünftausend und zwölftausend Fuß hoch sind. Im Westen, in Bantam, trifft man zunächst auf den Gunong-Karang (Gunong bedeutet Berg), der, obgleich niedriger als die meisten andern Gipfel der Insel, doch weithin in der See sichtbar ist und den Schiffern als Landmarke dient. An ihn schließt sich das Salakgebirge mit dem Gedeh und Pangerango im Süden Batavia's; deutlich erblickt man ihre Spitzen in den Straßen der Stadt, und wegen der blauen Farbe, die sie stets kennzeichnet, hat man sie mit dem Namen der „Blauen Berge“ belegt. Vom östlichen Theile des Gedeh trennen sich die vulkanischen Kegelberge in zwei verschiedene Zweige, deren einer nach Süden zu abweicht, während sich der andere in östlicher Richtung fortzieht.

Der erstere geht in eine unregelmäßige Querkette über, die sich durch die Insel hinzieht, bis sie wieder mit dem nördlichen Zweige zusammentrifft. Vereint ziehen sie immer in östlicher Richtung fort bis zu den Vulkanen Sindoro und Sumbing, die unter dem Namen „die zwei Brüder“ bekannt sind. Nicht allzufern von diesen beiden Bergen treffen wir auf drei bedeutende Vulkane, den Ungarang, Merbabu und Merapi, weiter östlich auf den Dschapara, der ein besonderes Bergsystem für sich zu bilden scheint. Mit dem Telaga-Wurang, dessen Fuß an der

Ostküste die Wogen des Ozeans bespülen, schließt die große, Java der Länge nach durchziehende Vulkanenreihe. Im Ganzen zählt man über 40 höhere Berge, die, wenn auch untereinander in der Form verschieden, doch alle in der breiten Basis und kegelförmigen Spitze übereinkommen. Alle erheben sich aus der nur wenig über dem Meeresspiegel liegenden Fläche und fast jeder steigt unabhängig von den andern empor. Viele besitzen erloschene Krater, aus andern steigt beständig Schwefeldampf und Rauch auf; einige zeigten von Zeit zu Zeit Ausbrüche. Der höchste aller javanischen Berge ist der Gunong-Semeru (11,480′).

Außer diesen großen vulkanischen Bergreihen besitzt Java noch viele kleinere Gebirge. Zahlreiche Hügelketten durchziehen das Land nach allen Seiten und machen es uneben. Nur die Seeküste ist meistens flach.



Straße durch eine javanische Ortschaft.

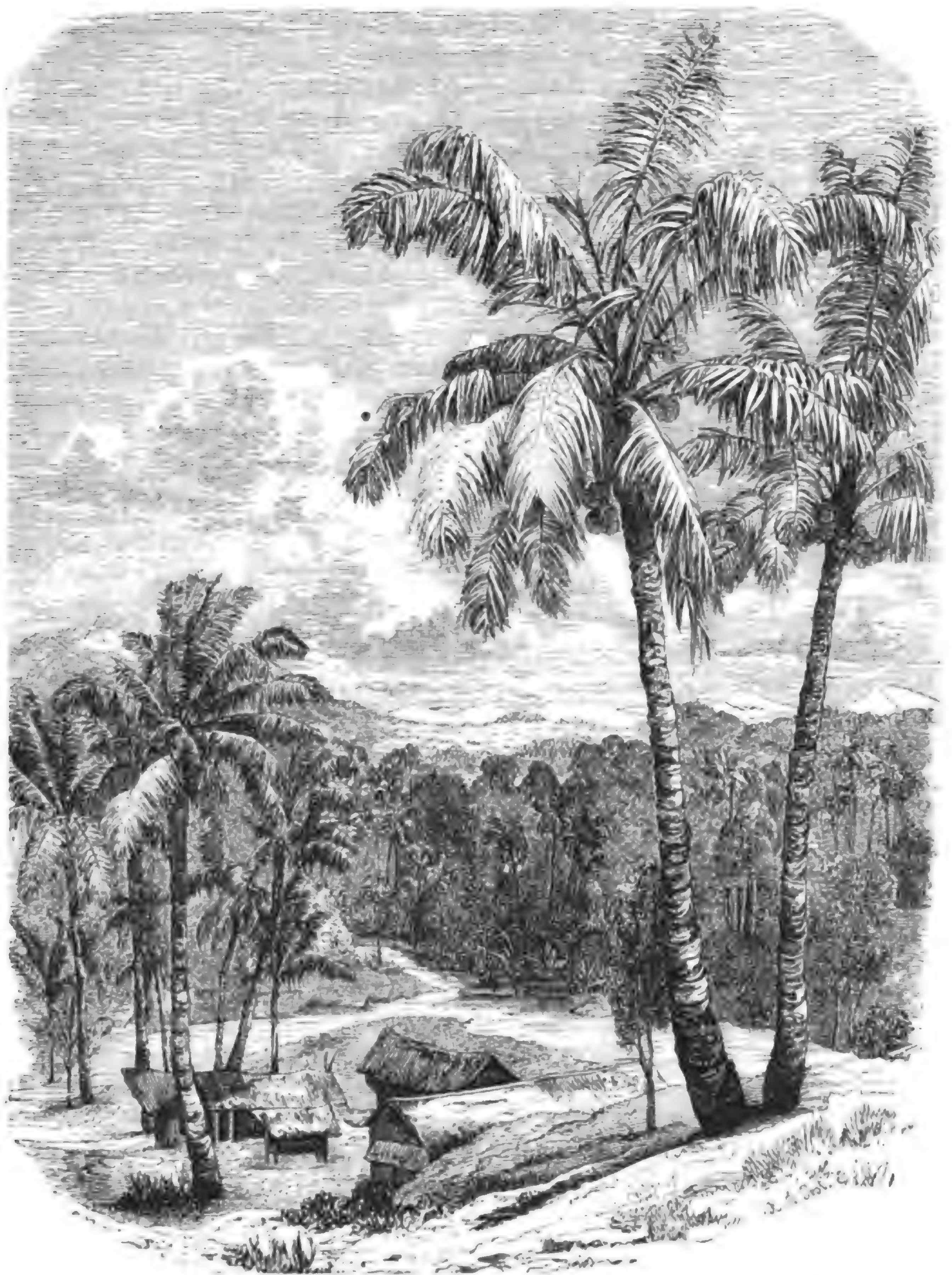
Einem Lande, das so reich an Bergen und Wäldern ist, wie Java, fehlen auch niemals die Flüsse. In der That ist die Insel durch eine Menge kleiner Ströme und Bäche wohl bewässert. Die ganze Konfiguration Java's erlaubt die Bildung größerer Flüsse nicht, doch zählt man etwa 50 Gewässer, die während der nassen Jahreszeit für Flöße schiffbar sind, während fünf oder sechs das ganze Jahr hindurch bis einige Stunden stromaufwärts dem Verkehre dienen. Der größte und bedeutendste Strom ist der Solo, oder Bengawan (große)-Solo der Eingebornen. Er entspringt im Distrikte Kadawang, nimmt die vom Merapi

herabströmenden Bäche auf, fließt bei der Stadt Surakarta vorüber und mündet, immer in nordöstlicher Richtung strömend, gegenüber der Insel Madura bei Grisse mittels zweier Arme in die See. Bei Awi ergießt sich, aus den südöstlichen Provinzen kommend, der Madion in den Solo und von hier ab wird der Lauf des letzteren, der bisher durch Felsen und Stromschnellen unterbrochen war, ruhig und für Schiffe benutzbar. Für den Handel der östlichen Provinzen ist der Solofluß von großer Wichtigkeit. Während der Regenzeit führen ziemlich große Boote die Erzeugnisse des innern Landes nach der See; nur im August, September und Oktober, den trockenen Monaten, erleidet die Schifffahrt bis nach Surakarta hin eine Unterbrechung. Die benutzten Boote sind von eigenthümlicher Bauart; sie haben im Vergleich zur Länge eine geringe Breite, flachen Boden und gehen nicht tief. Am oberen Flußlaufe in der Gegend von Surakarta haben diese Schiffe nur die Tragfähigkeit von einigen Tonnen; ihre Bedeckung besteht aus Strohmatten oder Kajang. An der Mündung jedoch finden wir gedeckte, mit einer Kajüte versehene Kähne von fünfzig bis hundert Tonnen Gehalt. Im Januar gehen die meisten Boote mit Pfeffer und Kaffee beladen den Fluß von Surakarta abwärts. In etwa acht Tagen langen sie in Grisse oder Surabaja an, wo sie Salz und fremde Manufakturwaaren als Rückfracht einnehmen.

Der Größe nach folgt auf den Solo der Surabajafluß oder Kali-mas, der seine Quellen bei Batu an dem Ardschunoberge hat. An seinem Ursprunge führt er den Namen Kali-brantes; er fließt zunächst in südlicher Richtung fort und windet sich dann um den Kawiberg, worauf er, nach der Aufnahme mehrerer Nebenflüsse, durch die Provinzen Rowo und Kediri nach Norden zu weiter strömt. Einige kleinere Flüsse, die zwischen Samarang und Lasem in's Meer fallen, sind besonders für den Transport des gefällten Holzes von Wichtigkeit. An der Nordküste hat jeder Distrikt seinen Fluß — doch sind diese nur für kleinere Schiffe fahrbar, und schon deshalb ohne größere Bedeutung, weil ihre Mündungen durch Sand- oder Schlammbarren versperrt sind.

Größere Seen fehlen auf Java gänzlich. Nur die Rawas oder Sümpfe schwellen in der nassen Jahreszeit zu einem bedeutenden Umfange an; wenn dann aber die trockenen Monate eintreten; verschwinden sie unter der üppigen Sumpfvegetation wieder ganz. Zu dieser Art sind die großen Sumpfteiche in Dschapara, der „Binnen-Zee" der Holländer und der große Sumpf in Samarang zu rechnen. Einzelne kleine Seen von runder Form, die in herrlicher Gegend zwischen den Bergen liegen, sind an die Stelle alter Krater getreten.

Java zeigt an der nördlichen Küste ein Tiefland, das an vielen Stellen sumpfig und mit Mangrovebäumen und Büschen überwachsen ist. Namentlich findet dies in den westlichen Theilen Statt, während die Südküste fast ganz aus steilen Klippen und Felsen besteht, die beinahe senkrecht aus dem Meere aufsteigen. Das Innere nehmen vulkanische Gebirge ein, die nach Norden zu meistens allmälig abfallen, namentlich im breitesten, westlichen Theile der Insel. Während der flache Nordrand an vielen Stellen dem Auge wenig Anziehendes bietet, zeichnen sich die gebirgigen Südprovinzen durch eine ungemein verschiedene und großartige Scenerie aus.



Vegetation bei Bellevue (Buitenzorg). Nach dem Reisewerke der „Novara.“

Rauschende Urwälder, krystallklare Ströme und Bäche, eine immergrüne Vegetation und eine darüber ausgegossene tropische Sonne bieten ein landschaftliches Bild von vollendeter Schönheit und Majestät dar.

Schon wenige Stunden landeinwärts findet der Wanderer, wenn er die ungesunde Küstengegend hinter sich hat, eine reine Atmosphäre und ein gesundes Klima. Je weiter er vordringt, desto frischer weht ihm die Luft entgegen, desto entzückender wird das Bild, das sich vor seinen Augen aufrollt. Durch gesegnete Kulturlandschaften kommt er in die hochgelegenen Theile der Insel. Hier herrscht ewiger Frühling, selbst in der heißen Jahreszeit bleibt die Luft frisch, und wenn auch überall Dürre und Trockenheit eintreten, bieten doch unzählige Bäche dem dürstenden Menschen stets einen erfrischenden Labetrunk.

Wie wenig andere Länder der Welt bringt Java die verschiedenartigsten Gewächse hervor: Kinder der Tropen und der gemäßigten Zone. Ein seltener Reichthum an Arten charakterisirt die Flora dieser Insel und auch die einzelnen Pflanzenindividuen zeichnen sich durch üppigen Wuchs aus. Was der Mensch von dem Reiche der Pflanzen nur verlangen kann, das bietet dieses ihm auch auf Java dar. Reis, der in mehr als hundert Varietäten vorkommt, ist das wichtigste Getreide der Insel. Mais und Bohnen (Katschang) sind gleichfalls beliebte Nahrungsmittel der Eingeborenen. Zuckerrohr, Kaffee, Thee, Pfeffer, Indigo, Tabake, Vanille, werden in großem Umfange kultivirt. Kokospalmen liefern ihre Nüsse, die javanische Kartoffel (Ocymum tuberosum), die Dioscorea und das Arum ihre nahrhaften Wurzeln. Die Maniokpflanze (Jatropha manihot) wächst überall in den Hecken wild. Kein Land der Erde thut es in Bezug auf saftige und wohlschmeckende Früchte Java gleich. Ebenso ist an heilkräftigen Pflanzen kein Mangel. Zu den einheimischen Medizinalgewächsen ist nun noch die werthvolle, das Chinin liefernde Cinchona gekommen, die mit Erfolg kultivirt wird. Eine Menge Pflanzen liefern Faserstoffe zu Seilen, Matten und Flechtwerken, der Papiermaulbeerbaum seine Rinde zur Papierbereitung; an Farbstoffen, namentlich an Indigo, fehlt es keineswegs, die großartigen Wälder sind eine unerschöpfliche Quelle des besten Bauholzes, unter dem die schlanken und festen Stämme des Teakbaumes den ersten Rang einnehmen. Auch das auf Java so ungemein häufige Bambusrohr darf nicht vergessen werden; seine Anwendung ist eine sehr mannichfaltige. Die Früchte des Seifenbaumes können zum Waschen verwandt werden; der Gummibaum liefert das elastische Kautschuk, dessen Verwendung von Tag zu Tage steigt. Der Damarbaum ist wegen seines Harzstoffes von unschätzbarem Werthe, da aus diesem einer der feinsten Firnisse bereitet wird. Die meisten und kostbarsten Gewürze sind auf Java heimisch oder werden dort kultivirt, wie Zimmt und Muskatnuß. Die Kultur des Thees wird von Chinesen besorgt; auch der Weinstock gedeiht. Unter den Giftpflanzen hat der Upasbaum eine weitverbreitete fabelhafte Berüchtigung erlangt.

Wenden wir uns zur Thierwelt, so vermissen wir zunächst den Elephanten, der auf Sumatra und dem benachbarten asiatischen Kontinent so häufig vorkommt. Dagegen hat das Rhinozeros auf Java seine Heimat, wenngleich

es immer seltener wird und nicht mehr den Schaden in den Feldern anrichtet, wie früher. Stark, ausdauernd, flink und wohlgebaut ist die Rasse der auf Java gezüchteten Pferde. Nur sind sie etwas klein, gleichen aber in allen übrigen Eigenschaften dem edlen Roß der Araber. Das Rind gedeiht vorzüglich; als Arbeitsthier tritt jedoch an seine Stelle der Karbau oder heimische Büffel. Ziegen und Schafe, letztere europäische Ziegen genannt, kommen nicht gut fort. Die Schweinezucht ist auf Java namentlich Sache der Chinesen.

Unter den wilden Thieren tritt uns in verschiedenen Abänderungen zunächst der Tiger mit seiner ganzen Furchtbarkeit entgegen. Er ist der weitverbreitete Räuber, der das Land unsicher macht und Menschen und Vieh raubt; dafür muß er jedoch wieder bei Thierhetzen und Stiergefechten die erste Rolle spielen. An ihn schließen sich mehrere andre Raubkatzen. In den Wäldern und Grasebenen leben noch wilde Schweine, verschiedene Hirscharten und einige Affen. Die Gesammtzahl der Säugethier-Arten Java's beträgt etwa fünfzig.

Alles europäische Hausgeflügel gedeiht auf Java sehr gut. In großen Wäldern ist der Pfau, der Begleiter des Tigers, sehr häufig. Unter den Raubvögeln fehlen die Adler; sie sind jedoch durch mehrere Falkenarten vertreten, denen sich einige Papageien anschließen. Die Federn des Reihers dienen den Eingeborenen zum Schmucke; zahllose kleinere bunte Vögel, echte Kinder der Tropen, beleben Wald und Flur. An den schroffen Kalkfelsen der Südküste baut die Salanganschwalbe ihr gelatinöses Nest, das, von den Eingeborenen mit Lebensgefahr gesammelt, den Chinesen als Leckerbissen dient.

Längs der Küste und an den Flußmündungen ist der Kaiman (**Crocodilus biporcatus**) ein gefährliches Thier, das zwischen dem Nilkrokodil und dem des Ganges mitten inne steht. Ihm zunächst an Größe folgt der sechs bis sieben Fuß lange Bewak der Malayen, der Meniawak der Javanen, eine Monitorart, welche die Europäer fälschlich als Leguan bezeichnen. Sowohl die Eier dieser Eidechse, als die des Krokodils werden von den Eingebornen gegessen. Kleinere Saurier, die der Fliegen wegen in die Häuser dringen, sind auf Java häufig. Die Seeschildkröten sind durch einige Arten vertreten; sie liefern Schildpatt und ihr Fleisch wird als Delikatesse verzehrt. An Fröschen, Schlangen, Fischen und niederen Thieren ist kein Mangel. In manchen Gegenden werden die Stechmücken höchst lästig. Honig und Wachs werden von einigen wilden Bienenarten gewonnen; die Javanen aber beschäftigen sich nicht mit der Bienenzucht nach unserer Art.

Die richtige Ausnutzung für diese herrliche, großartige Natur zum Wohle der Menschen findet aber erst Statt, seit Java eine Kolonie der Holländer geworden ist. Die Eingebornen, die sich in Westjavanen und Ostjavanen oder Sundanesen scheiden, gewannen dem reichen Lande nur das ab, was zu ihren eigenen Bedürfnissen nothwendig war, und erst seit die Holländer durch ihr ungemein vernünftiges und höchst humanes System die Einwohner zur größeren Thätigkeit anhielten und alte Mißbräuche auszurotten begannen, ergossen sich die Schätze Java's auch nach Europa. Früher aber schon war es das merkwürdig thätige Volk der Chinesen, das auf Java festen Fuß faßte und als Handels-

vermittler auftrat. Auch die über den ganzen ostasiatischen Archipel und die hinterindische Halbinsel zerstreuten eingewanderten Malayen finden wir auf Java, während die zuerst nach dem Osten eingewanderten Hindu und die später als Eroberer und Verkündiger eines neuen Glaubens auftretenden Muhamedaner allmälig in der Urbevölkerung aufgegangen sind, wenngleich ihre Beimischung sich noch in den edleren Gesichtszügen der Ostjavanen erkennen läßt, während die Bewohner des Westens weniger feine Physiognomien zeigen.

Sultan von Dschokdschokarta.

Während Java im Beginn unsers Jahrhunderts nur eine Einwohnerzahl von etwa 4,800,000 Seelen hatte, weist der Census vom 1. Januar 1864 die stattliche Zahl von 13,649,680 Köpfen auf, wobei Madura mit eingerechnet ist. Es entfallen danach etwa 5000 Seelen auf die Quadratmeile, und Java muß hiernach mit zu den bevölkertsten Ländern der Erde gerechnet werden. Unter dieser Bevölkerung befinden sich indeß nur 26,460 Europäer und etwa 156,388 Chinesen.

Der Flächeninhalt aller von der holländischen Regierung unmittelbar verwalteten Länder des ostasiatischen Archipels beträgt nahezu 28,000 Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von 24 Millionen Menschen. Die Zahl der Europäer ist nur eine geringe; im Allgemeinen nimmt man an, daß nur einer auf eine Quadratmeile der Besitzungen fällt.

Geräuschlos arbeitet die holländische Regierung an der Ausbreitung ihrer Macht im indischen Archipel und an der Befestigung ihrer Stellung unter den Eingebornen fort. Die heimischen Fürsten auf Java sind allesammt von den Holländern mediatisirt worden und nur zweien der Potentaten hat man einen gewissen Pomp und Anschein von Macht und Geltung gelassen. An ihrem Hofe fehlt es weder an zahlreichem Gefolge, noch an Tänzerinnen, Leibwachen und Trabanten. Turniere wechseln mit Stiergefechten und Tigerhetzen, aber ernstere Dinge finden keinen Platz an den Höfen von Solo (Surakarta) und von Dschokdschokarta, wo die „Kaiser", d. h. die Sultane oder Fürsten, ihre Scheinherrschaft führen, überwacht von einem holländischen Residenten, genau so, wie die Engländer die heimischen Fürsten Ostindiens überwachen. Die Verhältnisse Java's sind durchaus friedlicher Natur und auch auf anderen Inseln des Archipels, wo bisher die Willkür kleiner Tyrannen herrschte, sehnt sich das Volk nach einer ähnlichen Stellung, wie die Bevölkerung Java's sie bereits besitzt.

Javanische Tänzerin. (Nach Raffles.)

Und so sehen wir denn zu unserer Verwunderung nach dem Zeugnisse wahrheitsliebender und gewissenhafter Beamten, daß viele bis jetzt noch unabhängige oder nur in sehr mittelbarem Verhältniß zur Regierung stehende Völkerschaften das lebhafte Verlangen an den Tag legen, unter den unmittelbaren Schutz der Regierung zu gelangen und von der Willkürherrschaft einheimischer Fürsten und Beamten befreit zu werden, die ihre Stellung und ihr Amt nur mißbrauchen, um die Früchte des fremden Fleißes zu ernten. Es muß in die Augen fallen, daß gerade jene Völker, welche am innigsten mit der holländischen Regierung verbunden sind und in deren Distrikten holländische Beamte — freilich in Verbindung mit Eingebornen — die Verwaltung und die Rechtspflege des Landes führen, mit den Segnungen des Friedens am meisten begabt sind. Dabei nimmt deren Seelenzahl mit Riesenschritten zu; Handel und Industrie sind im fortwährenden Steigen begriffen, die Gesittung und Moralität heben sich und weder die Sprache noch die Religion der Väter wird aufgegeben; die alten Sitten sind, insofern sie nicht durch die

Fortschritte als veraltet erscheinen, geehrt; die Geschichte und die Denkmäler früherer Zeiten werden sorgfältig gepflegt. Man läßt die Nationalität nicht nur als ein Gegebenes bestehen und sucht sie nicht zu unterdrücken, sondern man faßt sie als einen lebendigen, organischen Bestandtheil des Völkerlebens auf und sucht ihr Wachsthum und ihre Entwicklung zu fördern. Der Javane hat nicht aufgehört Muhamedaner zu sein; er ist es jetzt nur in einem besseren Sinne als früher, indem er weniger abergläubisch, dafür intelligenter und moralisch besser geworden ist als ehedem. Bei aller Ruhe und allem Fortschritt, die sich überall in den holländischen Kolonien offenbaren, fehlt es jedoch keineswegs an Zwischenfällen, welche vorübergehende Störungen verursachen. Hierhin ist vor Allem die Aufregung zu rechnen, in welche im Jahre 1860 die Preanger Regentschaften auf Java durch die religiöse Schwärmerei eines gewissen Hadschi Harum versetzt wurden. Er predigte eine Lehre, welche geeignet ist, Denjenigen, der über dieselbe allzueifrig nachdenkt, in Melancholie zu versetzen und selbst zum Wahnsinn zu bringen. Zu wiederholten Malen belegte der Adipati diesen religiösen Schwärmer, der selbst die mittelbare Ursache des Todes eines seiner Schüler war, mit Gefängnißstrafen, ohne daß es möglich war, seinem gefährlichen Treiben ein Ende zu machen. Deshalb wurde vom Gerichtshof in Uebereinstimmung mit dem Pangsulu (inländischem Rechtsgelehrten) beschlossen, genannten Hadschi nach der Residentschaft Timor zu verbannen. Wir führen diesen an sich wenig bedeutenden Vorfall deshalb an, um dem Leser durch ein Beispiel zu zeigen, wie die Volksreligion geschätzt, den eingeborenen Beamten hinlängliche Macht zur Ausübung einer billigen Justiz gelassen ist und daß endlich selbst in Fällen, wo ein strengeres strafrechtliches Einschreiten nöthig ist, mit möglichster Milde zu Werke gegangen wird.

Westseite des großen Tempels von Sabang.

Die religiöse Schwärmerei und der Aberglaube äußern sich überhaupt bei den Javanen nicht selten durch sonderbare Handlungen, doch haben dieselben schon

seit langer Zeit keine politische Gefährlichkeit mehr, oder die Regierung weiß durch kluges Verhalten denselben zuvorzukommen. Als der General-Gouverneur vor einigen Jahren mehrere Residentschaften Java's bereiste, wußte in der Residentschaft Pekalongan ein gewisser Dscho Seputro eine große Anzahl der Bevölkerung zu dem Glauben zu überreden, daß im Gefolge des General-Gouverneurs ein böser Geist sich befinde, der Unglück über die Länder brächte, durch welche jener ziehe. Ohne daß strenge Maßregeln ergriffen wurden, beschwichtigte man die leichtgläubige Menge und machte den religiösen Schwärmer unschädlich. —

In den Abschnitten, die speziell über Java handeln, werden wir öfter Gelegenheit haben, davon zu sprechen, wie der Javane noch mit großer Verehrung von den Herrschern der Vorzeit redet und daß er die Abkömmlinge der alten Könige trotz ihrer jetzigen Machtlosigkeit und ihrer Neigung zur Willkürherrschaft noch heutigen Tages in hohem Grade verehrt. Die Regierung ist weit entfernt, diese Erinnerungen an vergangene nationale Größe ersticken zu wollen, sondern hält die Denkmäler aus früherer Zeit hoch in Ehren und giebt neuen Ortschaften, Gebäuden, Fahnen oder Korporationen Namen von berühmten Personen aus der javanischen Geschichte. Im Jahre 1860 wurde der Name der Ortschaft Kaboh in der Residentschaft Surabaja, einem Verlangen der Bevölkerung gemäß, in jenen von Modscho-Kasri umgewandelt. Noch viele Ortschaften jener Gegend tragen den glückbringenden Beinamen „Modscho", der den Javanen an die längst verschwundene, aber in der Bevölkerung noch fortlebende alte Hauptstadt Modschopahit erinnert, während die Tempelruinen von Sabang, wo ein großer und kleiner Tempel noch heute die Aufmerksamkeit mancher Alterthumsfreunde an sich ziehen, an die beste Zeit altjavanischer Kunstblüte erinnern.

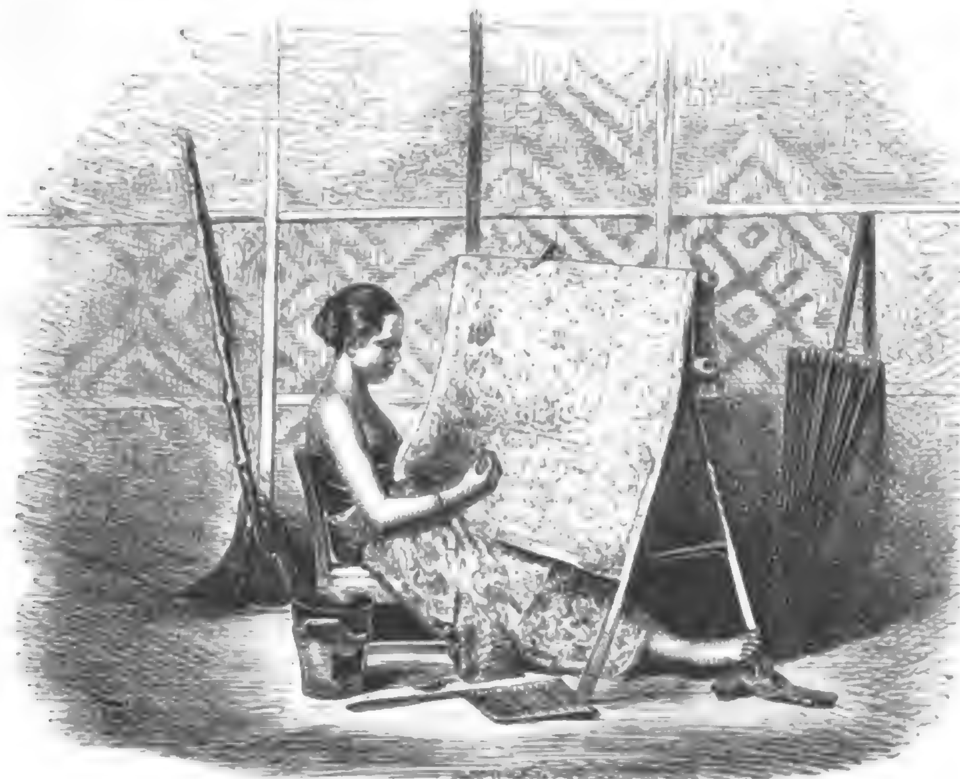
Die Vertheidigung der ausgedehnten Besitzungen der Niederländer im ostasiatischen Archipel ist einem Heere von 29,000 Mann anvertraut. Kaum die Hälfte desselben, nämlich 12,000 Mann, besteht aus Europäern. Der Nationalitätsausweis der europäischen Truppen für das Jahr 1860 führt folgende Zahlen an: Holländer 7355, Deutsche 1476, Belgier 1228, Schweizer 2109, andere Europäer 601, weiße Kreolen 238, Farbige 869. Unter den letzteren finden wir 29 Offiziere. Die Deutschen stellen 80 Offiziere, doch ist diese Zahl gegen frühere Jahre gering zu nennen, da man in letzter Zeit mit der Aufnahme deutscher Aerzte, die als „Gesundheitsoffiziere" zu den Offizieren gehören, aufgehört hat. Die medizinische Schule in Utrecht bildet jetzt genug Einheimische aus, um alle Stellen mit diesen zu besetzen.

Auch die Werbungen von Soldaten im Auslande sind jetzt eingeschränkt worden, wozu der im Jahre 1860 ausgebrochene Aufstand der Schweizertruppen Anlaß gab. Der europäische Theil der Garnisonen zu Samarang, Surakarta und Dschokdschokarta bestand größtentheils aus Schweizern, die unter König Franz II. von Sicilien gedient hatten und, als dieser vertrieben wurde, in holländische Dienste traten. Schon im Januar 1860 zeigten sich unter diesen Truppen meuterische Vorzeichen, es fanden Desertionen Statt, und die Schuldigen mußten bestraft werden. Im August wiederholte sich die Verschwörung, doch glückte es

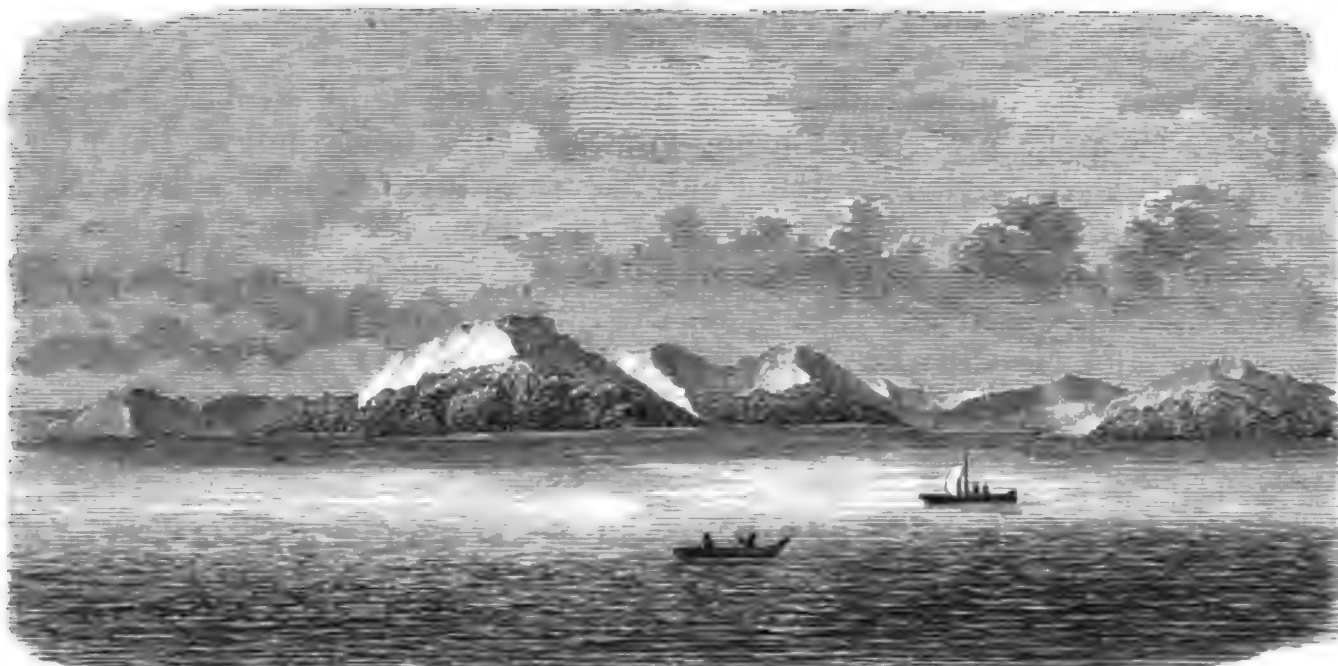
diesmal der Wachsamkeit der Militärbehörden nicht, dem Aufruhr durch zweckmäßige Maßregeln zuvorzukommen.

Am 17. August, wenige Tage nachdem zu Surabaja 15 Schweizer mit den Waffen desertirt waren, brach zu Samarang in der sogenannten Württembergischen Kaserne ein Aufruhr aus. Die Absicht der Meuterer war, die Wachen zu überrumpeln und zu tödten, die Gefangenen zu befreien, sich der Kasse zu bemächtigen und sich dann mit ihren Kameraden im Fort Willem I. und mit den übrigen Garnisonen zu vereinigen. Obwol der Plan schon zur Reife gediehen war, so erhielt der Militär-Kommandant doch noch etwa eine Viertel-Stunde vor der beabsichtigten Ausführung der That Nachricht von dem frevelhaften Vornehmen und traf seine Maßregeln in so zweckmäßiger Weise, daß die Aufrührer nach einem kurzen Gefechte mit den treu gebliebenen Soldaten in ihre Zimmer zurückgedrängt wurden. Obwol sie beständig von den Fenstern aus auf das die Kaserne umringende Militär feuerten, so sahen sie doch bald das Verzweiflungsvolle ihrer Lage ein und ergaben sich. Nach einer vom Kriegsrathe angestellten Untersuchung wurden 14 Anstifter des Aufruhrs für schuldig befunden und 9 derselben zum Tode verurtheilt.

Eine wichtige Rolle spielt bei der Vertheidigung der niederländischen Besitzungen auch die Marine. Im Jahre 1860 waren im indischen Archipel 27 größere Kriegsschiffe in den verschiedenen Gewässern stationirt, unter welchen sich 18 Dampfschiffe befanden. Bemannt waren diese Fahrzeuge mit 2700 europäischen und 800 indischen Seeleuten. Außerdem besteht die sogenannte „Koloniale Marine", Fahrzeuge, welche in Indien gebaut sind und nicht nach Europa segeln, aus 70 kleineren Segelschiffen und Dampfbooten.



Javanische Stickerin.



Insel Dwars in de Weg. (Originalzeichnung.)

Erstes Kapitel.

Durch die Sunda-Straße nach Batavia.

Die Südwestspitze Java's. — Das Traverseiland. — Die Sundastraße und ihre Inseln. — Koralleninseln. — Inseln mit steilen Ufern. — Vulkanische Inseln. — Matrosen-Sagen. — Das Städtchen Andscher. — Der Birmah oder Früchteverkäufer. — Ungünstiger Wind. — Land- und Seewinde. — Veränderung der Küste. — Alluvialgrund. — Das Eiland Onrust. — Rhede Batavia's. — Das chinesische Boot. — Batavia. — Gesundheitszustand. — Weltevreden. — Privathäuser. — Javanisches Mittagsmahl. — Meester Cornelis. — Tänzerinnen. — Ostindische Beamte. — Statistik der Bevölkerung Batavia's. — Kambong China. — Historische Skizzen. — Bartholomäus-Nacht in Batavia.

Sechzig Tage waren seit unserer Abfahrt von Rio Janeiro verflossen, während welcher Zeit sich uns nur der Anblick des einsamen, unendlichen Meeres darbot, mit seinen hochgehenden, schäumenden Wellen, über denen das blaue Himmelsgewölbe sich aufthürmt. Am 4. Juli 1840 erblickten wir endlich das heißersehnte Land. Es war die Südwestspitze Java's, die sich steil aus der blauen Flut erhob, und die man mit dem Fernrohr bald als ein waldbedecktes Gebirge erkannte, an dessen Fuße ein gelber Sandstreifen sich hinzog, gegen welchen die schäumende Brandung anschlug. Bald sahen wir das Festland mit bloßen Augen, während zugleich mehrere große und kleine Inseln wie grüne Sträuße aus dem Meere hervortauchten. Die größte dieser Inseln, der wir uns noch an demselben Tage bis auf eine halbe Meile näherten, war die Travers-Insel. Es neigte sich der Tag, die dunkeln Wälder der nahen Küste, an der keine Spur eines menschlichen Wesens zu entdecken war, ragten hoch über unsere Masten empor; eine laue, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft wehte vom Lande gegen das Schiff und hie und da konnte man den Laut eines Papagei's oder eine andere thierische Stimme vernehmen.

Je mehr wir am folgenden Tage nordwärts und tiefer in die Sunda-Straße, die große Pforte des Ostens, drangen, durch welche fast alle nach dem Indischen Archipel, sowie nach China und Japan segelnden Schiffe passiren, desto zahlreicher wurden die uns umgebenden Inseln und desto kleiner wurden die Wellen, so daß unsere Reise einer Lustfahrt durch einen Binnensee glich, dessen frische, von der Tropensonne erleuchteten Gestade wie ein Panorama an uns vorüberzogen.

Man kann die Sunda-Straße in Bezug auf ihre Wichtigkeit für die Schifffahrt mit dem Kanal zwischen England und Frankreich vergleichen. Während aber den nordischen Kanal und die angrenzenden Küsten dicke Nebelschichten bedecken, legt sich hier der meist reine, tiefblaue Himmel über das Meer und das in der Tropensonne brütende Waldgebirge. An der britannischen Küste sieht man das ziemlich niedrige Kreide-Gebirge der sekundären und tertiären Formation, hier sind es vulkanische Erhebungen mit der noch immer thätigen Alluvial- und Korallenbildung, also im Werden begriffene Ländermassen. An der britischen Küste endlich kündigt das Land mit seinen unbewaldeten, aber mit Häusern bebauten Feldern und Straßen bedeckten Höhen eine alte, fortschreitende Kultur an, während hier der Boden sich noch in seinem jungfräulichen Zustande befindet.

Die Sunda-Straße hat eine trichterförmige Gestalt. Wenn man die Südspitze Java's passirt hat, so verringert sich die Breite derselben mehr und mehr, bis man in die Nähe der Landecke Andscher mit dem Städtchen gleiches Namens gelangt, dem Sitz eines holländischen Residenten und dem ersten bewohnten Punkt, den man auf der Fahrt durch die Sunda-Straße entdeckt. Von hier aus erblickt man auch den östlichsten Punkt Sumatra's, nämlich den hohen Kegel der Lampongspitze.

Die sämmtlich unbewohnten, aber durch ihre prachtvolle Vegetation, ihre Berge und Küstenbäche so einladend auf den armen, in den engen Schiffsraum eingepferchten Seefahrer herüberschauenden Inseln der Sunda-Straße und der Nordostküste Java's kann man sowol dem äußern Anblick nach als in Bezug auf ihren innern Bau in drei Klassen bringen. Zunächst die flachen, scheibenartig auf dem Meere liegenden Korallen-Inseln, die im ganzen indischen Archipel zu Hunderten zerstreut sind. Auf solchen Inseln, die ihre Entstehung allein den Korallenthieren verdanken, werden weder Hügel noch ergiebige Quellen gefunden, dennoch bemerkt man mehrere Inseln in der Nähe der Javaküste, an deren Strande der Korallenbau sich deutlich kenntlich macht, in deren Centraltheil jedoch bedeutende Hügel und Felsen sich erheben, von welchen krystallhelle Quellen herabrauschen. Solche Inseln waren ursprünglich aus dem Meere hervorragende Felsen, wie es deren noch viele im indischen Archipel giebt, um welche sich später die Korallenthiere angesiedelt und einen breiten Gürtel gebildet haben, so daß im Laufe von Jahrtausenden aus der Bergspitze eine umfangreiche Insel geworden ist.

Eine zweite, von den Koralleninseln schon durch den Anblick verschiedene Klasse von Eilanden sind jene zwar flachen, aber mit steilen Ufern versehenen Eilande, die einer mäßigen Erhebung von Trachyt ihren Ursprung verdanken, aus welchen sich aber nirgends eine bedeutende Bergspitze erhebt. Ihre Ufer gleichen den Mauern einer jedem Angriffe trotzenden Festung und nur hie und da

zeigen sich einige größere Buchten, wohin die Schaluppe, will sie einen guten Landungsplatz erreichen, mit sicherer Hand gelenkt werden muß, um nicht an die nahen, von der Brandung beständig gepeitschten Felsen geschleudert und zertrümmert zu werden. Solche Inseln eignen sich vortrefflich zur Kolonisation, denn eine dicke Lage äußerst fruchtbarer Erde bedeckt in der Regel das nur am steilen Gestade noch nackt hervorgehende Gestein, während die gewöhnlich in sanfter Erhöhung aufsteigende Oberfläche der Insel ein üppiger Wald von riesenhaften Palmen und Laubbäumen bedeckt, zwischen denen schattige, mit hohem Alang-Grase bewachsene Plätze auftreten.

Mehrere, am Fuße kleiner, waldiger Erhöhungen entspringende Quellen vereinigen sich gewöhnlich zu einem Bach, der raschen Laufes sich ein tief ausgehöhltes Bett gräbt und als eine im Sonnenglanze schillernde Kaskade schäumend und rauschend in's Meer stürzt.

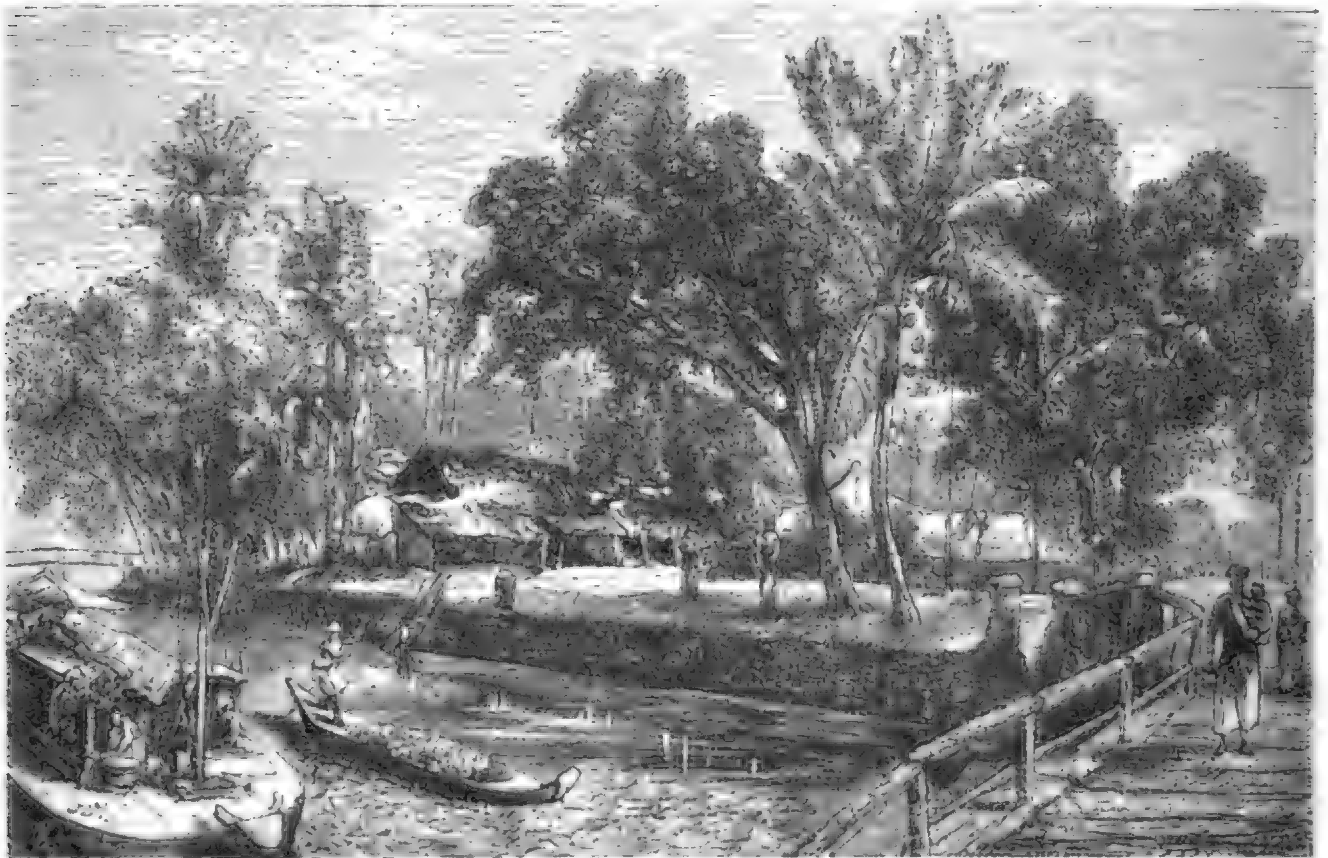
Die dritte, am meisten in's Auge fallende und den erhebendsten Anblick gewährende Inselgattung sind die kegelförmigen Trachyt- oder Basaltberge, die in beträchtlicher Höhe unmittelbar aus der bläulichen Meeresfläche emporstreben. In der Regel haben sie nur einen schmalen Küstensaum. Das sind eigentliche vulkanische Berge, wenn gleich nicht immer mit einem Krater versehene Vulkane. Solcher kegelförmigen Inseln zählt man in der Sunda-Straße vier. Es sind dieses in der Nähe der javanischen Küste das Prinzeneiland (Pulu Panahitan, Pulu = Insel). Der Gipfel des Berges mag etwa 3000 Fuß über der Meeresfläche liegen. Gegenüber dieser Insel in der Nähe der Sumatra-Küste erhebt sich eine ähnliche Berginsel, der Kaiserspik (Pulu Tuboan) am Eingange der Samanka-Bai; hinter ihr wölben sich in bläulicher Ferne die waldigen Gebirge Sumatra's. Das Eiland Dwars in de Weg (Quer im Wege, malayisch Pulu Beni) hat eben so wenig als das folgende einen breiten Küstensaum. In sanfter Erhebung zieht sich der düstere Wald unmittelbar vom Ufer aus bis zur Spitze, welche so ziemlich den Mittelpunkt der Insel bildet. Die Insel Krakatau, die vierte, liegt wie die vorhergehende, und da man gewöhnlich dicht an ihr vorbeifährt, so hat man Gelegenheit, die breiten Bergabhänge mit ihrer dichtgedrängten Waldung, aus welcher bisweilen das Geschrei eines Vogels herüberdringt, wohl zu betrachten und sich an der Majestät dieser Landbildung zu erfreuen.

Man denke sich das Staunen eines Holländers, welcher nie seine flachen Grasfluren verlassen hat und zum erstenmale nach viermonatlicher Fahrt auf dem einsamen Ozean diese aus dem Meer bis zur Wolkenregion hinanstrebenden Ländermassen mit ihrer eben so riesenhaften als fremden Vegetation erblickt! In der That hat auch die sonst nicht sehr thätige Phantasie des holländischen Seemanns manches Märchen über diese Insel ersonnen, wovon folgendes eine Probe bildet:

„Einst segelte ein Schiff an der Insel Krakatau vorbei; Alles sah hinaus, um dieses wundersame Land zu betrachten. Der Bootsmann aber, mit dem Anblick nicht zufrieden, sprang über Bord, schwamm an's Ufer und schweifte in den Wäldern der wüsten Insel umher, wo er zur Strafe für seine Desertion ewig herumirren muß. Die Schiffe aber, auf welchen man den Bootsmann von Kra-

katau pfeifen hört (die Bootsleute bedienen sich auf den Schiffen zu ihrem Kommando metallener Pfeifen), wird bald der Sturm ereilen oder ein Unglück wird sie betreffen.“ Aehnlicher auf die Sunda-Inseln bezügliche Matrosen-Märchen kursiren mehrere unter den holländischen Seeleuten.

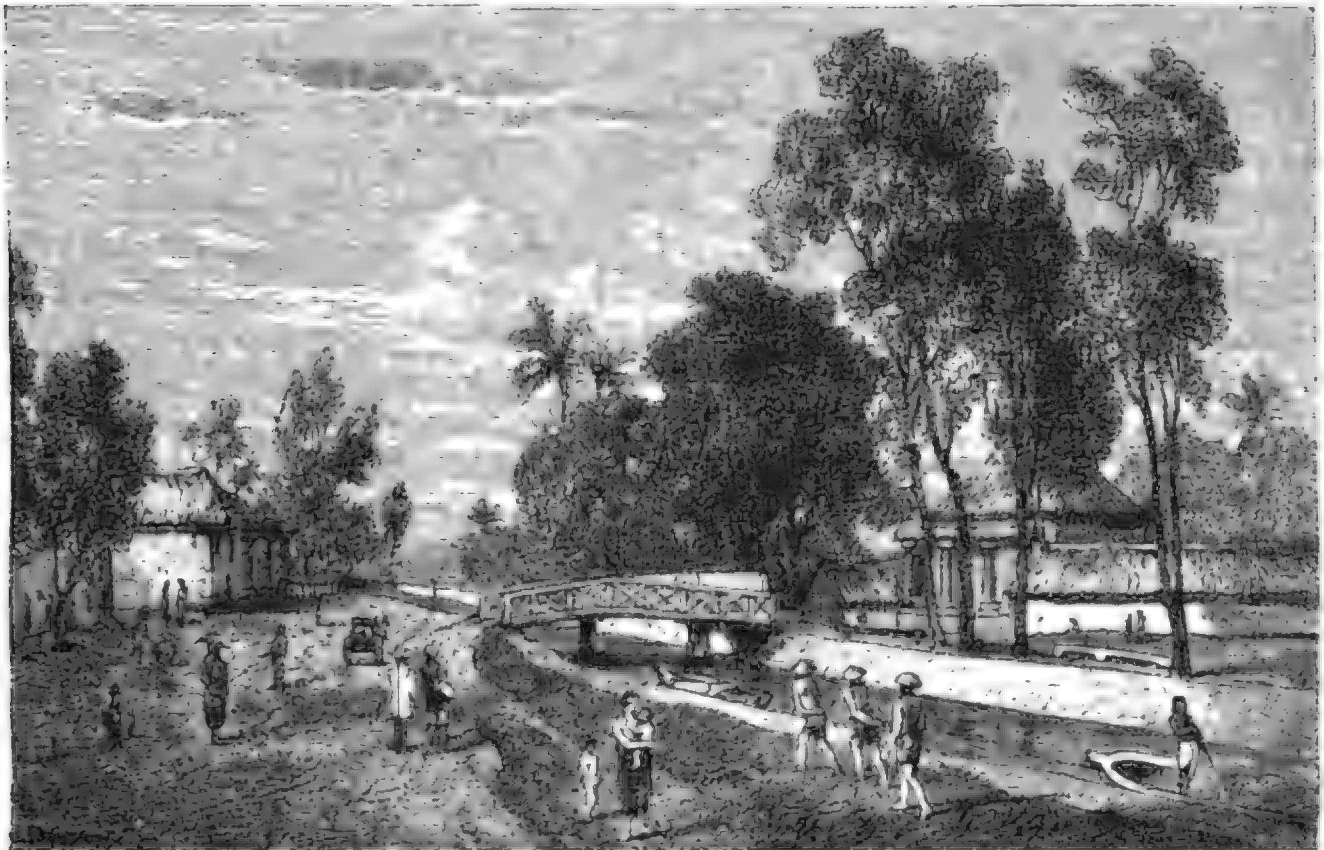
Das Städtchen Andscher besitzt ein kleines Fort, von wo aus beständig eine Wache nach den ankommenden oder vorbeisegelnden Schiffen aussieht (Uitkijk). Nicht selten wünscht der Kapitän oder Kommandant eines Schiffes einen Lootsen, der das Schiff längs der Küste bis auf die Rhede von Batavia bringt; dieser Wunsch wird dann durch eine aufgehißte Flagge zu erkennen gegeben.



Am Kanal in Batavia. Aus der Reise der Fregatte „Novara.“

Aber auch ohne daß ein solcher Begleiter an Bord kömmt, bemerkt man bald, daß die Ankunft eines europäischen Schiffes am Javastrande nicht unbeachtet geblieben ist. Denn alsbald stößt ein winziges, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehendes Schiffchen vom Ufer, das zur Erhaltung des Gleichgewichtes sich der Bambusstangen bedient. Man hält das kleine Ding in der Ferne anfangs für einen Vogel, aber das bewaffnete Auge entdeckt einen inländischen Kahn. Drinnen sitzt ein halbnackter Bewohner eines Küstendorfes, der, das Kriegsschiff von ferne erblickend, sogleich sein kleines Fahrzeug mit den ihm zu Gebote stehenden Vorräthen füllt, um sie auf dem Schiffe zum Verkaufe anzubieten. Er rudert direkt auf dasselbe zu und kommt am Hintertheile an, wo ihm ein Seil zugeworfen wird, durch welches er sich nun ziehen läßt. Solche Früchteverkäufer heißen Birmah und ihre Fahrzeuge Tambangan. Außer goldgelbem Pisang, saftigen Pompelmusen,

stachligen Ananassen und Kokosnüssen bringt unser Birmah auch öfter Gegenstände aus dem Thierreich, gewöhnlich einen Affen von der Gattung Cercopithecus oder Galeopithecus, oder auch einen Kakadu, den die neugierigen Schiffsleute besehen und für ein Geringes käuflich an sich bringen können. Der Birmah ist gewöhnlich der erste Eingeborne, den der neue Ankömmling aus Europa zu Gesicht bekommt. Seine Hautfarbe ist gelbbraun, seine Haare schwarz, doch nicht gekräuselt, und mit einem Kopftuche umwunden. Die Augen sind schwarz und lebhaft, die Backenknochen hervorstehend, die Nase platt gedrückt, der Mund zahnlos, in Folge des in Indien allgemein eingeführten Gebrauches des Abfeilens der Zähne, sobald beide Geschlechter in die Jahre der Reife gekommen sind.



Kanal in Weltevreden. Aus der Reise der Fregatte „Novara."

Der Wind war unserer Fahrt keineswegs günstig. Denn im Monate Juli herrscht in jenen Regionen der Ost-Musson, während dessen die Luftströmung unaufhörlich zwischen Südost und Nordost schwankt, so daß sie gerade von jener Gegend herwehte, wohin wir uns begeben mußten. Dieser Umstand, der dem Seemanne so ungünstig ist, bietet dem wißbegierigen Reisenden große Vortheile, denn man ist genöthigt, von den Landwinden, die sich nur wenige Meilen weit in's Meer erstrecken, Gebrauch zu machen, um dennoch nach Osten vorzurücken. Indem man daher stets ziemlich nahe an den Küsten sich halten muß, hat man Gelegenheit, ihre wechselnden Formen, die weiter hinten ausgebreitete Landschaft und die in der Nähe der Küste aufsteigenden Felsen und Eilande zu besehen. Die erquickendste Zeit während einer Küstenfahrt im Tropenlande ist der kühle Morgen.

Frisch bläst der Landwind von den waldgekrönten Häuptern der noch in Nebel gehüllten Gebirge herab und treibt das Schiff auf fast glatter Oberfläche vorwärts. Auch die nahe Küste bedeckt noch der Schleier der nächtlichen Dünste. Da zeigt sich die feurige Morgenröthe am östlichen Meeres-Rande und bald darauf erglühen das Land und das Meer mit seinen Inseln im Sonnenstrahl. Man wünscht sich Flügel, um über das beengende hölzerne Gerüst an's Land sich zu begeben und im kühlen Morgenthau jene Höhen zu erklimmen, von welchen wol die lockendste Aussicht über Land und Meer sich ausbreiten mag. Bisweilen nähert sich das Schiff der Küste so sehr, daß der Reisende die Hütten der Eingebornen erkennen kann, die, von hohen, schlanken Kokospalmen beschattet, einen ungemein reizenden Anblick gewähren.

Nachdem wir vor der quellenreichen Insel Pulu Babi vorbei bis zur Nikolasspitze (dem nördlichsten Punkte Java's) gekommen, sahen wir die Küste allmälig sich verflachen und auch das Central-Gebirge verlor sich hinter den Wäldern von Avicennien und Rhizophoren, deren Wurzeln von der Meeresflut bespült werden. Die Farbe des Meerwassers zeigt an, daß seine Tiefe abgenommen und Schlammtheile aus dem nahen Alluvialboden sich in ihm auflösten. Die zahlreichen kleinen Inseln, die von nahe und fern noch immer über die Meeresfläche sich erheben, sind sämmtlich unbewohnte Koralleninseln und selten nur entdeckt man hinter Pisanggebüschen eine einzelne Bambushütte auf denselben. Eine Ausnahme von diesen unbewohnten Eilanden macht die drei Meilen von der Rhede Batavia's entfernte kleine Insel Onrust (Unruhe). Schon ihr Name lehrt, daß dort die einsame Stille der übrigen Inseln einem emsigen Treiben menschlicher Einrichtungen Platz machte. Es befindet sich nämlich auf dieser Insel eine Schiffswerfte und Hunderte von chinesischen und javanischen Arbeitern sind beschäftigt, theils Schiffe auszubessern, sie mit neuen Kielen oder Masten zu versehen, oder auch neue Schiffe zu bauen. Im Umkreise der Rhede von Batavia zählt man siebzehn größere und kleinere Inseln, welche sämmtlich nur mit Waldung oder Alang-Gras bedeckt sind und die Namen von holländischen Städten, wie Enkhuisen, Amsterdam, Schiedam, Rotterdam ꝛc. tragen.

Der Anker fällt endlich mitten unter den bunt beflaggten Schiffen der verschiedenen Nationen, durch welche der neue Ankömmling sich schlängelnd einen passenden Platz suchen muß. Um das majestätische Kriegsschiff, das wie ermüdet von der fast 4000 Meilen langen Fahrt stille steht und sanft sich an der Ankerkette wiegt, scharen sich zahlreiche Kähne, die jedoch, weit entfernt als zudringliche Wegelagerer zu erscheinen, vielmehr die Neugierde des eben angekommenen Europäers auf's Höchste erwecken. Den Birmah in seinem kleinen Kahne mit seinem bunten, einladenden Waarenlager haben wir bereits bei Andscher kennen gelernt. Der batavische Birmah bringt uns auch Gemüse verschiedener Art, Bohnen-Arten, spanischen Pfeffer (Capsicum annuum), Papayer (Carica papaya). Andere Kähne sind bereit, für geringe Belohnung einen der Schiffsbewohner an's Land zu bringen.

Während aber die Kähne der Malayen still neben dem Schiffe liegen und auf den von dorther kommenden Ruf warten, besteigt der Besitzer eines größeren

Fahrzeuges selbst das neu angekommene europäische Schiff und wendet sich mit schmeichelndem Lächeln an die auf dem Verdecke befindlichen Offiziere und Mannschaften, indem er sie in gebrochenem Holländisch anredet. Seine gelbe Hautfarbe, die schiefen, nach innen gekehrten Augenspalten, der lange Zopf und das weiße, über die Beinkleider fallende Hemd lassen ihn sogleich als einen Chinesen erkennen. Er kennt mehrere Schiffsbewohner, die schon einmal oder öfter die Reise herwärts unternommen, persönlich, und redet sie als alte Bekannte an. Geschäftig läuft er von den Kajüten des Kommandanten und der Offiziere bis zu den im Zwischendeck wohnenden Matrosen und Schiffsjungen, von einem jeden Bestellungen der verschiedensten Art annehmend, die er in der Regel mit der größten Pünktlichkeit besorgt. Nicht nur Lebensmittel, Schreibmaterialien und Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, sondern auch Kleider, Wäsche, Ellen-, Gold- und Silberwaaren, chinesische, indische und europäische Produkte der Industrie bringt er auf Bestellung an Bord, wozu ihm nöthigenfalls der Kredit, den er bei seinen Landsleuten am Lande genießt, behülflich ist. Sieht man sich näher auf der Rhede um, so bemerkt man bald, daß die Chinesen nicht nur als Handelsleute und Botschafter figuriren, sondern daß sie auch als Handwerker und Werkführer bei Schiffsbauten keine geringe Rolle spielen. Hat ein Schiff eine Reparatur nöthig, so sind es in der Regel chinesische Zimmerleute und Arbeiter, welche das Werk vollenden. Als Vergolder und Bildhauer für die innern Verzierungen der Schiffe haben sie sich in Ostindien einen besondern Ruf erworben. Man sieht daher schon bei der Ankunft auf der Rhede, daß die Chinesen im indischen Archipel nicht wenig für den Verkehr und die Kultur beitragen, und besonders den Europäern, welche nur in geringer Anzahl vorhanden sind, als Arbeiter, Handwerker und Handelsleute für den innern Verkehr außerordentlichen Nutzen gewähren. Denn die etwas indolenten Javanen und Malayen sind selbst nach Jahrhunderte langem Verkehr mit den Europäern nur mühsam über die Schranken ihrer vaterländischen Kultur hinausgegangen; es fehlt ihnen besonders das Schmiegsame im Geiste und Charakter, sowie das Talent und die Gelenkigkeit in Ausführung von Geschäften, wodurch der Chinese sich auszeichnet.

Unter den auf der Rhede liegenden Schiffen bemerkt man nicht selten eines, dessen dünne, nicht sehr hohe Masten mit wenigen, aber großen Segeln und vielen bunten Flaggen unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Es ist eine chinesische Dschunke, welche, von den Küsten des himmlischen Reiches kommend, durch die chinesische See hierher gesegelt ist, theils um Waaren zu bringen, theils um Auswanderer an den Ort ihres künftigen Aufenthaltes zu befördern. Alljährlich wandert nämlich eine große Anzahl Chinesen in Java ein, um sich dort anzusiedeln; doch sorgt die holländische Regierung, durch traurige Erfahrungen belehrt, dafür, daß diese Zahl die festgesetzte Norm nicht übersteigt, in welchem Falle die himmlischen Gäste gebeten werden, sich für dieses Jahr vom indischen Reiche Java's noch ferne zu halten.

Eigenthümlich ist die Bauart des chinesischen Schiffes. Statt des vorn scharf zulaufenden Kiels, wodurch die europäischen und amerikanischen Schiffe die

andringende Welle geschickt durchschneiden, enden die chinesischen Dschunken mit einer breiten Fläche, ähnlich den holländischen Koffen, ohne jedoch wie diese den Wellen breite und feste Seitenflanken entgegenzusetzen. Daß durch diese Bauart die Gefahr der Zertrümmerung oder des Eindringens des Wassers in's Innere des Schiffes vergrößert wird, ist einleuchtend. Im Innern der chinesischen Dschunke bemerkt man eine Uebervölkerung, die an das menschenreiche Vaterland der Schiffsbewohner erinnert. Ein bunt bemaltes Gitter- und Bretter-Werk trennt die einzelnen kleinen Räume von einander, in welchen sich verschiedene, aus chinesischen Industrie-Erzeugnissen bestehende Waarenlager befinden.

Verlassen wir die Wasserstadt mit ihren beweglichen Palästen und Wohnungen, sammt den zahlreichen beflaggten hölzernen Thürmen, und begeben uns an's Land, nach der Hauptstadt des Ostens, indem wir mit der Schaluppe durch den langen, mit vieler Mühe und Unkosten erbauten, doch durch die anstürmenden Wellen öfter wieder zerstörten Hafen fahren. Hinter einigen riesigen Tamarinden, die Ueberbleibsel des hier einst ausgebreiteten dichten Waldes, schauen die glänzend weißen Mauern eines Gebäudes hervor, das als Wirthshaus und Absteige-Quartier für die von und nach der Rhede Fahrenden dient, und wo man sich gewöhnlich einen Wagen für die Fahrt nach der Stadt miethet, denn ein Spaziergang durch die Stadt am hellen Tage gilt für einen Europäer als unschicklich.

Das eigentliche, alte Batavia ist gegenwärtig von Europäern nicht mehr bewohnt. Wir finden dort viele Ruinen von ehemaligen großen Gebäuden, aus denen gegenwärtig Kaktusgewächse, Aloe und Bambu hervorwachsen. Auch von den alten Stadtmauern, den zahlreichen Kanälen, welche die Stadt durchschnitten, finden wir, und zwar zum Glück für die Bewohner, keine Spur mehr. Denn gerade die Mauern und Kanäle der Stadt, verbunden mit der für ein Tropenklima wenig passenden Bauart der Häuser, sowie endlich die Nähe ausgebreiteter Sümpfe, erfüllten ehemals die Luft in der Stadt mit verderblichen Gasen, welche die Sterblichkeit der Bewohner in fürchterlicher Weise vermehrten, so daß Batavia mit Recht in äußerst üblem Rufe in Bezug auf Gesundheitsverhältnisse stand. Vergebens suchte die Ostindische Compagnie im vorigen Jahrhundert die ungeheure Zahl der in Batavia allmonatlich vorgekommenen Todesfälle zu verheimlichen, die Menge der dahin Gereisten, welche nicht mehr zurückkehrten, war zu groß, als daß die Verderblichkeit des dortigen Aufenthaltes ein Geheimniß bleiben konnte. Wie gegenwärtig noch die Bai von Benin an der Westküste Afrika's wegen ihres ungesunden Klima's verrufen ist, so konnte man auch damals von Batavia und der Umgegend sagen:

Kommst du von jenem Ort, so rechne dir's als Glück,
Denn Zwanzig sterben dort, bis Einer kehrt zurück.

Wir besitzen zufällig die Begräbnißlisten der verschiedenen Kirchhöfe von Batavia vom Jahre 1730—1752, aus welchen hervorgeht, daß im Jahre 1730 allein nicht weniger als 48,000 Begräbnisse zu Batavia stattfanden. Da aber die Einwohnerzahl in jenem Jahre 101,185 betrug, so ergiebt sich hieraus das ungeheure Sterblichkeitsverhältniß von 1 zu 2,02! Es ist jedoch zu bemerken, daß nicht alle zu Batavia Begrabenen Einwohner der Stadt waren, sondern daß auch

die auf der Rhede liegenden Schiffe ihr Kontingent zu den Todten lieferten. Immerhin aber können wir das Sterblichkeitsverhältniß in jener Zeit zu Batavia wie 1 zu 3 annehmen. Wir sehen daher, daß das Wort des Dichters „vom entsetzlichen Eiland, wo von jedes Schiffes Mannschaft, das ihm naht, die eine Hälfte stets die andere begräbt", für jene Zeit und für den kleinen Umkreis von Batavia nicht übertrieben ist, sondern mit der Wirklichkeit ziemlich übereinstimmt.

Während aber die verkehrte Einrichtung, die Hauptstadt Java's gerade in einer Sumpfgegend anzulegen, verbunden mit der Unkenntniß der höchst nachtheiligen Wirkungen der in Zersetzung übergehenden organischen Stoffe, welche durch die stagnirenden Gewässer der Kanäle in hohem Grade vermehrt wurden, ungemein verderblich auf die Bewohner Batavia's und der Umgegend einwirkte, wurde allmälig, in Folge genauer Kenntniß der klimatischen Verhältnisse und ihrer Einwirkung auf den Menschen, der Gesundheitszustand verbessert. Nicht nur die durch menschliche Irrthümer herbeigeführten nachtheiligen Einflüsse wurden beseitigt, sondern auch die durch die Bodenbeschaffenheit sich erzeugenden schädlichen Einwirkungen zum Theil wenigstens aufgehoben. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurden zuerst die Mauern der alten Stadt eingerissen, die Kanäle zugedeckt, Alleen in den Straßen angelegt, und, was die Hauptsache ist, alle Europäer verließen den Umkreis der Stadt und siedelten sich etwa eine halbe Stunde landeinwärts an einem Orte an, der schon 30—50 Fuß über der Meeresfläche liegt und den freien und kühlen Lüften, die von den Bergen Salak und Gedeh herabwehen, sowie auch andererseits den Seewinden ausgesetzt ist. Dieser Ort, wo noch gegenwärtig die europäische Bevölkerung ihre Wohnsitze hat, heißt Weltevreden (Wohlzufrieden). Da er den anmuthigsten und prachtvollsten Theil Batavia's bildet, so wollen wir uns mit unserm Wagen direkt vom Landungsplatz dahin begeben, in der alten Stadt aber, wo gegenwärtig nur Javanen, Chinesen und portugiesische Kreolen wohnen und die Gewölbe der europäischen Kaufleute (tokós) sich befinden, erst später etwas länger verweilen.

Alleen der schattenreichen **Ficus religiosa**, dann von **Hibiscus**-Arten mit goldgelben und weißen Blüten, sowie der **Erythrina indica**, führen uns durch die Straßen der alten Stadt nach dem schönen Weltevreden, wo jedes Haus für sich stehend, von prachtvollen Gärten umgeben, einer italienischen Villa gleicht, deren Bauart ganz dem Klima des Landes entspricht. Die Gebäude sind in der Regel nur ein- oder zweistöckig und besitzen zu ebner Erde einen Säulengang, der als Speiselokalität, sowie als Aufenthalt während des Tages und als Empfangszimmer dient. Dort befindet man sich beständig in freier Luft. Nur die Schlafgemächer sind wie unsere Zimmer geschlossen und nehmen die Eckräume des Hauses ein.

Außer den sehr geschmackvollen Privathäusern bemerkt man zu Weltevreden aber auch mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, die ebenfalls von blütenreichen Gebüschen umgeben und von den Wedeln hoher Palmen beschattet sind, unter welchen besonders die schöne Fächerpalme (**Corypha Gebang**) hervorragt. Auf dem großen, mit einem steinernen Löwen gezierten Waterloo-Platz befindet sich der Palast des General-Gouverneurs, das Post- und Admiralitäts-Gebäude,

sowie nicht weit davon, ebenfalls an einem großen Platze, das allgemeine Civil- und Militärhospital. Letzteres besteht aus vielen kleinen Gebäuden, zwischen welchen reizende Gärten angebracht sind. Jedes Häuschen enthält nur zwei oder drei Säle. Diese Anlage eines Krankenhauses ist für ein Tropenland sehr zweckmäßig und selbst nothwendig, da ein großes, mit vielen Sälen versehenes Gebäude nicht so leicht gelüftet, sowie auch nicht leicht verhindert werden kann, daß die unreine und verdorbene Luft von einem Krankensale in den andern strömt. Auch zwei reformirte und eine katholische Kirche befinden sich zu Weltevreden.

Ganz Neu-Batavia oder Weltevreden ist nichts als ein prachtvoller, mit Häusern und Palästen versehener Park, der keine Aehnlichkeit mit einer europäischen Stadt besitzt. Es kann auch Weltevreden in Bezug auf seine Bauart als ein Muster für die Städte innerhalb der Tropenzone gelten, wobei die Bewohner nicht nur eine gesunde, reine Luft athmen, sondern auch dem Schönheitsgefühl in wohlthuendster Weise entsprochen wird. Denn im Lande des ewigen Sommers, wo Flora's Kinder stets in festlichem Gewande sich zeigen, muß die Gartenkunst sich eng der Baukunst anschließen.

Wir passiren die schöne Straße Gunong Saharie und machen endlich Halt vor einem Gasthause, um darin das Mittagsmahl nach ostindischer Weise zu nehmen. Die Bauart des Gasthauses ist wie die eben beschriebene der übrigen Privathäuser. Für die Küche und die Dienerschaft sind eigene Gebäude aus Bambu im Hofraume angebracht. Der Wirth sowie die Gäste schlummern gegenwärtig auf ihren Lagern oder in bequemen, aus spanischem Rohr geflochtenen Lehnstühlen, denn die Mittagsstunden bringt in der Regel jeder Europäer in Ostindien schlafend zu. Was mich betrifft, so konnte ich mich dieser Sitte nie fügen, und obgleich auch ich mich des Mittags nur mit dem leichten Sarong und Kabaia, dem gewöhnlichen Nacht- und Morgen-Anzug, bedeckte, so konnte ich mich doch bei hellem Sonnenschein dem Schlafe nicht hingeben, sondern zog jede leichte Beschäftigung oder Lektüre dem Schlummer vor. Gegen 4 Uhr wird es endlich in den Häusern der Europäer lebendig. Man wäscht sich oder nimmt ein Bad und geht zu Tische. Die Hauptschüssel bildet der Reis, der, in wenig Wasser oder in Dampf weich gekocht, fast ganz trocken zur Tafel gebracht wird. Man vermengt ihn nun mit einer pikanten, gelben, aus der Keri-Wurzel bereiteten Sauce, welchem Gemenge man noch etwas zerriebenen spanischen Pfeffer (Sambal), gesalzene Eier, Gemüse und manches Andere beifügt. Hühnerbraten ist ebenfalls ein tägliches Gericht der ostindischen Tafel. Außerdem aber kommen auch Suppen, Schaf-, Kalbs- und Rindfleisch, verschiedene sehr feine Fischarten, sowie die dem Holländer unentbehrlichen Kartoffeln auf die Tafel. Was letztere anbelangt, so gedeihen sie ausgezeichnet auf Java, doch werden sie nur auf Bergabhängen und Hochebenen angebaut, die 2—3000 Fuß über der Meeresfläche liegen und sich eines gemäßigten Klima's erfreuen. Der Nachtisch endlich besteht in einer reichen Auswahl köstlicher Früchte, an welchen Java überreich ist. Ich erinnere mich, einst an der Tafel eines inländischen Pangerang (Fürsten) gesessen zu haben, auf welcher nicht weniger als 32 verschiedene Arten von Früchten standen.

Die Sonne hat sich indessen gegen den Horizont geneigt und die Zeit des abendlichen Spazierganges ist herangerückt. In Batavia füllen sich erst am Abend die Straßen mit Lustwandlern, und insbesondere sind es die Kreolinnen mit ihren weißen, luftigen Kleidern und mit ihren schwarzen Locken, die sich jetzt auf den Straßen zeigen. Ihre Hautfarbe hat verschiedene Nüancen, je nach dem Antheil, den die europäische, malayische oder mongolische Rasse an ihrem Stammbaum haben. Ihr Wuchs ist gewöhnlich schlank, ihr Körperbau üppig, und wenn auch ihre geistige Bildung nicht sehr befriedigt, so wissen sie doch durch allerlei Toiletten-Künste ihre Reize zu erhöhen und die Blicke ihrer Verehrer auf sich zu ziehen.

Straße in Neu-Batavia.

Auch die javanische Bevölkerung beginnt ihre Spiele erst am Abend, um dieselben in der Regel bis Mitternacht fortzusetzen. Wir wollen uns, da der Mond so hell die Landschaft beleuchtet, in der kühlen Abendluft nach dem Fort Meester Cornelis begeben, wo eine bedeutende javanische Bevölkerung sich angesiedelt hat; dort können wir Zeuge der abendlichen Unterhaltungen der Javanen sein.

Die Bambuhäuser der Javanen sind ungefähr so, wie sie auf ganz Java gefunden werden. Für den Javanen und Malayen giebt es kaum einen Unterschied zwischen Stadt und Land in Bezug auf seine Wohnung, nur die Umgebung eines javanischen Dorfes und den reizenden und nützlichen Dorfwald vermißt man in den städtischen Ansiedlungen.

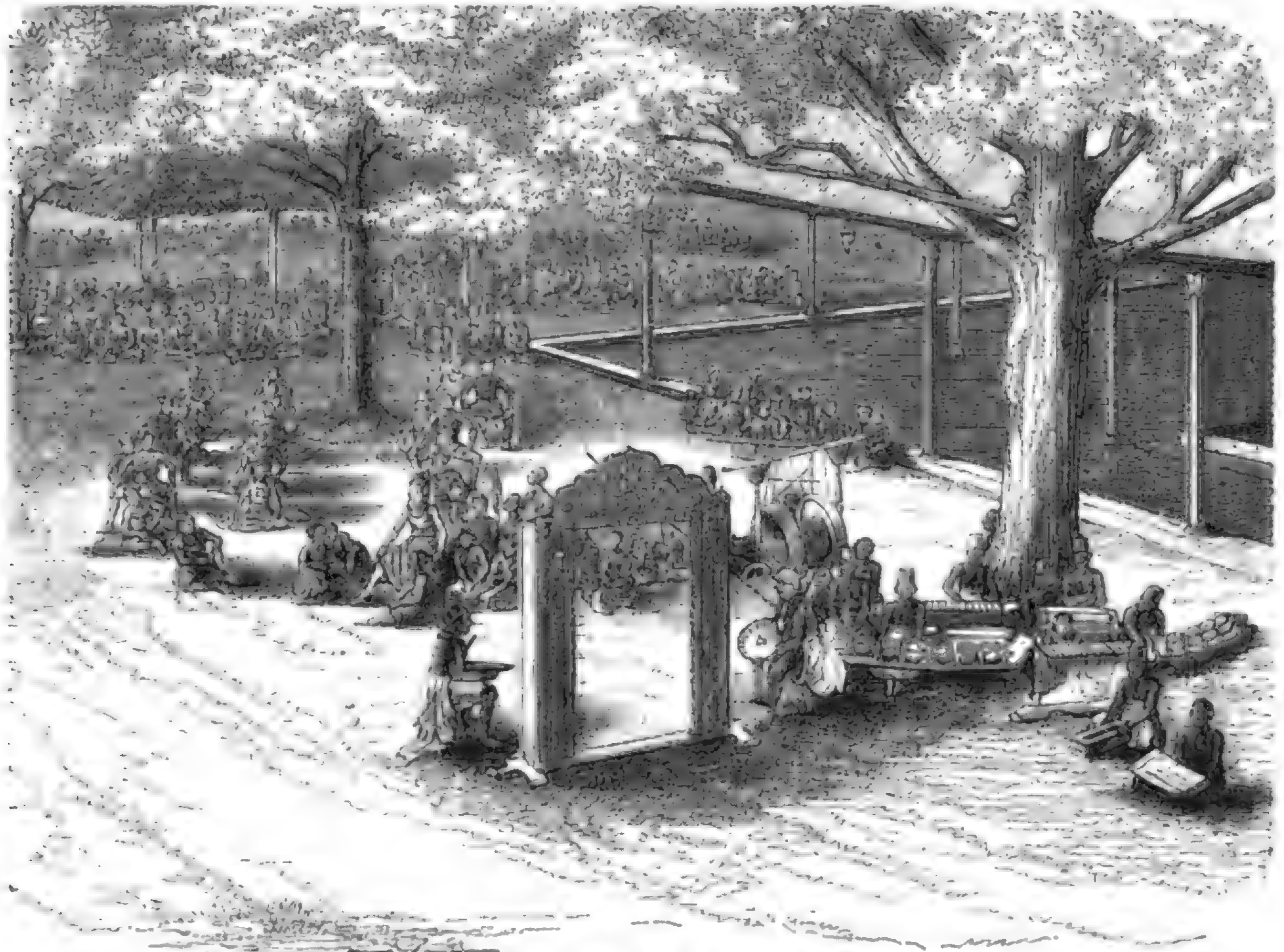
Da sitzt eine Anzahl Eingeborner in und vor dem Speisehause auf dem Boden oder auf hölzernen Pflöcken und beschäftigt sich mit Würfelspiel, während Andere, Siri kauend, müßig umherschauen und sich dem süßen Nichtsthun hingeben. Der Siri besteht aus dem scharfen und aromatischen Blatte des Betels (Piper Betle), der Nuß der Pinangpalme und etwas Kalk. Man bewahrt ihn in einer Dose auf, die bei den vornehmen Javanen aus Gold oder Silber, bei den weniger Bemittelten aus Holz verfertigt ist. Der Gebrauch des Siri-Kauens ist im ganzen Indischen Archipel, auf der Halbinsel Malakka, sowie auch weiter auf dem asiatischen Kontinent verbreitet.

Auf jenem größern, mit zerstreuten Palmen besetzten Platze ertönt eigenthümliche, etwas lärmende javanische Musik. Es sind die hellklingenden, mehr melancholischen als fröhlichen Laute des „Gamelang" oder „Gonggong", eines der gebräuchlichsten javanischen Musikinstrumente, die unser Ohr berühren. Der Gamelang besteht aus etwa 12—15 an einander gereihten messingenen Schüsseln von verschiedener Dicke, deren jede beim Anschlage einen andern Ton giebt, welche eine Moll-Skala bilden, die der javanische Musiker mit einem Bambustöckchen in einfachen Melodien ertönen läßt. Während wir bis jetzt nur Männer beobachteten, die Frauen aber züchtig in den Häusern blieben und sich vor den Blicken der Vorübergehenden verbargen, sehen wir hier eine Anzahl javanischer Schönheiten, deren Oberkörper bis zur Brust nackt ist; der übrige Körper ist nur mit einem bunten Sarong bekleidet, während um die Hüften eine rothe Schärpe weht, deren lange Enden sie in beiden Händen schwingen, um damit allerlei graziöse Stellungen und Tänze auszuführen. Je nach dem Takte der Musik sind ihre Bewegungen schneller oder langsamer, doch nie werden sie so toll, daß sie sich im wilden Taumel herumdrehen. Die Tänze werden von einer gewissen Ruhe und Anmuth getragen. Alle Tänzerinnen haben auf Java einen zweideutigen Ruf und bewerben sich besonders in den javanischen Städten um die Gunst der Europäer. Eine Reihe schöner Zähne schmückt ihren rosigen Mund, während der Javane die Schneidezähne bei seinen erwachsenen Landsleuten entfernt haben will. Auch die Hunde, sagt er, haben weiße Zähne, der Mensch soll dieselben nicht haben.

Unterdessen ist der Abend sehr vorgerückt, die Mitternachtsstunde naht; wir müssen unsre niedlichen Tänzerinnen verlassen. Das Gezirpe der Insekten, das Quaken der Frösche hat aufgehört, es ist stille auf den Straßen und in den Häusern geworden. Mit einem Tabé tuan! (Gute Nacht, mein Herr!) verläßt uns der javanische Junge. Wir ruhen in der leichten Nachtkleidung und ohne Decke, aber geschützt durch einen Gazevorhang gegen die Moskitos, die besonders den europäischen Ankömmling oft jämmerlich zurichten, bis zur Morgendämmerung, die nach fünf Uhr beginnt.

Obwol der ostindische Beamte und selbst der Kaufmann und Offizier keineswegs eine sehr thätige Lebensweise führen und sie im Gegentheile ihre unumgänglich nöthigen Geschäfte nur mit der behaglichsten Ruhe und mit einem Phlegma ausüben, welches jenes der Holländer in ihrem Vaterlande noch weit übertrifft, so versäumt doch der Trägste unter ihnen das frühe Aufstehen nicht.

Denn die kühlen Morgenstunden sind die angenehmsten des Tages und man würde sich der schönsten Genüsse berauben, wollte man diese Zeit verschlafen. Unser Beamter erhebt sich daher früh vom Lager und nimmt entweder in einem fließenden Wasser ein Bad, oder in Ermangelung eines solchen übergießt er seinen Körper mit mehreren Eimern kalten Wassers, worauf er dann sich im Sarong und Kabaia vor sein Haus setzt, seine Manila-Cigarre raucht und Thee trinkt. Hat man mit diesen Geschäften einige Stunden verbracht, dann wirft man sich in die leichte Kleidung, die in weißen Hosen, weißem Kattunjäckchen, Schuhen und einem Strohhut besteht, und geht oder fährt in's Bureau, wo man bis 2 Uhr bleibt, um das Tagesgeschäft zu beendigen und den Rest des Tages dem Schlafe, der Tafel und den geselligen Freuden zu widmen.



Konzert der Eingebornen unter einem Waringinbaum.
(Nach einem Stereoskopenbilde.)

Der Kaufmann zu Weltevreden verbringt seinen Tag auf ähnlicher Weise, doch ist sein Bureau das in der Altstadt befindliche Gewölbe (tokó). Durch dieses träge Leben mehr noch als durch die klimatischen Verhältnisse erschlafft nach mehrjährigem Aufenthalte im Tropenlande Körper und Geist des Europäers, eine gewisse Indolenz bemächtigt sich der Seele, die Begeisterung für das Hohe und Edle schwindet, Leidenschaften und Tugenden schwächen sich ab. Wir bemerken diese körperlichen und geistigen Veränderungen insbesondere bei den Nachkommen

der Europäer im Tropenlande, besonders im dritten und vierten Geschlechte. Wer sollte in den zu Batavia und auf den Molukken wohnenden Portugiesen, in jenen kraftlosen, feigen und schwelgerischen Menschen, die Abkömmlinge der kühnen Weltumsegler suchen, von welchen die Geschichte so ruhmvoll spricht?

Wir wollen uns nun wieder nach dem volkreichen Alt-Batavia begeben, das wir gestern nur flüchtig durchfuhren. Nach der im Jahre 1859 vorgenommenen Zählung besteht die Gesammtbevölkerung der Residentschaft Batavia, zu welcher außer Alt- und Neu-Batavia auch noch mehrere Dörfer und Ortschaften gehören, aus 457,591 Seelen. Wir ersehen aus den alljährlich einlaufenden statistischen Angaben, daß in jenen entfernten Ländern häufigere Volks-Zählungen vorgenommen werden, als dieses in vielen Ländern Europa's der Fall ist. Die genannte Gesammtbevölkerung der Residentschaft Batavia vertheilt sich nach den verschiedenen Rassen und Völkerschaften in folgender Weise: Europäer 4,504, Chinesen 44,265, Araber 217, andere fremde Asiaten 298, Eingeborne 408,307; zusammen 457,591. Von den Europäern sind 3,435 in Indien geboren, also Kreolen, während die Uebrigen eingewandert sind. Aus der obigen Liste geht hervor, daß nach den Malayen und Javanen, die wir zusammen als „Eingeborne“ bezeichneten, die Chinesen der Zahl nach am bedeutendsten in Batavia vertreten sind, wie sie auch, was oben schon angedeutet wurde, in sozialer Hinsicht eine bedeutende Rolle in Indien spielen. Wir wollen uns daher, da uns die Eingebornen im Laufe dieses Buches noch vielfach beschäftigen werden, nach dem chinesischen Stadtviertel oder dem „Kampong China“ begeben. Schon auf dem Wege dahin begegnen uns mehrere Chinesen, die sich gewöhnlich durch Schirme, welche aus Palmenblättern und einem Bambustock verfertigt sind, vor den Sonnenstrahlen schützen.

Das chinesische Kampong umfaßt mehrere Straßen und Gäßchen; es herrscht in denselben eine Geschäftigkeit, die man bei den Eingebornen nie findet und selbst bei der europäischen Bevölkerung Java's vergebens sucht. Fast jedes chinesische Haus hat in seinem untern Stock eine Art Waarenmagazin. Neben alten Kleidern, inländischen und europäischen Waaren aller Art, findet man nicht selten Bücher naturhistorischen und medizinischen Inhalts, die der Eigenthümer auf Versteigerungen wahrscheinlich um einen Spottpreis gekauft und die er wohlfeil wieder abgiebt, wenn der Käufer sich nur nicht merken läßt, daß ihm an dem Besitz derselben viel gelegen ist. Fragt man nach einem Gegenstand, der im Trödelkrame sich nicht vorfindet, so bittet der Chinese den Käufer, ein wenig zu warten, läuft dann zu einem seiner Nachbaren oder Bekannten und bringt wo möglich das Verlangte.

Fast jeder Chinese ist des Lesens und Schreibens kundig. Als Tinte wird Tusche verwendet, die beim jedesmaligen Gebrauche frisch angerieben wird; statt der Feder bedient man sich eines aus Bambu und Fuchshaaren verfertigten Pinsels. Zur Erleichterung des Rechnens gebraucht der Chinese eine eigenthümliche Maschine. Auf einem hölzernen Kästchen sind mehrere Stangen mit beweglichen Kügelchen angebracht; durch Hin- und Herschieben einer gewissen Zahl und nachheriger Vergleichung oder Zusammenzählung derselben vermag er die komplizirtesten Regeldetri-Exempel in großer Schnelligkeit auszurechnen. In jedem chinesischen Hause

fällt dem Eintretenden ein großes Bild in die Augen, an dessen unterm Rande beständig eine Lampe brennt. Es ist dies die heilige Stätte, der Hausaltar, an welchem täglich Opfer gebracht und Gebete verrichtet werden. Das Bild stellt zwei Figuren vor. Ein ziemlich beleibter, gewöhnlich mit einem Schnurrbart versehener Mann mit gutmüthigen Gesichtszügen und in chinesischer Tracht sitzt gemächlich auf einem Lehnstuhl. Hinter ihm aber steht eine häßliche, abgemagerte, kohlschwarze Gestalt, die viel Aehnlichkeit mit unserm Teufel hat, nur daß sie der Hörner entbehrt. Die in Ostindien in Folge oberflächlicher Anschauung entstandene Ansicht, daß die Chinesen diese Bilder anbeten, und zwar vorzüglich jenes das böse Prinzip vorstellende, entbehrt jeder Begründung. Die Chinesen bekennen, daß den Bildern keinerlei Kraft zukomme, sondern daß sie nur an hochbegabte, weise Männer erinnern sollen, und die Bitte an Gott (Ti-te) geht dahin, den Betenden diesen Männern ähnlich werden zu lassen. Die schwarze Gestalt, welche man in den Tempeln und den Häusern abgebildet sieht, scheint ebenfalls eine verehrte Person darzustellen, die aber nach Art der uralten Bilder noch monströse Formen beibehielt. In jedem Hause der Chinesen findet sich in einem Kistchen ein Bild des Buddha.

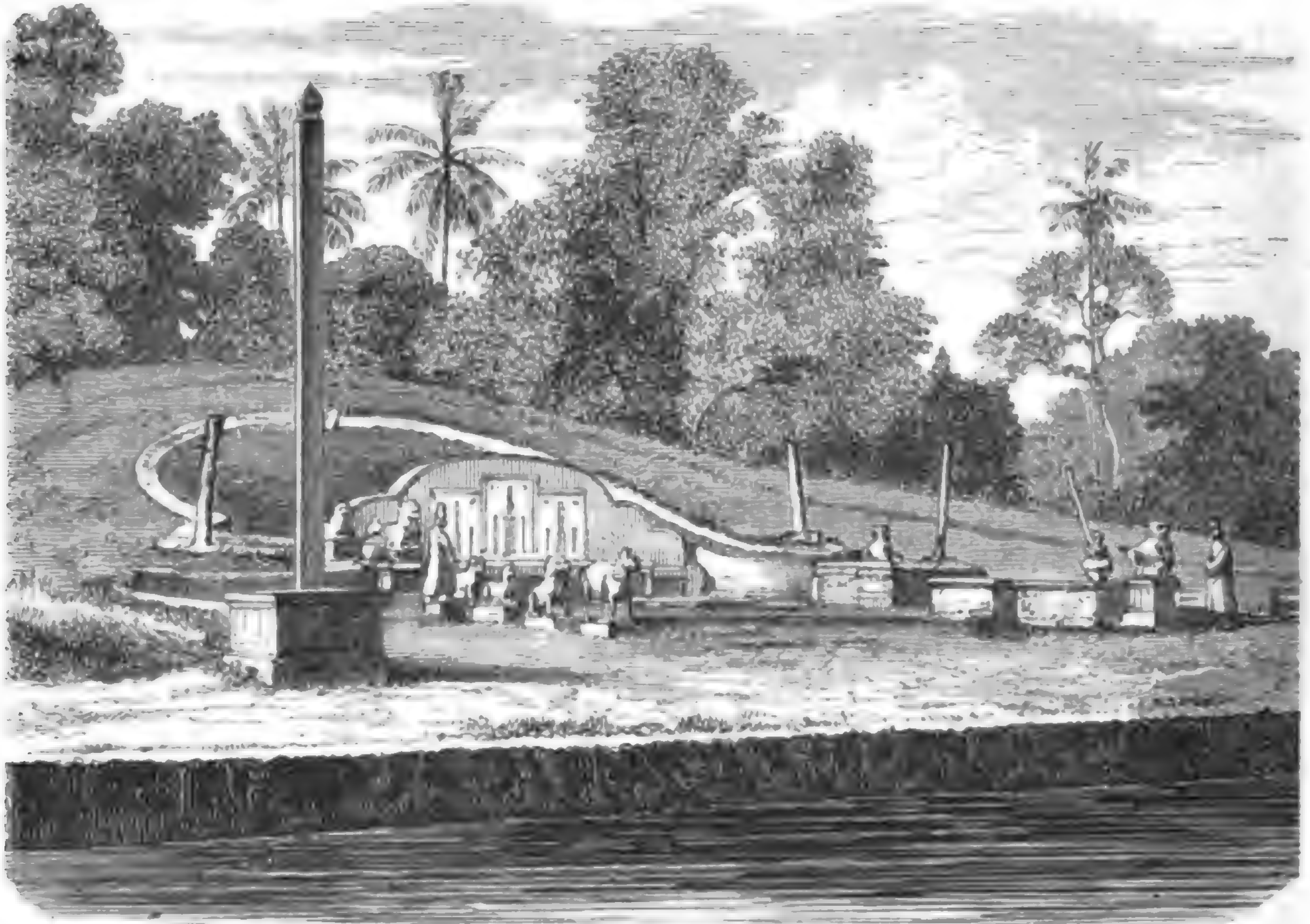
Selten bekommt man bei einem Chinesen die Frau des Hauses zu sehen; dieses Kleinod hält der Chinese im Innersten seiner Gemächer verborgen. Es giebt indessen auf Java und im Indischen Archipel nur wenig in China selbst geborne Frauen, indem die Auswanderung aus dem himmlischen Reiche den Frauen verboten ist; die Frauen der auf dem Indischen Archipel wohnenden Chinesen sind entweder Javaninnen oder in den meisten Fällen Abkömmlinge von einer javanischen oder malayischen Mutter und einem chinesischen Vater. —

Die Chinesen haben zu Batavia einen eigenen, sehr umfangreichen Begräbnißplatz (s. S. 48), der zu den Merkwürdigkeiten der Stadt zählt. Die in eigenthümlichem Styl aufgeführten plastischen Werke auf den Gräbern der Reicheren und Vornehmeren sind meistens aus Trachyt gehauen und stellen theilweise Thiergestalten vor, deren naturhistorische Klassifizirung dem Beschauer etwas schwer fallen dürfte.

Ueber die Verbreitung und das Wesen der Chinesen im ostasiatischen Archipel hat der Engländer John Cameron in der neuesten Zeit sehr interessante Berichte veröffentlicht, welche die volle Bedeutung der „Himmlischen“ für die indischen Inseln ins richtige Licht stellen. Die Anzahl Derjenigen, welche sich ganz ansässig machen, ist übrigens nur klein und die Zunahme der chinesischen Bevölkerung auf Java, Malakka ꝛc. durch Geburten nur unbedeutend. Sie erhalten, wie erwähnt, ihren Zuwachs durch Einwanderung. Während der Monate Dezember bis April erscheinen die Dschunken, die mit Kulis überfüllt sind, aus allen Seeprovinzen des himmlischen Reiches. Die Zahl der Einwanderer würde trotz der vielfachen Beschränkungen in's Kolossale anwachsen, wenn nicht die starke Rückströmung vorhanden wäre. Aber von Dreien, welche kommen, gehen sicherlich Zwei wieder in ihre Heimat.

Es scheint, als ob der Charakter der Chinesen sich überall gleich bleibe, und daß keinerlei äußere Umstände, gleichviel in welchem Lande, auf denselben

ändernd einwirken können. Sie haben ihre eigene hohe Kulturstufe erreicht. In der Eigenthümlichkeit derselben liegt es auch wol, daß sie sich wenig mit anderen Völkern vermischen. Man trifft sie auf den entlegensten Inseln des Archipels, wo sie, oft nur ein Dutzend Männer, den Handel von Tausenden monopolisiren und von den Einwohnern in Sitte, Kleidung oder Religion nicht das Geringste annehmen; sie sind dort genau so geblieben, wie in den Hafenstädten ihres eigenen Reiches. Es giebt unter ihnen gute und schlechte Menschen; aber selbst die Besten haben etwas Schlechtes an sich.



Chinesische Begräbniß-Stätte.

Charakteristisch für alle Chinesen, welche in die Fremde ziehen, erscheint eine starke Heimatliebe, die aber nicht etwa mit Patriotismus verwechselt werden darf, denn sie erstreckt sich nur auf die Provinz oder die Geburtsstadt. Die Landsmannschaften halten zusammen, und es ist Herkommen, daß die Männer, welche im Auslande zu Wohlstand gelangen, den Daheimgebliebenen Unterstützung zukommen lassen. Aber in der Heimatliebe wurzelt auch ein sehr empfindlicher Uebelstand. China besteht aus vielen großen Provinzen mit so verschiedenen Nationalitäten, wie dergleichen nur die Staaten Europa's aufzuweisen haben, und die Bewohner derselben sprechen verschiedene Dialekte. Zwischen diesen Nationen haben seit undenklichen Zeiten Eifersucht und Fehden bestanden; das Volk des einen Distriktes wird im Hasse gegen das andere geboren und auferzogen, und die Auswanderer nehmen diesen Haß mit sich.

Die, welche nach den Sunda-Inseln, Malakka u. s. w. kommen, stammen aus verschiedenen Provinzen, und zum ersten Male sind sie gezwungen, in einer Stadt zu wohnen und wenigstens äußerlich alle Feindseligkeiten aufzugeben.

Anstatt nun die nationalen Vorurtheile abzulegen oder deren Aeußerung bis zur Rückkehr nach China aufzuschieben, scharen sich die Leute jeder Provinz zusammen und bilden eine Hoey oder geheime Gesellschaft.

Der Zweck soll angeblich gegenseitige Unterstützung sein, aber die Hoey haben andere Absichten und greifen auch hindernd in die Justiz der Gerichtshöfe ein.

Chinesisches Viertel in Batavia.

Die Aufnahme-Förmlichkeiten sind in den Augen der Chinesen ungemein feierlich; die bindenden Eidschwüre sollen gegen Verrath nach außen schützen und bezwecken auch unbedingten Gehorsam gegen die Oberen. Die Kandidaten werden mit verbundenen Augen in den Versammlungssaal vor die Meister geführt, während die übrigen Mitglieder, bewaffnet und in reiche seidene Gewänder gekleidet, umherstehen. Nach Erledigung einiger Einleitungsfragen wird der Kandidat in die Mitte des Saales geführt, wo man ihm die Binde von den Augen nimmt. Er muß etwa eine halbe Stunde in Schweigem verharren, bevor ihm der Eid abgenommen wird; dann tritt ein Priester zu ihm, öffnet ein großes Buch und redet ihn also an: „Du bist hierher gekommen ohne Zwang, ohne Furcht, nicht getrieben von Gewinnsucht, um ein Bruder zu werden. Willst Du schwören, nichts von Dem zu verrathen, was Du heute Nacht hier sehen wirst, allen Anord-

nungen des Bundes nachzukommen und seine Gesetze zu beobachten?" Nachdem der Kandidat zugeschworen hat, werden ihm die Gesetze des Bundes vorgelesen, deren hauptsächlichste folgende sind: „Du sollst nicht über die Angelegenheiten des Bundes sprechen, außer mit Deinem Bruder. — Du sollst Deinen Bruder nicht betrügen, noch bestehlen, noch sein Weib, seine Schwester oder Tochter verführen. — Wenn Du Unrecht thust oder die Bundesgesetze brichst, so sollst Du zum Bunde selbst wegen Bestrafung kommen, aber Dich nicht an die Behörden des Landes halten. Wenn Du einen Mord oder eine Räuberei begehst, so sollst Du für immer vom Bunde ausgestoßen sein. — Wenn ein Bruder einen Mord oder Raub begeht, sollst Du ihn nicht anzeigen; Du sollst ihm aber auch nicht zur Flucht behülflich sein oder die Gerichtsdiener von seiner Verhaftung abhalten. — Wenn ein Bruder unschuldig eingekerkert wird, sollst Du auf jede mögliche Weise ihm zur Flucht verhelfen." —

Dann werden noch eine Menge Zeichen mitgetheilt, vermittels deren sich die Mitglieder erkennen. Die ganze Ceremonie hat einen religiösen Anstrich, und die Versammlungshalle ist wie ein Tempel ausgeschmückt. Der in diesen Gesellschaften herrschende Geist ist mit geordneten Zuständen vielfach unverträglich. Der chinesische Aufstand vom Jahre 1854 erhielt durch diese Hoey's manche Nahrung.

Abgesehen von dem üblen Einflusse dieser Gesellschaften sind die Chinesen sehr werthvolle Unterthanen der europäischen Besitzungen in Ostasien. Aber es scheint, als ob diese Einrichtungen unausrottbar in ihrem ganzen Wesen liegen. Wenn man die Chinesen als gute Bürger bezeichnet, so kann das nur mit Hinblick auf das allgemeine Wohl geschehen, denn individuell genommen haben sie doch zu viele Laster. Viele sind Opiumraucher und sehr leidenschaftliche Spieler; fast ein Drittel der chinesischen Bevölkerung huldigt dem Laster des Opiumgenusses, das schließlich auch den stärksten Körper untergräbt und den endlichen Ruin des mit dieser Leidenschaft Behafteten herbeiführt.

Der Hang zu Glücksspielen kann als ein Nationallaster der Chinesen betrachtet werden, denn Alle huldigen demselben mehr oder minder. Das bevorzugte Lieblingsspiel, zu dem nur ein einziger Würfel angewandt wird, heißt Poh und ist deshalb bemerkenswerth, weil es dem Bankhalter keine Vortheile gewährt; dieser wird von den Spielern mit Prozenten vom Gewinn bezahlt, und so ist weniger Anlaß zum Betruge gegeben. Die niederen und ärmeren Klassen der eingewanderten Chinesen in Batavia, Singapore u. s. w. füllen die Gerichtshöfe. Sie liefern alle Arten von Missethätern, namentlich Diebe und Räuber in großer Anzahl. Die höheren Klassen dagegen, d. h. jene Leute, welche reich geworden sind, entsagen ihren Lastern oder führen wenigstens nach Außen hin ein ehrbares Leben. Mit Recht sagt man den Chinesen viel Böses nach; wahr ist aber auch, daß fast die ganze Industrie und ein großer Theil des Handels im Ostasiatischen Archipel von ihnen abhängen und daß sie es sind, welche sehr fleißige Arbeiter liefern. Deshalb heißt es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß sie das werthvollste Bevölkerungs=Element im Archipel seien.

Nach dem bisher Gesagten wird man nicht daran zweifeln, daß die Chinesen in Batavia ein sehr unruhiges Element waren oder noch sind, gegen welches die Holländer alle Ursache haben auf der Hut zu sein. Daher erhebt sich auch ein Fort, das mit vielen Kanonen drohend gespickt und mit europäischen Soldaten wohl besetzt ist, über den Buden und schnörkelhaft verzierten Häusern des Kampong China.

An das Dasein der Festung, sowie überhaupt an das Kampong China knüpfen sich nicht unwichtige historische Ereignisse, und obgleich die Geschichte der Ansiedlung der Chinesen im Indischen Archipel in einem welthistorischen Werke kaum eine nähere Erörterung finden dürfte, so bietet sie doch mehr Wichtiges und Interessantes, als die Geschichte irgend eines kleinen, durch politische Uebereinkunft gebildeten Staates im Innern des europäischen Kontinents. Die Chinesen auf Java halten bereits seit einigen Jahrhunderten eine Chronik über alle dort vorgefallenen Ereignisse, und obgleich diese chinesischen Quellen von europäischen Schriftstellern kaum benutzt werden, theils wegen der seltenen Kenntniß der chinesischen Sprache, theils wegen der den Chinesen eigenthümlichen Abgeschlossenheit und Geheimhaltung ihrer Literatur und inneren Angelegenheiten, so finden sich doch in den auf Java erscheinenden Journalen und Werken hie und da Auszüge aus chinesischen Geschichtswerken. Die Ereignisse sind zwar mit großer Genauigkeit, aber auch durchgängig mit Eitelkeit und Eigenliebe niedergeschrieben worden, da sich die Chinesen als die ersten und wichtigsten Bewohner Java's betrachten, so daß alle sie selbst nicht direkt betreffenden Ereignisse sich in ihren Geschichtswerken nur als Schattirungen zur eigenen Geschichte wiederspiegeln.

Beim ersten Erscheinen der Holländer auf Java im Jahre 1596 fanden sie bereits allenthalben an den Küsten Chinesen, welche Handel mit chinesischen und javanischen Produkten, sowie allerlei Gewerbe trieben und selbst Zucker und Arak bereiteten. Sowol den Javanen als den Europäern fremd, zogen die Chinesen im Laufe der Zeit von beiden Nutzen, indem sie auch bei den politischen Ereignissen ihre Rolle spielten. Zwar setzten die Holländer nie sonderliches Vertrauen in die Tapferkeit der Chinesen und fast nie sah man chinesische Soldaten als Hülfstruppen benützt, sondern es fanden die Chinesen höchstens bei Vertheidigung der Forts ihren Platz, sowie als Botschafter und Spione. Noch bei dem jüngsten Krieg auf der Insel Bali (1844) diente ein chinesischer Schiffskapitän, dessen Dschunke bei Ankunft der holländischen Flotte auf der Rhede lag, als Botschafter an den dortigen Radschah, da man, auf die völkerrechtliche Treue der Balinesen nicht sehr vertrauend, keinen Offizier als Abgesandten schicken wollte.

Die Vorliebe der Chinesen für den Handel sowie die Nothwendigkeit des Besitzes gut beschützter Magazine veranlaßte, daß sie allmälig vom Lande, wo sie der Habsucht der früher noch unabhängigen javanischen Fürsten und den Plünderungen herumziehender Banden bloßgestellt waren, sich in Städte zogen. Insbesondere mehrte sich die chinesische Bevölkerung in dem im 17. und 18. Jahrhundert an Macht und Ansehen stets steigenden Batavia, besonders da auch durch die alljährlich ankommenden Auswanderer ihre Zahl in dieser Stadt ungemein zunahm. Hierzu kam, daß im Jahre 1723 alle chinesischen Ansiedler aus den

Philippinischen Inseln wegen Auflehnung gegen die spanische Regierung vertrieben wurden und ein großer Theil der Verbannten auf Java, und namentlich in Batavia, sich niederließ. Damals befanden sich unter den Chinesen eine große Menge Unzufriedener, und selbst die Wohlhabenden und Angesehenen waren der niederländischen Regierung abhold. Unter den aus China selbst angekommenen Einwanderern war auch ein chinesischer Prinz, Namens Tiusia, wie man sagte, ein unehelicher Sohn des damaligen Kaisers von China. Er mußte wegen politischer Vergehen sein Vaterland meiden und fand auf Java unter seinen Landsleuten keine geringe Zahl von Abenteurern, die seinen ehrgeizigen Plänen zu dienen bereit waren. Er faßte endlich den Entschluß, sich an die Spitze der chinesischen Bevölkerung auf Java zu stellen, die Europäer in ihren Forts und Garnisonsplätzen anzugreifen, niederzumachen und sich selbst unter dem Titel eines Königs von Dschakatra zum Herrn des Landes aufzuwerfen. Gern schlossen seine Landsleute sich ihm an. Heimlich wurde eine große Menge Waffen aus China herbeigeschafft, das auf dem Lande herumstreifende Gesindel zog man in die Nähe Batavia's, und nur der Zaghaftigkeit der Chinesen, welche noch mehr Waffen und Mannschaften aus China erwarten wollten, bevor sie einen Angriff wagten, hatte man es zu danken, daß die europäischen Garnisonen nicht unvorbereitet überfallen wurden. Die Chinesen sind zwar treffliche, jedoch zur Vollführung ungeschickte Verschwörer.

Die holländische Regierung, bestehend aus einem von der Handels-Compagnie angestellten General-Gouverneur und dem Staatsrathe (Raad van Indie) war keineswegs so blind, daß sie die drohende Gefahr nicht schon lange vorhergesehen hätte. Es erging daher schon im Jahre 1720 der Befehl an alle Beamten, eine strenge Kontrole über die einwandernden und die bereits ansässigen Chinesen zu führen. Von Erstern sollten jährlich nur eine bestimmte Zahl gegen Abgabe einer Steuer zugelassen und von Letztern alle Diejenigen nach Ceylon abgeführt werden, welche als Vagabunden im Lande umherschweiften oder ihre Subsistenzmittel nicht nachweisen könnten. Wären rechtliche und strenge Beamte mit der Ausführung dieser Verordnungen beauftragt gewesen, so wäre die drohende Gefahr abgewendet und die chinesische Bevölkerung dem Lande selbst in vieler Beziehung nützlich geworden. Aber außerdem, daß die Beamten niederen Ranges größtentheils aus unwürdigen Personen bestanden, kam noch der traurige Umstand hinzu, daß vom Jahre 1725 an, wo der sehr geachtete Zwaardecroon die Würde als General-Gouverneur niederlegte, bis zum Jahre 1740 dieser hohe Posten von Männern bekleidet wurde, die nichts weniger als genugsame Energie und Rechtlichkeit zur Erfüllung ihres Amtes hatten. Die oben genannten Verordnungen wurden von den Beamten nur zur eigenen Bereicherung benutzt, indem sie jeden bereits auf Java wohnenden Chinesen mit Ausweisung bedrohten, wenn er ihrer Habsucht nicht Genüge leistete. Während der friedliche Theil der Bevölkerung statt des Schutzes, auf welchen er gerechten Anspruch hatte, nur Druck und Plünderung von Seite der Beamten erfuhr und daher im höchsten Grade erbittert wurde, verfuhr man auf eine nachlässige Weise gegen die wirklich gefährlichen Individuen. Auch fremde Einwanderer wurden unbedingt zugelassen, wenn sie die Beamten bestachen.

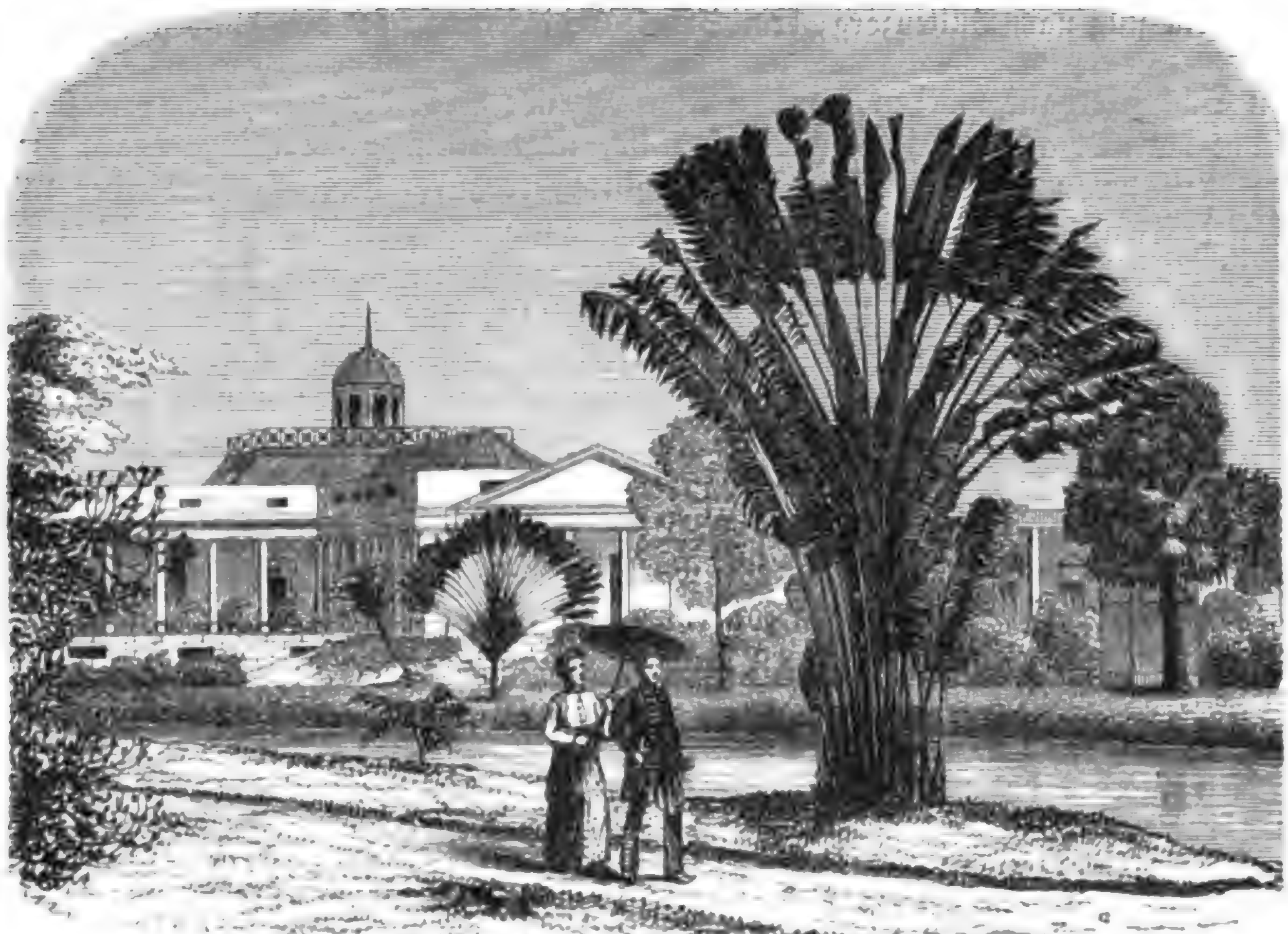
Als im September 1740 die Chinesen zu Batavia die oben erwähnte Stellung einnahmen, wurde im Staatsrathe beschlossen, durch eine allgemeine Bewaffnung der Europäer die drohende Gefahr abzuwenden. Zu den Garnisonen gesellte sich die städtische Miliz (Schutterij). Unterdessen hatten aber auch mehrere chinesische Haufen die Waffen ergriffen und besetzten die Thore der Stadt, obwol sie sich bis dahin nur vertheidigungsweise verhielten. Durch geschickte militärische Anordnung von Seite der Holländer gelang es indessen, die Haufen der Chinesen zu zerstreuen und die bis dahin unterbrochene Verbindung der Stadt mit den nächsten Garnisonen wieder herzustellen, wodurch für den Augenblick die Gefahr beseitigt war. Es wäre nun an der Zeit gewesen, sich so schnell als möglich der Häupter der Verschwörung zu bemächtigen, alle Waffenvorräthe der Chinesen mit Beschlag zu belegen, die Müßiggänger und Vagabunden aufzugreifen und in vorläufiger Haft zu halten, den zur Arbeit Zurückkehrenden aber Amnestie zu gewähren und so durch kluge, nicht allzustrenge Maßregeln die Ordnung wieder herzustellen, was bei den feigen Chinesen nicht allzuschwer gewesen wäre. Zu diesen Maßregeln riethen auch alle Mitglieder des Staatsrathes, mit Ausnahme seines Oberhauptes, des General-Gouverneurs Valkenier. Dieser grausame, rachsüchtige und feige Mensch hatte, nachdem er jahrelang der drohenden Gefahr müßig zugesehen und sich durch zweideutige Mittel Schätze gesammelt, nun den fürchterlichen und unnöthigen Plan gefaßt, alle Chinesen ohne Ausnahme niederzumachen und ihre Güter zu konfisziren. Obwol aber sein Vorschlag von den Mitgliedern des Rathes mit Abscheu zurückgewiesen wurde, und besonders der kühne van Imhoff, nachheriger General-Gouverneur, sich in edler Entrüstung jeder unnöthigen Gewaltthat widersetzte, wußte Valkenier seinen grausamen Plan dennoch in Ausführung zu bringen. In der Nacht vom 27. auf den 28. September 1740 erschienen aus entlassenen europäischen Soldaten und Kreolen bestehende Volksmassen auf den Straßen Batavia's, Fackeln in der einen Hand, Dolche in der andern schwingend, und forderten im Namen des Gouverneurs die Bevölkerung und die Garnison auf, an den Chinesen Rache zu nehmen. Ein Theil der niedern Volksklassen, sowie mehrere in den Schenken versammelte halbberauschte Soldaten gaben diesen Banden Gehör, und es begann ein Morden in den Häusern der Chinesen, wie es die Geschichte nur in der Sizilianischen Vesper und in der Bartholomäus-Nacht aufweist. Zwei Tage und zwei Nächte wüthete die grausame Volksmasse in den chinesischen Wohnungen, Männer, Frauen und Kinder ohne Erbarmen niedermetzelnd, so daß gegen 10,000 Leichen die Straßen Batavia's bedeckten. Mit Hülfe der gutgesinnten Soldaten und der bewaffneten Bürger gelang es endlich, dem Morden ein Ende zu machen, indem nun das Schwert nicht gegen die Chinesen, sondern gegen ihre Mörder gerichtet wurde. Ein großer Theil der Chinesen aber war vor die Stadt geflüchtet, wo sie die Plantagen und Villen besetzten und ihre Geschosse gegen die heranrückenden Europäer richteten. Jede Versicherung, daß keine weitere Rache ausgeübt würde, im Falle sie die Waffen streckten und friedlich ihre Gewerbe wieder betrieben, blieb fruchtlos, denn die schrecklichen Mordscenen, von welchen die Belagerten Zeugen gewesen waren, benahmen ihnen jedes Ver-

trauen auf die Treue der Europäer. Es blieb daher nichts übrig, als die Chinesen in ihren Zufluchtsorten förmlich zu belagern und zur Uebergabe zu nöthigen. Eine allgemeine Amnestie folgte hierauf; doch die Zahl der Chinesen, die sich vor dieser Katastrophe in Batavia und der Umgegend auf etwa 12,000 belaufen hatte, war jetzt auf 1276 herabgesunken. Den Uebriggebliebenen wurde ein Platz zur Erbauung von Wohnungen angewiesen, der sich alsbald mit steinernen Häusern und Magazinen füllte und bis zum heutigen Tage den Kampong China bildet.

Als die Kunde von Valkenier's Handelsweise nach Holland gelangte, wurde er seines Amtes entsetzt, der würdige van Imhoff zum General-Gouverneur erhoben und Ersterer den Behörden Batavia's zur Aburtheilung überwiesen. Valkenier rettete sich durch die Flucht, wurde jedoch am Kap der guten Hoffnung ergriffen und nach Batavia gebracht, woselbst er im Gefängnisse starb. Van Imhoff schickte nun Kriegsschiffe mit chinesischen Vertrauensmännern nach allen Richtungen aus, um die ihnen zu Gesichte kommenden Dschunken anzusprechen und ihnen die Versicherung zu ertheilen, daß friedliche und arbeitsame Chinesen auf Java stets eine sichere Zufluchtsstätte erhalten würden. Auch wurde an den Kaiser von China berichtet, daß die Regierung der Niederlande an den traurigen Vorfällen schuldlos sei. Das Schreiben blieb unbeantwortet.

Seit jener Zeit nehmen die Chinesen auf Java keinen besonderen Antheil an politischen Ereignissen. Die Wachsamkeit der gegenwärtig wohl geordneten und durch billige und humane Grundsätze geleiteten Regierung ist derart, daß es den Chinesen unmöglich wird, eine politische Macht zu bilden. Sie führen keine Waffen, und wäre es auch im Interesse der Regierung; denn diese verlangt nur, daß sie ihre industrielle Betriebsamkeit zu ihrem und zum allgemeinen Vortheil entfalten, doch duldet sie keine chinesischen Soldaten.

Rhede von Batavia.



Residenz des General-Gouverneurs zu Buitenzorg.

Zweites Kapitel.

Ausflug nach Buitenzorg, dem Salak-Gebirge und nach dem Vulkan Gedeh.

Buitenzorg. — Wohlfeiles und bequemes Reisen der Offiziere und Beamten. — Wajong's oder Speisehütten. — Das javanische Dorf. — Der Dorfwald. — Das Innere des Dorfes. — Gastfreundschaft des Kapala Kampong. — Religiöse Bedeutung des Waringinbaumes. — Aufenthalt zu Buitenzorg. — Ewiger Frühling. — Verunreinigung der Luft mit fremden Gasen. — Der Gunong Salak. — Ausbruch des Salak im Jahre 1699. — Bildung von Schlamm und Sümpfen in der Gegend von Batavia. — Heilkräftige Wirkung der Bäder im Tschiapus. — Botanischer Garten zu Buitenzorg. — Kultivirung von Pflanzen der kältern Zonen. — Gigantische Pflanzen- und Thierarten in den Tropen. — Klimatische Verhältnisse von Buitenzorg. — Besteigung des Gedeh durch Hochstetter.

Der erste Ausflug, den der zu Batavia angekommene Fremde in der Regel unternimmt, ist nach Buitenzorg (sprich: Beutensorg), dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des General-Gouverneurs. Buitenzorg, verdeutscht „Sorgenlos" (Sanssouci), ist der Hauptplatz eines Distrikts und einer Residentschaft, die ihren Namen einst vom englischen Statthalter Sir Stamford Raffles empfing, nachdem dort schon im Jahre 1744 von dem General-Gouverneur Baron van Imhoff

ein Schloß erbaut worden war. Dieser reizende Ort, der mit Allem, was die reiche Natur Java's liefert, geschmückt ist, liegt 39 Pfähle (ein „Pfahl" = 1/4 Meile) von Batavia. Der Weg dahin führt durch herrliche Reisfelder und Kaffeegärten, hinter welchen javanische Dörfer sich bescheiden verbergen. Man hat schon öfter die Hauptstadt Batavia mit Buitenzorg durch einen Schienenweg verbinden wollen, ohne daß dieser Plan bis jetzt zur Ausführung gekommen wäre. Es würde uns jedoch nicht einfallen, mit dem fliegenden Dampfroß durch die gesegneten Fluren dahinzubrausen, auch wenn es bereit stünde; eben so wenig mit der Post, die in vier Stunden nach Buitenzorg gelangt, wir bedienen uns lieber des Vorrechts, welches die auf Java reisenden Offiziere und Beamten genießen, sich von jedem Orts- oder Dorfvorsteher (**Kapala kampong**) so viele Pferde und Kuli's geben zu lassen, als sie zur Weiterbeförderung ihres Gepäckes bedürfen.

Beim Anbruch der ersten Morgendämmerung, wenn der kühle Thau Gebüsch und Felder noch bedeckt, beginnen wir langsam unsere Reise. Da die Lastpferde in der Regel nur im Schritte sich bewegen, so ziehen wir es vor, den Wanderstab zur Hand zu nehmen und zu Fuß unseren Weg fortzusetzen, statt auf dem Rücken des trägen Pferdes dahinzutraben. Bis gegen zehn Uhr können wir die Reise, ohne von der Sonne allzusehr belästigt zu werden, fortsetzen, da ohnehin der Weg sich nach aufwärts zieht und reine, kühle Lüfte uns vom fernen, grünlich-blauen Gebirge entgegenwehen. Hat aber die Sonne eine gewisse Höhe erreicht, so wird es gut sein, uns entweder in einem Kampong oder auf einer Poststation der Ruhe hinzugeben, da ohnehin die Kuli's und die Pferde gewechselt werden und erstere ihre vorgeschriebene Route nicht überschreiten würden.

Wir machen indessen auch öfter Halt, bis wir zur festgesetzten Station gelangen. An den breiten, wohlgebauten, mit Datapbäumen (**Erythrina**) oder Waringin (**Ficus Benjamina** oder **indica**) bepflanzten Wegen steht häufig ein kleines Bambu-Häuschen unter dem Schatten des dunkelgrünen Bambu-Gebüsches, der Tamarinde, oder einer Areng-Palme (**Arenga saccharifera**), aus deren Saft der javanische Zucker bereitet wird. Hier ruht die Karawane ein halbes Stündchen aus, denn hier steht eine kleine Verkaufsbude (**Wajong**) mit willkommenen Erfrischungen. Außer Pisang, Kokosnüssen und saftreichen, sehr erfrischenden Belimbis (**Averhoea Belimbi**) findet man in der Regel die äußerst feine und wohlschmeckende Mangostan (**Garcinia Mangostana**), welche etwa so groß wie ein mittelgroßer Apfel und von einer roth-braunen, an Gerbsäure sehr reichen Schale umgeben ist, deren Inneres aber ein schneeweißes, flaumiges Fleisch enthält; dieses schmeckt sehr aromatisch und erfrischend und erinnert an das von unseren Konditoren künstlich bereitete Gefrorene. Den Durst stillen besonders die Citrus-Arten, wovon die sogenannten Limonellen (**Citrus Limonellus**, malayisch **Djeruk limo**) am allgemeinsten verbreitet sind. Unsere Javanen lassen sich von dem Besitzer des Wajong auch allerlei zubereitete Speisen und Backwerk aus Reis (Kwee-Kwee) geben und entrichten hierfür nur wenige Kupferdeute.

Haben wir uns durch den Genuß der saftreichen Früchte gestärkt und eine Zeitlang im Schatten des Buschwerkes geruht, während unser Blick nach den

Bergen, den Wäldern und Auen der im hellen Sonnenglanze schimmernden Landschaft hinschweifte, so setzen wir unsere Wanderung fort. Die Führer weisen auf ein nahes Wäldchen, dessen dichtes Laub in verschiedenen Schattirungen eine Mannichfaltigkeit von Bäumen anzeigt, die nur durch Menschenhand gepflanzt sein können. Das javanische Dorf giebt sich dem Wanderer nicht durch Thurmspitzen oder auch andere hohe Gebäude von ferne kund, sondern die Wohnungen sind von einem Walde von Fruchtbäumen umgeben, die sie weit überragen. Man entdeckt die Häuser nur, wenn man sich schon im Dorfe selbst befindet. Ein angenehmer, belebender Duft dringt zu uns von den zahllosen Blüten, die in den verschiedensten Farben sich dem überraschten Blicke darbieten. Und diese ganze Dorfflora gehört nur den Nutz- und Zierpflanzen an. Neben saftigen, fast einen Fuß hohen Ananas (**Bromelia Ananas**) erheben sich die herrlich rothen Blüten des Kembang-Strauches (**Hibiscus rosa sinensis**), der Oleander (**Nerium Oleander**), die **Tabernomontana coronaria**, und **Gardenia**-Arten. Eine sehr gute Sorte von Kaffee (**Coffea arabica**), der auf Java sogenannte Pagger-Kaffee, wird als niedriger Strauch in dem das Dorf umgebenden Wäldchen in der Regel gebaut. Außer jenen Früchten, die wir bereits kennen gelernt haben, sehen wir hier den Manga-Baum (**Mangifera indica**) mit seinen zahlreichen, ovalen Früchten von der Größe eines Gänseeies und darüber; eine Spezies der Manga (**Mangifera foetida**) zeichnet sich durch ihren starken, harzähnlichen Geruch aus. Dort hängt an dem nicht allzuhohen Baum die mehlartige Nanka (**Artocarpus integrifolia**), daneben steht der bekannte Brotfruchtbaum (**Artocarpus incisa**). Die säuerliche Frucht des Rambutan (**Nephelium lapaceum**) befindet sich nebst mehreren Citrus-Arten, wie besonders die große, ungemeine saftreiche Pompelmus (**Citrus decumana**), ganz in der Nähe der Bambu-Hütten. Zu den Fruchtbäumen des Dorfes gehören auch die durch ihren Rosengeruch sich auszeichnenden **Jambusa vulgaris** (mal. **Djambu ajer mawar**, d. i. die Rosenmasse Djambu), ferner die **Jambusa Malacartis** und die **Djambu Wolanda**, oder die aus West-Indien herübergekommene **Persea gratissima**. (**Wolanda** heißt „Holländisch." Die Javanen glauben, daß Alles, was durch holländische Schiffe zugeführt wird, auch ein Erzeugniß aus Holland sei.) Aus Westindien wurde der sogenannte Sauersack (**Anona muricata, mal. Nanka Wolanda**) eingeführt, welcher auf Java gedeiht. Wir würden unsere Leser ermüden, wollten wir das Verzeichniß der eßbaren Früchte Java's nur einigermaßen vollständig aufzählen. Nur möchte ich einige Bäume nennen, welche dem Javanen die Würze zu ihrer Hauptnahrung, dem Reis liefern. Hierher gehört vor Allem der Pete-Baum (**Parkia biglobosa**) mit seinen schöngefiederten Blättern und dichtem Laube; ferner **Albizia lucida** und **Pithecolobium bigeminum**, welche beide den malayischen Namen **Djenkol** führen. Ferner werden die Schoten vom spanischen Pfeffer (**Capsicum longum, C. annuum, C. frutescens**) als unentbehrliche Zugabe zum Reis betrachtet.

Auch Farbhölzer, wie **Caesalpina Sappan**, **Marsdenia parviflora**, eben so der Seifenbaum (**Sapindus Rarak**), dessen Früchte als Seife verwendet werden, findet man in der Nähe der javanischen Dörfer, sowie endlich nicht leicht in einem

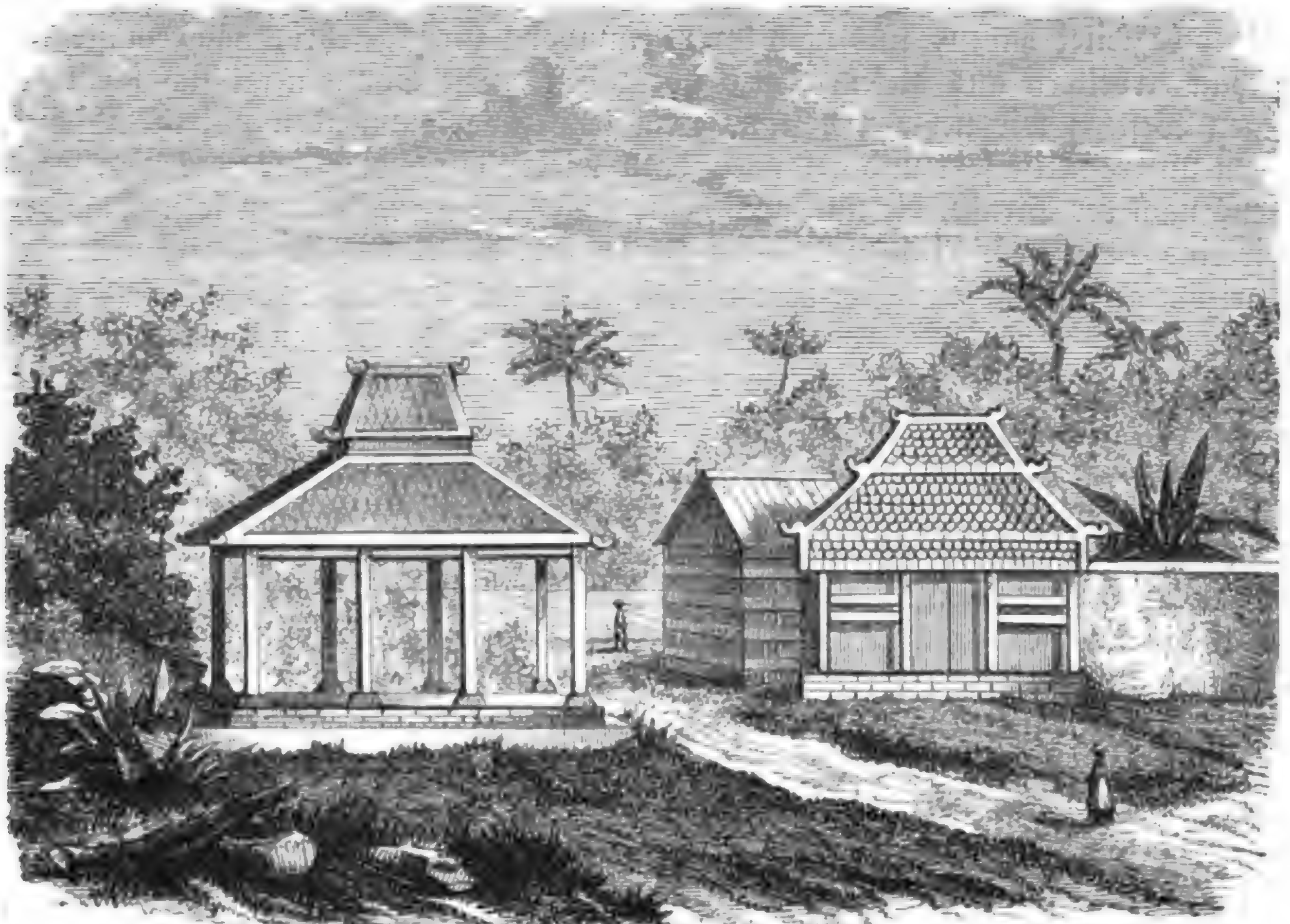
Dorfwalde das Kaju Kelor (Moringa Pterygosperma) fehlt, an dessen schlanken, schnell wachsenden Stamm sich die von den Bewohnern des Archipels allgemein benutzte, schon oben erwähnte Schlingpflanze **Piper betle** und **Chavica Siriboa** (mal. **Siri bodas** und **Siri berem**) schlingt. Die aromatischen Blätter dieser beiden zu den Piperaceen gehörigen Pflanzen werden mit der Nuß von **Areca Catechu**, gelöschtem Kalk und Gambir gekaut.

Landhaus und javanische Bauernhütte. (Originalzeichnung.)

Sind wir durch den freundlichen Wald, der gürtelartig angelegt ist, gekommen, so sehen wir eine größere oder geringere Anzahl von Bambu-Häusern, die, sämmtlich auf Pfählen ruhend, einen untern, durch das ganze Haus gehenden Raum besitzen, der zum Schutze der Hausthiere dient. Hühner (**Ajam**, malayisch), Enten (**Bebek**), Katzen (**Kutjeng**), Hunde (**Andjeng**), sind die gewöhnlichen Bewohner des untersten Raumes des javanischen Hauses. Der Karbau-Büffel (**Bos bubalus s. Caribo**) ist häufig an eine Kokos- oder Pinangpalme angebunden; das Pferd besitzt einen eigenen Stall. Die vornehmen Javanen lassen oft für ihre zahlreichen Pferde große Ställe errichten, die mit mehr Sorgfalt als ihre eigenen Wohnungen erbaut sind.

Die Wände des Hauses bestehen entweder aus einem Geflechte von Bambu oder aus nebeneinander angebrachten und mit Rotang verbundenen Bambu-Röhren. Das Dach ist häufig mit den Blättern von **Sagus Caecis** bedeckt, einer

der Kokos ähnliche Palme, deren Wedel aber besser als die der letzteren zur Bedeckung der Häuser sich eignen. Halbirte Bambu-Röhren, dicht neben einander gelegt, dienen wie unsere Hohlziegel zur Dachdeckung, sowie auch getrocknetes Alang-Gras, oder endlich Bambu-Schindeln zu diesem Zweck verwendet werden. Unter dem Dache des Hauses hält der Javane oft einige Turteltauben in einem Käfig.



Häuptlingshaus und Gebäude für öffentliche Versammlungen. (Originalzeichnung.)

In der Mitte des Dorfes befindet sich ein Haus, dessen Bauart etwas verschieden von jener der übrigen Wohnungen ist und aus Brettern von Dschati-Holz (**Tectonia grandis**) zusammengefügt ist. Es ist dies das Haus des Kapala Kampong (**Demang**) oder Dorf-Häuptlings. Auch ein anderes Gebäude, welches entweder blos aus Bambu-Säulen, die einen geräumigen Saal einschließen, oder aus einigen großen Abtheilungen besteht, bemerkt man gegenüber der Wohnung des Dorf-Häuptlings. Dieses Gebäude, welches Pandopo heißt, dient zu den Gemeinde-Versammlungen sowie zu jeder öffentlichen Verhandlung. Ein großer, reinlich gehaltener Platz befindet sich vor dem Pandopo, der Pasanggrahan, in dessen Mitte ein großer Waringin-Baum steht, dessen ungeheures Laubdach fast den ganzen Platz beschattet. Unter diesen Bäumen wurde in frühern Zeiten, als noch die Hindu-Religion in Java herrschte, Gericht gehalten. Der Waringin-Baum spielte daher in alter Zeit auf Java dieselbe Rolle, wie die heiligen Eichen bei den alten Germanen.

Bei Ankunft eines europäischen Beamten oder Offiziers geht diesem der Kapala Kambong häufig entgegen und ladet ihn zu Gaste. Wir nehmen die Einladung für die Mittagsstunden an, speisen auch bei ihm, belohnen aber den armen Dorf-Häuptling für seine Gastfreundschaft mit einem Paar Silberstücken, die er bei dem Mangel an edlem Metall auf Java und dem Ueberfluß an Kupfer- und Papiergeld daselbst ohnehin selten zu Gesicht bekömmt.

Indessen haben wir andere Pferde bekommen und auch die Kuli's, welche uns bisher begleitet haben, sind nach ihrem Kambong zurückgekehrt, nachdem sie das Gepäck Arbeitern aus diesem Dorfe übergaben. Die Sonne neigt sich schon tief gegen Westen; wir nehmen von unserem sehr zuvorkommenden Wirth Abschied, setzen unsere Reise fort und gelangen bald wieder durch die Pfade des Dorfwäldchens nach der Straße, die uns noch heute nach Buitenzorg bringen soll. Nachdem wir eine Strecke von einigen Pfählen gewandert, die Sonne sich bereits unter den Horizont gesenkt und das Heer der Insekten gleich nach dem Untergange derselben sein lärmendes und verwirrtes Konzert begonnen, leuchteten die Spitzen des Salak-Gebirges wie brennende Fackeln noch im Dunkel der Nacht, denn für jene Höhen war das Tagesgestirn noch nicht untergegangen. Ein prachtvoller, großartiger Anblick!

Wie die Feuersäule den Israeliten in der Wüste vorleuchtete, so zeigten die glühenden Bergspitzen uns die Richtung unserer Wanderung an, wenn nicht der vom Monde erhellte Weg dies schon hinlänglich gethan hätte. Endlich verdunkelten sich auch die Bergesspitzen, und über die Landschaft war nur das matte, bläuliche Licht des sichelförmigen Mondes ergossen. Auch einige Sternbilder der beiden Himmelshemisphären waren sichtbar. Ich richtete staunend meine Blicke auf jene, auch den Bewohnern meiner Heimat sichtbaren Welten.

Gegen neun Uhr kam ich in Buitenzorg an, wo ich, ermüdet vom Tagesmarsche und im hohen Grade befriedigt von den Genüssen des Tages, der Ruhe mich überließ.

In den nordischen Zonen scheint uns die Natur zur ewigen Klage über die Witterung bestimmt und das sehnsüchtige Verlangen nach dem Dorado der klimatischen Verhältnisse in uns gelegt zu haben. Wir fühlen uns unbehaglich in der winterlichen Kälte. Die Hitze des Sommers erscheint unerträglich, und die große Zahl der trüben, regnerischen Tage verkümmert den Genuß des unserem körperlichen Wohlbehagen am meisten zusagenden Frühlings. Es giebt wol wenige Menschen, die sich nicht in der Phantasie ein Land geschaffen, in welchem nicht nur alle Extreme der Temperatur unbekannt sind und ewig eine behagliche Frühlingswärme herrscht, sondern auch die atmosphärischen Niederschläge nur für kurze Zeit die ätherische Reinheit des Himmels trüben. Dort müssen denn auch die langen Winterabende, sowie die übermäßig verlängerten Sommertage unserer Breiten durch eine beständige Tages- und Nachtgleiche ersetzt werden. Solche Klimate sind aber nicht blos ein Produkt unserer Phantasie, sondern sie existiren in der That in den Hochebenen und Gebirgen der Tropenzone.

Um zur Region des ewigen Frühlings in der Aequatorialzone zu gelangen, muß man sich 4000 — 5000 Fuß über die Oberfläche des Meeres erheben, man hat dann eine mittlere Tages- und Jahrestemperatur von 14 — 16 Grad R., und

die Grenzen der jährlichen Schwankungen sind kaum so groß, als die täglichen, durch die Wärme-Ausstrahlung während der Nacht bedingten. In einer solchen Höhe liegt die Ortschaft Buitenzorg zwar nicht, denn die Residenz daselbst liegt nur 830 Fuß über der Oberfläche des Meeres, doch steigt von dort aus das Terrain immer höher, und selbst die über die Gebirgs-Joche führende Landstraße erhebt sich bis zu 3500 Fuß. Trotz dieser verhältnißmäßig nicht sehr bedeutenden Erhebung Buitenzorg's über das Meer und des im Ganzen ebenfalls nicht sehr beträchtlichen Temperatur-Unterschiedes mit dem am Strande beobachteten, sind sowol die Gesundheitsverhältnisse daselbst ausnehmend günstig, als auch die Luft ungemein behaglich und wohlthuend. Denn es ist nicht so sehr die hohe Temperatur an sich, welche die Gesundheit der Menschen, besonders der Europäer im Tropenlande gefährdet, sondern die der warmen Luft durch die Zersetzung pflanzlicher oder thierischer Ueberreste sich beimengenden fremden und schädlichen Gase, welche vergiftend auf das Blut in den Lungen einwirken und jene Krankheiten hervorrufen, welche man gewöhnlich unter dem Namen Tropenkrankheiten versteht. Wo aber die Luft beständig durch See- oder Gebirgswinde rein gehalten wird und das Relief des Bodens so gestaltet ist, daß nirgends sich Sümpfe und Ausdünstungen fremdartiger Gase bilden können, da wird auch der Gesundheitszustand des Menschen trotz der hohen Temperatur der Luft ein günstiger sein.

Zu Buitenzorg kennt man wegen der Reinheit der Luft die lästigen Insekten, besonders die Moskitos nicht, welche an allen Orten der Tropenländer sich finden, wo die Luft verunreinigt ist und Sumpfausdünstungen stattfinden.

Der erste Anblick, der sich mir am Morgen von der Galerie des Gasthauses aus darbot, war die gegen Südwest sich erhebende Seite des Gunong Salak. Dieser Anblick, einer der schönsten und großartigsten, die ich jemals zu sehen Gelegenheit hatte, wird stets lebhaft meinem Gedächtnisse vorschweben. Die Flanke des Berges mit seiner Kluft Dschurang Tschiapus, in welcher sich die von den beiden Seiten zusammenlaufenden Wasser zu einem Bach Tschiapus (Tji = Wasser) vereinigen, der schäumend und rauschend über Felsblöcke sich in die Ebene stürzt, ist unserm Standpunkt nahe genug gerückt, um die prachtvolle und üppige, aus Palmen und andern Laubbäumen bestehende Vegetation zu erkennen. Ueber der Vegetation erblickt man deutlich drei Spitzen des Berges, von denen der Gunong Gadschah (d. i. Elephantenberg) der höchste ist, während die westliche Spitze Gunong Salak, die östliche Gunong Tschiapus heißt. Vom Fuße des Berges bis zu einer Höhe von 2000—3000 Fuß findet man die Reis- und Kaffee-Kultur; von da an behauptet sich die Urwildniß bis zum höchsten Gipfel, der 6750 Fuß über dem Meeresspiegel liegt.

Die drei genannten Spitzen sammt dem Gedeh-Gebirge (Gedeh = erhaben, groß), von welchem letztern von Buitenzorg aus zwei Kegel-Spitzen, der Gunong Pangerango und G. Mandala Wangi sichtbar sind, schließen sich der großen Reihe von Vulkanen an, die sich von der Sunda-Straße an bis an die Westspitze von Java fortsetzt, und deren Zahl nicht weniger als 45 beträgt. Der Gunong Salak zeigt aber seit zwei Jahrhunderten keine vulkanische Thätigkeit mehr. Der

jüngste und einzig bekannte Ausbruch des Salak geschah im Jahre 1699 in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar. Heftige Erdstöße wurden am östlichen Theile Java's und an der Westspitze Sumatra's verspürt, denn die Wirkungen in der Tiefe der Erde werden durch das Meer nicht aufgehoben. Die Stöße glichen, wie die „Abhandlungen der batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften" berichten, heftigen Kanonenschüssen, und die Einwohner Batavia's flohen erschreckt aus ihren Häusern, welche alle in ihren Grundmauern erschüttert wurden, während 41 Gebäude gänzlich einstürzten und 28 Menschen das Leben verloren. Aber die nachgiebigen und leichten Hütten aus Bambu trotzten den Erdstößen, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Zahl der durch jene Katastrophe umgekommenen Menschen zu Batavia verhältnißmäßig so gering war.

Das Erdbeben von 1699 gab auch Anlaß zur Verschlämmung und Verstopfung der in der Nähe Batavia's in die Java=See sich ergießenden Flüsse, wodurch die Umgegend weit und breit in einem Sumpf umgewandelt wurde, in welchem zahllose organische Wesen in Zersetzung übergingen, in Folge dessen Batavia im achtzehnten Jahrhundert, wie bereits oben erwähnt, im hohen Grade ungesund wurde. An dem westlichen Abhange des Salak, fern von den alten Kratern, finden wir eine Solfatara, d. i. eine Quelle von heißen Schwefel= und Wasserdämpfen, die aus den Ritzen des Bodens hervorquellen.

Das Salak= und Gedeh=Gebirge bilden gleichsam das Gerippe von Ostjava. Die an den nördlichen Abhängen sich bildenden Bäche und Flüsse münden in die Java=See, während jene der südlichen Abhänge in die Wynkoops=Bai an der Südküste Java's sich ergießen. Die mit dichten Waldungen bis zu den höchsten Spitzen (der Gedeh ist 9580 Fuß hoch) bewachsenen Berge sind von Rhinozerossen und Tigerkatzen (Felis minuta) bewohnt.

Der oben genannte Bach Tschiapus fließt nicht weit vom Gasthause zu Buitenzorg vorbei. Er hat zu Buitenzorg eine durchschnittliche Wärme von + 15° R., während die mittlere Luftwärme weit höher sich herausstellt. Das Wasser des Tschiapus behält nämlich noch längere Zeit jene niedrige Temperatur bei, die in seinen Quellhöhen beständig herrscht.

Die heilkräftige Wirkung der Bäder im Tschiapus, verbunden mit der reinen Luft und der geistigen Erheiterung auf jenen reizenden Höhen erfuhr ich an mir selbst, als im Jahre 1844 ein hartnäckiger, allen in Gläsern und Flaschen bewahrten Heilmitteln trotzender Rheumatismus mich befiel und mir die trostlose Aussicht bevorstand, an Händen und Füßen gelähmt im fremden Lande ein jammervolles Leben zu verbringen. Die innere Lebenskraft wurde durch die günstigen äußeren Verhältnisse in kräftigster Weise angeregt, und es trat die Verjüngung aus dem so lange stockenden Krankheitsprozesse ein. Der Gebrauch dieser aus reinem Wasser bestehenden Bäder hat in diesem Falle mehr gewirkt, als eine Reihe von Medikamenten, ohne deren heilkräftige Wirkung in gegebenen Fällen leugnen zu wollen.

Der Palast des Gouverneurs ist mit seinen Nebengebäuden erst seit 1834, wo er durch ein Erdbeben einstürzte, wieder neu und geschmackvoll erbaut. Außerdem

findet man zu Buitenzorg noch mehrere nach Art der Häuser zu Batavia aufgeführte Gebäude, einen großen javanischen Kambong mit vielen Reihen von Bambu-Hütten und das chinesische Viertel mit 5000 Einwohner.

Das Größte und Bedeutungsvollste aber, was Buitenzorg als Ortschaft bietet, ist sein prachtvoller, im Jahre 1817 durch Baron van der Kapellen errichteter botanischer Garten. Die lebhafteste Phantasie kann sich kaum einen schönern und reizendern Fleck auf dem Erdball denken, als diesen Park, in welchem Natur und Kunst sich vereinigt haben, ein irdisches Eden zu schaffen. Alle sowol auf dem Indischen Archipel wachsenden Pflanzen, auch die von der Tropenzone der westlichen Hälfte der Erde, dem asiatischen Kontinent und den afrikanischen Küsten durch den Fleiß und den wissenschaftlichen Eifer der Reisenden hiehergebrachten Gewächse gedeihen in reicher Mannichfaltigkeit und in prachtvollem Farbenschmuck. Alle diese Kinder der tropischen Flora wachsen im Freien, sie finden hinreichende Wärme zu ihrer Entwicklung und stehen nicht, wie in den europäischen Gewächshäusern, innerhalb enger Mauern, wo, weil die Luft durch künstliche Heizung erwärmt werden muß und das Licht der hellen Tropensonne mangelt, in der Regel nur Zwerggestalten erzielt werden. Wir sehen gleich am Eingang eine Gruppe hoher Tamarindenbäume, in deren Schatten einige holländische Kühe, die der Gouverneur hierher bringen ließ, weiden und die hier sich einzugewöhnen scheinen. Etwas weiter finden wir kleine Wäldchen von Muskat- und Nelkenbäumchen, deren Wohlgeruch sich weit verbreitet und die trotz des einstigen Befehls der weiland Ostindischen Compagnie, daß diese nützlichen Pflanzen nur auf Banda und Amboina Heimatsrechte besitzen sollten, hier ganz trefflich gedeihen. Vom Zimmtbaume sind neun Arten vorhanden, von welchen der aromatische Zimmt (Cinnamomum aromaticum) der vorzüglichste ist. Die große Zahl der zum Theil schon oben genannten indischen Fruchtbäume, dann die Dattelpalme und mehrere dem asiatischen Kontinent ursprünglich entstammende Gewächse finden sich hier mit reichlichen Blüten und Früchten behangen. Pisang und Banane sind durch 50 verschiedene Arten vertreten, welche zusammen ein kühles, feuchtes Gebüsch bilden, dessen breite, schirmartig herabhängende Blätter dem Wanderer angenehmen Schatten gewähren.

Man ist überrascht, einige Eichenarten, wie Quercus pruinosa, welche auf Java in einer Höhe von 4000—5000 Fuß wachsen, im Schatten hoher Palmen grünen zu sehen. Die Palme, dieser Schmuck der Tropenzone, findet sich durch nahezu 200 Arten repräsentirt. Vor Allem zieht die riesige Zuckerpalme (Arenga saccharifera und Arenga communis), aus welcher der Inländer ein alkoholisches Getränk bereitet, unsere Aufmerksamkeit an. Auf steinigem Grund ist die schlanke Kokospalme gepflanzt und die schöne, auf der Rückseite der Blätter silberweiß glänzende Fächerpalme, die mit ihren großen Zweigen weit hinauf in das Blau des Himmels ragt. Zwei große Bäume, deren Wurzeln schon weit über der Erde zu beginnen scheinen, beschatten ein liebliches, aus Bambu geflochtenes Gartenhäuschen. Es sind Stämme der Ficus elastica, aus welcher der zu Kautschuk erhärtende Saft fließt.

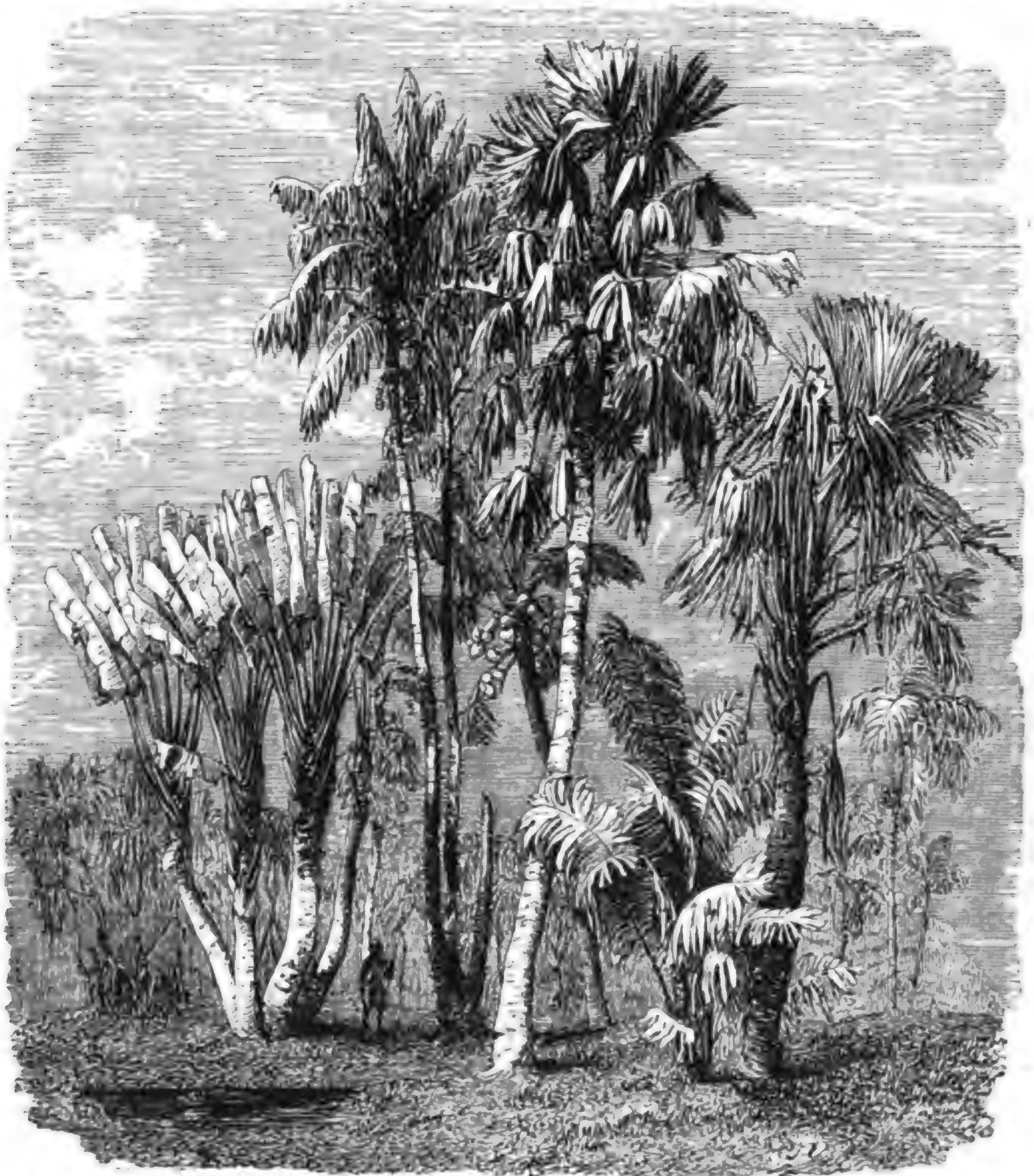
Eine ziemlich große Strecke ist mit Baumwollgewächsen verschiedener Art, von dem kleinen, kaum einige Zoll hohen **Gossypium herbaceum**, bis zu den strauchartigen **Gossypium vitifolium**, **G. cordifolium** u. s. w. bepflanzt. In ihrer Nähe steht der Theestrauch mit seinen glänzenden Blättern und seinen weißen und rothen Blüten. In einiger Entfernung von diesen Sträuchern finden wir die um schlanke Bäume und Stangen sich rankenden Pfeffer-Arten.

Weg durch Buitenzorg. Aus der Reise der „Novara."

Es würde mich zu weit führen, wollte ich nur die Geschlechter der Mimosen, der Focceen und Malvaceen, der saftigen Kaktus und der lieblichen Orchideen, unter welchen die duftende Vanille sich um mächtige Stämme schlingt, anführen, die diesen reichen Garten zieren, obgleich ich auch dann noch nicht die Tausende von einjährigen Pflanzen, dann die Farrn, Moose und andere geschlechtslose Gewächse aufgezählt hätte.

Einige Pflanzen müssen jedoch noch hier erwähnt werden, da sie den Charakter der Tropenvegetation mit bedingen helfen. Der schon einigemal erwähnte schlanke Bambu, von welchem es 18 verschiedene Arten in Buitenzorg giebt,

könnte dem Tropenlandbewohner sammt der Kokospalme dasselbe sein, was dem Lappländer sein Rennthier; nur mit dem Unterschiede, daß der Erstere, umgeben von



Palmengruppe aus dem botanischen Garten von Buitenzorg. Aus der Reise der „Novara."

der Fülle und dem Reichthum der Natur, auch ohne diese Gewächse seine Bedürfnisse in vielfacher Weise bestreiten könnte, während der Bewohner des hohen Nordens auf sein fast alle Lebensbedürfnisse befriedigendes Rennthier angewiesen ist. Aus dem hohlen Schafte des Bambu erbaut der Javane sein Haus, er

verfertigt aber auch daraus seine Geräthschaften, seine Waffen; es dient ihm das Holz während der Nacht als Fackel, während aus den Fasern vieler Bambu-Arten Körbe geflochten, Segel und selbst Zeuge zu Kleidern gewoben werden. Die junge Wurzel dient als wohlschmeckende Nahrung; auch kann Zucker aus ihr bereitet werden. Der hohe, schattenreiche Bambu mit seinem oft 40—80 Fuß messenden Stamme gehört derselben Pflanzenfamilie an, die wir in unseren Breiten nie anders als durch niedrige, mit schwachen Halmen versehene Gräser erblicken.

Es liegt in der Eigenthümlichkeit der Tropennatur, daß sie die Thier-, besonders die Pflanzenarten in gigantischen Formen erzeugt. So gehört der hohe Drachenbaum (**Dracaena Draco**) zu den Spargelgewächsen, welche bei uns nur als niedrige Kräuter vorkommen, die gewaltige Tamarinde zu den Schotengewächsen, die in höheren Breiten sich nicht zur Baumform erheben. In derselben Weise hat sich unter den Thieren das Geschlecht der Eidechsen in dem Tropenlande zum fürchterlichen Krokodil gestaltet; die Dickhäuter, bei uns durch das Schwein repräsentirt, finden wir dort in dem Elefanten, dem Rhinozeros wieder, und auch das Katzengeschlecht weist in der Tropenzone ebenfalls seine größten Formen im Löwen, Tiger und Panther auf.

Der botanische Garten zu Buitenzorg enthält aber nicht nur die Tropengewächse, sondern eine Fülle der in den gemäßigten Zonen und selbst im hohen Norden wachsenden Pflanzen findet dort gedeihliches Fortkommen. Der Weinstock lehnt sich mit reichen, schweren Trauben an die langen Geländer, die Olive grünt in mehreren Exemplaren an beschatteten Orten, und eine Menge unseren Gärtnern wohlbekannter Zierpflanzen scheinen sich dort heimischer als in unseren Gärten zu finden, da sie meistens aus wärmeren Ländern nach unserm Norden verpflanzt wurden. Weil jedoch die in der kältern Zone ausschließlich einheimischen Pflanzen bei der anhaltenden Wärme nur eine kurze Lebensdauer haben, die Kälte überdies in größern Räumen nicht so leicht künstlich erzeugt und unterhalten werden kann, so hat der Eifer der Botaniker dafür gesorgt, daß für die eines kalten Klima's bedürftigen Gewächse geeignete Plätze in verschiedenen Höhen ausgesucht wurden. Auf den breiten, terrassenförmig ansteigenden Seiten des Gedeh-Gebirges herrschen, von unten nach oben fortschreitend, die verschiedenartigsten Temperaturzonen. Die mittlere Jahreswärme an seinem Gipfel beträgt + 4° R. und nicht selten bedeckt sich das Wasser in der Nacht mit einer Eiskruste. Mit dem zu Buitenzorg selbst angelegten botanischen Garten stehen daher noch vier andere, in verschiedenen Höhen angelegte Gärten in Verbindung, von welchen der höchste zu Tschipanas gegen 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. So kommt es denn, daß wir in jenen botanischen Gärten die Repräsentanten der Flora des ganzen Erdkreises, von den eigentlichen Tropenpflanzen bis zu dem gewöhnlich im Schnee wachsenden Rennthiermoos (**Cenomica rangiferina**), finden.

Der Hauptgarten zu Buitenzorg wurde auf Anordnung des General-Gouverneurs van der Capellen von Professor Reinhard angelegt. Schon die Wahl des Platzes an der Grenze der Tropentemperatur, wo Pflanzen verschiedener Zonen zugleich gedeihen können, beweist die große Einsicht und Kenntniß des Gründers.

Nach Reinhard folgte Blume als Direktor des Gartens. Es legte dieser Botaniker bedeutende Herbarien an und beschrieb eine Menge neuer Gewächse, doch sagt man ihm nach, daß er die mühsam und oft mit Aufopferung von Gesundheit und Leben von Anderen gemachten Entdeckungen nicht selten benützte, um sie als die seinigen auszugeben. Als Blume im Jahre 1826 nach Europa zurückkehrte, betrug die Zahl der im Garten kultivirten Gewächse 3385 Arten. An die Stelle Blume's trat der treffliche Botaniker Haßkarl, der den Garten mit einer großen Zahl von neuen Pflanzen bereicherte und einen umfassenden Katalog nach Endlicher's System schrieb. Haßkarl hat viele aus inländischen Namen entlehnte botanische Bezeichnungen geändert, weil die Javanen oft verschiedenen Geschlechtern denselben Namen geben, während wieder andere javanische Namen eine natürliche Ordnung umfassen. So bedeutet „Baku" überhaupt Farrn, und die Javanen begreifen auch die großen palmenähnlichen Farrn unter diesem Namen. Alle Orchideen heißen in der javanischen Sprache „Angrek", die Laurus-Arten „Huru". Der Katalog von Haßkarl zählt 1298 Geschlechter mit 7000—8000 Arten auf.

Was die klimatischen Verhältnisse von Buitenzorg betrifft, so beträgt die mittlere Temperatur des Jahres daselbst 19,9° R. und ist daher um etwa 2° R. geringer, als an der Küste und zu Batavia. Diese scheinbar nicht bedeutende Differenz in den Wärmeverhältnissen übt im Vergleich mit den Küstengegenden auf den Menschen einen sehr heilsamen Einfluß, besonders wenn man bedenkt, daß der Unterschied der Tages- und Nachttemperatur auf den Höhen bedeutender ist und die Morgenstunden von 5—8 Uhr, wo der Landwind von den Bergen herabweht, dem Lustwandler Erquickung und Stärkung bieten. Den günstigsten Einfluß auf die Gesundheit aber übt die schon erwähnte Reinheit der Luft, in Folge deren Athmung und alle übrigen Funktionen des Körpers mit Leichtigkeit vor sich gehen.

Die Mussons und die aus denselben sich ergebenden Regen- und Feuchtigkeitsverhältnisse anlangend, bemerken wir hier, daß für Java die oben erwähnten Gesetze über die Mussons einige Abänderungen erleiden, da die Insel südlich vom Aequator sich ausdehnt. Da der asiatische Kontinent nordöstlich, der australische südwestlich von Java liegt, so herrscht in unsern Sommermonaten, also von April bis Oktober, wo der asiatische Kontinent sich erwärmt, der australische bedeutende Wärmeausstrahlung zeigt und auch das Meer kälter ist als der nördlich dasselbe begrenzende Kontinent, der Ost-Musson, oder es herrschen die östlichen Winde im Umfange von Nordost bis Südost. Der Ost-Musson ist zugleich der trockene Musson, denn die kälteren Lüfte des Südens enthalten eine geringere Menge Feuchtigkeit in Dunstform aufgelöst, als sie bei ihrer Erwärmung an der Aequatorialzone aufzunehmen vermögen. Die Luft ist daher während des Ost-Musson rein.

Bei südlicher Sonnen-Deklination hingegen, also in den Monaten Oktober bis März, erwärmen sich der australische Kontinent und die angrenzenden Meere bedeutender, als die nördlicher gelegenen Zonen, sowie überdies in dem asiatischen Kontinent die Erkaltung sehr lebhaft vor sich geht. Der Luftstrom ist daher zu dieser Zeit Nordwest und West; es herrscht der West-Musson. Die aus Nordwest

nach Java kommenden Luftströme sind aber über den Aequator gewandert, sie enthalten viel Feuchtigkeit, weil sie Meereswinde sind, besonders aber weil sie eine hohe Temperatur besitzen und demgemäß eine große Menge Feuchtigkeit absorbiren können. Sobald diese Luftströme die Waldungen und Berge des Landes berühren, erkalten sie und verlieren einen Theil ihrer Feuchtigkeit, die als reichlicher Regen herabfällt.

Diese Verhältnisse zeigen sich aber am deutlichsten an den Küsten. Im Innern des Landes, in den mit ungeheuren Waldungen bedeckten Gebirgen, verwischt sich in Bezug auf die Niederschläge der Einfluß des Musson mehr oder weniger, da dort häufig Regen aus lokalen Ursachen entstehen. Dennoch zeigt sich auch zu Buitenzorg der Unterschied der Regenmenge in dem Ost- und West-Musson in auffallender Weise, obgleich von einem trockenen Musson, wie man den Ost-Musson an den Küsten bezeichnet, keine Rede sein kann.

Merkwürdig ist die bedeutende Zahl von Gewittern zu Buitenzorg, welche aus lokalen Ursachen entstehen. Wenn nämlich die kühle Luft durch die steigende Sonne erwärmt wird, so findet eine Strömung nach oben statt. Die Luft erkaltet schnell an den Bergen, bei welchem Vorgang häufig eine Elektrizitätsentladung mit Donner und Blitz und reichlichem Niederschlag stattfindet.

Nach einem solchen Gewitterregen, der bedeutende Zweige von den Bäumen reißt, die Bäche anschwellt und deren vorher trockne Betten mit reißenden Fluten erfüllt, erscheint die Natur wie neugeboren. Die Sonnenstrahlen fallen aus dem heitern Himmel wieder auf das noch nasse Gebüsch, die in ihren Schlupfwinkeln verborgenen Käfer und Schmetterlinge kommen wieder hervor und beleben den Wald und die Flur. Nur das Rauschen der Bäche und die über Felsen herabstürzenden Wasserstrahlen zeigen an, daß ein gewaltiges Ereigniß im Luftmeere stattgefunden. Aber es zerstörte nicht, es diente nur zur neuen Belebung. —

Wer bis Buitenzorg gekommen ist, kann auch eine Besteigung der Vulkane Pangerango und Gedeh unternehmen. Folgen auch wir hier, da der Verfasser diesen Ausflug nicht selbst unternahm, den bekannten Naturforschern der „Novara." Der Weg führt zunächst durch eine reiche, kultivirte Gegend mit herrlichen Reisfeldern, dann durch Kaffeegärten und durch die unbewohnte Wildniß eines Gebirgspasses nach Tschipanas in den Preanger Regentschaften am Fuße des Pangerango. Ein Reitweg ist bis auf den höchsten Punkt gebahnt worden, und obschon derselbe oft überaus steil hinaufläuft, so kann man sich doch den kleinen javanischen Pferden ganz sicher überlassen.

Bis zu etwa 4000 Fuß sind die Gehänge des Gebirges frei von Wald. Man sieht kleine Dörfer, reitet über Grasflächen, auf denen Büffel weiden, oder durch Tabak- und Kaffeepflanzungen. Dann beginnt der Wald, in dem man mit Freuden die heimischen Erdbeerfelder begrüßt. Chinapflanzungen treten auf, und der Weg führt durch einen unbeschreiblich großartigen Wald von 80 bis 100 Fuß hohen, schnurgeraden Stämmen des Rasamala-Baumes (**Liquidambar Altingiana**) weiter.

Heißer Sturzbach auf dem Wege von Tschiburum nach Kadang Badak.
(Nach dem Reisewerke der Novara-Expedition.)

Auf der 1500 Fuß hohen Thalfläche Tschiburum sind für die Reisenden Rasthäuser, die Pasangrahans, gebaut. Steil, bergan, in Zickzacklinien geht es weiter, bis die Reisenden zu dem heißen Schwefelwasserbache Tschi-olok gelangen. Die 45 Grad warme Quelle, gleich bei ihrem Ursprunge ein förmlicher Bach, kommt sprudelnd aus einem Trachytfelsen dicht beim Wege hervor und stürzt brausend und schäumend in eine jäh abfallende, mit den herrlichsten Baumfarrn geschmückte Schlucht, über welche ein schmaler hölzerner Steg führt. Kaum vermag man ein üppigeres, an die Urzeiten der Erdbildung erinnerndes Naturbild zu schauen, als diesen Wald von Baumfarrn, eingehüllt in die warmen Dampfmassen, die von einem vulkanisch heißen Quell aufsteigen, und gleich daneben ein zweiter, in den Abgrund stürzender Bach von kaltem frischen Bergwasser! Verkündet schon die heiße Quelle die Nähe vulkanischen Feuers, so zeugt ein Stein- und Schuttfeld, das hierauf überschritten werden muß, von der verheerenden Macht des nahen Kraters Gedeh, aus dem die unterirdischen Kräfte zwar nicht glühende Lavaströme, aber von Zeit zu Zeit gewaltige Stein- und Schlammmassen emporstoßen, welche, an den steilen Gehängen herabströmend, Alles ringsumher zerstören und verwüsten.

Bei der 7200 Fuß über dem Meere gelegnen Station Kadang Badak ist der sogenannte Versammlungsort der Rhinozerosse; diese Dickhäuter sollen noch immer vereinzelt hier vorkommen, allein durch herannahende Reisende werden die furchtsamen Thiere leicht fortgescheucht. Von hier aus steigt der Pangerango als freistehender regelmäßiger Kegel mit einer Neigung von 25 bis 30 Grad an. Die Luft wird kühler, die Vegetation nordischer. Zwar erscheinen noch immer Baumfarrn, aber zwischen verkrüppelten, zwergartigen Bäumen, die mit Moos überzogen sind und von denen haarähnliche, graugrüne Tillandsien herabhängen. Alle Pflanzen zeigen eine kriechende Tendenz und tragen eine Verkümmerung des Wuchses und Einförmigkeit der Arten zur Schau. Als Dr. Junghuhn im Jahre 1839 zum ersten Male den Gipfel des Pangerango bestieg, flohen schnaubend Rhinozerosse vor ihm davon; jetzt kommen sie dort oben nicht mehr vor.

Der höchste Punkt liegt 9326 Par. Fuß über dem Meeresspiegel und ist durch ein kleines Häuschen geschützt, in dem sich ein großer eiserner Ofen, Tische, Betten und Stühle befinden. Eine der schönsten Blumen, später von Friese Cankremia genannt, die von Junghuhn entdeckte Primula imperialis, welche noch an keinem andern Orte der Erde gefunden wurde, schmückt neben anderen niedlichen Pflänzchen den Gipfel. Als charakteristisches Gewächs des höchsten Punktes kann eine Immortelle, Gnaphalium arboreum, gelten. Durch das Gebüsch schlüpft eine Drossel (Turdus fumidus), welche nebst einem kleinen zierlichen, zaunkönigartigen Genossen der einzige Bewohner der Bergeshöhe ist.

Ungefähr fünfzig Fuß höher als die beiden, am Plateau errichteten Unterkunftshütten erhebt sich eine trigonometrische Signalstange, welche, aus großer Entfernung gesehen, den Landmessern bei ihren Arbeiten an verschiedenen Punkten der Umgebung zur Richtschnur dient. An einem heiteren Morgen, bei wolkenfreiem Himmel, muß man von dieser freien, luftigen Warte aus eine große Fernsicht in die Preanger Residentschaften genießen.]

Der Pangerango ist der größte aller erloschenen Eruptionskegel auf Java; er erhebt sich an der Ostseite eines ebenfalls erloschenen ungeheuren Kraterabgrundes. Dicht neben demselben, in einem Abstande von nur einer Meile gegen Südost, und mit diesem durch den 7000 Fuß hohen Rücken Pasce Alang verbunden, ragt ein zweiter Vulkankegel, der Gunong Gedeh, fast zu gleicher Höhe (9323 Par. Fuß) empor. Sein Gipfel ist eingestürzt, und auf dem Boden des großen Einsturzkraters erhebt sich ein neuer, noch niedrigerer Eruptionskegel, mit einem tiefen Kraterschachte, dem thätigen Feuerschlunde des Gedeh. Vom Pangerango aus gesehen, scheint der Gedeh so nahe zu liegen, daß man glaubt, einen Stein gerade in den Krater werfen zu können. Der Geolog der Novara-Expedition, F. v. Hochstetter, bestieg den Gipfel des Gedeh. Der Weg führte ihn über lose Stein- und Schlackenfelder, welche, von niederm Gebüsch und Gras nur spärlich bewachsen, den oberen Theil des Kegels bilden. Ein starker Schwefelwasserstoff-Geruch entsteigt der Solfatara, die unter dem Krater in einer tiefen Waldschlucht liegt. Heiße Wasser- und Schwefelquellen dringen aus dunkeln, am obern Rande schwefelgelb beschlagenen Felsspalten hervor. Hochstetter schildert den Anblick des Kraters und seiner Umgebung, als er oben angekommen war, folgendermaßen:

„Kurz vor der Station Kandang Badak führt der Weg vom Reitsteig ab, den wir gekommen waren. Wir mußten nun zu Fuß auf einem ganz verwachsenen, selten betretenen schmalen Pfade emporklimmen, und kamen bald aus dem Walde heraus auf die losen Stein- und Schlackenfelder, welche, von niederem Gebüsche und Gras nur spärlich bewachsen, den oberen Theil des Gedeh-Kegels bilden. Ein starker Schwefelwasserstoff-Geruch kam uns von der Solfatara entgegen, die unter dem Krater in einer tiefen, wilden Felsschlucht liegt. Heiße Wasser- und Schwefeldämpfe drangen hervor aus der dunklen, an ihrem oberen Rande schwefelgelb beschlagenen Felsspalte; wir stiegen mühsam aufwärts und gelangten endlich an den Rand des Einsturzkraters. Welcher Kontrast zeigte sich jetzt, wenn man von hier vorwärts und wenn man rückwärts blickte!

„Rückwärts stand, klar vom Fuße bis zur Spitze, der schöne, üppig grün bewaldete Kegel des Pangerango; vor uns aber lagen öde, wüste, graue Steinmassen, die amphitheatralisch geformte Felswand des Einsturzkraters, regelmäßig aufgebaut aus säulenförmig abgesonderten Trachytblöcken, und unter ihnen der dampfende Eruptionskegel, ein wüster Stein- und Schutthaufen vom buntesten Farbengemenge. Aus dem gewaltigen Schlunde des Einsturzkraters, an dessen nackter Felswand der eine Eruptionskegel angelehnt liegt, zieht sich eine kahle Felsschlucht voll Stein- und Trümmermassen, die der thätige Krater von Zeit zu Zeit auswirft, zur Seite tief hinab, bis sie sich in den dunkeln Waldmassen verliert.

„Wir mußten noch hinabsteigen und dann zum thätigen Krater selbst erst wieder hinaufklettern. Indeß war dies leichter ausgeführt, als wir es uns nach dem Anblick von oben gedacht hatten, und ohne Unfall erreichten wir das Ziel.

„Da standen wir nun am gähnenden Rande eines thätigen Kraters. Wir konnten keinen Schritt mehr vorwärts thun. Ein trichterförmiger Abgrund von 250 Fuß Tiefe lag vor uns, sein Boden mit Schlamm gefüllt, in dem da und

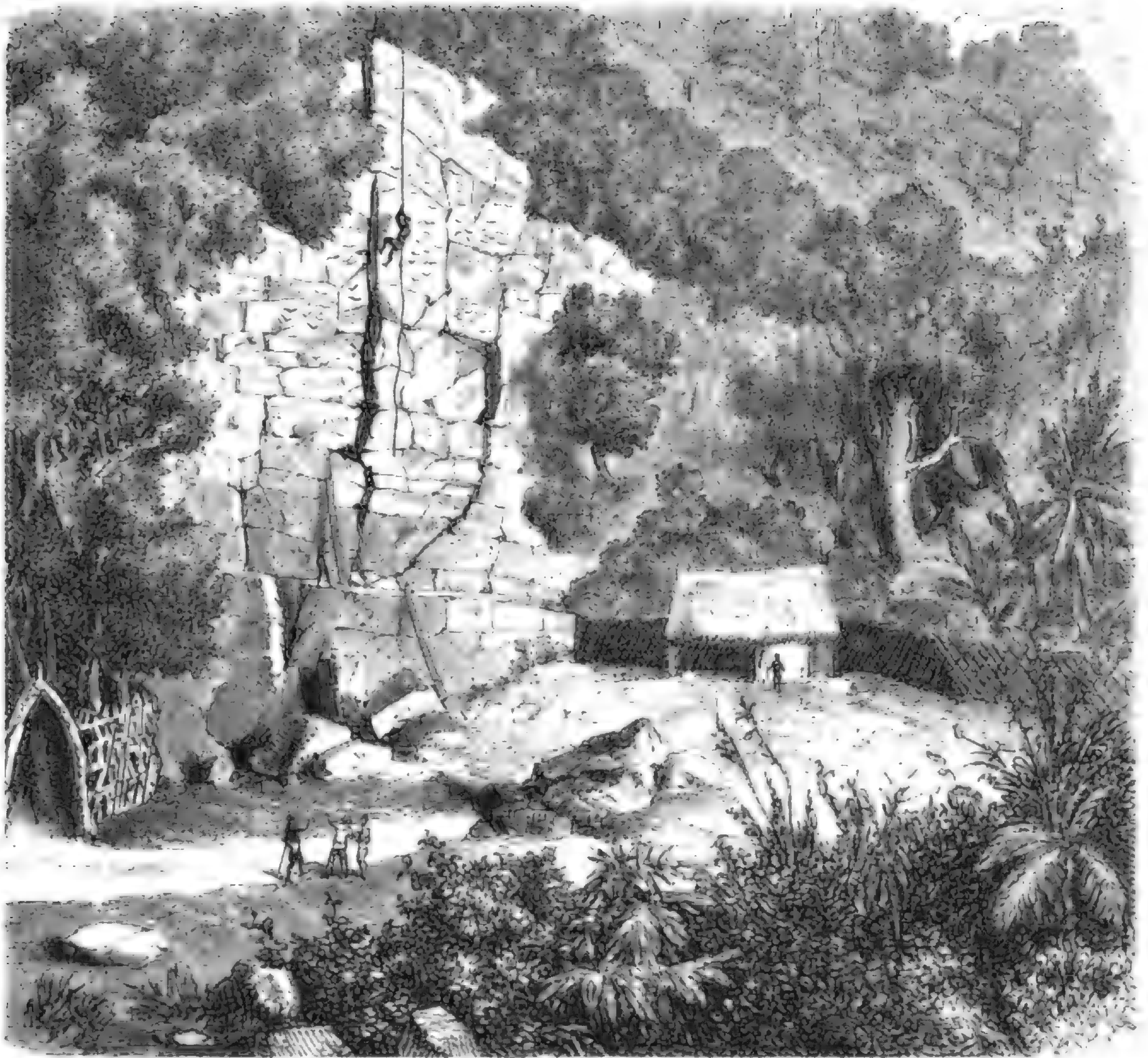
dort gelbliche Wasserpfützen standen. Die uns begleitenden Javanesen behaupteten, daß sie es hier früher nie so ruhig gesehen, und daß der Krater sonst immer voll Dampf gewesen sei. Diesmal stiegen nur aus einzelnen Seitenspalten des Schachtes schwache Wasserdämpfe in die Höhe, sowie sie auch überall aus den Rissen und Spalten an der Außenseite des Kegels hervorbrechen. Nur Wasser, Wasserdämpfe, Schlamm und eckige Gesteinstrümmer, die Schuttmassen der abgestürzten Felsen des Einsturzkraters sahen wir, aber keine Spur von geschmolzenen Lavaströmen, welche der heutige Krater des Gedeh zu Tage gefördert hätte. Die ganze historische Thätigkeit läßt sich mit den Explosionen eines Dampfkessels vergleichen, welcher durch die im Innern des Berges noch nicht erkalteten, im rothglühenden Zustande befindlichen Massen uralter trachytischer Lavaströme geheizt wird, die bei ihrem Hervorbrechen den Vulkankegel selbst aufbauten. Wasser, Schlamm und Steine hat der Berg zu wiederholten Malen bis in die neueste Zeit ausgeworfen, fein zerriebener Sand und vulkanische Asche, die bis nach Batavia flog, auch feurige Steintrümmer und glühender Sand wurden mitgerissen und bildeten die von ferne bewunderten Feuergarben; aber bis zu heißflüssigen Lavaströmen, bis zu rund abgeschmolzenen Bomben hat es der Krater des Gedeh seit Menschengedenken nicht gebracht. Dazu reicht seine innere Lebenskraft nicht mehr hin; er ist eben so in seinem letzten Stadium, im Absterben, wie alle übrigen Vulkane Java's. Es ist die letzte Reaktion des innern Feuers gegen das von außen eindringende Wasser. Selbst die thätigsten Vulkane auf Java, der Gunong Guntur und Gunong Lamongan, werfen nur glühende Gesteinstrümmer und glühende Asche aus, eigentliche Lavaströme hat man nie gesehen."

See von Tschicharassa. (Nach dem Reisewerke der „Novara".)

Die Ostasiatische Inselwelt. I. S. 71.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Vulkan Gedeh.



Gua (Höhle) mit den eßbaren Schwalbennestern.

Drittes Kapitel.

Wanderung nach der Südküste.

Java's Fruchtbarkeit. — Bevölkerungszunahme. — Physiognomische Gewächse der gemäßigten Zone. — Die Alang- oder Grasflächen. — Wälder innerhalb derselben. — Schlingpflanzen. — Thierleben in den Alangwiesen. — Pfauen, Begleiter des Tigers. — Verschiedene Arten des Tigers. — Tigerfang. — Die Reiskultur und ihr Einfluß auf den Bewohner. — Reisproduktion im Jahre 1859. — Bewässerung der Reisfelder. — Die Ernte. — Nothwendigkeit der Pflanzenkost in den Tropenländern. — Nachtheiliger Einfluß der Ausrottung der Wälder. — Palmengärten. — Kokospalmen. — Zuckerkultur. — Eßbare Vogelnester und ihre Gewinnung. — Tempel der Göttin Lara Kidul.

Ungern verlasse ich die waldbedeckten Höhen des Salak- und Gedeh-Gebirges, zwischen welchen die wohlgebaute Landstraße über ein Verbindungsjoch weiter nach

Süden führt. Von der Galerie des Hauses des Assistent-Residenten, das auf einem Gebirgsvorsprunge steht, bietet sich eine herrliche Aussicht nach der Ebene, die sich weithin bis an die Südküste Java's erstreckt. In der Ebene aber ist die eigentliche Fülle und der Segen der tropischen Vegetation ausgegossen, dort erzeugt die heiße Sonne, in Verbindung mit der feuchten, aus der Verwesung von Millionen Pflanzen und Thieren entstandenen fetten Dammerde jenen Ueberfluß an Nährstoffen, welcher einer ungeheuren Bevölkerung Lebensunterhalt gewähren kann.

Ungefähr drei Viertel von Java's Oberfläche ist noch mit Urwald und Wildniß bedeckt, und kaum ein Viertel dieses unter allen Inseln des Archipels am meisten kultivirten Landes hat der Mensch seinen Zwecken dienstbar gemacht. Dieser kleine Theil aber genügt nicht nur, um für dreizehn Millionen Menschen reichliche Nahrung zu erzeugen, sondern auch fast ganz Europa mit Kaffee zu versorgen, viele Millionen Pfund Zucker, Indigo und eine Fülle anderer Produkte zur Ausfuhr zu liefern.

Die Bevölkerungszunahme von Java im Laufe dieses Jahrhunderts ist staunenerregend und dürfte, ohne daß bedeutende Einwanderungen, wie dies in Nordamerika der Fall ist, Statt haben, in wenigen anderen Ländern in gleichem Maße gefunden werden. Wollen wir die Zählung der javanischen Bevölkerung vom Jahre 1780, nach welcher dieselbe etwas über 2 Millionen Seelen betrug (2,029,000), auch außer Acht lassen, so verdient doch sicher die Angabe des englischen General-Gouverneurs Sir Stamford Raffles volles Vertrauen, wenn er die Bevölkerung Java's im Jahre 1812 auf 4,800,000 Seelen angiebt. Seit jener Zeit hat sich Java's Bevölkerung in folgender Weise vermehrt: 1824: 6,300,000 Einwohner; 1838: 8,100,000 Einwohner; 1850: 9,500,000 Einwohner; 1859: 12,300,000 Einwohner; 1864: 13,649,680 Einwohner.

Welche Thätigkeit, Umsicht und Ordnung in der Verwaltung der unmittelbar unter den Holländern stehenden Länder gegenwärtig herrscht, kann schon daraus entnommen werden, daß alljährlich mittels der genau geführten Geburts- und Sterbelisten der Stand der Bevölkerung aufgenommen wird, während selbst in den civilisirtesten Ländern Europa's nur alle drei Jahre eine Zählung stattfindet.

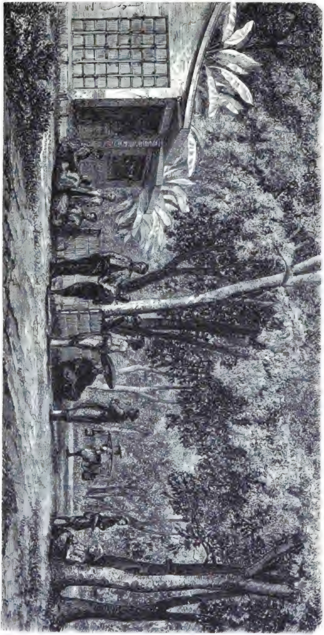
Auf unserm Marsche nach der Südküste befinden wir uns zunächst noch in der gemäßigten Region, in einer Höhe zwischen 4000 und 2000 Fuß, die durch eine eigenthümliche Vegetation ausgezeichnet ist. Vor Allem zieht der Riese aller javanischen Bäume, der stolze Rasamala-Baum (**Liquidambar Altingiana**), unsere Bewunderung auf sich. Er erhebt sich bis zu 180 Fuß, ragt daher weit über alle Bäume des Waldes hervor und zeichnet sich durch seinen schlanken, glatten Stamm aus, an welchen weder Schlingpflanzen noch Schmarotzergewächse sich wagen. Zur Zeit der Blüte erscheint die kugelförmige Krone durch die zahlreichen männlichen Blüten röthlich gefärbt. Dieser Baum, sowie der zu den Ternströmiaceen gehörige, mit großen weißen Blumen gezierte Puspa-Baum (**Gordonia Wallichii**), welcher ebenfalls in diesen Höhen gefunden wird, wächst gleich unsern Waldbäumen gesellig und nicht wie die meisten anderen der Tropenländer vereinzelt. Es giebt auf Java ausgedehnte Rasamala- und Puspa-Wälder, doch sind

beide Bäume in neuerer Zeit zu Hunderttausenden gefällt und der urbar gemachte Platz zu Kaffeegärten verwendet worden.

Wenn wir die Hauptstraße verlassen und tiefer in den Wald eindringen, erblicken wir manche, nur auf diesen Höhen wachsende Feigen-Arten, wie **Ficus tricolor, F. valida, F. oligosperma.** Auch Bäume, zur Familie der Anonaceen und Myristiceen gehörig, findet man hier. Merkwürdig ist ein zu den Kompositen gehöriger Baum, eine Familie, die in Europa nur durch kraut- oder höchstens strauchartige Gewächse vertreten ist. Ich spreche nämlich von der etwa 50 Fuß hohen **Leucomeris** oder **Vernonia javanica.** Zu den Bäumen, die eine riesige Größe erlangen und die daher den Rasamala-Bäumen an Höhe am nächsten stehen, gehören die **Thespesia altissima**, eine Malvacee, **Corarium altissimum** und der stattliche **Dipterocarpus trinervis.** Die Pracht und Majestät dieser und vieler anderen Gewächse, verbunden mit der ätherischen, durch balsamische Düfte erfüllten Frühlingsluft, macht auf den Reisenden einen erhebenden Eindruck.

Doch alle die genannten Bäume verschwinden allmälig, je mehr wir uns gegen die Ebene wenden und in die heiße Zone eintreten. Aber ehe wir das schattige Laubdach des Waldes verlassen, um hinab zu steigen in die brennend heißen Grasflächen mit ihrem eigenthümlichen Thierleben, winkt uns noch eine Herberge, ein Wajong, an dem wir und die uns begleitenden Javanen Rast halten, um uns zu stärken für die beschwerliche Wanderung, die uns bevorsteht. Noch einmal werden uns die saftigen, erfrischenden Mangostan-Früchte geboten; für wenige Kupfermünzen nehmen unsere Leute ein reichliches Mahl Reis ein, noch einmal schlürfen wir die erquickende Frische der Waldesluft und dann — muthig hinein in den Grasozean, das Gebiet des Tigers!

Weite Alangfelder breiten sich jetzt mit oft zwei Ellen hohem Gras aus. Dieses letztere ist aber nicht das milde, weiche, welches in unserer Heimat der erste Frühlingsstrahl nach geschmolzenem Schnee hervorruft, sondern es sind Stengel, die meistens der Gattung **Saccharum**, dem Zuckerrohr, angehören, mit dickem, später sich verholzendem Stengel. Das verbreitetste Alanggras ist das **Saccharum Koenigii**, dann das **Saccharum spontaneum**, welches 10—12 Fuß Höhe erreicht. Nur mühsam windet sich der Wanderer durch dasselbe, indem er sich mit dem Hackmesser erst seinen Weg bahnen muß. Außer den Saccharum-Arten finden sich in der Alangfläche noch Anthistiria-Arten, die 4—8 Fuß hoch werden. Von der Ferne gesehen haben die Grasebenen nicht das frische, freundliche Ansehen unserer fetten Wiesen mit freundlichen Blumen, die das Auge erfreuen; sie erscheinen vielmehr glänzend grau und der Wind bewegt sie wogenförmig, wodurch sie den Anblick der silbernen Meeresfläche erhalten. Man kann sich denken, daß die Wanderung durch diese Fläche, wenn sie nicht, was häufig der Fall ist, durch Waldungen gruppenweise unterbrochen ist, äußerst beschwerlich und lästig fällt. Denn, abgesehen von dem mühsamen Durchdringen durch die Alangstengel, ist die Hitze am Grunde dieses Grasmeeres, wo man den Luftstrom nicht direkt fühlt und die Wärme von den zahllosen Stengeln zurückprallt, sehr bedeutend und steigt in den Mittagsstunden oft auf 32° R. im Schatten. Außerdem streifen die scharfen Rispen der



Javanische Herberge (Warong).

Gräser an Wange, Stirn und Kinn, verursachen Schmerz und Hautwunden, so daß man nach einer Wanderung von einigen Stunden durch das Alanggras arg zugerichtet aus demselben hervorkommt.

Wie Inseln oder Oasen in der Wüste, liegen mitten im Alangfelde oft Waldgruppen zerstreut. Ob die Natur die Wäldchen so inselförmig mitten in dies Grasfeld gepflanzt, oder ob der Mensch die Ursache dieser eigenthümlichen Vertheilung der Gras- und Waldvegetation ist, bleibt an vielen Orten unaufgeklärt. Der Javane hat die Alangfelder oft dadurch erzeugt, daß er die früher hier vorhandenen Wälder ausrottete. Möglich, daß die gruppenweise im Alangfelde zerstreuten Wäldchen noch Ueberbleibsel des einst großen und zusammenhängenden Waldes sind, den das Beil einst vernichtete.

Digitized by Google

Die Alangfelder sind aber für den Landmann sowol als für den Wanderer lästig. Für erstern wegen der vielen schädlichen Thiere, welche dieselben einschließen, für letztern aus den schon angeführten Gründen. Vergebens sucht der Javane nun auch die Alangfelder zu vernichten, indem er sie während des Ost-Musson anzündet und so die Gräser zu vertilgen trachtet. Es entstehen ungeheure Wiesenbrände, die auch zahllose Bäume versengen und die Luft weit und breit mit Rauch erfüllen, aber der beabsichtigte Zweck wird nicht erreicht. Sobald der West-Musson mit seinem reichlichen Regen eintritt, schießen die nicht verbrannten Wurzeln der Gräser, oder auch die von anderwärts dahingewehten Samen, von Neuem auf und das Alanggras erhebt sich auf der jetzt durch die Asche der verbrannten Pflanzen gedüngten Erde noch üppiger als zuvor.

Die Bäume im Alanggrase sind nicht sehr hoch und gehören ganz anderen Arten an, als diejenigen, die wir auf den Höhen der Gebirge kennen gelernt haben. Wir finden hier einen zu den Euphorbiaceen gehörigen Baum, **Rottlera tomentosa** und **R. floribunda**, ferner **Bauhinia tomentosa**, **Diospyros Melanoxylon** und andere Bäume. Insbesondere sind es viele Bambu-Arten, die unsere Aufmerksamkeit anziehen. In den Waldgruppen dieser Region wachsen der stachlige Bambu, **Bambusa Blumeana (Bambu Duri mal.)**, ferner **Bambusa vulgaris**, **B. Bitung**.

Um die Bäume und Sträucher winden sich in dichtem Gewirre zahlreiche Schlingpflanzen, welche den Hauptstamm oft ganz unkenntlich machen, so daß man die Blüten und Früchte der ersteren für jene des Baumes hält. Wir nennen hier nur **Modecca obtusa** und **cordifolia Bl.**, die sich bis an den Gipfel der Bäume drängt und deren schöne, scharlachrothe Früchte dem Wanderer sogleich auffallen. Viele der Schlingpflanzen mit langen, schlanken Stengeln werden zu Stricken und Tauwerk benutzt, während andere zu Flechtwerk verschiedener Art dienen.

In dem Alanggrase und in den benachbarten Wäldern macht sich aber auch das Thierleben bemerklich. Außer zahlreichen kleinen Vögeln, die ihre Nester oft an den überhängenden Stengeln der dicken Grashalmen befestigen, finden sich hier viele Hirsche (**Cervus Russa**) und noch mehr Schweine (**Sus vittatus**). Da letztere von den muhamedanischen Javanen nicht verzehrt werden, mehren sie sich oft in ungeheurem Grade und fügen den Zuckerfeldern argen Schaden zu. In Folge dessen ist man genöthigt, durch großartige Treibjagden ihre Zahl zu vermindern, wobei oft mehrere tausend Stück erlegt werden.

Einen eigenthümlichen Anblick bieten die vielen kahlen, regelmäßig geformten Hügel von ein bis zwei Fuß Höhe, die sich bei näherer Betrachtung als die Wohnungen der berüchtigten Termiten erweisen. Zu Millionen hausen diese Feinde aller zernagbaren Dinge in diesen Erdhaufen, doch so, daß jedes Thier seine eigene Zelle aus Lehm erbaut. Dieser gefürchtete kleine Zerstörer führt auf Java den Namen „weiße Ameise"; es ist jedoch eine Termitenart (**Termes fatalis**). Alles Holzwerk, Möbel, Tau- und Lederwerk, Wollen- und Leinenzeug, Nichts ist vor ihrer Zerstörung sicher; ja man erzählt sich, daß ein Beamter auf Java, dessen Kasse zufällig um zehntausend spanische Thaler weniger enthielt, als den Rechnungen

gemäß hätten vorhanden sein sollen, sich damit ausredete, daß die weißen Ameisen (de witte mieren) sich über die blanken Thaler gemacht und sie aufgefressen hätten.

Wilde Hähne (Gallus furcatus) sieht man häufig in den Alangfeldern und den benachbarten Gebüschen. Auch der prächtige Pfau hat hier seine Heimat. Der Anblick dieses schönen Vogels erregt aber in der Alangwildniß ein unheimliches Gefühl, denn es hält sich der Pfau in der Regel in der Nähe des Tigers auf. In der That lauert dieses fürchterliche Thier während des Tages häufig in dem hohen Grase, während es nach Untergang der Sonne auf Raub ausgeht. Daß ihm letzterer bei der großen Anzahl von Hirschen und Schweinen nie mangelt, erhöht kaum die Sicherheit des einsamen Wanderers. Nur wenn man zahlreiche Begleitung bei sich hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß das gesättigte Thier den zweifelhaften und unnöthigen Kampf gegen den Menschen wagen wird.

Die Javanen unterscheiden mehrere Arten des Tigers, den sie mit dem allgemeinen Namen „Mung" belegen. Matschan ist der malayische Name für „Tiger", während man auf Sumatra ihn „Hariman" nennt. Die gefährlichste Tigerart heißt „Mung gedeh." Er ist außerordentlich groß und stark und findet sich vorzüglich in der Residentschaft Bantam. Rinder, Hirsche und Schweine sind sein liebster Raub, während er Hunde verabscheut. Seine Körperstärke ist ungeheuer. Er schleppt im Maul einen Büffel fort und springt damit über Gräben und Bäche; für den Menschen ist er äußerst gefährlich, besonders wenn er einmal mit Erfolg einen Anfall gemacht hat. Eine zweite Tigerart ist der Mung-Malang-Bong, welcher gelb und mit großen schwarzen Ringflecken verziert ist. Er verfolgt junge Rinder, Hirsche, Schweine, Moschusthiere, selten Menschen. Etwas kleiner als die genannten beiden Arten ist der röthliche, unregelmäßig schwarz gestreifte Mung-Santschong. Er jagt Ziegen und Hunden besonders gern nach; während der Nacht schleicht er sich in die Wohnungen und überfällt die Hausthiere oder auch die menschlichen Bewohner im Schlaf. Selten geschieht es, daß er, durch Lärm erschreckt, seine Beute wieder fahren läßt. In diesem Falle begnügt er sich damit, ein Stück aus dem Körper eines Thieres herauszureißen.

Unter „Mung-Tutul" ist auf Java der Panther (Felis pardus) bekannt. Der Mung-Kumbung ist durch seine völlig schwarze Farbe zu erkennen. Die kleinste Tiger- oder Pantherart Java's ist der „Mung Krut" (schreiender Tiger), so genannt wegen seines heftigen Gebrülles. Er hat eine rothgelbe Farbe und jagt vorzüglich Hunden und kleinen Thieren nach. Seit undenklichen Zeiten haben die Bewohner Java's gegen den Tiger gekämpft, ohne daß es ihnen gelang, dieses fürchterliche Raubthier gänzlich aus dem schönen Eilande zu bannen. Sie bemächtigen sich des Tigers auf zweierlei Weise: entweder fangen sie ihn in Fallen, was jedoch selten mit Erfolg geschieht, oder sie jagen ihn im Freien. Der Fangapparat besteht aus einer hohen, wohlbefestigten Umzäumung von Bambu-Stämmen, innerhalb welcher man frisches Fleisch oder ein lebendes Thier anbringt. Sobald der Tiger während seiner nächtlichen Streifzüge den Köder wittert, springt er darauf los; aber indem er sich seiner Beute bemächtigt, zieht er an einem

Haken, es fallen die Holzstämme hinter seinem Rücken nieder und man findet ihn am folgenden Tage gefangen.

Macht eine Tigerbrut die Gegend besonders gefährlich, dann wird die gesammte waffenfähige Mannschaft des Distriktes zu einer großen Treibjagd aufgeboten. Aber auch einzeln ziehen kühne Jäger aus, um den Tiger zu erlegen. Es klingt fast fabelhaft, und dennoch ist es Thatsache, daß mancher Javane allein, blos mit einem Kriß (javanischen Dolch) bewaffnet, auf die Tigerjagd geht und nicht selten so glücklich ist, ein Thier in seinem Schlupfwinkel zu erlegen.

Bekannt ist nämlich, daß der Tiger trotz seiner Stärke und Mordlust dennoch furchtsam ist, und vor jenem Feind sich zurückzieht, der kühnen Schrittes ihm entgegengeht.

Daß der Tiger auch vor der menschlichen Stimme und vor lautem Geschrei zurückweicht, dafür wollen wir ein wohlverbürgtes Beispiel beibringen. In seinen „Reisen durch Java“ erzählt Junghuhn, daß er beim Durchstreifen der Umgegend des Dorfes Dschurang-Urang mit einigen Eingeborenen plötzlich drei Tigern gegenüberstand, welche vor ihm im Gebüsch aufsprangen. „Zwei von ihnen nahmen die Flucht und entschwanden schnell unseren Blicken; man hörte nur noch einige Sekunden lang das Geräusch der zerknickten Baumzweige, über die sie sprangen; der dritte aber, ein großer Königstiger, blieb, die Zähne fletschend, dicht vor mir stehen.

„Man denke sich meinen Schreck! Alle meine javanischen Begleiter waren wegen Ermüdung in dem Dorfe zurückgeblieben und nur zwei Maduresen mir bis hierher gefolgt. Diese hielten kleine Hackmesser in den Händen, ich selbst war nur mit einem dünnen Bambusstabe bewaffnet. Ein tödtlicher Schrecken malte sich auf den Gesichtern der Maduresen, sie standen stumm und unbeweglich, und mir, der ich noch keinen Tiger so nahe in der Wildniß gesehen hatte, war ganz eigenthümlich zu Muthe. Doch fühlte ich mich durch eine Art Instinkt gedrungen, den Tiger anzuschreien, was ich aus allen Leibeskräften that — die Maduresen halfen mir — und siehe da, der Tiger, dessen Trommelfell unser Konzert, wovon die Felsen widerhallten, keineswegs zu behagen schien, sprang auf und entfloh mit Windeseile.“

Die holländische Regierung hat im Interesse der Ausbreitung der Landeskultur von jeher auf die Vertilgung der Tiger auf Java und im übrigen Archipel ein besonderes Gewicht gelegt und einen Preis für jeden Tiger ausgesetzt, der lebendig oder todt den Behörden eingeliefert wird.

Wir haben die Waldungen, welche die Bergabhänge begrenzen, sowie die Alangfelder passirt. Vor unseren Blicken breiten sich mächtige Reisfelder aus, welche der Fleiß der Javanen mit der größten Sorgfalt kultivirt. Seit uralten Zeiten beschäftigt sich der Javane mit Landbau, und keine Insel des Archipels ist, wenngleich die klimatischen Verhältnisse derselben die nämlichen sind und auch die Fruchtbarkeit des Bodens nichts zu wünschen übrig läßt, in solchem Grade für die Kultur-Gewächse gewonnen und besitzt eine verhältnißmäßig so große

Bevölkerung, wie Java. Sowie aber noch jetzt der Reis das Hauptnahrungsmittel des Javanen bildet, so war es auch vorzüglich der Reisbau, der ihn seit einer Reihe von Jahrhunderten beschäftigte. Ja, selbst auf die religiösen und besonders die politischen Verhältnisse des Javanen übte der Reisbau einen bedeutenden Einfluß aus. In den alten Mythen und der Götterlehre der Javanen spielt derselbe eine Rolle, und auch im javanischen Olymp scheint der Reis als Hauptschüssel eingeführt zu sein. Die vielerlei, oft sehr beschwerlichen und mit bewundernswerther Geschicklichkeit ausgeführten, zum Reisbau gehörigen Arbeiten, insbesondere die Bewässerung der Felder, wobei das Wasser von den Höhen nach den Niederungen in der Art geleitet werden muß, daß alle Felder gleichmäßig der Bewässerung theilhaftig werden, alles Dies betrachtet der Javane als eine religiöse Pflicht und als ehrenvolle Beschäftigung.

Reispflanze.

Auf das soziale und politische Verhältniß des Javanen hatte der Reisbau insofern einen mächtigen Einfluß, als der einzelne Landbauer bei den künstlich bewässerten Feldern nicht blos auf seine eigenen Arbeiten angewiesen ist, sondern nothwendig im Einverständniß mit den Nachbarn seine Arbeiten vollführen muß.

Da die Bäche und Wasserleitungen, die eine Gegend berieseln, ihre Feuchtigkeit den Feldern verschiedener Besitzer spenden, so sind diese auch zur gemeinschaftlichen Instandhaltung der Bewässerungs-Einrichtungen verpflichtet und stehen unter den Befehlen des Ortsvorstandes oder Kapala-Kampong, der die Arbeitszeit und die an die Reihe kommenden Personen bestimmt. Auf seinen Befehl werden die Saaten eingesetzt und bewässert, sowie auch auf seinen Befehl die Entwässerung und endlich die Ernte stattfindet. Der Javane ist daher gewohnt, unter Aufsicht eines Vorstehers seine landwirthschaftlichen Arbeiten zu verrichten. Schon darin liegt das Naturgemäße und Vernünftige des Kultursystems von v. d. Bosch, welcher den Javanen in derselben Weise unter Leitung ihres Kapala-Kampong zum Anbau von Kaffee, Zucker und den übrigen zum Monopol der Regierung gehörigen Produkten anhielt, wie er seit Jahrhunderten den Reis unter der Aufsicht desselben Vorstandes anzubauen gewohnt war. Der Bevölkerung ist hierdurch eine neue Quelle des Erwerbes zugeflossen, und die Regierung gewinnt durch die Produkte namhafte Summen.

Nach den Berichten aus Java vom Jahre 1860 betrug die Zahl der auf Java mit Landbau beschäftigten Ortschaften (Dessa und Kamponge) 33,586.

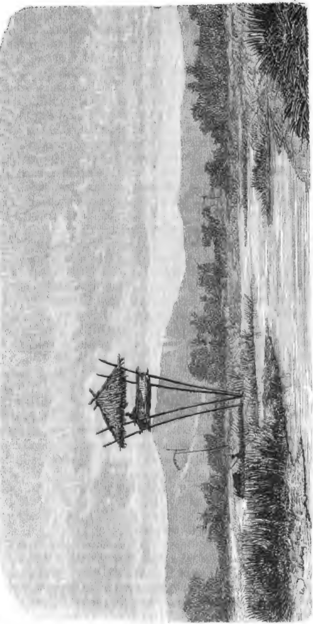
Junghuhn's Ueberraschung durch den Königstiger.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

Ohne Landbau, also von Jagd, Fischerei und Handel, leben 1348 Ortschaften. Die Zahl der mit Landbau sich beschäftigenden Familien betrug 1,444,000, um 46,000 Familien mehr als im Vorjahre. Unter diesen statistischen Angaben, sowie unter allen folgenden, sind aber die vier Residentschaften Batavia, Buitenzorg, Dschokdschokarta und Surakarta nicht mit begriffen, weil in diesen Bezirken die Länder ganz frei und dem bei den übrigen Residentschaften angewandten Kultursystem nicht unterworfen sind. Die oben genannten Ackerbau treibenden Familien bebauten eine Fläche von etwa 2 Millionen Bouw (1 Bouw = 500 rheinl. □ Ruthen); diese Felder gaben einen Ertrag von über 32,000,000 Pikul Reis (1 Pikul = 125 Amsterd. Pfund).

Diese ungeheure Quantität kann im



Reisfelder-Wache.

Digitized by Google

Lande nicht verzehrt werden, und da der Handel mit diesem Produkt gänzlich freigegeben ist, so sind es europäische und amerikanische Schiffe, welche auf Java Ladungen Reis einnehmen, um sie nach anderen Welttheilen abzusetzen.

Schon aus den Benennungen des Reises in seinen verschiedenen Zuständen kann man erkennen, daß die Reiskultur auf dem Indischen Archipel seit undenklichen Zeiten eingebürgert ist. Die Reispflanze selbst (**Oryza sativa**) heißt in der malayischen Sprache Padi, der enthülste Reis oder die Körner Boas und der gekochte Reis Nassi. Ebenso ist die Benennung des zur Reiskultur verwendeten Bodens verschieden. Jene Felder nämlich, welche jährlich ein oder zwei Mal überschwemmt werden können, werden Sawah genannt. Hingegen heißt man Tipar jene Gebirgsgegenden, denen das für die junge Reispflanze nöthige Wasser noch künstlich zugeführt werden muß. Endlich werden jene Felder, welche der künstlichen Bewässerung entbehren und auf den Regen angewiesen sind, daher nur während des West-Musson bepflanzt werden können, Umah genannt. Gajah endlich heißen Reisfelder, welche an der Stelle ausgerodeter Wälder angelegt werden.

Der Reis verträgt während seiner Entwickelung zwar keine sehr niedrige Temperatur, doch bedarf er keineswegs anhaltender Hitze, weshalb denn die Kultur dieser wichtigen Pflanze bis zu Höhen von 2500, ja selbst 3000 Fuß über die Meeresfläche hinaufreicht. Der Javane führt seine Wasserleitungen von den Quellen nach den Bergen, wo die Reisfelder terrassenförmig angelegt sind und von höheren Stufen zu den niederen kleine Wasserfälle herabrauschen. Die jungen Reispflanzen stehen, bis sie eine Höhe von etwa $1^1/_2$ Fuß erreicht haben, im Wasserbade, und die ganze Ebene ist zu jener Zeit in einen See verwandelt, worin eine Unzahl von Reihern (**Ciconia leucocephala** und andere Arten) herumspazieren. Nun läßt man das Wasser ablaufen, die heißen Sonnenstrahlen entziehen dem Boden alsbald seine Nässe, und die Gegend gewinnt ein ganz anderes, freundliches Ansehen. Es sind unabsehbare, grüne, später gelbe Ebenen und Hügel, die sich bis zur Region der gemäßigten Zone hinanziehen. Die Reiher sind verschwunden, dafür sieht man zahllose Schwärme von sogenannten Reisdieben (**Fringilla oryzivora**), spatzengroße niedliche Vögel mit schwarzen Köpfchen, welche sich an den jungen Körnern gütlich thun. Zur Abwehr der die Saaten dezimirenden Vögel ziehen die Javanen Stricke, die sie netzförmig über die Felder ausspannen und an welchen klappernde Gegenstände angebracht sind. Inmitten der strahlenförmig nach allen Seiten auslaufenden Stricke sitzt in einem kleinen Hüttchen der Feldwächter, wie die Spinne im Centrum ihres Gewebes. Von Zeit zu Zeit zieht er an den Strängen, und sogleich bewegen sich alle durch die Felder laufenden Stricke mit ihren klappernden Vorrichtungen, worauf dann die Schar der kleinen Diebe in die Höhe fliegt, um bald wieder ihr unterbrochenes Gastmahl fortzusetzen.

Sobald der Reis die nöthige Reife erlangt, giebt der Kapala Kampong das Zeichen zur Ernte. Freudig ziehen Männer, Frauen und Kinder hinaus in's Feld; erstere schneiden die Halme mittels langer Messer und legen sie in Bündeln auf Matten, auf denen Frauen und Kinder mit Stöcken die Drescharbeit beginnen. Die Enthülsung von den Spelzen geschah bis vor wenigen Jahren durch Stampfen

des Reises in einem ausgehöhlten Holzpflocke, wobei die Spelzen davonfliegen. In neuerer Zeit sind aber zu diesem Zwecke eigene Mühlen errichtet worden, welche dieses Geschäft ungleich rascher und vollkommener verrichten. Der Genuß nicht gut gesäuberten Reises soll nach der Versicherung der Javanen Augenkrankheiten hervorbringen.

Die Europäer haben von den Inländern den Genuß des Reises und seine Benutzung als Hauptnahrungsmittel angenommen und befinden sich wohl dabei; denn im Tropenlande ist es dem Menschen durchaus nöthig und zuträglich, sich vorherrschend der Pflanzenkost zu bedienen.

Die Kultur des Reises nimmt von Jahr zu Jahr mit der Steigerung der Bevölkerung zu, und zwar auf Kosten der Urwälder. Aber die waldgekrönten Häupter der Gebirge und Hügel sind nicht nur eine prachtvolle und reiche Bekleidung des Landes, der das künstliche Kleid der Kulturgewächse an Schönheit und Erhabenheit nicht zur Seite gestellt werden kann, sondern sie sind auch für den Bestand der günstigen klimatischen Verhältnisse, also auch für die Kulturgewächse, ja für die Existenz des Menschen, von großer Wichtigkeit. Denn nur den ausgedehnten Wäldern Java's ist es zu verdanken, daß besonders in den Centraltheilen der Regen sich nicht blos auf die Zeit des West-Musson, die eigentliche Regenzeit, beschränkt, sondern sich gleichmäßig auf das ganze Jahr vertheilt. Gerade diese von Zeit zu Zeit fallenden, nicht allzuheftigen Regen sind es, welche die Fruchtbarkeit des Landes bedingen und die Quellen und Bäche speisen, während nach den heftigen Musson-Regen das Land nach wenigen Wochen ausgetrocknet ist.

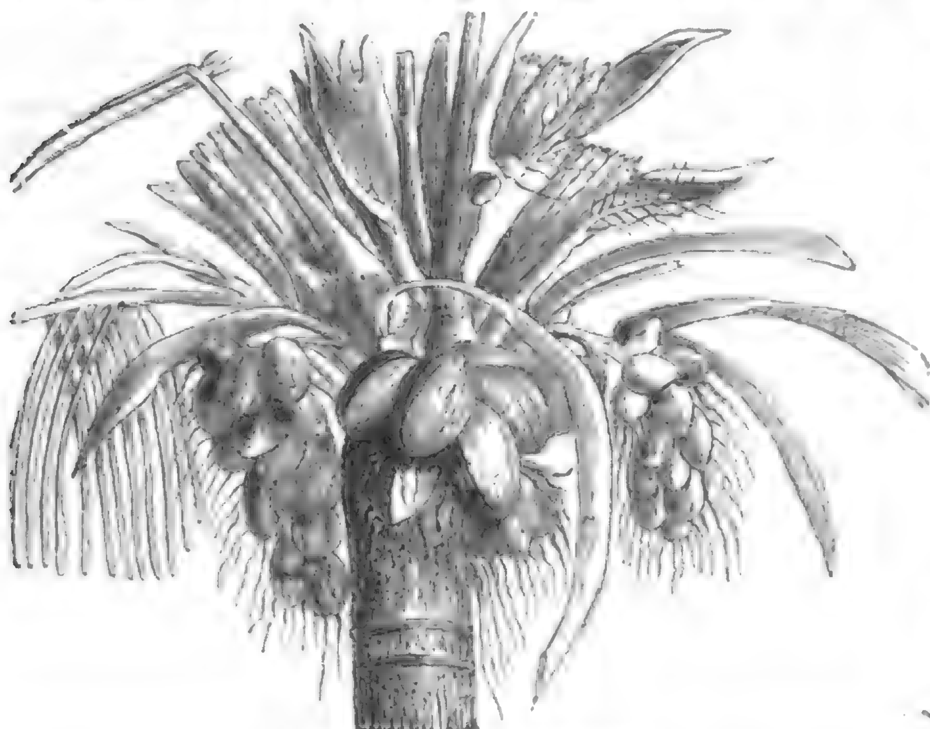
Alljährlich mehrt sich die Zahl der Landstrecken, die in Java für die Kultur gewonnen werden. So wurde auch im Jahre 1859 eine Waldfläche von 9543 Bouw (ungefähr 17,000 Tagwerk) ausgerodet. Wo ist aber der Ersatz, der dem Lande für den hieraus entstehenden Verlust an befruchtendem Wasser geboten wurde? Man glaubt der Kultur zu dienen, wenn man so viel Land als möglich für den Anbau des Reises, des Kaffees, Zuckers 2c. gewinnt und die „Wildniß" vermindert; aber wenn man in dieser Weise fortfährt, so wird bald eine Zeit kommen, wo der Landmann nicht Wasser genug haben wird, um seine Reisfelder zu bewässern, und er wird auf die einmalige Ernte des West-Musson beschränkt sein, wohingegen er gegenwärtig zweimal im Jahre erntet.

Zwar sorgt die Regierung allerdings auch für Anpflanzung von Dschati-Bäumen (**Tectónia grandis**). Im Jahre 1859 wurden von diesem nützlichen und schönen Baum, der zu den geselligen Gewächsen gehört, $1^1/_2$ Millionen auf Java angepflanzt; aber diese Pflanzungen ersetzen nur die aus den Dschatiwäldern genommenen Tausende von Stämmen, nicht aber die Millionen Bäume, die man an andern Orten aus den Gebirgswäldern entfernte. — Möge man daher bei Zeiten mit der Zerstörung der Wälder Einhalt thun, bevor der Nachtheil allzu empfindlich wird!

Wir schreiten in unserer Wanderung gegen die Südküste vorwärts und befinden uns bereits auf tertiärem Grunde, was schon die Form der Hügel und Berge uns ankündigt. Auf trocknem, felsigem Grunde, sowie zwischen den Felstrümmern des Strandes wächst in Fülle die schon öfter erwähnte, als Kulturpflanze höchst wichtige Kokospalme (**Cocos nucifera**). Die flachen, kleinen, zu Hunderten

die indischen Meere bedeckenden Koralleninseln, die aus der Tiefe des Meeres hervorragenden Kegelspitzen, sammt dem felsigen Küstensaum der größern Inseln, sind großentheils mit Kokospalmen bestanden. Seit vielen Jahren wird dieselbe, besonders in der Residentschaft der Preanger Regentschaften, in großen Parken gepflanzt und darüber, wie über alle wichtigeren Kulturpflanzen auf Java, genaue Register gehalten.

Nach einer langen Wanderung in der heißen Sonne ist die süße Kokosmilch ungemein erquickend, und die javanische Nuß liefert davon in der Regel etwa eine halbe Maß. Die ostindische Nuß ist überhaupt weit schmackhafter und reicher an Saft und Kern als die westindische oder surinamische. Als Handelsartikel dient vorzüglich das aus dem Kerne gepreßte Oel. Das Kokosnußöl ist als feines, in der Küche statt der Butter zu verwendendes Fett nur in ganz frischem Zustande zu gebrauchen, da es nach einigen Tagen schon einen unangenehmen ranzigen Geruch bekömmt, der jedoch seinen Gebrauch als Brennöl nicht hindert. Man kocht daher für den Gebrauch in der Küche in jedem Hause täglich den frischen weißen Kern mit Wasser aus, wodurch sich das Oel abscheidet und auf der Oberfläche schwimmt. Nach den Berichten vom Jahre 1859 waren auf Java und Madura, ohne die Residentschaften Batavia, Dschokdschokarta und Surakarta $17^1/_2$ Millionen Kokospalmen gepflanzt, von welchen jedoch $10^1/_2$ Millionen noch keine Früchte trugen. Doch liefern alle diese Palmen nicht genug Oel, um den Bedarf Java's zu decken. Die Inseln Bali und Sumanap sind es vorzüglich, die Java damit versehen.


Die Krone der Kokospalme.

Angrenzend an die Reisfelder zeigt sich uns eine andere, wohlbekannte Kulturpflanze; es ist das Zuckerrohr (Saccharum officinarum), eine eigentliche Tropenpflanze, die nur bis zu 1000—1500 Fuß über der Oberfläche des Meeres gedeiht. Der Anblick eines Zuckerrohrfeldes gewährt, besonders wenn das Ried noch jung ist, einen ungemein lebendigen und frischen Anblick. Später, wenn das Ried die Dicke eines Zolles und darüber erlangt, hört man beim Wehen des Windes ein eigenthümliches Rauschen in den Zuckerrohrfeldern, das weithin vernehmbar ist.

Zum Anbau des Zuckerrohrs eignen sich vorzüglich die Alluvialgründe, die stark bewässert werden können. Dieser Grund heißt auf Java Tanna tenabang, während der mehr trockene Lehmgrund Tanna besar genannt wird. Man kennt

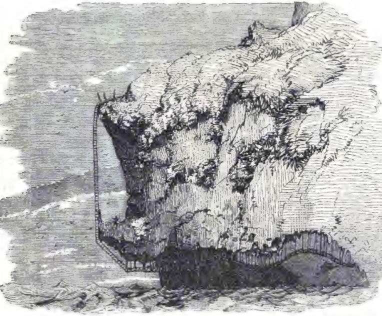
auf Java verschiedene Varietäten des Zuckerrohrs, die sich durch ungleiche Menge an Zuckerstoffgehalt unterscheiden und wol nur durch auf verschiedenen Ländereien fortgesetzte Kultur erzeugt wurden. Von diesen Arten sind das Dschapara-Ried, das Awu und Klapa die vorzüglichsten. Hat das Rohr die gehörige Höhe von 8—10 Fuß erreicht, so darf man nicht lange säumen, um es für die Zuckerbereitung zu gewinnen. Denn unmittelbar vor der Blüte enthält das Rohr den meisten Zuckerstoff. Schon stehen am Rande des Ackers die javanischen Karren mit ihren massiven Rädern, bespannt mit zwei kräftigen Karbauen (Bos Caribo oder bubalus), während mehrere Schnitter das Rohr einige Zoll über dem Boden abschneiden und zu Bündeln zusammenbinden. Die Karren ziehen dann in langen Reihen nach den einsam stehenden, gewöhnlich von europäischen Familien bewohnten Zuckermühlen. Dort drehen sich, entweder durch die Gewalt des fließenden Wassers oder durch Dampf in Bewegung gesetzt, zwei gewaltige Eisencylinder gegen einander, zwischen welche das Rohr gepreßt und seines ganzen Inhalts an Saft beraubt wird, der in eine unten stehende Zinnkiste fließt. Die weitere, ziemlich einfache Bereitung des Zuckers ist bekannt. Bemerkenswerth ist nur, daß auf Java der fein raffinirte (Hut-) Zucker nicht fabrizirt wird. Diese letzte Hand an den Zucker zu legen, hat sich Holland für seine einheimischen Raffinerien selbst vorbehalten. Es ist daher allerdings eigenthümlich, daß man im Lande des Zuckerrohrs den feinen Zucker von Europa beziehen muß.

Dem holländischen Handel zu Liebe werden noch manche andere unnatürliche und gewaltthätige Maßregeln ergriffen, die an jene der weiland ostindischen Compagnie erinnern. So ist es auf Java nicht erlaubt, den Weinstock in größerem Maßstabe anzupflanzen, obgleich er trefflich, besonders in den Höhen von 2000—3000 Fuß gedeihen würde, und zwar ist dieses Verbot deshalb erlassen, um dem Handel, der gegenwärtig von Holland nach Ostindien vorzüglich mit französischem Wein geführt wird, keinen Eintrag zu thun. Unseres Bedünkens aber würde Holland besser thun, auf den eigenen ostindischen Besitzungen einen wahrscheinlich ganz vortrefflichen Wein zu gewinnen und den eigenen Bedarf sowol zu decken, wie auch dem Auslande das Produkt zuzuführen, als bedeutende Summen hiefür nach Frankreich fließen zu lassen. —

Die Zuckerkultur auf Java gehört zu den Monopolen der Regierung, und dieselbe wird, zum Theil wenigstens, unter der Aufsicht der europäischen Beamten betrieben. Das gewonnene Produkt wird in die Regierungsmagazine zu einem bestimmten Preis, bei welchem der Landmann sowol seine Mühe wohlbelohnt findet, als auch dem Fabrikanten oder Mühlenbesitzer ein erklecklicher Gewinn bleibt, eingeliefert. Die Regierung überläßt aber einen guten Theil des Zuckers dem freien Handel. Im Jahre 1860 war ein Flächenraum von 38,500 Bouw meistens in den Niederungen mit Zuckerrohr bepflanzt und zwar vorzüglich in den Residentschaften Passuruan, Rembang, Tscheribon, Kediri und Probolingo. Man gewann 1,760,000 Pikul Zucker. Von diesen wurden 888,000 der Regierung überliefert, während das Uebrige dem Privathandel überlassen blieb. Die Regierung bezahlte für den Ankauf 8,700,000 Gulden, wonach

der Pikul auf noch nicht 10 Gulden zu stehen kommt. Beim Verkaufe erzielt sie dagegen beinahe 15 Gulden für den Pikul und machte daher einen Reingewinn von 5,300,000 Gulden allein beim Zucker.

Verlassen wir die für den europäischen Markt angelegten, durch den Schweiß des Landmanns unterhaltenen schnurgeraden Pflanzungen und wenden wir uns wieder der wilden Natur und ihrer Vegetation zu, die auf das Auge um so wohlthuender wirkt, je länger dieses auf den steifen, kultivirten Feldern ruhte.

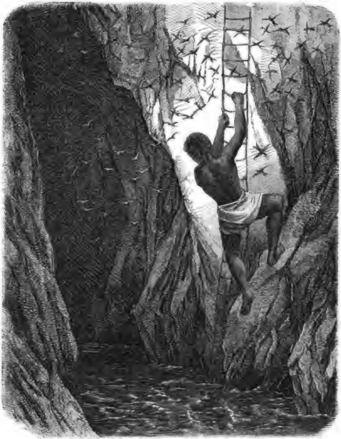


Felsen der Gua Gedeh, wo die Salangan-Schwalbe nistet. Nach der „Reise der Novara."

Gegen Süden begegnen wir zuerst der lieblichen Küstenwaldung, die sich auf den Kalkhügeln und Felsen ausbreitet. Da erhebt sich, ein prächtiger Anblick, die 20—30 Fuß hohe **Tournefortia argentea** mit ihren graulichen, büschelförmigen Blättern. Neben ihr steht die mit lebhaft grünen Blättern und weitausgebreiteten Zweigen versehene **Fagraea litoralis**, sowie die strauchartige **Climacandra** mit ihren purpurfarbenen Blüten. Die aus europäischen Treibhäusern bekannte **Cycas circinata** mit ihrem nur 6—8 Fuß hohen Stamme begegnet uns häufig am Südstrande, ebenso mehrere **Pandanus**-Arten und die Nibung-Palme (**Areca Nibung Mart**).

Steigen wir endlich die letzten Hügel hinan, die uns von der weiten, blauen Meeresfläche trennen, so werden wir durch eine großartige Naturscene überrascht. Steil fallen die Kalkfelsen der Küste gegen das Meer hinab, das in einer Tiefe von 200 Fuß seine gewaltige, schäumende Brandung gegen die Kalkfelsen sendet, als

ob es dieselben zertrümmern wollte. Das Ansehen dieser Küstenfelsen, die gleich schroffen Mauern nach der Seeseite zu abfallen, während sie gegen die Landseite sanfte Abdachungen bilden, dann die Aushöhlungen an ihrem Fuße, in welche die schäumende Welle eindringt, um mit Getöse wieder zurückzutreten, beweisen auch, daß das Meer nicht vergebens seit Jahrtausenden sein Zerstörungswerk vollzieht.


Hinabsteigen auf der Rotangleiter.

An diesen Kalkfelsen und in ihren Höhlen, die an verschiedenen Stellen der javanischen Südküste auftreten, baut auch die javanische Schwalbe (Hirundo Javanica. Burung Walet Mal.) ihre gesuchten und theuer bezahlten eßbaren Nester, welche die Javanen mit Lebensgefahr aus den Höhlen holen. Obwol die kleinen Vögel an verschiedenen Stellen der Südküste und auch im Innern des Landes, doch nur in Höhlen der Kalkfelsen nisten, so sind es doch vorzüglich zwei Orte, der eine an der Südküste bei dem Dorfe Rongkop, der andere zu Bandong in den Preanger Regentschaften, wo die Gewinnung der Nester die ergiebigste Ernte bietet.

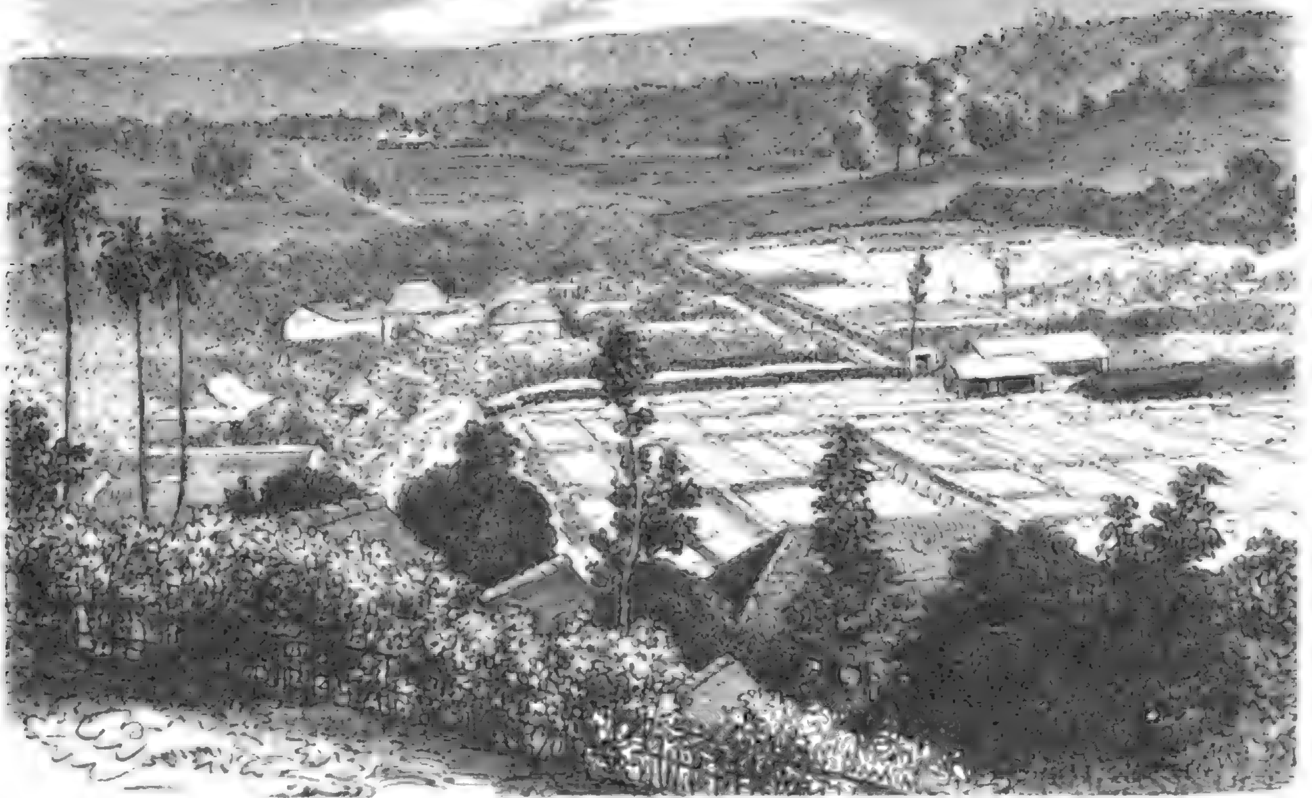
Von dem obern Rande des Küstenfelsens wird eine lange Rotangleiter in die Tiefe hinabgelassen, an beiden Enden befestigt und vom untern Ende aus eine zweite elastische Leiter nach dem Eingang der großen Höhle, in welcher die Schwalben ihre Nester zu Tausenden bauen, mit nicht geringer Mühe und Gefahr angelegt.

Am Eingang der Höhle selbst, der etwa 15 Fuß über der mittleren Höhe des Meeres liegt und bei jeder anschlagenden Welle durch die schäumende Flut gesperrt wird, muß sich der verwegene Nestersucher an den durch das Wasser am Felsen eingefressenen kleinen Vertiefungen festhalten, und, seine Bewegungen wohl berechnend, den Augenblick benützen, um in das Innere der über 500 Fuß langen und 50 Fuß hohen Höhle (Gua-Dahar) zu gelangen, damit er nicht von der Gewalt der Brandung an den Felsen zerschellt werde. Auch die Schwalben fliegen äußerst behende, während der Eingang der Höhle sich nicht durch die gewaltige Wasserthüre schließt, aus und ein, nehmen aber ihren Flug absichtlich durch den aufspritzenden Wellenschaum, offenbar weil sie darin Theile von Mollusken und anderen Seethieren finden, die ihnen zur Nahrung dienen. Diese thierische Substanz, zum Theil halb verdaut und mit Magenschleim vermengt, ist es auch, welche die Vögel zum Bau ihrer Nester verwenden, indem sie vegetabilische Bestandtheile mit diesen zähen thierischen Stoffen zusammenkitten. Die nach seltenen Speisen lüsternen Chinesen bezahlen jedes Nest mit einer spanischen Matte ($2^1/_2$ Gulden) oder für den Pikul von 125 Pfunden 4000—5000 Gulden. Die Schwalben brüten vier Mal jährlich und bauen jedes Mal ein neues Nest. Die Eingeborenen holen die Nester entweder während noch die Eier in denselben sich befinden, oder die junge Brut eben ausgekrochen ist, welche letztere in's Meer geworfen wird. Haben einmal die jungen Vögel in den Nestern ihre Federn, dann wird das Nest nicht mehr für werthvoll gehalten; die älteren Nester bilden darum eine geringere Sorte. Die Sammler nehmen jedesmal nur die Hälfte der in den Höhlen befindlichen Nester und lassen die übrigen für die Erhaltung der Brut unberührt. Das jährliche Einkommen der beiden Orte Rongkop und Bandong durch die Vogelnester wird auf eine halbe Million Gulden geschätzt. Die meisten Nester werden von den Chinesen in ihre Heimat geführt, wo sie von den Reichen und Vornehmen neben anderen seltenen Gerichten und eingebildeten Leckerbissen, wie Hahnenkämme, Flügel von Fledermäusen u. s. w., verzehrt werden. Auch auf europäische Tafeln in Indien kommen bisweilen die javanischen Vogelnester, doch nur um zu Suppen verwendet zu werden. Man hackt zwei oder drei Nester in kleine Stücke und kocht sie in sehr kräftiger Fleischbrühe, worauf noch aromatische Blätter und eine Portion Madeirawein hinzugefügt wird. Der Geschmack der Suppe ist vortrefflich und äußerst kräftigend; nach meinem Dafürhalten aber würden die genannten Ingredienzen auch ohne die Vogelnester eine gar nicht zu verachtende Suppe geliefert haben, so daß es noch ungewiß ist, welchen Antheil am Wohlgeschmack diese theuere und mit Lebensgefahr erbeutete Zugabe hat. Die aus Vogelnestern allein bereitete Suppe mag etwa den Geschmack der Austernsuppe haben. Wenn die Vögel brüten oder Junge haben, so bleibt die Hälfte von ihnen in der Höhle, und Männchen und Weibchen lösen sich dann im Brüten, das vier Mal im Jahre geschieht, alle 6 Stunden ab. Zu jedem Neste gehört ein Schwalbenpaar, derart, daß wenn man 1000 Nester in einer Höhle findet, diese von 2000 alten Schwalben (paarweise Männchen und Weibchen) bewohnt wird. Die Fruchtbarkeit dieses Vogels ist so groß, daß, obschon die Nester vier Mal des Jahres

gepflückt werden, und von ihrer Brut, theils Eier, theils Junge, fast eine Million beim Pflücken der Nester durch Menschenhände zu Grunde geht, sich dieselben gleichwol nicht vermindern. Die sechs Höhlen in Bandong liefern jährlich im Durchschnitt 14,000, jene zu Karangbolong 500,000 Stück; 100 Nester wiegen durchschnittlich einen Katti ($1^1/_4$ Pf. und 100 Katti sind ein Pikul (125 Pf.). Die Pflücker derselben bilden gleichsam eine besondere Klasse, deren Geschäft vom Vater auf den Sohn erbt.

Nester der Salagan-Schwalbe. Nach Wood.

Unweit der Küste, innerhalb eines schattigen Haines, steht ein reinliches unbewohntes Bambuhaus, vor welchem die mit dem Sammeln der Nester sich beschäftigenden Javanen mit Andacht Gebete verrichten, ehe sie an ihr gefährliches Geschäft gehen. Es ist dies ein Tempel, welcher der Meeresgöttin Lora Kidul (Ratu-Segor-Kidul oder Ratu-Lora-Dunggrang) gewidmet ist. Zuweilen bringen die Pflücker auch am Grabmal Serrot ein frommes Opfer, da, wo der erste Entdecker der Vogelnesthöhlen begraben liegen soll. Trotz der allgemeinen Einführung des Muhamedanismus auf Java haben sich, wie man öfters zu bemerken Gelegenheit hat, in religiösen Gebräuchen, im häuslichen Leben und in sonstigen sozialen Verhältnissen Reste der frühern Hindu-Religion erhalten, und mancher Javane wallfahrtet nach den Tempeln und Statuen, um von den alten Göttern die Gewährung seiner Wünsche zu erflehen, da er sich mit dem unsichtbaren Gott der Muhamedaner noch nicht befreunden kann. Fünf Jahrhunderte der strengen kirchlichen Ueberwachung genügten nicht, um die Denkweise der Javanen in religiösen Dingen umzuschaffen, so sehr hat sich auch hier die Wahrheit bewährt, daß Religion und Kulturverhältnisse eines Volkes nicht plötzlich und durch einen Machtspruch umgeschaffen werden können.



Kaffee-Plantage. Nach Spieß' Reisewerk

Viertes Kapitel.

Kaffeegärten, China- und Theepflanzungen.

Gesunder Aufenthalt an der felsigen Küste. — Kulturpflanzen der gemäßigten Zone. — Der Kaffee und seine Ernte. — Frühzeitiges Altern des Kaffeestrauches. — Einführung der Chinakultur. — Die Chinabäume in Südamerika. — Haßkarl und Markham. — Von Tscheribon nach den Gunung Slamat. — Heiße Quelle. — Theegärten und ihre Pflege. — Statistik der Theeproduktion. — Baumwolle und Vanille.

Gesund und angenehm ist der Aufenthalt am felsigen Strande. Unmittelbar an der Küste senkt sich das Meer zu grausiger Tiefe hinab, während steil die Felsen aus demselben sich erheben. Dort eröffnet sich gegen Süden die unabsehbare blaue Fläche mit hie und da zerstreuten Palmen-Inseln oder kegelförmig hervorragenden Bergspitzen, neben welchen oft die schneeweißen Segel der malayischen Prauen sich langsam hinbewegen. Rückwärts gegen Norden erheben sich die dunklen Wälder der Ebenen, und terrassenförmig steigen hinter ihnen die Hügel und Berge der Centraltheile der Insel empor, aus deren Schluchten und Thälern Bäche und Flüsse nach der Küste zueilen.

Die Temperatur an der Küste innerhalb der Aequatorialzone ist zwar überall ziemlich hoch, man befindet sich keineswegs wie auf den Höhen von 3000—5000 Fuß

in der gemäßigten Zone, aber die Luft ist rein, von den Ausdünstungen der in Zersetzung übergehenden organischen Stoffe nicht geschwängert und eben deshalb sowol dem Gefühle nach nicht lästig, als auch der Organisation des Körpers zuträglich. Man versäume nicht, mit dem Grauen des Tages sich vom Lager zu erheben und an der Küste zu lustwandeln, oder sich Naturstudien hinzugeben. Ein frischer Landwind weht zu dieser Zeit von den noch in Nebel gehüllten Bergen und Wäldern herab, und der Thermometer sinkt bis zu 19, selbst 18 Grad R. Das Land erkaltet nämlich während der Nacht weit mehr als die See, welche die Wärmestrahlen während des Tages bis in beträchtliche Tiefen absorbirt. Die kältere Landluft strömt daher während der Nacht und in den Morgenstunden nach der wärmeren und daher aufgelockerten Seeluft. Dieser Strom dauert bis gegen acht Uhr, wo er schwächer zu werden beginnt, bis endlich um neun Uhr Windstille eintritt. Die Sonne erhebt sich unterdessen immer höher am Himmel, die Berge und die Ebenen werden durch ihre Strahlen erhitzt, und da sie auf einem undurchsichtigen Körper nur sehr wenig in die Tiefe dringen können, häufen sie sich mehr auf der Oberfläche an, so daß das Land sich bedeutend mehr als die See erwärmt. Die Folge ist die entgegengesetzte Luftströmung, nämlich von der See gegen das Land. Der Seewind beginnt um elf Uhr ein leises Säuseln in den Palmenwedeln und Wipfeln der Bäume zu erregen, wird aber rasch zur lebhaften, erfrischenden Brise, welche den Mittagsstunden ihre lästige Schwüle benimmt, die sie an den vom Strande entfernten, der freien Luftströmung entzogenen Orten hat, und dauert bis gegen Sonnenuntergang. So wiederholt sich das abwechselnde Spiel der Land- und Seewinde täglich und erleidet nur eine Abänderung oder Unterbrechung während des stärksten Hervortretens des West-Musson, während dessen der nordwestliche Wind den Seewind übertäubt. Auch bei bewölktem Himmel ist der Temperatur-Unterschied zwischen Land und Meer viel geringer, als bei hellem Sonnenschein. Der Ost-Musson verstärkt den Seewind an der Südküste, ohne dem Landwind in der Regel bedeutenden Eintrag zu thun.

Haben wir aber eine Zeitlang an der Küste gelebt und uns am Anblick des bald spiegelglatten, bald von hohen schäumenden Wellen durchfurchten Ozeans ergötzt und zugleich die reizenden Küstenstriche kennen gelernt, und befällt uns die Lust, das Innere des Landes wieder zu bereisen, dann kehren wir zurück nach jenen Hochebenen und Bergabhängen, deren mittlere Temperatur sich nicht über 18° R. erhebt und von denen man sagen kann: „Hier herrscht ewiger Frühling, und fern sind die Stürme des Winters."

Die Ueppigkeit der Vegetation der Ebenen läßt aber in diesen Höhen nach, und obgleich die Dörfer der Javanen auch in der gemäßigten Zone bis über 4000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben, so folgt ihnen doch nicht jener liebliche und reiche Waldgürtel von Fruchtbäumen, mit welchem die Dörfer der Niederungen umgeben sind. Nur der Papaja-Baum (Carica papaya), Artocarpus integrifolia, der Durio (Durio Zibethinus), der einen starken, für Europäer widerlichen Geruch und Geschmack besitzt, Pangium edule und vor Allem die Zuckerpalme (Arenga saccharifera) folgen dem Javanen bis zu viertausend Fuß über

der Meeresfläche. Die Zuckerpalme ist oft an ihrem ganzen Stamme mit Schlingpflanzen, Farrnkräutern und Orchideen bedeckt und gehört zu den charakteristischen Gewächsen der Höhen. Der Saft derselben wird zu jener Zeit gewonnen, wenn die Fruchtknoten zu schwellen beginnen. Man läßt ihn in Bambugefäße laufen; theilweise wird er als Palmwein getrunken, da er schon wenige Stunden nach seiner Gewinnung in Gährung übergeht und nach Verlauf eines Tages gänzlich zersetzt ist. Der größte Theil des Zuckersaftes wird in Kesseln eingekocht. Die Qualität des Arengzuckers steht jedoch weit hinter jener des Rohrzuckers zurück; er wird großentheils auf dem Indischen Archipel selbst verzehrt. Als Nahrung für den „Berg-Javanen" — so werden die Bewohner der Höhen auf Java gewöhnlich genannt — dient aber hauptsächlich der Mais (Zea Mais, mal. Dschagong) welcher die Stelle des Reises der Thalbewohner vertritt.

Zweig des Kaffeebaums.

Die vorzüglich für den europäischen Markt bestimmte Kulturpflanze der gemäßigten Zone ist der Kaffee (Coffea arabica, Jasminum arabicum). Schon im Jahre 1690 sollen einige Kaffeepflanzen aus Arabien nach Java gebracht worden sein, doch datirt sich der Aufschwung der Kaffeekultur auf Java aus späterer Zeit; sie wurde erst im Jahre 1723 durch den General-Gouverneur Zwaardenkroon in größerem Maßstabe eingeführt. Von jener Zeit an vermehrten sich die Kaffeepflanzungen beständig. Raffles berichtet, daß während seiner Anwesenheit auf Java (1811—1814) jährlich etwa 120,000 Pikul (zu 125 Pf.) Kaffee erzeugt wurden. Die Quantität des gegenwärtig auf Java produzirten Kaffee's ist, wie die unten folgenden statistischen Angaben nachweisen werden, auf das Fünffache gestiegen, woraus allein schon die fortschreitende Entwickelung der Bodenkultur und die Vortrefflichkeit des Kultursystems des van den Bosch entnommen werden kann.

Da früher das Gebiet des Waldes auf Java weit ausgedehnter war als gegenwärtig, und namentlich die Gebirge in ihrer ganzen Ausdehnung mit Waldungen bedeckt waren, so mag wol der Boden der meisten Kaffeegärten Java's ursprüng-

lich dem Walde entrissen worden sein. Noch gegenwärtig werden häufig große Strecken Wald niedergebrannt und auf dem durch die Asche gedüngten Erdreich Kaffeepflanzungen angelegt. Der auf solchem Waldgrunde gewonnene Kaffee heißt „Waldkaffee“ und wird für sehr vorzüglich gehalten. Häufig läßt man in gewissen Zwischenräumen einzelne Stämme des früheren Waldes stehen, damit unter ihrem Schatten der junge Kaffeestrauch sich besser entwickle. In der Regel dienen aber zur Beschattung der Kaffeesträucher hohe, schnell wachsende Bäume, wie **Erythrina indica, Morus indica** und **Visenia indica**. Die Erythrina oder Datap wird am häufigsten hierzu angewandt, weshalb auch der in den älteren Kaffeegärten erzeugte Kaffee „Datap-Kaffee“ genannt wird. Endlich giebt es auf Java noch eine dritte, schon früher bei der Beschreibung des javanischen Dorfes erwähnte Kaffeegattung, nämlich den Zaunkaffee (Kopi pagger, mal.), welcher die Hecken und Gesträuche

Im großen Café zu Bogbor.

der die Dörfer umgebenden Gebüsche bilden hilft und deshalb von vorzüglicher Güte ist, weil er stets von höheren Bäumen tief beschattet, durch die heißen Sonnenstrahlen nicht direkt getroffen wird, und gewöhnlich in sehr fruchtbarer, von den Abfällen des Dorfes gedüngter Erde wächst.

Der Anblick der Kaffeepflanzungen ertheilt den glücklichen Gefilden der gemäßigten Zone einen eigenthümlichen Reiz. Zur Abwehrung wilder Thiere, namentlich der Rhinozerosse, ist die ganze Plantage mit einem tiefen Graben umgeben. Zwischen den 10—12 Fuß von einander abstehenden Kaffeesträuchern sieht man häufig unsere gute Landsmännin, die Kartoffelpflanze, ihre blauen und weißen Blüten entfalten, sowie auch Mais oft die Zwischenräume der Kaffeebäumchen besetzt. Wie üppig und kräftig würde hier auch der Weinstock gedeihen, wenn ihm die Handelspolitik erlauben würde, seinen süßen Saft, der nach dem Psalmisten „das Herz des Menschen erquickt", entwickeln zu dürfen!

Im Anfang des Jahres bilden die Bäumchen von 8—12 Fuß Höhe mit ihrem dunklen Grün einen Gegensatz zu den sie überragenden hellgrünen Datapbäumen. Bald erscheinen die schneeweißen Blüten des Strauches, die aber schon nach sieben oder acht Tagen abfallen und den Boden wie mit einer Schneedecke überziehen. Zwischen den Sträuchern schreitet der wilde Hahn (**Gallus Bankiva**) einher; auch viele Vögel und Insekten beleben diesen künstlichen Wald. An die Stelle der weißen Blüten tritt die Anfangs grüne, dann kirschrothe Frucht, deren etwa eine Linie dickes Fleisch, das die durch eine Scheidewand getrennten beiden Bohnen umschließt, sehr wohlschmeckend und aromatisch ist. Es kommt die Zeit der Ernte, die vorher einsamen Bergabhänge und Hochebenen beleben sich, die Früchte werden abgenommen. Auf großen Bamburohren werden sie entweder im Freien oder bei Regenwetter in dem nahen Pasanggrahan getrocknet. Zu dieser Zeit schleicht ein marderähnliches Raubthier, der Musang (**Paradoxurus Musanga**) durch die Kaffeepflanzungen und stillt seinen Hunger an den frischen Früchten. Das Thier verdaut aber nur die fleischigen Theile des Kaffees, während die Kerne unversehrt mit den Exkrementen abgehen. Die Javanen, welche diesen in nicht geringer Menge gesammelten Kaffee noch benutzen, versichern, daß er nach dieser Wanderung von ganz vorzüglicher Qualität sei.

Wenn die javanischen Kaffeebäume 15—20 Fuß hoch sind und ein gewisses Alter erreicht haben, so fangen sie an zurückzugehen und tragen keine Früchte mehr. Die alten Kaffeebäume erreichen kaum eine Dicke von $^1/_2$—1 Fuß Durchmesser, sie vegetiren noch viele Jahre, aber es kommt nur zur Blattbildung, nicht zur Entwickelung von Blüten. Man hat als Ursache des Absterbens der geschlechtlichen Funktion den Mangel an Kali und Natron angegeben, der durch den bereits ausgesaugten Boden entstehen soll. Da nämlich die Asche der Kaffeebohne nach der chemischen Analyse 24 Prozent Kali und Natron enthält, dem Boden daher nach und nach sein Gehalt an diesen Substanzen entzogen wird, so soll dieser am Ende nicht mehr im Stande sein, die zur Fruchtbildung nöthigen Laugensalze zu liefern. Nun bemerkt man aber in Arabien, dem Vaterlande des Kaffees, ein solches frühzeitiges Altern keineswegs; man findet dort im Gegentheil viele alte,

60—70 Fuß hohe fruchttragende Bäume, ohne daß der Boden sich weigert, oder vielmehr die lebendige Pflanze die Kraft verliert, die zu ihrer Existenz nöthigen Stoffe sich anzueignen. Außerdem steht es thatsächlich fest, daß wiederholte Versuche, die man auf Java mit Düngung des Bodens durch Asche, deren Hauptbestandtheile bekanntlich Kali und Natron sind, anstellte, die alten Kaffeebäume keineswegs zum Fruchttragen bewegen konnten. Endlich ist der sprechendste Beweis von der Unhaltbarkeit der genannten Theorie die Thatsache, daß junge Kaffeebäumchen, an die Stelle der alten, kranken Bäume gesetzt, allerdings Blüten und Früchte entwickeln. Es kommt offenbar auf die Prozentverhältnisse des Bodens an Kali und Natron nicht an, wenn es sich um das frühzeitige Altern des Kaffeebaumes auf Java handelt, sondern es sind vielmehr klimatische Verhältnisse im Spiele. Der Kaffeestrauch ist seiner ganzen innern Organisation, seinen Lebenskräften nach für ein gemäßigtes Klima mit Abwechselung in den Jahreszeiten, also für den Winterschlaf, berechnet. Die künstliche Versetzung des Baumes in ein Tropenland, wenn auch in die gemäßigte Region, läßt ihn den Winterschlaf entbehren, wodurch er frühzeitig altert und so wenig durch äußerliche Stoffzufuhr sich verjüngen kann, als ein sterbendes Thier durch irgend eine chemische Substanz zu neuem Leben erweckt zu werden vermag. Die Akklimatisation des Kaffeebaums auf Java ist, trotzdem der Mensch seinen Zweck bei der Ueberpflanzung vollkommen erreicht, doch nur eine unvollständige und bedarf der unausgesetzten Nachhülfe durch menschlichen Fleiß.

Der Ertrag des Kaffeebaums ist verschieden, je nach den atmosphärischen und Bodenverhältnissen. Auch weichen die Ernten in den verschiedenen Jahren sehr von einander ab, was bei der allgemein angenommenen Gleichmäßigkeit der Witterungsverhältnisse in den Tropenlanden auffallend erscheinen dürfte. Aber der Wechsel in den Niederschlägen und den Luftströmen, besonders in Bezug auf ihre Stärke, ist auch in den Tropenländern bedeutend.

Der Ertrag der Kaffeeernte auf Java in den Jahren 1855—1860 war in folgender Weise von einander verschieden: 1855: 1,147,000; 1856: 741,000; 1857: 900,000; 1858: 908,000; 1859: 735,000; 1860: 1,000,000 Pikul. Die Ernte von 1860 war daher eine sehr günstige. Seit dem Jahre 1840 übertrafen nur 4 Ernten jene von 1860.

Die weitern Berichte vom Jahre 1860 lehren uns, daß in jenem Jahre 220 Millionen Kaffeesträucher auf Java waren; daß ferner durchschnittlich der Strauch über ein halbes Pfund Kaffee lieferte, und daß die Regierung für den ihr gelieferten Kaffee $11^1/_2$ Millionen Gulden verausgabte; die Einnahme für den Pikul stellte sich durchschnittlich auf $38^1/_2$ Gulden, wonach der Gewinn der Regierung mehr als 26 Millionen Gulden beträgt, und keins der andern javanischen Kulturgewächse kann bezüglich des Gewinnes mit dem Kaffee verglichen werden. Seit mehreren Jahren erhöht die Regierung regelmäßig den Einkaufspreis und den Arbeiterlohn für die mit der Kaffeekultur beschäftigten Personen. Im genannten Jahre beschäftigten sich auf Java die vier Residentschaften Batavia, Buitenzorg, Dschokdschokarta und Surakarta nicht mitgerechnet, 466,000 Familien

mit der Kultur des Datap- und Waldkaffees, während der Zaunkaffee den Dorfbewohnern noch besondere, fast ohne Mühe gewonnene Einnahmen zusichert. Auch auf Sumatra, Celebes und Borneo wird viel Kaffee gebaut, doch ist der Handel freigegeben, obgleich auch dort Regierungsmagazine bestehen, wohin viele Produzenten freiwillig ihren Ertrag gegen einen bestimmten Preis liefern.

Wenn wir aus der Region der Kaffeekultur, welche, was die mittlere Jahrestemperatur betrifft, der subtropischen Zone angehört, noch etwa 1000 Fuß höher steigen; so treffen wir auf die erst in der neueren Zeit angelegten, höchst interessanten Anpflanzungen des Chinabaumes. Der Verbrauch der Chinarinde und der aus derselben bereiteten Alkaloide, nämlich des Chinins und Cinchonins, hat sich in neuerer Zeit in fast allen Ländern der Erde, mit etwaiger Ausnahme der über den sechzigsten nördlichen Breitegrad gelegenen, wohin das Wechselfieber nicht mehr dringt, in bedeutender Weise vermehrt, und besonders sind es die Deltaländer, wie die Niederungen Hollands, die Donaufürstenthümer, das nördliche Aegypten und ganz vorzüglich die Länder der heißen Zone, wo der jährliche Verbrauch an Chinin noch beständig steigt und mit Zunahme der Kultur der Völker gleichen Schritt zu halten scheint. Dazu kommt noch der Umstand, daß jene an den Abhängen der Kordilleren gelegenen Länder Südamerika's, wo die Natur die Cinchonen gepflanzt, von Völkern bewohnt und von Regierungen beherrscht werden, welche diejenige Sorgfalt auf Erhaltung und Ausbreitung der Chinawälder nicht zu verwenden scheinen, die ein so kostbares Geschenk der Natur erfordert. Die Chinawälder, namentlich in der Republik Ecuador, werden mehr und mehr gelichtet, der Preis der China ist im Steigen, und es ist, wenn nicht Abhülfe geschieht, zu befürchten, daß in wenigen Jahrzehnten Mangel an diesem wichtigen und unentbehrlichen Arzneistoff eintritt.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß man schon öfter auf den Gedanken kam, die schätzbaren Cinchona-Arten aus dem südamerikanischen Festland auch nach anderen Ländern zu verpflanzen. Die Versuche, den Chinabaum nach Europa zu bringen und zu akklimatisiren, mißglückten gänzlich, und es gelang nur hie und da, ein Chinabäumchen aus Samen oder Stecklingen in botanischen Gärten bis zu einem gewissen Alter zu bringen. In neuerer Zeit machte die französische Regierung den Versuch, eine Chinapflanzung auf dem Atlas-Gebirge anzulegen, doch waren die Pflanzen nach wenigen Jahren abgestorben. Das Mißlingen der genannten Versuche ist vielleicht darin zu suchen, daß die klimatischen Verhältnisse des fremden Ortes, wenn auch scheinbar den im Vaterlande herrschenden ähnlich, doch in jenen oft weniger beachteten Einflüssen eine Verschiedenheit zeigen, welche dennoch das Gedeihen der zu akklimatisirenden Pflanze bedingen. Der Chinabaum hat für's Erste eine gemäßigte Temperatur nöthig und kann weder Extreme der Hitze noch der Kälte ertragen, er ist der Bewohner der Frühlingsregion der Tropenländer. Aus diesem Grunde, und weil die Pflanze wahrscheinlich nur bei einem geringen Luftdrucke gedeihen kann, finden wir sie in einer Höhe von 4000—7000 Fuß über dem Meere. Auch die geologische Beschaffenheit des Bodens scheint nicht ohne Einfluß auf das Gedeihen des Chinabaumes zu sein.

Der Bedarf an Fieberrinde ist ungeheuer. In den letzten Jahren sind allein in England 4,200,000 Pfund durchschnittlich eingeführt worden. Die amerikanischen Cinchonawälder Neu-Granada's, Ecuadors, Peru's und Bolivia's können kaum genug liefern, und jetzt kommen etwa 3 Millionen Pfund jährlich zur Ausfuhr. Die Cinchona-Pflanzen bilden nicht etwa ganze Wälder, sondern stehen vereinzelt, und beim Sammeln der Rinde nehmen die Indianer nicht die mindeste Rücksicht. Der hohe Preis veranlaßt die Leute, dieselbe auch in den abgelegensten Gegenden aufzusuchen. Mancher Cascarillero (Rindensammler) hat dabei in den Wildnissen sein Leben eingebüßt.

Schon vor länger als 100 Jahren machte Ulloa darauf aufmerksam, daß die Schonung der China-Pflanzen geboten sei; Jussieu, Ruiz, Paron, Alexander v. Humboldt wiederholten eindringlich diese Mahnung, die Wälder, in welchen die Pflanze sich findet, unter besondere Obhut zu nehmen. Die spanische Krone achtete nicht darauf, und die Regierungen der sogenannten Republiken Peru und Bolivia dachten bis auf den heutigen Tag nicht daran, einen Schutz zu gewähren, der doch so dringend nöthig ist.

Zweig der Cinchonapflanze.

Die Fieberrinde erhielt 1638 den Namen Cinchona nach der durch dieses Mittel von einer Krankheit geheilten Gemahlin des spanischen Vizekönigs von Peru, des Grafen Cinchon. Die Indianer kannten die Heilkraft der Rinde; sie wurde aber den Spaniern lange verheimlicht. Cinchon nahm 1640 eine Quantität dieser Rinde nach Europa mit, und von nun an wurde sie ein offizinelles Mittel gegen Fieber. Man bezeichnete es lange Zeit als „Pulver der Gräfin", auch wol Jesuitenpulver, weil die Jesuiten 1649 eine große Menge nach Rom geschickt hatten. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts kostete die Dosis Chinapulver einen Louisd'or, und die protestantischen Aerzte sträubten sich lange gegen die Einführung eines katholischen Pulvers.

Die vortrefflichste China führt ihren Namen nach dem Städtchen Loxa (**Cascarilla fina de Loxa**). Sie ist das köstliche Erzeugniß der **Cinchona condaminea**, welche zwei bis drei Meilen südöstlich von der Stadt auf Glimmerschiefer und Gneiß, in Höhen von 5400—7500 Fuß wächst. Man schlägt den Baum während der ersten Blütezeit, das heißt im vierten bis siebenten Jahre, je nachdem

er aus einem kräftigen Wurzelsprößling oder aus Samen entstanden ist. Humboldt erzählt: „Mit Erstaunen vernahmen wir, daß zur Zeit meiner Reise jährlich um Loxa auf königliche Rechnung nur 110 Centner Fieberrinde von der C. condaminea eingebracht wurden. Nichts vom diesem herrlichen Produkte kam damals in den Handel, sondern der ganze Vorrath wurde über den Südseehafen Payta um das Kap Horn nach Kadiz für den Gebrauch des Hofes geschickt. Um diese geringe Zahl von 11,000 spanischen Pfunden abzuliefern, fällte man jährlich 800 bis 900 Chinabäume. Die ältern und dickern Stämme wurden immer seltener, aber die Ueppigkeit des Wuchses ist so groß, daß die jüngern, jetzt benutzten, bei kaum 6 Zoll Durchmesser, oft schon 50 bis 60 Fuß Höhe erreichen. Der schöne Baum, mit 5 Zoll langen und 2 Zoll breiten Blättern geschmückt, strebt immer, wo er im wilden Dickicht steht, sich über die Nachbarbäume zu erheben. Das höhere Laub verbreitet, vom Winde stark bewegt, einen sonderbaren, in großer Ferne erkennbaren röthlichen Schimmer. Die mittlere Temperatur in den Gebüschen von C. condaminea schwankt zwischen $12^1/_2{}^0$ und 15^0 R., das ist ungefähr die mittlere Jahrestemperatur von Florenz und der Insel Madeira.“ —

Außer der Temperatur, dem Luftdruck und den Bodenverhältnissen hat man bei der Chinakultur auch auf den Feuchtigkeitsgrad der Luft, auf die Menge des fallenden Regens und die Zahl der bewölkten und sonnigen Tage zu sehen. Es darf endlich auch nicht übersehen werden, daß der Chinabaum eine Waldpflanze ist, die entweder mit ihren Schwestern in zahlreicher Gesellschaft zusammenlebt, oder von andern Waldbäumen, besonders Juglans- und Vallea-Arten, Clusiaceen und andern Laubbäumen umgeben ist.

In Anbetracht aller dieser Verhältnisse konnte man hoffen, daß der Chinabaum, auf Java in ein günstiges und seinem Vaterlande möglichst ähnliches Terrain gebracht, ein gutes Gedeihen finden werde.

Im Jahre 1850 faßte daher das holländische Kolonial-Ministerium auf den Antrag einiger Naturforscher den Entschluß, Proben von China-Pflanzungen auf Java vorzunehmen, um wo möglich den Chinabaum im Indischen Archipel einzubürgern. Im Auftrage des damaligen verdienstvollen Kolonial-Ministers Pahud reiste der Botaniker Vriese nach Paris, erwarb dort ein drei Zoll großes China-Pflänzchen von Cinchona calisaya, um es zu Leyden noch eine Zeit lang zu pflegen und dann nach Java zu senden.

Zugleich suchte man, jedoch vergebens, durch Vermittelung der südamerikanischen Konsuln Samen oder China-Pflanzen aus Peru oder Ecuador zu erhalten. Die Regierung beschloß daher, einen Botaniker nach Süd-Amerika zu senden, der nicht nur die klimatischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit jener Gegenden, in welchen der Chinabaum wild wächst, genau erforschen, sondern auch zahlreiche Samen und Pflanzen nach Holland und Java senden sollte. Mit dieser Sendung wurde der frühere Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg, der schon oben erwähnte Dr. Haßkarl, beauftragt. Im Anfange des Jahres 1853 reiste er

nach Panama und von dort nach den weiter südlich gelegenen spanischen Republiken. Es glückte Haßkarl, trotz der Schwierigkeiten, die ihm sowol die natürliche Beschaffenheit des Landes, als auch der damals bestehende Krieg zwischen den Republiken Peru und Bolivia, durch welchen das Reisen an den Grenzdistrikten bedenklich wurde, entgegenstellten, noch im Laufe jenes Jahres zwei Sendungen von Samen und jungen China-Pflanzen nach Java und Holland zu schicken. Die Pflanzen erreichten aber den Ort ihrer Bestimmung nicht, denn sie verwelkten unterwegs; doch wurde der abgeschickte Samen in Holland zum Theil zum Keimen gebracht und von dort durch ein Dampfschiff nach Java gesendet. Haßkarl sammelte indessen noch mehr Samen und junge Bäumchen von verschiedenen Cinchona-Arten, und es kam endlich auch ein Theil des Abgeschickten direkt in Java an. Haßkarl selbst schiffte sich endlich im August 1854 zu Callao auf der ihm eigens zur Heimreise gesendeten Fregatte „Prinz Friedrich der Niederlande" nach Java ein, wo er im Dezember mit seinen großentheils wohlerhaltenen Pflanzen ankam. Vor seiner Ankunft wurden zu Buitenzorg schon mit günstigem Erfolg eine ziemliche Anzahl Chinabäumchen gepflegt, welche Miquel aus Leyden und Wallich aus Amsterdam dahin gesendet hatten. Mit allen diesen, zum Theil vier bis fünf Fuß hohen Bäumchen ward am Abhang des Gedeh-Gebirges, nordwestlich von der Schlucht Tschibodas, in einer Höhe von 4600 Fuß über dem Meere eine Pflanzung angelegt, die als der Anfang der großen Erfolge versprechenden Chinakultur auf Java zu betrachten ist. Die einzelnen Stämmchen wurden in einem Abstande von 20 Fuß von einander eingesetzt, die ringsum üppig aufgeschossenen Pflanzen, mit Ausnahme der hohen, schattenspendenden Waldbäume sorgfältig entfernt, und jedes Bäumchen mit einem starken Zaun zum Schutz gegen Büffel und wilde Schweine umgeben. Im Jahre 1854 waren im Ganzen 144 Chinabäume zu Tschibodas angepflanzt, von welchen etwa die Hälfte aus **Cinchona calisaya**, die andere aus **C. ovata, lanceolata** und **lancifolia** bestand. Die erstern waren meistens Stecklinge von dem durch Briese nach Java gesandten, aus Paris stammenden Chinabäumchen, die im Jahre 1854 schon eine Höhe von 6 Fuß erreicht hatten. Von den sehr geschätzten Arten **Cinchona nitida**, **C. scrobiculata** und **micrantha**, von welchen die sehr wirksamen orangegelben Rinden gewonnen werden, konnte Haßkarl keine Pflanzen oder Samen erhalten. Daß die Chinapflanzen auf Java in einer geringeren Höhe eingesetzt wurden, als man sie im südamerikanischen Vaterland trifft, schien absichtlich zu geschehen, weil Haßkarl durch fleißig angestellte meteorologische Beobachtungen gefunden hatte, daß die Temperatur-Abnahme nach der Höhe auf Java wegen Abwesenheit ausgebreiteter Hochebenen rascher vor sich geht, als in gleichen Breiten Süd-Amerika's. Durch die Hochwaldung des Gebirges führt ein dunkler Pfad nach diesen unter dem Schutze der alten Stämme still vegetirenden Abkömmlingen der neuen Welt, denen die große Bestimmung vorbehalten ist, den alten Kontinent mit einem der wichtigsten medizinischen Gewächse zu bereichern.

Die junge China-Pflanzung entwickelte sich im Ganzen in erfreulicher Weise; nur starben im Jahre mehrere Bäumchen — wie man glaubte — in Folge der

Trockenheit der Luft. Haßkarl ließ viele der jüngeren Pflanzen in ein gläsernes Gewächshaus bringen, um sie feuchter zu erhalten, welches Verfahren sich als sehr zweckdienlich erwies.

Zugleich wurde eine zweite Pflanzung an einem noch weit günstigeren Orte angelegt, nämlich am südlichen Abhang des Gunong Malabar zu Tschinirnang, in den Preanger Regentschaften, wo der Boden von dem 4300 Fuß hohen Plateau Pengalengan aus terrassenförmig sich bis zu 7000 Fuß erhebt. Die Luft ist auch dort den südlichen Seewinden mehr zugänglich; vulkanische Ausbrüche und die damit verbundenen Stürme wie zu Tschibodas, welche die ganze mühsam gepflegte Pflanzung hätten vernichten können, sind nicht zu befürchten. Während Haßkarl sich zur Anlegung der neuen Pflanzung nach der Hochebene zu Pengalengan begab, zerstörte im Dezember 1855 ein heftiger Sturm in der That einen Theil der jüngeren Pflanzung zu Tschibodas. Dennoch waren noch 238 gesunde Pflanzen der edlen **Cinchona calisaya** vorhanden, die eine Höhe von 1—6 Fuß hatten, während die beiden Mutterpflanzen, aus deren Stecklingen junge Bäumchen neue Wurzeln trieben, eine Höhe von fast 10 Fuß erreicht hatten.

In dem neuen parkähnlichen Walde auf den Höhen von Malabar, wo man die verschiedenen Arten der Cinchonen in den ihnen angemessenen Höhen pflanzen konnte, ließ die Entwicklung der Chinabäumchen nichts zu wünschen übrig. Eine kühle, feuchte Luft säuselt durch die Wipfel der kräftigen Waldbäume, das Gebirge gehört zur tertiären Formation, wodurch den Chinabäumchen ein ähnlicher Boden wie in ihrem Vaterlande geboten wird. Im Jahre 1856 war die Zahl der gesunden, starken China-Pflanzen auf Java in den beiden Pflanzungen von Tschibodas und Pengalengan auf 2100 gestiegen. Viele der ältern Bäumchen auf Tschibodas hatten bereits Blüten und Samen getragen, so daß man von jener Zeit an des auswärtigen Samens und der Pflanzen nicht mehr bedurfte. In jenem Jahre reiste Haßkarl nach Europa und Dr. Junghuhn übernahm die Aufsicht über die Pflanzungen, deren Gedeihen man bereits als gesichert betrachten konnte. In demselben Jahre wurden auch am südöstlichen Theile Java's, auf dem Ajang-Gebirge in entsprechenden Höhen China-Pflanzungen angelegt, welche ebenfalls ein erfreuliches Gedeihen zeigten. Ebenso an dem südlichen Abhange des Tangguban-Prau.

Vom Jahr 1857 an trat die Chinakultur auf Java in ein neues Stadium. Nachdem nämlich die bisherigen Versuche durch die Bemühungen Haßkarl's als vollkommen geglückt betrachtet werden konnten, dachte man daran, den Chinawäldern eine möglichst große Ausdehnung zu geben. Die Regierung beauftragte daher die Residenten und Kontroleurs jener Distrikte, deren Terrain zur Anlegung von China-Pflanzungen für passend gehalten wurde, hierauf bedacht zu sein.

Es entstanden in den Jahren 1858 und 1859 noch mehr China-Pflanzungen, besonders auf dem tertiären Gebirge Süd-Java's. Im Ganzen wurden im Jahre 1860 an elf Plätzen die Chinabäumchen mit Erfolg kultivirt. Die kultivirten Arten sind die besonders geschätzte **Cinchona calisaya** und die minder werthvollen **C. cucumaefolia**, **C. lancifolia** und **C. succirubra**. Die Zahl der Bäumchen,

Stecklinge und eingesetzten Samen belief sich 1860 auf nahezu eine Million. Seit dem Jahre 1858 ist auch der Chemiker De Vry von Rotterdam nach Java übergesiedelt, um die dortigen zahlreichen Produkte aus dem Pflanzen- und Mineralreiche chemisch zu untersuchen. Er fand, daß die freilich am zahlreichsten vorhandene **Cinchona Pahudiana Hassk.** (nach dem Minister Pahud so genannt) nur wenig Alkaloide besitzt, daß hingegen die **Cinchona calisaya** eben so reich an den wirksamen Bestandtheilen ist, als die südamerikanische.

Den Berichten vom Jahre 1860 zu Folge hofft man binnen kurzer Zeit den Bedarf Hollands an schwefelsaurem Chinin durch die auf Java angepflanzten Bäume decken zu können. Die jungen Chinabäume, welche gegenwärtig auf dem bewaldeten Gebirge je 25 Fuß von einander eingesetzt werden, nehmen bei ihrer bedeutenden Zahl einen ausgedehnten Raum in Anspruch. Ein Weg von mehreren Meilen Länge mit mehreren Seitenpfaden zieht sich in einer mittleren Höhe von 6000 Fuß über der Meeresfläche auf dem Rücken des Gebirges durch die von Hirschen und Rhinozerossen bewohnten und vom Gesang der javanischen Nachtigall (**Enterpe Philomela**) belebten Wälder hin. Von Zeit zu Zeit lichtet sich der Wald, und der Wanderer erblickt in der Mitte einer Grasfläche, deren lebhaftes Grün ihn daran erinnert, daß er die heiße Zone längst verlassen, die bescheidene Wohnung eines Aufsehers. Wenn nach dem in der Regel heitern und frischen Morgen die Sonne höher steigt und die Thäler und Ebenen sich sehr erwärmen, dann steigt die aufgelockerte warme Luft hinauf zu diesen Höhen, wo sie an den Bergen, und ganz besonders am Laubdach der Millionen Bäume schnell erkaltet und die vorher aufgelösten Dünste sich zu Nebel und Regen verdichten. Der Wald ist zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags gewöhnlich in Nebel gehüllt, und häufig entstehen heftige Gewitter mit reichlichem Regen. Nach Ablauf des Gewitters ist der Himmel wieder heiter und die Luft ist ungemein mild und kühl, obgleich die Sonne senkrecht auf die Wipfel der Bäume scheint.

Die Chinakultur auf Java kann als ein Triumph menschlichen Unternehmungsgeistes und Fleißes betrachtet werden. Wenn nämlich, wie nach den bisherigen Resultaten nicht mehr zu bezweifeln ist, der Fortschritt der Chinakultur auf Java in demselben Maße vor sich geht, wie es bis jetzt der Fall war, so können bald die künstlichen Chinawälder Java's mit jenen von der Natur angelegten an den Abhängen der Cordilleren wetteifern, und es wird nicht nur die Gefahr beseitigt sein, daß wir etwa durch Fahrlässigkeit einer weniger sorgsamen Regierung Mangel an diesem nothwendigen und schätzenswerthen Medikament bekommen werden, sondern es wird selbst der Preis der Chinarinde, wenn große Quantitäten einst aus Java gebracht werden, sich weit niedriger, als es jetzt der Fall ist, stellen.

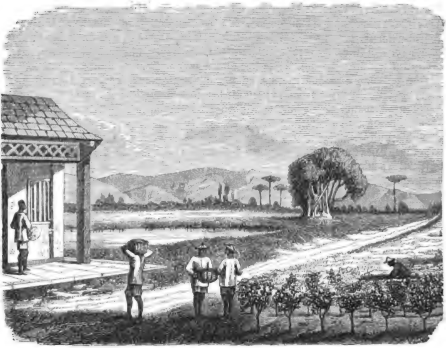
Nachdem die holländische Regierung mit der Verpflanzung der Chinabäume einen glücklichen Anfang gemacht hatte, wurde auch die englisch-indische Regierung aufmerksam und beauftragte einen tüchtigen Mann, Clemens R. Markham, Cinchona-Pflanzen aus Peru zu holen und dieselben nach Indien zu übersiedeln. Markham war die vollkommen geeignete Persönlichkeit, um das schwierige Werk

auszuführen, denn er spricht nicht blos spanisch, sondern auch das Quechua, die altperuanische Sprache, welche von den Indianern geredet wird. Am 2. März 1861 landete er in Islay und zog von da möglichst rasch nach dem Innern. Ohne daß die eifersüchtige peruanische Regierung das Mindeste ahnte, gelangte er nach Crucera am östlichen Abhange der Andes, recht eigentlich in das Herz der Cinchona-Region. Im Thale von Tampobata sammelte er die ersten Pflanzen, im Ganzen 529 Stück; schon war der Reisende damit auf der Rückkehr, als ihm ein Brief des Alkalden der Ortschaft Quiaca verbot, Pflanzen oder Sämereien mitzunehmen, denn das werde des Landes Ruin sein. Diesen freundlichen Rath befolgte natürlich Markham nicht, machte sich aber so rasch als möglich davon, weil inzwischen das Volk gegen ihn aufgewiegelt worden war. Glücklich erreichte Markham die Küste wieder, aber die Zollbeamten in Islay erklärten, es sei nicht erlaubt, Cinchona-Pflanzen auszuführen, und so mußte erst noch von der Regierung in Lima ein Befehl erwirkt werden, welcher die Verladung und Wegführung gestattete. Zu guter Letzt sollte noch ein Bubenstück ausgeführt werden, denn von peruanischer Seite wurde ein Mann gedungen, heimlicher Weise bei Nachtzeit Löcher in die Kisten zu bohren, heißes Wasser hineinzugießen und auf solche Weise die Pflanzen zu tödten. Glücklicherweise wurde der Anschlag vereitelt, und Markham segelte ab. Ueber Panama gelangte er nach England, und von dort gingen die Pflanzen mit der Ueberlandpost durch Aegypten, über das Rothe Meer nach Indien.

Theepflanze.

Der Versuch der Aupflanzung ist namentlich im Nilgherri-Gebirge, in der Präsidentschaft Madras, vorzugsweise in Utakamand glänzend gelungen. Die Nilgherris, d. h. blauen Berge, bilden eine für sich abgeschlossene, vor das 3000 Fuß hohe Tafelland des Dekkan hingestellte Hochlandmasse; diese aber ist durch eine tiefe Kluft von jener Hochebene getrennt. Sie steigt bis zu 8000 Fuß Meeresfläche empor. In den Thalsenkungen, die geringen Luftzug haben, ist die Hitze so stark wie im Tieflande; auf den hochliegenden Gebirgen herrscht dagegen mäßige Wärme, im Mittel 13° R., im Dezember hat man bis 3° Kälte. Markham

fand dort ein für die Cinchona geeignetes Klima, Feuchtigkeit genug, eine Vegetation und eine Höhe über dem Meere, welche jenen der Chinawälder in Süd-Amerika entspricht. Die jungen Pflanzen gediehen prächtig, und nach den Berichten des Garten-Directors von Utamakand konnten schon zu Anfang des Jahres 1863 Tausende von Pflanzen an Fremde abgegeben werden. Es haben sich auch bereits mehrere Compagnien gebildet, welche ausgedehnte Cinchonawälder anlegen wollen, um dieselben auszubeuten. Die Befürchtung mancher Botaniker, daß die in Indien gezogene Cinchona nicht dieselben Alkaloide enthalten werde, wie jene, welche in Süd-Amerika wild wächst, ist durch sorgfältige chemische Prüfungen vollständig widerlegt worden.



Theeplantage.

So erhalten wir also jetzt von zwei Seiten her das köstliche Chinin. Der niederländischen und englischen Regierung gebührt aber in dieser Beziehung der Dank aller civilisirten Nationen, daß sie das geradezu nichtswürdige Vorgehen der südamerikanischen Republiken zu Schanden gemacht haben.

In den Höhen der gemäßigten Zone, welche nun eine neue Heimat des Chinabaumes wurden, wächst auch die Theestaude (Thea Bohea). Um zu den Thee-

Pflanzungen zu gelangen, steigen wir von der Ebene weit hinauf bis zu einer Höhe von 4000—5000 Fuß über die Meeresfläche. Ich lade den Leser ein, mir bei einem höchst interessanten und genußreichen Ausfluge zu folgen, den ich im Jahre 1844 von Tscheribon an der Nordküste Java's ostwärts nach der Residentschaft Tegal an den Abhängen des 10,000 Fuß über dem Meere sich erhebenden Vulkans Gunong Slamat machte.

Auf dem Wege nach der Ortschaft Kuningan, wo sich gegen Südwesten die Aussicht nach den riesigen Höhen des Tscherimai-Berges eröffnet, wurde ich von den Führern auf einen Palast der alten Sultane von Tscheribon, deren Herrschaft erst im Jahre 1819 gänzlich erlosch, aufmerksam gemacht. Ein Seitenpfad führte uns zu Ruinen, welche von hohen Waringin-Bäumen und schönen Akazien überschattet waren. Sie sind von einem Erdwall umgeben, und zwei Pfade führen zu einem Portal, von welchem aus man zu einem künstlichen Felsen gelangt, der mit chinesischen Blumentöpfen geziert ist und auf dem ein aus Trachytblöcken und Holz erbauter Palast steht. Dieses Gebäude besteht aus mehreren Abtheilungen und Gemächern, welche alle noch die Spuren einstiger Pracht und Größe zeigen. Die Thüren und Wände sind mit mythologischen Figuren aus Holz verziert, der Grund ist an vielen Stellen noch übergoldet oder gefärbt. Durch das ganze Gebäude ziehen sich die Rinnen der ehemaligen Wasserleitungen, welche Springbrunnen und künstliche Kaskaden speisten, um dem vornehmen Bewohner Kühlung und Feuchtigkeit zu spenden. Der Ort heißt Sungi-Ragi. Es geht die Sage, daß ein Chinese einst diesen Palast als Ruheplatz für den Sultan erbaut. Dieser war mit dem Kunstwerk so zufrieden, daß er dem Baumeister die Augen ausstechen ließ, damit er Niemandem einen ähnlichen Palast erbaue.

Ungefähr eine Viertelmeile südostwärts von Kuningan, in der Nähe von Palimanang, entspringt am rechten Ufer des Tschi-Sangarum eine warme Quelle, die ihrem chemischen Gehalte nach zu den Eisen-Säuerlingen gehört. Sie entquillt einem kalkigen Sandstein an der Grenze des tertiären und vulkanischen Gebirges, am Fuße des Tscherimai und hat eine Temperatur von 30,5° R. In dicken Strahlen strömt sie aus der Oeffnung des kalkigen Sandsteins, in ein von den Javanen ausgehauenes Becken, dessen Ränder rothgelb vom abgesetzten Eisenoxydhydrat sind und über welchem eine Schicht von Kohlensäuregas sich erhebt. Das angenehm säuerlich schmeckende, stark perlende Wasser fließt in den nahen Bach.

Von dieser Therme aus begab ich mich wieder auf die Landstraße und ritt am Meere hin, dessen ungestüme Wellen an diesen Orten Erdeinstürze verursachten. Wie es scheint, ist seit einigen Dezennien der Ozean viel weiter in das Land hineingerückt. Eine weite fruchtbare Ebene, deren Grenze sich allmälig in den Wäldern der Abhänge des Slamat verlor, breitete sich gegen Süden aus. Wir überschritten den Bergstrom Losani, aus dessen Wasser die ausgestreckten Sawah-Felder bewässert werden, welche die Javanen hier bebauen. Ein ähnlicher Fluß, der ebenfalls auf den Höhen des Slamat entspringt und seinen Lauf nach der Südküste nimmt, ist der Pamali, an dessen rechtem Ufer der Küstenort Brebes liegt. Von dort zieht sich die Straße längs der Küste nach Tegal, dem Haupt-

orte der Residentschaft gleiches Namens, wo eine kleine europäische Besatzung und mehrere europäische Beamte sich befinden.

Nachdem ich dort einen Rasttag gehalten, richtete ich am folgenden Morgen in Gesellschaft eines Beamten meinen Weg gegen Süden nach den Bergabhängen des Slamat.

In der Nähe von Tegal trafen wir zunächst auf Reisfelder, Zucker- und Kokospalmen, sowie auf weißblühende Sträucher aus der Familie der Goodeniaceen. Die Reisfelder hörten jedoch einige Pfähle vor Tegal auf, um Alanggras und Hochwaldungen den Platz einzuräumen. Doch sind es nur schmale Striche, welche das unkultivirte Land besetzen.

Bald breitet sich das grüne Zuckerfeld aus, dessen Stengel zum Theil schon geerntet sind, während zahlreiche Schnitter das Rohr in Bündel binden und es auf die am Rande des Ackers stehenden Karren, „Pedati", laden.

Diese mit massiven Rädern versehenen, bei dem bedächtigen Tritte der beiden vorgespannten Karbauen langsam und mit nicht geringem Knarren und Aechzen sich bewegenden Fuhrwerke, sind nach uralter javanischer Art konstruirt. Die aus einem Querdurchschnitt eines dicken Baumstammes verfertigten Räder halten für die Ewigkeit. Denn wenn auch durch den jahrelangen Gebrauch und ihre Bewegung durch Gras, Morast oder Waldgrund sich ihr Durchmesser etwas verkleinert, so dienen sie doch Generationen hindurch. Und was den auf den Rädern befindlichen Kasten betrifft, so weiß ihn jeder Javane aus Bambustäben selbst zu verfertigen oder bei einer nöthigen Reparatur diese selbst vorzunehmen. Schmied und Wagner, und noch mehr die Verfertiger von Luxuswagen, sind dem Javanen ganz überflüssige Leute, indem er sich mit seinem Pedati begnügt, der, ein wenig geputzt und mit Blumen verziert, selbst zu Festzügen und Hochzeitsfahrten dienen muß. Auf solchen Pedati wird die Ernte unter fröhlichem Gesang nach Hause gefahren; oft sieht man ganze Karawanen derselben nach den Zuckermühlen sich bewegen.

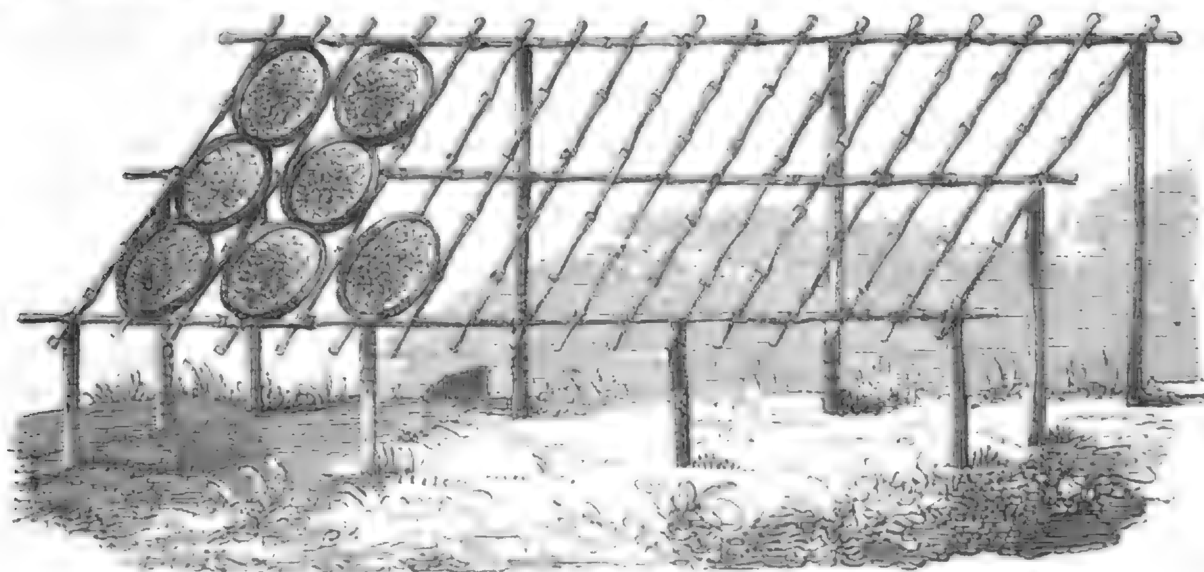
Bei Lebatsiu, einem sogenannten Pasanggrahan, geht der Pfad schon ziemlich steil aufwärts, und es beginnen nun die Kaffeepflanzungen, zwischen deren Sträuchern einzelne alte Waldbäume, deren Brüder unter dem verheerenden Beil gefallen sind, ihren Schatten auf die kleinen Fremdlinge zu werfen.

Wir steigen noch höher und kommen an die Grenze des Kaffeebaumes, welche in einer Höhe von etwa 4000 Fuß sich befindet. Eine erhebende Aussicht auf die von uns durchschrittene Ebene und die Höhen breitet sich zu unseren Füßen aus, während gegen Süden der rauchende Krater des Slamat weit über die Wolkenregion hinausragt.

Die Flora zeigt uns Repräsentanten der gemäßigten Zone. Unter den Gräsern bemerkt man Briza, Plantago erhebt sich mit steifem Stengel; der Maulbeerbaum (Morus indica), Gaultherien, eine Eichenart, sind in diesen Höhen vertreten. Wir nähern uns den seit einigen Jahren hier angelegten Theegärten. Vielen Lesern wird es wahrscheinlich noch nicht bekannt sein, daß Java gegenwärtig eine nicht unbeträchtliche Quantität dieses Produktes nach den europäischen Märkten liefert, und daß gar oft ein Thee für chinesischen gehalten wird, dessen

Mutterland Java ist. Man wird diesen Irrthum um so weniger gewahr, da chinesische Aufschriften auf den Kisten sich befinden, die kleinen Packete in chinesisches Papier eingehüllt, mit chinesischen Lettern bezeichnet sind und auch chinesische Hände — auf Java — es waren, welche die Kultur dieser beliebten Pflanze besorgten. Die holländischen Kaufleute beeilen sich auch nicht, dem javanischen Produkt den Ruf eines chinesischen zu benehmen, da der chinesische Thee seit alter Zeit in hohem Ansehen steht, der javanische aber als Neuling mit seinem wahren Taufschein wahrscheinlich keine so geneigten Käufer finden würde.

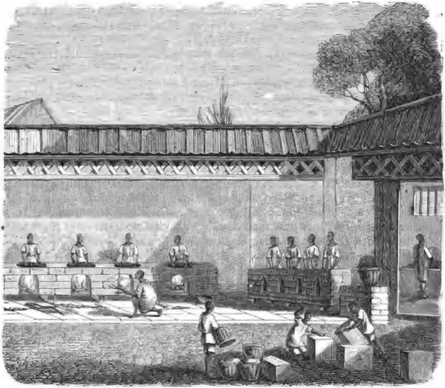
Die Idee, die Theepflanze auf Java im Großen zu pflanzen, datirt von dem Gründer des botanischen Gartens zu Buitenzorg, dem Professor Reinhardt. Dort gedieh schon seit vielen Jahren der schöne Strauch mit seinen weißen, rosenartigen Blüten, und es unterlag keinem Zweifel, daß der Bürger der gemäßigten Zone in höher gelegenen Gegenden noch besser gedeihen würde.



Bambuhürde zum Trocknen der Theeblätter.

Man überzeugte sich jedoch bald, daß zur Gewinnung des Thees, wie die Europäer seit Jahrhunderten ihn aus China zu erhalten gewohnt sind, die Anpflanzung des Theestrauches nicht genüge, sollte er auch noch so üppig heranwachsen; das Pflücken der Blätter, ihre Zubereitung und Verpackung hat als eine chinesische Kunst, die immer mit vielen Sonderbarkeiten gepaart ist, die aber einmal zur Sache gehören, so viel Eigenthümliches, daß ein Europäer nur schwierig die ganze Behandlungsweise erlernt. Hiermit ist freilich nicht gesagt, daß die Art, wie die Chinesen die Blätter behandeln, die beste sei; wenn jedoch nichtchinesischer Thee sich in Europa Eingang verschaffen will, muß er wenigstens in der ersten Zeit dem echt chinesischen so ähnlich als möglich gemacht werden. Um nun den Chinesen die Kunst der Theefabrikation in allen ihren Theilen, sowie die Kultur der Pflanze im Großen abzulernen, hielt sich ein gewisser Jakobson aus Amsterdam in den Dreißiger Jahren längere Zeit in China, und zwar in der Provinz Canton, auf und gewann auch einige mit dieser Kultur sehr vertraute Chinesen für die Ueberfahrt nach Java, um dort Theegärten an geeigneten Plätzen anzulegen. Jakobson schrieb

ein Werk, worin die Theepflanze vom Samenkorn an bis zu ihrer Blüte, das künstliche Abpflücken und Trocknen der Blätter in Dörröfen, die sonstigen Manipulationen, sowie endlich die Verpackung und Versendung des Thees mit der größten Genauigkeit beschrieben sind.



Rösten des Thees.

Die Kultur der Theestaude auf Java gelang vollkommen. Die ältesten und ausgebreitetsten Theegärten sind jene am östlichen Abhange des Vulkans Merbabu angelegten, und zwar in Höhen von 4500—5000 Fuß über dem Meere. Die jährliche Zunahme der Theegärten lehrt, daß der Boden auf Java, sowie die Wärmeverhältnisse an den genannten Höhen der Pflanze zusagen. Sowie aber der Kaffeestrauch als Bürger der gemäßigten Zone in den Aequatorial-Regionen nur ein künstliches Gedeihen zeigt, so verlangt in noch höherem Grade die Theestaude eine Abwechselung in den Jahreszeiten, während die auf den Höhen Java's herrschende gleichmäßige, wenn auch nicht hohe Temperatur ihrer Organisation nicht zusagt.

Digitized by Google

Deshalb muß auf Java beständig für neue junge Sträucher, die man aus den Samen gewinnt, gesorgt werden, da die alten sowol wegen Härte der Blätter, als ihres trägen Wuchses wegen, sich schließlich nicht mehr zur Theebereitung eignen.

Anfangs legte die Regierung auf eigene Rechnung Theegärten an, wie ein solcher noch jetzt in Wonosobo im Distrikt Lodok besteht. Später übergab sie die Pflanzungen Privatpersonen mit der Verpflichtung, der Regierung das gewonnene Produkt zu einem bestimmten Preis zu liefern. Gewöhnlich schließen die Privatleute sowol bei der Thee- als Zuckerlieferung mit der Regierung für eine gewisse Zahl Jahre einen Kontrakt ab, während welcher die Lieferung statthaben muß. Sie erhalten meistens Vorschuß zum Anbau der zu den Anlagen nöthigen Gebäude und der übrigen Auslagen. Nach Ablauf der Kontraktzeit hat sich der Lieferant in der Regel ein hinlängliches Vermögen gesammelt, um sich entweder freie Grundstücke zu kaufen oder in Europa von seinem erworbenen Vermögen zu leben. Aber auch dieses Verhältniß hat aufgehört; denn der letzte Kontrakt ist 1864 abgelaufen und die Theekultur gänzlich freigegeben.

Der Anblick eines Theegartens hat wegen der schnurgeraden langen Reihen, in welchen die Sträucher stehen, etwas Einförmiges. Sie stehen in der Regel vier Fuß von einander. Der wohlbeleibte, langzopfige Chinese läuft geschäftig von den Gebäuden in den Garten und zurück; man sieht es ihm an, daß sowol die Beschäftigung als die umgebende Luft ihm zusagt. Die Entblätterung geschieht ein- bis zweimal jährlich, und zwar sondert man die zarten, noch weniger entwickelten Blätter als feinere Sorte von den ältern und festern ab. Nach dem Abpflücken werden diejenigen Blätter, aus welchen man schwarzen Thee, den am häufigsten im Handel vorkommenden, bereiten will, in große, leinene und von der heißern Luft eines Kohlenfeuers durchzogene Cylinder gebracht, wo sie unter beständigem Umrühren die erste Trocknung erfahren. Von den Leinwandcylindern schüttet man die bereits durch die Hitze gerollten Blätter in große Dörrpfannen, in denen sie Blatt für Blatt zwischen den Fingern gerollt werden. Je feiner die Theesorte, desto mehr wird darauf gesehen, daß jedes Blättchen die Rollung zwischen den Fingern erfährt. Die Bätter, aus welchen man grünen Thee bereitet, sind keineswegs von einer andern Pflanzenart, zu welcher Vermuthung etwa der noch hie und da gebräuchliche Name Thea viridis führen könnte; sondern es liegt der Unterschied beider Theesorten nur an der Art der Trocknung. Der grüne Thee erfährt nämlich statt in leinenen Cylindern die erste Trocknung an der Sonne, wobei er seine grüne Farbe behält. Die weitere Behandlung ist dieselbe wie beim schwarzen Thee. Letzterer widersteht weit länger als der grüne Thee dem Einflusse der Luft und der Feuchtigkeit.

Im Jahre 1859 wurden in den sechs Residentschaften Java's, wo überhaupt die Theekultur betrieben wird, nämlich Buitenzorg, Krawang, Preanger Regentschaften, Tscheribon, Bagaleen und Tegal, eine Quantität von 2,065,000 Pfunden Thee erzeugt, während noch im Jahre 1855 nur 1,480,000 Pfund produzirt wurden. Die Ausgaben der Regierung für diese Kultur betragen 1,427,000 Gulden, so daß ein Pfund auf 0,70 Gulden zu stehen kommt. In Holland war der Netto-Erlös für das Pfund 0,71 Gulden.

Noch sind am Schlusse dieses Kapitels zwei Kulturpflanzen zu erwähnen, die eine gute Zukunft versprechen. In Folge des amerikanischen Bürgerkrieges wurde überall das Bestreben bemerkbar, die Baumwolle an jenen Orten anzubauen, wo diese ein passendes Klima und zuträglichen Boden findet. Die Nachfrage war damals überall eine erhöhte, denn der abgesperrte Süden der Vereinigten Staaten lieferte nur wenig auf den europäischen Markt. Auf Java bildete man daher eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Baumwollenbaues, die unter dem Schutze des General-Gouverneurs zusammentrat. Im Jahre 1860 konnte sie bereits 180,000 Pikul Baumwolle in den Handel liefern, und seitdem hat sich der Ertrag fortwährend gesteigert. Unter die neu eingeführten Kulturgewächse gehört noch die Vanille (**Vanilla planifolia**). Erst seit der Anwendung der künstlichen Befruchtung durch den Holländer Teysmann, jetziger Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg, ist der Versuch ihrer Anpflanzung geglückt, nachdem alle früheren Anstrengungen zu keinem Ergebniß geführt haben, weil das Insekt, welches in dem ursprünglichen Vaterlande der Vanille, Westindien, die Befruchtung verursacht, auf Java nicht vorkommt. Gegenwärtig ist der Erfolg so glänzend, daß nicht nur Teysmann jährlich mehrere Centner von diesen aromatischen Schoten gewinnt und in den Handel bringt, sondern auch andere Ländereibesitzer dadurch zur Anlage von Vanillepflanzungen aufgemuntert worden sind. Die sechs bis zehn Zoll langen, drei bis fünf Linien breiten, dunkelbraunen, biegsamen, fettig sich anfühlenden Früchte brauchen fünf Monate, ehe sie zur vollständigen Reife gelangen. Sie werden mit großer Sorgfalt erst im Schatten, dann in der Sonne getrocknet und bündelweise in luftdichten Blechbüchsen verpackt. Hundert Stück liefern ungefähr ein Pfund, wie es in den Handel kommt.

Baumwollenpflanze.

Reisen im Palankin. (Nach einem Stereoskopenbilde.)

Fünftes Kapitel.

Besteigung des Merapi.

Die Vulkangruppe von Mittel-Java. — Die Stadt Samarang, europäisches Viertel, chinesisches Kamp und Kampong Dschava. — Invalidenhaus. — Fort Unarang. — Höhe über dem Meere. — Weiterreise nach Ambarawa. — Lebensweise der Offiziere. — Salatiga. — Bojolali. — Zahlreiche Familie eines javanischen Radschah. — Bodenbeschaffenheit bei Bojolali. — Ritt nach Selo. — Klimatische Verhältnisse. — Europäische Gemüse und Früchte. — Nach dem Gipfel des Merapi. — Alte Kratermauer. — Aschenfläche. — Versuch, den Eruptionskegel zu besteigen. — Rückkehr. — Heftiger Regen auf dem Merapi. — Ankunft zu Selo. — Westliche Abdachung der Hochebene. — Die Indigokultur. — Magelang. — Die Ruinen von Boro Budur. — Einwanderungen der Hindus und Einfluß derselben auf Religion und Kultur.

Mein Wunsch, auch den östlichen Theil Java's zu bereisen, ging endlich in Erfüllung, indem ich mit einem Schooner die Fahrt nach der Rhede von Samarang unternahm, von wo aus ich interessante Exkursionen in's Innere des Landes machen konnte. Auf der Rhede von Samarang wird durch die Aussicht auf die zahlreichen, diesen Theil Java's beherrschenden Vulkane das Verlangen, an's Land zu steigen und in den Schoß der Gebirge sich zu begeben, lebhaft im Gemüthe des Reisenden erweckt. Wer von der Rhede Batavia's hiehergesegelt

Digitized by Google

ist, wo flaches, aufgeschwemmtes Land das trübe, von Haifischen strotzende Meer begrenzt, hinter welchem nur in weiter Ferne die blauen Berge sichtbar sind, wird von diesen so nahe liegenden kegelförmigen Berggruppen, die nur ein schmaler, mit üppiger Palmen=Vegetation geschmückter Landstrich von uns trennt, in Erstaunen und Bewunderung versetzt. Der uns zunächst liegende Kegelberg, welchen bis zur Spitze dichter Wald bedeckt, ist der Unarang; hierauf folgt westwärts in größerer Entfernung der weit höhere und vielfach gefurchte Berg Lawu, hinter diesem der Sindoro, während östlich der Merapi und Merbabu, Zwillingsvulkane, welche durch ein Joch mit einander verbunden sind, in den Wolken sich verlieren. Diese riesigen Erhebungen erscheinen uns als eine Vereinigung von mehreren einzeln stehenden Bergen, nicht als ein zusammenhängendes Gebirge mit langen Gebirgskämmen, wie geschichtete Gebirgsarten, besonders gehobene Sedimentgesteine es bilden. Noch beschäftigt mit diesem ersten Anblick, begiebt sich der Reisende auf der durch die kräuselnden Wellen ziehenden Schaluppe an's Land. Wir gelangen zur Mündung des Flusses Samarang (Kali Samarang oder K. Ngarang), von welchem die Stadt ihren Namen trägt, und folgen durch anmuthige Gebüsche, zwischen welchen hie und da eine Bambuhütte hinter breiten Pisangblättern sich verbirgt, den Windungen des Flusses, bis sich endlich das Gebüsch lichtet und mehrere steinerne Häuser, sowie das geschäftige Treiben der Bewohner uns anzeigen, daß die Stadt hier beginnt. — Diese Geschäftigkeit in Samarang, das lebhafte Treiben in seinen Straßen und auf der Rhede hat sich in der neuesten Zeit noch bedeutend dadurch gehoben, daß die Stadt der Ausgangspunkt der einzigen bisher auf Java bestehenden Eisenbahn wurde, die von hier aus in einer Länge von 22 deutschen Meilen nach Surakarta und Dschokdschokarta führt.

Samarang hat freilich nicht jene anmuthigen Straßenanlagen und ausgestreckten Plätze wie die „Königin des Ostens", ein Beiwort, das die holländischen Schriftsteller der Hauptstadt Java's geben. Die nur hie und da durch Gartenanlagen unterbrochenen Häuserreihen gleichen mehr dem alten Batavia, das gegenwärtig vorzüglich von Portugiesen, Arabern und Chinesen bewohnt ist. Es übt indessen die in gesundheitlicher Hinsicht nicht sehr passende Bauart der Straßen und Häuser Samarangs, sowie selbst der Alluvialgrund, auf welchem die Stadt ruht, keinen besonders nachtheiligen Einfluß auf ihre Bewohner aus. Der Alluvialgrund bildet nur einen schmalen, vom Meere gegen Norden und von den sanften Bergabhängen gegen Süden begrenzten Streifen, welcher der Seeluft und den kühlen Gebirgslüften zugängig ist, wodurch die schädlichen Ausdünstungen des feuchten und niedrigen Bodens zerstreut werden.

Sowie fast alle Städte in Niederländisch=Ostindien, zeigt auch Samarang drei Abtheilungen von ganz verschiedenem Ansehen, deren Bewohner auch verschiedenen Nationen und Menschenrassen angehören. Der hervorragendste, den größten Raum einnehmende, obgleich durch die Zahl der Bevölkerung bei Weitem nicht überwiegende Theil der Stadt ist der europäische, dem man es gleich ansieht, daß seine Bewohner die herrschende Nation bilden. Die Europäer besitzen hier nur steinerne Häuser, was nicht in allen Städten Java's, und am wenigsten in den außerjavanischen

Städten des Archipels der Fall ist. Ein schönes Regirrungsgebäude, der ehemalige Sitz des Gouverneurs von Mittel-Java, gegenwärtig die Wohnung des Residenten von Samarang, ziert eine breite, von Ost nach West laufende, mit Akazien- und Kanarienbäumen besäumte Straße, wo überhaupt in von Gärten umgebenen, freundlichen Häusern die vornehme Welt Samarangs wohnt. Gegen Sonnenuntergang sieht man hier die europäische Bevölkerung der Stadt vereinigt, theils zu Fuß, theils zu Pferd, oder in zwei- und vierspännigen Wagen die Kühle des Abends genießen. Die Straße setzt sich gegen Osten als Landstraße nach Demak fort.

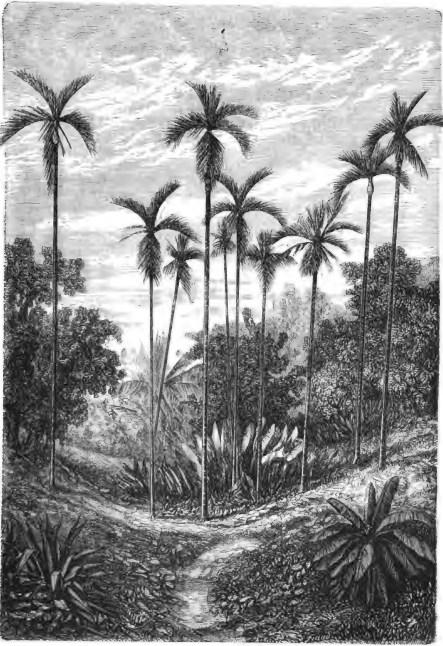
Was mich betrifft, so fand ich während meines Aufenthaltes zu Samarang den meisten Genuß in den Morgenspaziergängen. Frisch und rein weht dann die Luft von den Bergen herunter; mein Weg führte mich weit vor die Stadt, wo mich die Pflanzenwelt anlockte. Außer einem Militärhospital, einigen Kirchen, sah ich unter den öffentlichen Anstalten auch eine Art Invalidenhaus, in welchem die im Dienste ergrauten Soldaten, die den Rest ihrer Tage in Indien verleben, Pflege finden. Jeder der Bewohner erhält außer seiner Pension noch ein Pfund Reis täglich, was zu seiner Unterhaltung hinreicht. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Anstalt, statt in dem heißen, an Moskiten überreichen Samarang, in einem der hochgelegenen Orte Central-Java's, etwa in Salatiga, sich befände, wo die Einwohner gewiß ungleich gesunder und glücklicher wären, ohne daß die Kosten für ihre Unterhaltung sich höher stellten. Der einzige pekuniäre Nachtheil, der durch die Uebersiedelung der Anstalt in ein gemäßigtes Klima für die Regierung erwüchse, bestände darin, daß die Pensionäre durchschnittlich wenigstens zehn Jahre länger ihre Pension beziehen würden, als es in Samarang der Fall ist.

Einen völligen Gegensatz zu dem europäischen Viertel bilden die Wohnungen der Malayen und Javanen, welche ein Stadtviertel oder Dorf (Kampong Malayu) bilden, das aus einfachen Bambuwohnungen besteht.

Im Gegensatz zu der Einfachheit der javanischen Wohnungen und der europäischen Bauart schließen sich die Häuser im chinesischen Kamp im äußeren Ansehen sowie in der Beschäftigung der Bewohner ganz jenen zu Batavia an.

Von allen großen Plätzen der Stadt, sowie von der Galerie meines Gasthauses aus sah ich die mächtigen Kuppeln der Berge Sindoro und Sumbing bald im hellen Blau, bald in Wolken gehüllt an's Himmelszelt hinanragen. Sie laden den Wanderer zu einem Ausfluge in eine Gebirgslandschaft voll gesunder, kühler Luft ein. Ich zögerte daher nicht länger, mich nach jenen Höhen zu begeben und zwar beabsichtigte ich, den Vulkan M e r a p i, aus dessen Gipfel Rauch und Dampf entquillt, zu besteigen. Dieser Vulkan erhebt sich wie sein Zwillingsbruder, der Merbabu, und die ganze von Ost nach West verlaufende Vulkanreihe Java's, aus dem Tertiärgebirge.

Am 15. Februar 1843 erhob ich mich schon Morgens 4 Uhr von meinem mit einem Moskitenneße überzogenen Lager. Um fünf Uhr war ich schon mit meinem javanischen Jungen und drei Kuli's zum Tragen des Gepäcks und der Instrumente auf dem Wege nach dem Dorfe Unarang, welches die erste Station von Samarang bildet und dreizehn Pfähle oder Pale ($3^1/_4$ Stunden) von letzterer Stadt entfernt liegt. Sanft und stetig erhebt sich das Land, und allmälig erweitert sich der Horizont.



Arekapalmengruppe.

Ein kühler Landwind weht uns entgegen, während die aus den Nebeln der Nacht auftauchende Morgensonne die reiche Fläche des Tieflandes und die hinter demselben liegende See beleuchtet.

Den Weg säumen die schattenreichen Waringin-Bäume (Ficus Benjamina) ein, und zahlreiche Kokospalmen vereinigen sich in der Nähe der von der Straße abwärts gelegenen Dörfer zu einem Palmenwald. In der Nähe des Ortes Unarang, das am Fuße des gleichnamigen Berges liegt, gelangten wir zu runden kegelförmigen Hügeln, gleichsam Zweigen der großen vulkanischen Erhebungen, auf welchen ich mich befand. Die Aussicht nach der Ebene und auf das Meer wird immer reizender. Die zahlreichen Dörfer kündigen sich durch ihren Waldgürtel an. Zwischen ihnen breiten sich terrassenförmig Sawahfelder aus, aus deren hellem Grün sich hie und da die Arengpalme (Arenga saccharifera) erhebt. Weiterhin sieht man auch Arekapalmen, die zu den schönsten Pflanzenformen in Indien gehören; sie gewähren namentlich in Gesellschaft der Bananen einen herrlichen Anblick. Die Arekanuß bildet einen wichtigen Handelszweig, und manchmal bringt ein einziges Schiff deren 10,000 Centner nach China.

Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß die vortrefflichen Landstraßen Java's, welche die Insel in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, nur spärlich von Wanderern besucht sind. Im Gegentheil begegnet man häufig Landleuten, besonders in der Nähe von Städten und größeren Ortschaften. Sie bringen entweder Früchte, Gummi, Oel, Wachs, welches letztere aus den Samen der Früchte von Tetranthera Roxburghii gewonnen wird, nach der Stadt oder kaufen andere Bedürfnisse, die sie vorzüglich auch durch Berührung mit den Europäern kennen gelernt, dort ein. Auffallend erscheint, daß man die Leute fast nie nebeneinander, sondern alle nur hintereinander gehen sieht. Mir ist unbekannt, welche Ursache dieser Gewohnheit zu Grunde liegt; doch mag sie vielleicht von den schmalen Pfaden herrühren, die früher hier bestanden, oder sie deutet auf die Nothwendigkeit der Vorsicht, die man für den Fall eines Tigerüberfalls gebrauchen muß. Dieses Raubthier wählt sich gewöhnlich den letzten Mann im Zuge zum Opfer, indem es ihn von rückwärts ergreift; den Nachtrab bildet aus diesem Grunde gewöhnlich ein Zugthier.

Mehr gestärkt durch den Naturgenuß, als ermüdet durch den großentheils zu Fuß, theilweise aber auch auf dem kleinen, nicht allzu lebhaften Pferde zurückgelegten Weg, kam ich um neun Uhr im Gasthofe zu Unarang an. Ich hing meine Instrumente an Bambupfählen im Schatten auf, und während meine javanischen Begleiter ihr frugales, aus Reis, Capsicum und etwas getrocknetem Fleisch (Tin-tin) bestehendes Frühstück zu sich nahmen, beobachtete ich die Temperatur und den Druck der Atmosphäre. Der Thermometer zeigte 18,5° R., der Barometer stand auf 325,20''' P., die Temperatur des Quecksilbers war19° R. oder 24,2 C. Es ergiebt sich hieraus im Vergleiche mit dem Luftdrucke und der Temperatur an der Meeresküste die Erhebung Unarangs über die Meeresfläche nach Oltmanns Tafeln zu 1018 Pariser Fuß.

Das Gasthaus zu Unarang ist aus Bambu erbaut und mit einem offenen Vorbau, wo sich die Gäste gewöhnlich aufhalten, versehen. Nach dem Genusse

eines mäßigen Frühstücks, während dessen mich der Wirth, ein alter Franzose, mit seinen Erlebnissen in den Schlachten bei Jena und Leipzig unterhielt, besichtigte ich das dortige kleine Fort. An verschiedenen Punkten Java's sind Forts angelegt, die nur aus einem mäßig hohen Erdwall und Graben bestehen; die Vertheidigung ist 50—100 Soldaten mit 6—8 Kanonen anvertraut. Diese Forts genügen gegen etwaige Angriffe von Seiten der Eingeborenen; sie haben in frühern Zeiten treffliche Dienste geleistet. Gegenwärtig hat man jedoch ein Vertheidigungssystem auf Java zur Ausführung gebracht, welches vorzüglich auf die Abwehr eines europäischen Feindes berechnet ist. Die Festungswerke zu Batavia, Samarang und Surabaja sind von dieser Art.

Die Pferde standen gesattelt vor dem Gasthause, meine Dienerschaft ward, mit Ausnahme des Jungen gewechselt, und ich setzte, obwol die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand, die Reise auf der Landstraße fort. Hie und da begegneten wir einem Chinesen, der sich in einem mit Atap bedeckten Stuhle von zwei Kuli's tragen ließ. Sonst war die Straße schon ziemlich menschenleer. Drei Bäche durchkreuzen in wildem Laufe, vom nahen Unarang- und Sindoro-Gebirge entspringend, die Straße. — Die amphitheatralisch vor dem Wanderer aufsteigenden Gebirge bieten einen erhebenden Anblick; in ihren Furchen und Runzeln wuchert eine reiche Vegetation, und selbst die hoch in die Wolken ragenden Gipfel, die im kalten Norden nur kahle Flächen zeigen würden, sind bewaldet.

Links in der Tiefe bemerkt man noch immer einen dunkelblauen Streifen mit einzelnen Punkten. Es ist das Meer vor Samarang mit den dort vor Anker liegenden Schiffen. Der Abend brach herein, und die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten die Gipfel der Berge. Die Insekten begannen ihr Nachtkonzert, das zuweilen von dem Geschrei der Affen unterbrochen wurde. In der Ferne vernahm ich ein dumpfes, aber doch durchdringendes Gebrüll anderer Art. „Matjan Duan, ein Tiger, mein Herr!“ und unwillkürlich beschleunigte bei diesem Ausruf des Führers mein Pferd seine Schritte. Wir traten nun in das Thal von Ambarawa ein, ohne daß uns ein Leid geschehen wäre. Bald schimmerten uns die Lichter der in der Nähe des Forts erbauten Bambuhäuser entgegen; das bereits geschlossene Thor öffnete sich, und eine Tasse Thee ließ uns in der behaglichen Wohnung eines Offiziers alle Strapazen der Reise vergessen. Die Festung Ambarawa, welche erst im Jahre 1842 vollendet wurde, gehört zu dem großartigen modernen Vertheidigungssystem, welches für Java in Ausführung gebracht wurde, um gegen einen etwaigen unvorhergesehenen Ueberfall einer europäischen Seemacht gesichert zu sein. Gewiß ist, daß es jetzt den Engländern nicht mehr in so kurzer Zeit gelingen würde, sich zu Herren der schönen Insel zu machen, wie im Jahre 1811. Der Umfang der Festung ist etwa $1^1/_2$ Stunden. Dicke, im Zickzack laufende und mit Erdwällen eingefaßte Mauern umgeben die innern Räume, und die Geschütze sind so angebracht, daß nach dem Urtheil der Sachverständigen bei guter Vertheidigung die Festung mehrere Monate dem stärksten Feinde trotzen kann. Die ganze Umgegend Ambarawa's kann unter Wasser gesetzt werden; es erinnert dieses an die holländischen Festungen, bei welchen das Wasser ebenfalls eine Hauptrolle spielt.

Mit der Erbauung der großen Festungen hat sich auch die Lage und Lebensweise der in denselben stationirten Offiziere und Militärbeamten bedeutend geändert. Die Beamten und Offiziere in Niederländisch-Indien führen, besonders außerhalb der großen Städte, ein ziemlich patriarchalisches Leben. In ihrem Bambuhause besorgt die javanische Haushälterin die häuslichen Geschäfte, und der Segen des Himmels schenkt häufig dem Paare einige gelbbraune Kreolenkinder, deren einfache Erziehung und Lebensweise den Eltern wenig Sorge verursacht. In den größeren Festungen aber erleidet dieses idyllische Leben einen großen Abbruch. Dort sind alle Offiziere mit Ausnahme der Verheiratheten, genöthigt, an einer gemeinschaftlichen Tafel Theil zu nehmen. Ein Lesezimmer, in dem politische und militärische Zeitschriften aufliegen, und eine Bibliothek versehen das Offiziercorps mit geistiger Speise.

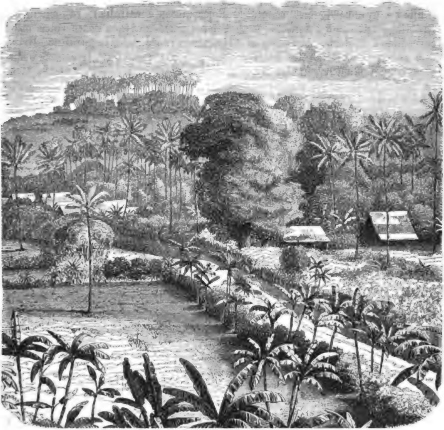
Nach dreitägigem Aufenthalt in der Festung brach ich nach Salatiga auf. Diese, 1750 Fuß über der Meeresfläche gelegene Ortschaft besitzt ein sehr angenehmes und gesundes Klima. Die Nacht ist sehr kühl und der Morgen ungemein erfrischend. Ich fand während meines kurzen Aufenthaltes den Thermometerstand daselbst: des Morgens vor Sonnenaufgang 17° R., des Mittags 1 Uhr 22° R., des Abends nach Sonnenuntergang 18° R.

Bojolali, ein größerer javanischer Ort, bei welchem ein kleines Fort sich befindet, liegt nur wenige Pale von Salatiga entfernt. Dort wechselte ich Pferd und Leute. Ich begab mich selbst zum Radschah des Dorfes, der zugleich über einen Distrikt zu befehlen hat. Ich fand einen 83jährigen, blinden Greis, der im Vorbau seines Bambupalastes auf einem Stuhle saß. Der Alte führte beständig das Wort, wobei seine Umgebung nichts als: Ingi, Ingi (O ja) erwiderte. Ich sprach mit dem Greis malayisch, während er mit seiner Gesellschaft in der mir nicht verständlichen javanischen Sprache redete.

Mir wurde ein Stuhl gebracht und Siri angeboten. Im Laufe des Gespräches erzählte der Radschah, daß er vier Frauen habe und die Zahl seiner noch lebenden Nachkommen nicht weniger als 127 betrage. Ich dankte dem Manne für diese und noch andere Mittheilungen aus seinem Leben, welches die Sorge für Vergrößerung seines Stammbaumes großentheils auszufüllen schien, und wünschte ihm und seinen zahlreichen Nachkommen den Segen des Himmels.

Dicht bei Bojolali befindet sich eine von der Höhe des Merapi herabziehende, etwa 30 Fuß tiefe, mit Lavaströmen und Trachytblöcken erfüllte Kluft; sie heißt Kali Gerding, enthält aber kein Wasser, wie der Name (Kali = Fluß) andeutet. Ueberhaupt zeichnen sich sowol der Merapi als der Merbabu durch Wasserarmuth aus. Während von den meisten anderen Vulkanen Java's zahlreiche Bäche herabströmen, sind die Klüfte dieser beiden Vulkane meistens wasserleer, und nur nach einem Regen rauschen in ihnen kleine Bäche nieder. Die Ursache dieser Wasserarmuth der beiden Vulkane ist offenbar die Abwesenheit der Wälder an ihren Abhängen. Nur der südliche Abhang des Merapi ist in einer Höhe von 3000—6000 Fuß mit Wäldern bedeckt, in welchen zahlreiche Bäche entspringen. Selbst an der unteren Grenze dieser Waldzone bilden sich noch einige Bäche, wie der Kali opak. Der Boden bei Bojolali besteht aus einem hell-

grauen feinen Sande, der offenbar als Asche bei den verschiedenen Eruptionen niederfiel und jetzt eine mehrere Fuß tiefe Schicht bildet. Man erkennt darin Trachytkörnchen, Feldspathstückchen und Hornblendekrystalle. In der Höhe sieht man deutlich die milchweißen Dämpfe aus dem Krater des Merapi steigen.



Auf dem Wege von Samarang nach Unarang.

Auch den Merbabu kann man von Bojolali aus in der Nähe betrachten; derselbe ist 540′ höher als der Merapi, doch als Vulkan seit Langem nicht mehr thätig. Seine Formen sind mehr abgerundet; auch ist er bis zu seinem Gipfel mit Alanggras bewachsen, während der Merapi in Folge der vor kurzer Zeit stattgehabten Ausbrüche an seinem Gipfel kahl erscheint.

Der Weg führt uns auf schmalem, steilen Pfade in eine zweite Kluft, jene des Kali krawa. Meine Absicht war erst nach Selo, einem Orte, der auf

Digitized by Google

dem Joche (Durang Djuwe) zwischen dem Merapi und Merbabu liegt, zu gehen, dort einige Tage zu verweilen, um dann nach dem Krater von der Nordostseite zu gelangen. Wir kamen zu dem Häuschen eines Kreolen, in dessen Garten Reis, einige Pisangstauden und Papayabäume gepflanzt waren, die in dieser Höhe noch fortkommen. Der Pfad wendet sich mehr nördlich. Bereits verkündeten uns die Düfte der strauchartig hier wachsenden Rosen (Rosa centifolia), daß wir in der Frühlingsregion uns befanden. Auch hat der grasbewachsene Boden einen mehr europäischen Anstrich, man begegnet Arten von Plantago, Absynthium, Briza und anderen wohlbekannten Formen, die man wie Landsleute freudig begrüßt. Noch einmal mußten wir eine Schlucht von wenigstens 150 Fuß Tiefe passiren, in welcher rauschend ein Bergstrom nach der Ebene zueilt. Am vorausgegangenen Abend hatte es stark geregnet, und die Wasser strömten gleich Bächen aus Klüften hervor. Während des größten Theils des Jahres aber ist die Schlucht leer oder hat nur wenig Wasser. Hohe baumartige Farrn (Chnoophora glauca und andere Arten) mit großen, feingefiederten Blättern, die man beim ersten Anblick für Palmen halten könnte, zieren diese Klüfte, in welche ich nicht ohne Gefahr mit dem Pferde mich wagte; das vorsichtige Thier brachte mich endlich gegen Abend wohlbehalten nach dem gastlichen Selo.

Sicherlich erscheint es in der Tropenregion auffallend, und zwar unter 6° südlicher Breite, Oefen in den Zimmern zu finden. Sie sind aber auf Selo keineswegs überflüssig, wenigstens nicht für den von der heißen Ebene Kommenden. Indessen sind es nur die Abend- und Morgenstunden, während welcher das Feuer im Kamine lodert, da während des Tages die angenehmste Temperatur herrscht. Zum ersten Male nach langer Zeit schlief ich des Nachts wieder unter wollenen Decken, und zwar fast bis zum folgenden Morgen. Der Thermometer zeigte des Morgens vor Sonnenaufgang 12° R., um 1 Uhr Mittags 18° R., um 6 Uhr Abends 14° R. In Europa bleibt bei einer solchen Temperatur der Ofen freilich noch ungeheizt, doch die Empfindlichkeit gegen Kälte steigert sich bei dem Europäer nach längerem Aufenthalt im Tropenlande.

Die Hochebene Selo hat eine sattelförmige Gestalt. Gegen Ost und West dacht sie sich sanft — mit Ausnahme der sie durchschneidenden Klüfte, die als Erosionsthäler steile Abhänge haben — in die Ebenen von Selo und Mandillang ab, während gegen Norden die riesigen Wölbungen des Merbabu sich erheben, südwärts aber die mehr eckigen Formen des Merapi mit seinem rauchenden Gipfel emporsteigen. Wegen dieser unvergleichlichen Aussicht und der wenige Meilen entfernten Tropen-Vegetation bietet diese Hochebene einen sehr angenehmen Aufenthalt. Man kennt dort weder die lästige Sommerhitze, noch die eisige Kälte des Winters, sondern ewig gleichmäßig beleuchtet eine Frühlingssonne Garten und Hütte, und in beständig neuen Keimen lockt sie die Pflanzen der gemäßigten Zone aus dem Boden. Einige in dem Weiler Selo wohnende Europäer haben sich besonders bemüht, außer Erdfrüchten, Kartoffeln, Rüben und europäischen Gemüsen, auch Pfirsichbäume (Amygdalus Persica) zu pflanzen. Aber die Früchte dieses Baumes stehen an Größe und Güte den europäischen nach. Die Ursache ist ohne

Zweifel in dem Mangel des den Lebensverhältnissen der europäischen Pflanzen nöthigen Winterschlafes zu suchen, nicht im Kali- oder Natrongehalt oder der Phosphorsäure des Bodens. Die Erschöpfung der Lebenskraft durch den beständigen Frühling hat eine mangelhafte Entwicklung und frühzeitiges Absterben des Baumes zur Folge. (Die Inländer nennen die Pfirsiche **Manga Wolanda**, holländische Mangga, so wie sie überhaupt alles aus Europa kommende Holländisch nennen. So ist bei ihnen Selterserwasser **Ajer Wolanda**, holländisches Wasser.)

Hingegen habe ich Erdbeeren, Bohnen, Kohl u. s. w. in Hülle und Fülle genossen, die den europäischen an Güte und Wohlgeschmack nicht nur nichts nachgeben, sondern dieselben noch übertreffen. Die Einwohner Selo's liefern die in ihren Gärten gezogenen Gemüse und Früchte den Europäern in Samarang, welche dieselben zu guten Preisen bezahlen. Um uns aber zu mahnen, daß das irdische Paradies verschwunden, hängt die himmelanstrebende Rauchwolke, aus geheimnißvoller Tiefe des Merapi kommend, wie ein Damoklesschwert über unserm Haupte, uns an die Gefahr erinnernd, welche die Nähe dieses Feuerherdes mit sich bringt. Zur Vollendung der Besorgniß zeigen die Bewohner der Hochebene das Grab eines alten Soldaten, der im Jahre 1837 am 10. August bei einer heftigen Eruption des Merapi durch ein auf ihn gefallenes Felsstück seinen Tod fand. Selo liegt nach meinen barometrischen Messungen 4650 Fuß über dem Meere. —

Nach dreitägigem Aufenthalt in Selo machten wir uns eines Morgens zur Ersteigung des Berges auf den Weg. Zu meinen bisherigen Begleitern nahm ich noch zwei des Weges kundige Javanen und einen auf Selo wohnenden Europäer, einen pensionirten Soldaten. Mit dem Reisen zu Pferde war es nun zu Ende, und wir mußten mit einem Stocke bewaffnet den ungebahnten Weg hinanklimmen. Ein Barometer und zwei Thermometer, einige Körbchen zum Sammeln der Mineralien, Papier, etwas Trinkwasser und eine Feldflasche mit Branntwein bildeten meine Ausrüstung. Der Weg führte vor dem Landhause des Residenten, dem höchsten bewohnten Punkt dieser Gegend, über das nördliche Joch Dschurang-Dschawi, das, von beiden Seiten von tiefen Klüften begrenzt, immer enger wurde.

Außer dem in den Höhen von 6000—8000 Fuß wachsenden Anggring-Bäumchen (**Paraspomia parviflora**) bemerkt man auch eine Eiche (**Quercus pruinosa**), während in den Höhen von 7000—8000 Fuß **Gaultheria punctata**, sowie Inga-Gebüsche gefunden werden. Eigentlichen Wäldern begegnet man auf dem ganzen nördlichen und nordöstlichen Abhang nicht. Der sehr steile, auf der von tiefen Schluchten begrenzten Bergrippe sich hinziehende Weg engte sich endlich derart ein, daß kaum zwei Menschen auf demselben Platz hatten, während ein grauenerregender Abgrund auf beiden Seiten sich öffnete. Diese Klüfte sind durch Laven und herabströmendes Wasser gebildete Erosionsthäler.

Wir kamen endlich an übereinandergeschichtete Trachytblöcke, die wie eine Mauer in gebogener Linie um den jetzt deutlich und in der Nähe sichtbaren Eruptionskegel des „Rothen Feuerberges" sich herumziehen (denn **mera** bedeutet im Malayischen roth, und **api** Feuer, daher der Name des Vulkans). Dies ist offenbar eine Kratermauer, die bei frühern Eruptionen sich gebildet hat, während der

jetzige Krater mehr südlich gelegen ist. Dieser Punkt liegt nach hier gemachten barometrischen Beobachtungen 8310 Fuß über dem Meere. Die wie eine Karte vor uns sich ausbreitende Landschaft gewährte einen erhabenen Anblick. Vor mir gegen Norden die Abhänge des Merbabu, dessen abgeschnittener Pyramidengipfel bläulich-grün aus den Wolken sich erhob, während der in horizontaler Linie vor mir liegende Theil dieses Berges in Nebel gehüllt war. Die Ländermassen im Thale rechts und links waren zum Theil durch Wolken verdeckt und es begann trübe und regnerisch zu werden, aber dennoch ragten einzelne Stellen wie Inseln aus dem Wolkenmeer hervor. Kokos- und Bambu-Gebüsche waren wohl von einander zu unterscheiden.

Der Thermometer zeigte an dieser Stelle um $11^1/_2$ Uhr Vormittags $9^3/_4{}^0$ R. Wenn wir bisher die Füße zur Wanderung verwendeten, so mußten wir jetzt auf allen Vieren kriechen. Denn die Lavastücke, über welche wir nun klettern mußten, können nicht wohl anders überschritten werden, und überdies würde ein Fehltritt den unvermeidlichen Tod in den zu beiden Seiten sich öffnenden Schlund zur Folge gehabt haben. Glücklicher Weise dauerte diese unbequeme und allzunatürliche Wanderung nicht lange. Wir kamen zu einer breiten, gegen Süden hin sich abdachenden Fläche aus vulkanischer Asche, die so feucht war, daß die Fußtritte einen Eindruck in ihr ließen. Da aber hie und da Ritzen und Sprünge sich zeigten, so hatte die Fläche das Ansehen eines mit grauen Schieferplatten bepflasterten Platzes. An manchen Stellen war der Boden steinartig erhärtet. Aus den Spalten stiegen Dämpfe hervor, die nach Schwefelwasserstoff rochen. Hie und da bemerkte man kleine warme Teiche, deren Ufer von sublimirtem Schwefel gelb gefärbt waren; aber keine Vegetation — wol nicht wegen zu niedriger Temperatur, sondern weil seit der jüngsten Eruption sich noch keine Pflanzendecke auf dem verwitterten Gestein bilden konnte.

Der von unten aus schon bemerkte Schlackenkegel erhob sich jetzt schroff über unserm Haupte, während die Rauchwolke glücklicherweise nach der entgegengesetzten Seite geweht wurde. Leichte Schlacken aus Trachyt von verschiedener Färbung, je nachdem sie mehr oder weniger der Wirkung des Feuers ausgesetzt, dem Verwitterungsprozeß unterlagen oder endlich mit Schwefel überzogen waren, bildeten die Masse des Schlackenkegels. Auch fand ich ein schönes Stück schwarzen Augits. Als ich mich nun entschloß, diesen Schlackenkegel zu ersteigen, schüttelten alle meine Begleiter das Haupt. „Trapīsa duan!" (es ist nicht möglich, mein Herr!) war das allgemeine Urtheil, und sie blieben auf ihrem Platze. Ich versuchte nun allein den Kegel hinanzuklimmen, um so nahe als möglich zum Kraterrande zu gelangen. Aber die Füße sanken bis an die Knie in die losen Lavatrümmer, so daß ich, bei jedem Schritte wieder zurückgleitend, nur mit Mühe und äußerst langsam vorwärts kam. Da nach einiger Zeit eine dicke Rauchwolke die Kratermauer einhüllte, konnte ich meine unten stehenden Begleiter nicht mehr sehen und auch nach aufwärts erschien Alles dunkel. Unter diesen Umständen wäre ein weiteres Fortschreiten Tollkühnheit gewesen. Ich stieg daher wieder hinab und fand meine Führer an ihrem Platze. Die Höhe dieses Punktes stellte sich zu 8630 Fuß heraus. Da ich aber noch etwa 50 Fuß höher gestiegen war, so mochte der höchste von mir erreichte Punkt des Merapi 8680 Fuß sein. —

Es war drei Uhr Nachmittags, als wir uns wieder auf der Aschenfläche befanden und es heftig zu regnen begann. Ich suchte Schutz unter einem hervorragenden Trachytfels, der mir als Schirm diente. In weniger als zehn Minuten bildeten sich durch das von den ausgestreckten Gebirgsabhängen strömende Wasser wilde Bäche und prächtige Wasserfälle, die alle, in einer Kluft sich sammelnd, als angeschwollener Gebirgsbach hinab in die Ebene stürzten. Nachdem der Regen aufgehört, mußten wir, um an diesen unwirthlichen Orten nicht zu übernachten, schleunig den Rückweg antreten.

Mit Hülfe der Hände gelangten wir über die Lavatrümmer, die jetzt durch den Regen schlüpfrig geworden waren, was die Gefahr des Kletterns noch mehr vermehrte. Ich würde die Wahrheit verleugnen, wenn ich sagte, daß ich ohne Bangigkeit und Herzklopfen die von Neuem vor meinen Blicken sich eröffnenden tiefen Schluchten betrachtete, in welche ich so leicht durch Ausgleiten des Fußes stürzen konnte. Als wir glücklich diese Strecke passirt hatten und wieder unser menschliches Vorrecht des aufrechten Ganges gebrauchten, verlor ich auf dem schlüpfrigen Wege durch einen Fehltritt das Gleichgewicht und nur ein am Rande der Schlucht stehendes Anggring-Bäumchen rettete mich vor dem Hinabstürzen. Bald aber lag vor unsern Blicken wieder die freundliche Hochebene von Selo, wo der gastlich lodernde Herd uns bei schon eingetretener Nacht entgegenleuchtete. — Wenn man von der reizenden Hochebene Selo nach den westlichen Abhängen der beiden Berge Merapi und Merbabu sich begiebt, dacht sich das Terrain sanft ab, und auf den fruchtbaren Feldern prangen die Kaffeegärten und weiter hinab die Indigo-Pflanze (**Indigofera Anil** und **tinctoria**). In der malayischen Sprache heißt sie **Tarom**; die Javanen nennen sie **Tom**. Der Farbestoff heißt aber nach dem Indischen **Nila**. Man vermuthet daher mit Recht; daß die Bereitung dieses schönen Farbestoffes ursprünglich von den Hindus eingeführt wurde. Die Eingebornen stellen sich für ihren Gebrauch einen breiartigen Indigo her, indem sie die Stengel und Blätter der Pflanzen einige Tage lang in Wasser weichen, dann kochen und mit Farrnkräutern und ungelöschtem Kalk vermengen.

Indigo-Pflanze.

Der Indigo als Farbstoff ist schon seit alter Zeit in Europa bekannt, ohne daß man Etwas von der Pflanze wußte, aus welcher er bereitet wurde. Bevor die Europäer nach Indien fuhren, kam der Indigo durch Karawanenzüge nach den Ländern des Abendlandes. Im Jahre 1631 führte die Ostindische Compagnie

333,000 Pfunde Indigo von Java aus. Gegenwärtig ist die Ausfuhr eine viel bedeutendere, obgleich in der jüngsten Zeit auf Anordnung der Regierung eine Verminderung in der Kultur des Indigo stattfand. Der Indigo bedarf außer einem fetten Boden der sorgfältigen Pflege; auch die Bereitung des Farbstoffes nimmt viele Hände in Anspruch, ohne daß der Gewinn bei diesem Produkte im Verhältnisse zu der auf dasselbe verwendeten Mühe steht.

Im Jahre 1859 waren auf Java 275 Indigo-Fabriken im Gang. Auf einer Fläche von 15,750 Bouw wurden 575,500 Pfunde Indigo gewonnen, für welche die Regierung 1,300,000 Gulden verwenden mußte, so daß ein Pfund auf 2,24 Gulden zu stehen kam. Der Erlös beim Verkaufe in Amsterdam war 3,65 Gulden. Die Ernte von 1860 lieferte 2,010,000 Pfund.

Zwischen fruchtbaren Feldern und kleinen Wäldern wandelnd gelangte ich nach dem freundlichen Orte Magelang, der Hauptstadt der Residentschaft Kadu, an dem nördlich vom Merbabu entspringenden Flusse Progo. In der Nähe dieses Ortes, nahe an der Mündung des Flüßchens Elo in den Progo, findet man die schönsten Tempelruinen Java's aus der Hinduzeit, nämlich die von Boro Budur. Dieses prachtvolle und kolossale Gebäude erhebt sich aus einer sanft abschüssigen Ebene und ist von einem etwa zehn Fuß breiten Graben umgeben, über welchen mehrere mit Figuren gezierte steinerne Brücken führen. Der Tempel bildet kein einzelnes, bedecktes Gebäude, sondern eine Menge von zahllosen Reliefbildwerken, die auf neun konzentrisch in einander aufgeführten Mauern angebracht sind, wovon die innere immer etwa 10—12 Fuß höher ist als die zunächst nach außen stehende. Nach Ueberschreitung des Grabens steht man vor dem ersten Mauervierecke. Jede Seite ist 120 Fuß lang und mit Hautreliefs geschmückt, welche Scenen aus der buddhaistischen Götterlehre darstellen. Man bemerkt einen Kampf der Götter, dann wieder friedliche Scenen. Fischgestalten, Elephanten, Schlangen und Krokodile, Verwandlungen des Gottes Schiwah vorstellend, finden sich neben den Heldenthaten, die er in jeder dieser Verwandlungen ausführte, dargestellt. Durch eine viereckige Thüre in der Mauer steigt man 12—14 Treppen hinan und gelangt zu einer zweiten Mauer, die ebenfalls mit Reliefs geschmückt ist, welche sich durch Schönheit der menschlichen Gestalten und Geschmack in der künstlerischen Anlage auszeichnen, im Gegensatze zu andern Darstellungen aus frühern Perioden, welche durch monströse Darstellungen einen widerlichen Eindruck machen. Alterthumskenner versichern, daß der Tempel zu Boro Budur selbst die besten Werke der Hindus auf dem asiatischen Kontinent übertreffe.

Innerhalb der zweiten Mauer befindet sich eine dritte mit Bildhauerwerken gezierte, und so fort, bis endlich die achte Mauer in einer Höhe von 100 Fuß einen bedeckten Tempel einschließt, in welchem zwei kolossale Figuren aus Trachyt, Wischnu und Schiwah, enthalten sind. Es beurkundet sich in der Physiognomie und der Haltung der Figuren tiefes Denken, mit Ernst und Milde gepaart.

Der Name Boro bedeutet in der altjavanischen Sprache „Hundert Millionen" oder überhaupt eine sehr große Zahl, Budur aber ist nur eine etwas veränderte Aussprache von Buddha, wonach also Boro Budur „eine große Zahl Buddhas"

bezeichnet; hierdurch wird auf die vielen Figuren hingedeutet, welche den Bau zusammensetzen. Man erkennt aus dem Tempel von Boro Budur, daß der Buddhadienst auf Java eben so wie der alte Brahmanen-Kultus eingeführt war, obgleich Crawford glaubt, daß der Buddhadienst nie Eingang auf Java gefunden habe.

Durch die Zeit sowol, als in Folge des muhamedanischen Fanatismus, der es sich in frühern Jahrhunderten zur Aufgabe machte, die aus der heidnischen Zeit stammenden Baudenkmäler zu zerstören, haben die letztern auf Java sehr gelitten. Auch der in den Tropenländern rascher vor sich gehende Verwitterungsprozeß des Gesteins läßt befürchten, daß die Zerstörung schneller sich vollenden werde, als im Interesse der Kunst und der Wissenschaft wünschenswerth ist. Um daher die Reste aus der Hinduzeit auf Java für späte Generationen und ferne Länder wenigstens bildlich zu erhalten, läßt die holländische Regierung von denselben Zeichnungen und Photographien verfertigen, welche dem Beschauer eine deutliche Vorstellung jener Monumente aus frühern Jahrhunderten geben.

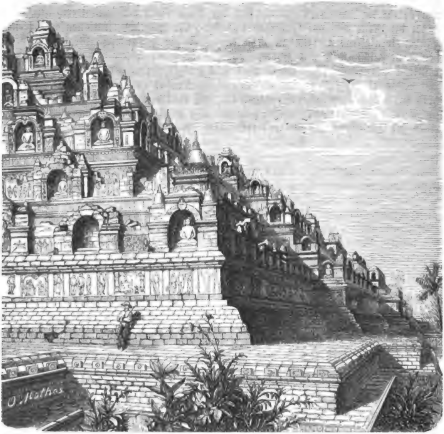
Was die Einführung des brahmanischen Kultus auf Java betrifft, so kann man aus javanischen Urkunden entnehmen, daß dieselbe im Jahre 76 nach Christus stattfand. Die einzelnen Berichte stimmen aber nicht miteinander überein, da die einen die Einwanderung als eine freiwillige, die andern als von einem Fürsten angeordnete darstellen. Gewiß ist es, daß um die genannte Zeit die Insel Java eine zahlreiche Einwanderung — die Urkunden sprechen von 20,000 Familien — vom Festlande her erlitt, welche eine höhere Kultur und Gesittung einführte. Mit Recht kann man vermuthen, daß die religiösen Zwiste und Verfolgungen, welche zu jener Zeit in Bengalen und andern Ländern Asiens stattfanden, Anlaß zu dieser Auswanderung gab, die sich vielleicht im Laufe der Zeit wiederholt hat. Die Einwanderung fand aber hauptsächlich auf Ostjava statt, weshalb auch dort die meisten Ruinen aus der Hinduzeit sich vorfinden und auch die Sprache der Ostjavanen eine andere ist, als die von Westjava. Im östlichen Theile Java's nämlich wird das eigentlich Javanische, das sich aus der alten Kawisprache gebildet hat, gesprochen, die viel Aehnlichkeit mit dem Sanskrit hatte. In Westjava spricht man die Sundasprache, die mit jener der Urbewohner Java's mehr übereinkommt und sich von Beimengungen aus der Hindusprache ziemlich frei gehalten hat.

Wir wissen, daß im sechsten Jahrhundert in Hindustan heftige Verfolgungen der Buddhisten stattfanden, und daß viele Tausende nach China, Japan, Cochin-China und nach dem Indischen Archipel sich flüchteten. Auch zu jener Zeit mögen Niederlassungen von Buddhisten auf Java stattgefunden haben.

Endlich finden wir die Blüte der Kunst auf Java zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit auch (im Jahre 1338) der Tempel von Boro Budur erbaut wurde. Man vermuthet, daß kurz vor jener Zeit neue Einwanderungen von Familien aus Hindustan stattfanden, die ihrer religiösen Ueberzeugung wegen verfolgt wurden und auf einer hohen Stufe der Kultur standen.

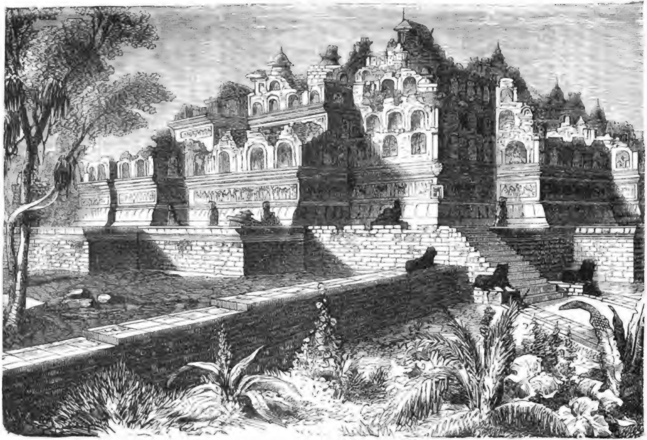
Die Buddhisten und Brahmanen scheinen jedoch auf Java sich nicht so feindlich gegenüber gestanden zu haben, als dies auf dem Festlande der Fall war. Vielleicht neigten sich schon die ersten Einwanderer dem mehr humanen Glauben

der Buddhisten zu, welcher einen großen Theil der Mißbräuche und Grausamkeiten abschaffte, die sich zu dem ursprünglich rein deistischen Glauben des Brahma im Laufe der Jahrtausende hinzugesellten. Die ältesten Denkmäler auf Java, insbesondere die Abbildungen der 27 Wuku's, sind ekelhafte Gestalten und zeugen von der tiefsten Roheit und Geschmacklosigkeit ihrer Verfertiger. Diese Zeichnungen hält man für ein Werk aus dem Jahre 224 n. Chr. Man sieht daher, daß die Javanen, Dank den Einwanderern aus Asien, innerhalb sechs Jahrhunderten ungeheure Fortschritte im Gebiete der Kunst, und überhaupt in der Civilisation gemacht haben.



Flügel der Tempel von Boro-Budur.

Die buddhistischen Flüchtlinge auf Java waren Reformatoren ihres Glaubens. Das beweist die Verträglichkeit der von Hindustan in Java eingewanderten Brahmanen und Buddhisten unter sich und die von ihnen erreichte Kulturstufe.



Gesammtansicht der Tempel-Ruinen von Boro-Budur.

Digitized by Google

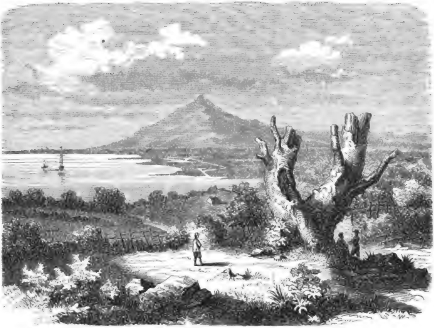
Außerdem beweist dies noch das Nichtvorhandensein der höchst ungerechten und grausamen Gebräuche der Brahmanen, wie das Verbrennen der Wittfrauen ꝛc. Die Flüchtlinge, welche sich dem ursprünglichen, reinen Glauben an ein einziges, höchstes Wesen näherten, waren allen spätern abergläubischen Zusätzen, die aus Unwissenheit oder Eigennutz der Priester entstanden, abhold. Solche, dem reinen Deismus ergebene Brahmanen hat es von jeher bis auf den heutigen Tag gegeben, doch durften sie entweder ihre Ueberzeugung nicht öffentlich kund geben, oder sie mußten sich den Verfolgungen und Verdächtigungen ihrer Mitpriester aussetzen.

Erst in neuerer Zeit verfaßte ein brahmanischer Priester Raschah Ramohun Roy ein Werk über den Inhalt und den Geist der Vedahs, worin er sich als Feind der Vielgötterei und als eifrigen Vertheidiger der Lehre vom einigen, unsichtbaren und durch kein Bild darstellbaren Gott zeigt, was aber in der That den Verlust der Freiheit und des Vermögens des gelehrten und biedern Verfassers zur Folge hatte. Das Werk ist in englischer Sprache geschrieben und von Professor Roorda van Eisinga in's Holländische übersetzt. —

Daß der reine deistische Glaube einst wirklich bestanden und derselbe nicht nur eine historische Hypothese ist, geht aus vielen Stellen der Vedahs oder der Religionsbücher hervor, welche die uralten Ueberlieferungen enthalten, obgleich derselbe zur Zeit ihrer Abfassung nicht mehr in seiner Reinheit bestand. Wir führen hier einige Stellen aus denselben nach Roorda van Eisinga's Uebersetzung an:

„Es ist nur ein Gott, und er gebietet über die ganze Welt, denn er ist die wirksame Seele in allen Dingen. Er macht seine Existenz sichtbar in der Form des Weltalls. Brahm (nicht Brahma nach Roorda van Eisinga) ist das allmächtige, unendliche, unbegreifliche und selbständige Wesen. Er sieht Alles, obwol er selbst nicht gesehen wird; er kann durch keine Beschreibung faßbar gemacht werden und ist außerhalb der Grenzen der menschlichen Fassungskraft. Er ist der Herr des Weltalls, das er geschaffen hat. Er ist das Licht alles Lichtes, dessen Name zu heilig ist, um ausgesprochen zu werden, und dessen Macht zu unendlich ist, um sie mit der Einbildungskraft zu erreichen. Er erstreckt sich über die ganze Schöpfung, ist blos Geist, ohne Form irgend eines großen oder kleinen Körpers, der durch die Sinne wahrgenommen werden kann. Er ist rein, vollkommen, allwissend, der Urheber der Vernunft, allgegenwärtig und selbständig. Er hat von Ewigkeit her allen Geschöpfen ihre Bestimmung angewiesen".

In diesen erhabenen Worten stellt sich der Monotheismus in seiner vollen Reinheit dar. Leider sind aber nicht alle Bücher und Abschnitte der Vedahs in diesem Sinne geschrieben. Zur Zeit ihrer Abfassung hat der Glaube an die Dreieinigkeit (Brahma, Wischnu, Schiwa) schon Wurzel gefaßt, und bald entstanden aus den drei Göttern, die früher nur als Eigenschaften des einigen Gottes betrachtet wurden, eine Unzahl von kleinern Gottheiten und Halbgöttern. Das Bestreben der wahren Weisen unter den Hindus geht dahin, den alten reinen Monotheismus wieder herzustellen. Es ist hiernach kaum zu bemerken nöthig, daß die Religionsgeschichte des Abendlandes viel Analoges mit der von Ostasien bietet.



Bezuki mit dem Vulkan Ringgit.

Sechstes Kapitel.
Ausflüge in der Residentschaft Surabaja.

Rhede und Stadt Surabaja. — Die Wissenschaften in Niederländisch-Indien. — Der deutsche Gelehrte Friedrich. — Der Einsiedler Pak Dschame und seine alten Handschriften. — Palast des Residenten. — Ausflug nach Grisse. — Die Salzpfannen. — Grab des Mulana Malik Ibrahim. — Andere alte Gräber. — Fahrt auf dem Kaliemas, oder dem Goldflusse. — Indolenz der Javanen. — Van den Bosch's Kultursystem. — Zuckerfabrik. — Die Ortschaft Mobschokarto. — Ruinen von Mobschopahit. — Die Gräber von Tra-wulan.

In den Jahren 1843—1845 war die Rhede von Surabaja öfter die Station unseres Schiffes. Unbelästigt von hohen Wellen lag es da wie auf einem Binnensee. Südlich breiteten sich die Ebenen von Madura und ihre Waldungen aus, während nördlich die mit Gebüschen umgebene Stadt Surabaja hinter dem Hafenkopfe lag. Die Rhede ist beständig von zahlreichen Kauffahrern und Kriegsschiffen besucht. Inländische Prauen und chinesische Dschunken segeln häufig von Madura nach Java; mit Bali und Lombok findet ein lebhafter Verkehr statt. Dazu kommen die zahllosen Fischerkähne, die selbst bei Nacht mit Bambu-Fackeln die Rhede durchstreifen, da manche Fische der Flamme folgend, durch Schöpfnetze

Digitized by Google

gefangen werden. Weit in die Rhede hinaus erstreckt sich der Hafenkopf; der Hafen selbst ist der erweiterte Fluß, ein Zweig des Kali Kedirl, dessen Hauptarm sich weiter östlich in's Meer ergießt. Je mehr man der Stadt sich nähert, desto mehr fällt das europäische Ansehen derselben auf. Die Vegetation tritt wenigstens gegen die Straßen hin mehr in den Hintergrund, und obgleich die Häuser nicht in einer Reihe und an einander grenzend folgen, so sind sie doch durch Mauerwerk verbunden, an welchem die Sonnenstrahlen abprallen und mit doppelter Wärme die untern Luftschichten erfüllen.

Sobald die Schaluppe am Landungsplatze angekommen ist, sehen wir schon das lebendige Treiben einer thätigen Bevölkerung vor uns. Ein großartiges, auf Rechnung der Regierung betriebenes Etablissement, in welchem sowol die für die Kriegsdampfschiffe nöthigen Maschinen, als Waffen für die Armee und besonders die Artillerie verfertigt werden, breitet sich zur linken Seite entlang dem Ufer des Flusses aus. Dort stehen auch mehrere Schmieden, und das taktmäßige Schlagen der Hammer und der Maschinen ertönt früh und spät. Wir aber wollen bei dieser heißen Arbeit und diesem Maschinenwesen, das wir in Europa genugsam zu sehen Gelegenheit haben, nicht länger verweilen, sondern uns dem kühlen Vorbau des Gasthauses zuwenden, wo bei einem erfrischenden Glas Limonade oder Kokosmilch uns auch eine gute Gesellschaft erwartet.

Zahlreiche europäische Kaufläden (Tokos) in Surabaja bieten gleich den Tokos zu Batavia und Samarang verschiedene Gegenstände des täglichen Bedürfnisses und des Luxus, alle aber zu enorm hohen Preisen. Dennoch hat man in Niederländisch-Ostindien, besonders außerhalb Java, oft Mangel an Gegenständen verschiedener Art. Glücklicherweise machen die fleißigen Chinesen den habsüchtigen europäischen Kaufleuten in vielen Dingen erfolgreiche Konkurrenz.

Die ganze Physiognomie Surabaja's ist anders als jene von Batavia. Surabaja ist weit gesunder als das letztere, aber kein großer Garten, sondern eine Festung, in welcher man Raum sparen wollte, und wo die Häuser dicht und fest geschlossen nebeneinander stehen. Da sind keine schattigen Baumgänge und grünen Rasenplätze, sondern enge Gassen; nur eine einzige Straße ist mit Bäumen bepflanzt. Aber das Gewühl ist eben so bunt; das javanische Element waltet vor; die Leute tragen mehr dunkle Farben als in Batavia, zumeist Braun, Blau, selbst Schwarz. Chinesen fehlen, wie erwähnt, natürlich nicht. Die nomadisirenden Händler bieten manche Gegenstände feil, welche in Batavia nicht vorkommen, z. B. prächtige Vögel von den Molukken und aus Celebes, und die wandernden Garköche rufen Tin, Tin, d. h. gesalzenes, in der Sonne getrocknetes und dann gekochtes Büffelfleisch aus.

Surabaja hat einen großen überdeckten Markt, der aus drei langen nebeneinander laufenden Gängen besteht; das Dach ruht auf Bambu-Pfählen und schrägt sich nach beiden Seiten bis wenig über Manneshöhe ab. Die einzelnen Buden sind durch Bambu-Verschläge von einander geschieden, Alles liegt bunt durch- und nebeneinander, und das Ganze bietet eine unbeschreibliche Unordnung dar.

Markt von Surabaja.

Die Ostasiatische Inselwelt. I.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Das Stadtviertel der Javanen hat nur einige wenige aufgemauerte Häuser, alle anderen bestehen aus Bambu-Rohr und Blättern der Atap-Palme. Bemerkenswerth ist der große Friedhof der Javanen. Die Leichname liegen auf einem wohl umfriedigten Gottesacker, auf welchem die Gräber der verschiedenen Rangklassen von einander getrennt sind.

Im javanischen Kampong werden viele sehr geschätzte Waaren aus Kupfer verfertigt, namentlich Dosen zum Aufbewahren des Betel und Wasserbehälter; auch die Gold- und Waffenschmiede liefern hübsche Arbeit, und die Sarongs von Surabaja sind berühmt. Die Pferde von dort werden sehr gelobt und in Kalkutta, wo man sie zu schätzen weiß, sehr gut bezahlt. Die Guenhungs, welche im Gebirgslande gezüchtet werden, sind zwar klein, aber sehr kräftig, gewandt, feurig und ertragen das heiße Klima viel besser, als die von Makassar kommenden. Sie haben einen dicken Kopf, runden Bauch, feine, aber sehr muskelstarke Beine, glattes, glänzendes Haar, fressen zumeist nur Gras und dann und wann etwas Reis.

Unter dem Volke herrscht viel Aberglauben, den der Muhamedanismus nicht auszurotten vermochte, und alte Bräuche haben sich erhalten bis auf diesen Tag, trotzdem die Priester des Islam dagegen eifern. Dahin gehört das Opfer, welches dem Kaiman gebracht wird. Es kommt gar nicht selten vor, daß eins der Krokodile, die an der Mündung des Kaliemas leben, sich einen Menschen zum Fraße wegholt. An einem solchen Tage sieht man, daß nach Eintritt der Dunkelheit eine Menge ganz winzig kleiner, aus Bambu geflochtener Stäbe auf dem Strome schwimmen. Auf jedem stehen ein Paar angezündete Kerzen neben Früchten, Leckerbissen und Blumen. Das sind Opfer für den Kaiman. Manchmal sieht man die Bäume mit einer Art von Kokarden und allerlei buntem Papier behangen; die Javanen glauben, daß sie durch derlei Opfer wohlhabend werden oder eine starke Nachkommenschaft erzielen können, und ganze Familien wallfahrten in Prozessionen nach solchen Opferbäumen. Das allerjüngste Kind zieht voran, dann kommen alle anderen je nach ihrem Alter, und der Vater schließt den Zug.

Den Eindruck, welchen Surabaja, die zweitwichtigste Stadt Java's, sowol durch die Gebäude im Geschmack aller Nationen der Erde, als durch die eben so verschiedenen Kleidertrachten, Waffen, Sitten und Gebräuche auf den Europäer macht, ist ein höchst eigenthümlicher. Hierzu gesellen sich noch alle möglichen Religionsbekenntnisse, die ihre Vertreter und Gotteshäuser in Surabaja haben. Da sieht man die kleinen Tempel der Chinesen und Bengalesen, wie die Moscheen der Malayen und Araber, in denen Muhamed als der ewig wahre Prophet gilt, in der Nähe der Kirche des Kreuzes stehen; allein wie in Europa, so kann man sich auch hier überzeugen, daß der Geist, welcher in diesen Vereinigungen athmet, immer vom Interesse getragen wird. Wie ist das auch unter so vielen Glaubensangehörigen, die allein der Handel hier zusammenführt, anders möglich? Unter den Polytheisten, Siwaisten, Feueranbetern, Muhamedanern, Anbetern des Fo, Katholiken, Griechen, Lutheranern, Pietisten und Atheisten aus Sumatra, Makassar, Borneo, China, Siam, Bengalen, Malabar, Koromandel, Arabien und Europa, die hier zusammen leben, findet man eben so viel ehrliche und brave als schlechte Menschen.

Natürlich haben diese Menschen, die Natur des Landes und vor Allem die klimatischen Verhältnisse auch auf die in Java lebenden Europäer einen mächtigen Einfluß geübt und vielfach auf deren Lebensweise und Sitten gewirkt. Die heiße Tageszeit wird meist verschlafen und verträumt. Selbst das Militär in den Kasernen ist Gesundheits halber von Morgens 10 bis Mittags 4 Uhr konsignirt und überläßt sich während dieser Zeit ganz und gar jenem schönen Nichtsthun, welches bei dem heißen Klima des Landes zur Erhaltung der Gesundheit für unbedingt nothwendig gehalten wird.

Um die frische balsamische Morgenluft zu genießen, kommt der europäische Ansiedler bereits eine Stunde vor Sonnenaufgang zum Vorschein, mit nichts Anderem bekleidet, als mit einer Kabaja und einem Sarong. In diesem luftigen Morgenkostüm, Pantoffeln an den Füßen, wandelt derselbe in der Galerie oder Veranda seines Hauses auf und nieder. Dann folgt ein Bad und das Frühstück. Nach dem Frühstück ist das Ankleiden ein schweres Werk, und die verwöhnten Europäer, denen oft jeder Handgriff zu viel ist, lassen sich hierbei von ihren Dienern unterstützen. Dann wird in bequemer Chaise ausgefahren, und um 12 Uhr kehrt der Herr von seinem Bureau zurück, um sich von den ausgestandenen Strapazen durch einen Mittagstisch um 4 Uhr zu erholen. Zu diesem Zwecke läßt er sich entkleiden und befiehlt bisweilen seinen Dienern, an seinem Körper folgendes Manöver vorzunehmen, wozu diese besonders abgerichtet sind. Sie beginnen mit einem sanften Drücken der Arme, Beine, Lenden, des Rückens, Halses und Kopfes, dies nennt man Pidschak; dann folgt Sapu-Sapu, ein leises Streicheln mit der flachen Hand über den ganzen Körper; weiter Tomlok, ein kitzelndes Drücken mit der Faust, endlich Urut-of-kamas, ein künstliches Recken und Kneten aller Glieder und Gelenke, bis sie knacken. Alle diese Operationen, durch geschickte Hände verrichtet, bringen eine wollüstige Abmattung zu wege, die den Schlaf angenehm und stärkend und die Glieder biegsam und gelenkig macht.

Die Bettstellen, Bali-Bali genannt, sind sehr geräumig, niedrig und meistens ohne Seitenwände. Das Bettzeug besteht in einer Haar- oder Baumwollenmatratze. Die Kissen sind lang und schmal und ein dergleichen rundes wird zwischen die Beine genommen, um zu verhüten, daß die Kniee einander drücken. Die Matratze ist mit einem feinen Leinen bedeckt und darüber liegt eine kostbare, mit Goldblumen auf purpurnem Grunde gezierte Decke, die bis fast auf den Boden reicht, welcher ebenfalls mit schönen Matten oder Teppichen belegt ist. Gewöhnlich ruht man auf dem Bett, statt in demselben, ohne ein anderes Nachtgewand anzuhaben, als den beliebten Sarong und die Kapaia. Um die sehr lästigen Moskitos und anderen Insekten von dem Bette zu halten, ist dasselbe mit doppelten Gardinen von Gaze behängt, welche den freien Zuzug der Luft nicht wehren und hinter welchen man das Zimmer übersehen kann, ohne selbst gesehen zu werden.

Um 4 oder 5 Uhr, ja selbst erst nach dem Untergange der Sonne, um 7 Uhr — die Sonne geht hier das ganze Jahr hindurch, mit einer Abweichung von 7 Stunden nach unserer Zeit regelmäßig um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter — kommt Herr und Frau wieder zum Vorschein und man kleidet sich eben so wieder, wie am Morgen.

In Folge dieser Gewohnheit machen die Javanen beständig aus einem Tage zwei und suchen hierdurch ihrem eintönigen Lebensgenuß eine angenehme Abwechselung zu geben.

Zu den wichtigsten Tagesgeschäften gehört das Mittagsmahl, ein unerschöpflicher Brunnen von Genuß für den reichen Kolonisten. Der Ueberfluß an Lebensmitteln, Fische, Fleisch, Geflügel und die köstlichen Früchte, welche das Land liefert, wird noch vermehrt durch Alles, was die Gastronomie in Europa nur ausfinden konnte, um den Gaumen zu kitzeln. Allerlei getrocknete und eingelegte europäische Eßwaarren zieren die Tafel, die zugleich mit den köstlichsten Weinen besetzt ist. Nach der Tafel, welche ein paar Stunden dauert und während der man sich mit heitern Gesprächen und der Chronique scandaleuse unterhält, wozu es auch hier nicht an Stoff gebricht, bleiben die Herren an der Tafel sitzen und rauchen Cigarren, lange Kabaal-Pfeifen, oder auch ihre Hauka, eine bis 14 Fuß lange Pfeife, deren elastisches Rohr zur Abkühlung des Rauchs durch einen Wasserbehälter läuft und die mit einer Mischung von Tabak, Zucker und Opium gefüllt ist.

Der Abend wird meist mit Musik, gesellschaftlichen Spielen und Gesang zugebracht, und erst spät in der Nacht legt man sich zum zweiten Male schlafen. Ehe man dazu übergeht, läßt man sich durch eine Dienerin die Moskitos aus dem Bette jagen. Des Morgens um 6 Uhr beginnt dieselbe Lebensweise wieder, die bei fast allen wohlhabenden Europäern dieselbe ist.

Die Sonne, deren Strahlen wir im Norden so gerne aufsuchen und nur während der kurzen Sommerzeit vermeiden, beherrscht die Lande unter dem Aequator wie ein Sultan, der seinen Sklaven bei allen Wohlthaten doch auch seine Macht mit eiserner Hand fühlen läßt. Wenn sie nämlich gerade über dem Scheitel steht, ist sie beinahe unerträglich. Die schreckliche Hitze wirkt natürlich auf Körper und Geist um so nachtheiliger, je länger man dem Einflusse derselben direkt ausgesetzt ist. Die Körperkräfte sinken, die Denkweise verändert sich, die Eindrücke, welche die Außenwelt giebt, bleiben für den Geist nicht gut mehr faßlich, und kühl, gefühllos und gleichgiltig sehen die Meisten nach kurzer Zeit auf die Natur hin, die bei ihrem ersten Anblick unwiderstehlich bezaubert hatte. Man sehnt sich nach dem Wechsel der Jahreszeiten. Der ununterbrochene Sommer, nur in der Regenzeit von der Mitte November bis Mitte April etwas abgekühlt, sowie das ewige Grün der Urwälder und der undurchdringlichen Büsche, versenken den Geist in Gleichgiltigkeit gegen die Schönheit der Natur und lassen ihn eine Veränderung wünschen, von welcher Art sie immer sein möge. Unter solchen Umständen ist es denn doppelt zu bewundern, daß die Pflege der Wissenschaften auf Java eine so ausgedehnte und tiefgreifende geworden ist. Es wäre dies jedoch kaum möglich geworden, wenn nicht fortwährend die alten Kräfte durch frische aus Europa ersetzt worden wären.

Die alte Stadt Surabaja, deren geselliges Leben besonders zu loben ist, besitzt auch Anstalten zur Hebung des geistigen Fortschrittes. Die Druckerei daselbst fördert nicht nur eine politische und belletristische Wochenschrift zu Tage, sondern es werden auch Broschüren und Werke naturhistorischen und politischen Inhalts verlegt.

Hierdurch werden wir auf die Pflege der geistigen Kultur in Niederländisch-Indien geführt. Unter dem milden Himmel des Indischen Archipels, wo der Blick des Menschen auf die unendliche Mannichfaltigkeit und Fülle der Natur gerichtet ist, hat man auch seit langer Zeit angefangen, die Wissenschaften mit Wärme zu pflegen. Die wissenschaftliche Forschung in Niederländisch-Indien ist jedoch weniger dem Privateifer einzelner Gelehrten überlassen, als der Regierung selbst, welche die Wissenschaften unter ihren besondern Schutz genommen hat, schon deshalb, weil die namentlich aus den naturwissenschaftlichen Forschungen hervorgehenden Ergebnisse nicht ohne günstige materielle Folgen bleiben.

Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vereinigten sich mehrere gelehrte Männer zur Bildung einer Gesellschaft. Regelmäßige Versammlungen wurden zu Batavia gehalten, ordentliche und korrespondirende Mitglieder sowol auf dem Indischen Archipel, als in anderen Ländern ernannt. Die vorzüglichsten Vorträge über Natur- und Sprachwissenschaften, über Archäologie, Länder- und Völkerkunde vereinigte man in einer bis zum heutigen Tag fortgesetzten gelehrten Zeitschrift, welche den Titel führt: „**Verhandelingen van het Bataavsche genootschap voor kunsten en wetenschappen.**“ In 36 umfangreichen Bänden sind bis jetzt durch eine große Anzahl von Gelehrten, zu welchen die deutsche Nation ein sehr ehrenvolles Kontingent geliefert hat, die wichtigsten Resultate der wissenschaftlichen Forschung besonders in der Archäologie, der Länder- und Völkerkunde niedergelegt, so daß für Denjenigen, der sich für Geschichte und die Alterthümer des Indischen Archipels interessirt, die „**Verhandelingen**“ die wichtigste und unentbehrlichste Quelle bilden.

Seitdem die Administration in Indien von der Handelscompagnie in die Hände der Regierung übergegangen, setzte die Gesellschaft nicht blos aus Privatmitteln und vom persönlichen Eifer ihrer Mitglieder getrieben, ihre Untersuchungen fort, sondern sie erhielt jetzt namhafte Unterstützungen und Erleichterungen von Seite der Regierung. Es waren nun nicht blos Civil- und Militärbeamte, welche neben ihrem Amtsberuf in den Mußestunden der Wissenschaft sich zuwendeten, sondern es wurden kundige Männer angestellt, deren einzige Aufgabe es war, sich der wissenschaftlichen Forschung zu widmen. Ihnen wird das beneidenswerthe Loos zu Theil, die von der Natur so reichlich geschmückten, für die Wissenschaft großentheils noch brach gelegenen Länder unter dem Schutz der Regierung in beliebigen Richtungen zu durchreisen und über Mittel zu gebieten, die nur selten in diesem Umfange dem Natur- und Alterthumsforscher zu Gebote stehen. Während nämlich die gewöhnlichen wissenschaftlichen Expeditionen selbst bei der kräftigsten Unterstützung einer mächtigen Regierung doch mit Hindernissen verschiedener Art, die ihnen eine unwillige und mißtrauische Bevölkerung in den Weg legt, sowie mit Mangel an Transportmitteln zu kämpfen haben, bewegen sich die von der Regierung zur wissenschaftlichen Untersuchung der Länder des Archipels beauftragten Männer im Freundeslande, soweit wenigstens die direkte Herrschaft der Holländer sich erstreckt. Auch die europäischen Beamten, wie die inländische, den Befehlen der Beamten mit eifrigem Gehorsam nachkommende Bevölkerung, leisten dem

europäischen Naturforscher alle erdenkliche Hülfe und Unterstützung. Der von der Regierung begünstigte Reisende verfügt über eine beliebige Zahl Kuli's und Pferde und findet allenthalben gastliche Aufnahme. Für eine zur naturwissenschaftlichen Untersuchung des Archipels eigens gebildete Kommission wird jährlich eine Summe von 25,000 Gulden verwendet, abgesehen davon, daß die zahlreichen wissenschaftlichen Institute, die in den jüngsten Jahrzehnten entstanden, wie das chemische Laboratorium, die botanischen Gärten zu Buitenzorg, das Museum für Alterthümer, das naturhistorische Kabinet u. m. a., bedeutende Summen alljährlich brauchen.

Außer den „Verhandelingen“ sind auf Java in den jüngsten Jahren noch mehr gelehrte Zeitschriften entstanden. So giebt dieselbe Gesellschaft für Künste und Wissenschaften seit 1852 eine Zeitschrift für Sprach-, Länder- und Völkerkunde heraus; außerdem erscheint zu Batavia eine naturhistorische Zeitschrift für Niederländisch-Indien und ein medizinisches Journal. Mit Uebergehung verschiedener belletristischen und politischen Blätter, welche in den verschiedenen Städten Java's erscheinen, wollen wir nur noch die inhaltreiche „Zeitschrift für Niederländisch-Indien“ von Beth, dann ein juristisches Journal, „Das Recht in Niederländisch-Indien“, sowie endlich die belletristische Zeitschrift: „Riang Cala“ erwähnen, um zu zeigen, daß die mächtigen Mittel zur Förderung der Kultur, nämlich Wissenschaft und Literatur auch in Niederländisch-Indien durch die Regierung gefördert werden.

Indem wir auf die weiteren zahlreichen und wichtigen Leistungen in der Wissenschaft, welche auf dem Indischen Archipel in den jüngsten Jahren zu erfreulichem Gedeihen kamen, einen übersichtlichen Blick werfen, möge auch der Forschungen eines deutschen Gelehrten rühmlichst gedacht werden, dessen seltenem Eifer und unermüdlichen Beharrlichkeit es mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten gelang, sich einen ruhm- und verdienstvollen Wirkungskreis zu schaffen. R. U. Friedrich, welcher in den Jahren 1834—1836 zu Berlin und hierauf zu Bonn unter Leitung des berühmten Lassen die indischen und semitischen Sprachen studirte, wollte seine gewonnenen Kenntnisse im Sanskrit und im Arabischen in Indien zur Erforschung der zahlreichen Handschriften und unentzifferten Denkmale aus frühern Jahrhunderten verwerthen. Da Friedrich die nöthigen Mittel zur Reise nach Indien nicht besaß, faßte er den Entschluß, sich als Soldat beim indischen Heere anwerben zu lassen, um, dort angekommen, in den Mußestunden vielleicht den Lieblings-Wissenschaften leben zu können. Bald erkannten seine Vorgesetzten, daß Friedrich zu etwas Besserem als zur Handhabung des Bayonnets geboren sei. Nachdem er in wenigen Monaten zum Sergeanten vorgerückt war, erhielt er öfter für einige Zeit Urlaub, um Denkmale zu kopiren und Handschriften, die man ihm vorlegte, zu entziffern. Bald überreichte er einige Früchte seines Fleißes der batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften. Um diese Zeit war aber der Philolog Toewater gestorben, der sich, sowie sein Vorgänger van der Vils, mit Entzifferung und Uebersetzung der zahlreichen Handschriften beschäftigt hatte, die, vom einstigen Sultan von Bantam herstammend, von der Regierung der „Gesellschaft für Künste und Wissenschaften“ zum Geschenk gemacht wurden. Friedrich wurde zum Nachfolger

Toewater's ernannt und konnte sich nun, umgeben von einem Kreise gelehrter Männer und mit allen Hülfsmitteln für seine Studien reichlich versehen, ganz denselben hingeben. Nachdem er ein Jahr lang sich mit der Entzifferung der Handschriften beschäftigt hatte, wurde ihm Gelegenheit gegeben, mehr praktische Studien zu machen. Bei Gelegenheit der gegen den Fürsten von Beliling auf Bali im Jahre 1844 unternommenen Expedition ward Friedrich mit nach Bali geschickt, um die Religion der Balinesen, die dem alten Hinduglauben noch zugethan sind, näher kennen zu lernen und literarische Denkmäler zu gewinnen. Er vollbrachte den ihm gewordenen Auftrag mit jener Umsicht und Gründlichkeit, die er bisher in allen seinen Arbeiten bewährte. Eine von ihm stammende ausführliche Abhandlung über die Religion der Balinesen und ihre Sprache steht im 24. Bande der „Verhandelingen".

Durch besondere Erwerbung wurde im Jahre 1853 die an arabischen und Sanskrit-Handschriften schon so reiche Bibliothek zu Batavia mit einem höchst werthvollen Schatz alter Schriften in der Kawisprache vermehrt. An den Abhängen des Tengergebirges auf Java lebte schon seit einer Reihe von Jahren ein Javane, Namens Pak Dschame, der im Besitz einer alten Bibliothek sich ganz der Lektüre der Handschriften hingab. Er hatte weder Frauen noch Kinder, seine alten Handschriften ersetzten ihm die Stelle der Familie, und in stiller einsamer Beschauung verlebte er im Anblicke der alten Ruinen seiner Vorfahren und der erhabenen Gebirgslandschaft seine Tage. Die Reisenden versäumten nicht, den ehrwürdigen Greis zu besuchen, in seiner Hütte zu verweilen und die alten Handschriften, wenn auch bei mangelndem Verständniß der Kawisprache, nur der äußern Form nach zu betrachten. Die Regierung schickte Friedrich zu Pak Dschame, um die Handschriften einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Friedrich fand, daß die meisten derselben an Werth die bisher gesammelten übertrafen, da sie aus einer Zeit stammten, in welcher das hindu-javanische Element noch in seiner Reinheit bestand, während in den übrigen Handschriften sich schon der muhamedanische Einfluß geltend gemacht hatte. Mit Pak Dschame wurde nun ein Uebereinkommen getroffen, in Folge dessen die Handschriften Eigenthum der Regierung wurden, während dem früheren Besitzer der fortwährende freie Gebrauch derselben zugestanden wurde. Für die Abtretung des Eigenthumsrechtes erhielt Pak Dschame, da er baares Geld verschmähte, eine schön gearbeitete goldene Siri-Dose mit Emblemen aus der Sagenzeit von Java und Inschriften in der Kawisprache.

Daß im Gebiete der Botanik durch zahlreiche Forscher für Niederländisch-Indien, insbesondere aber für Java, Bedeutendes geschah, wird zum Theil aus den bisherigen Darstellungen ersichtlich sein. Ein ausführlicher Katalog der botanischen Gärten zu Buitenzorg erschien im Jahre 1853. Der verdienstvolle General-Gouverneur Rochussen gab ein Prachtwerk mit künstlerisch werthvollen Abbildungen über die Orchideen in Niederländisch-Indien heraus. Der Aufenthalt der Holländer auf dem Eiland Desima und gegenwärtig auch in den übrigen Seeplätzen Japans wird beständig dazu benutzt, lebendige Pflanzen von dort nach Batavia und Holland zu schicken, um sowol die Kenntniß der japanesischen Flora

zu vermehren, als auch Versuche mit Akklimatisation von Kulturpflanzen anzustellen. Man versendet die Gewächse in dicht verschlossenen Glaskästen, in welchen sie nicht nur lebendig nach Europa gelangen, sondern selbst auf der Reise kräftig vegetiren.

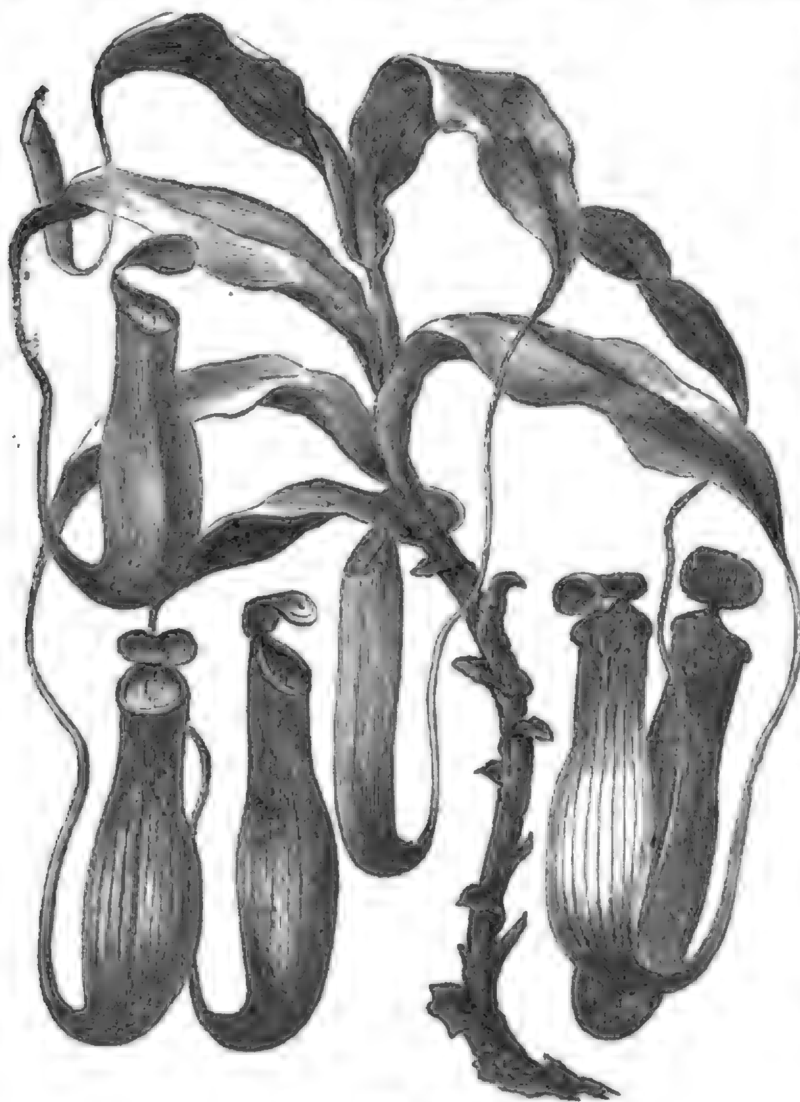
Die Fauna von Niederländisch-Indien hat in neuerer Zeit durch Temmink und Bleeker eifrige Bearbeiter gefunden. Dem Letztern wurde im Jahre 1853 zur Herausgabe seines Prachtwerkes über die Fische des Archipels die Summe von 22,000 Gulden von der Regierung bewilligt. Nach den niederländischen Museen wandern in jedem Jahre Tausende von Exemplaren von Säugethieren, Reptilien, Mollusken, Crustaceen, Arachniden und Insekten.

Welche Fortschritte noch stets durch kräftige Unterstützung der Regierung die geologische und mineralogische Erforschung des Indischen Archipels macht, davon zeugen nicht nur die bereits bestehenden geologischen Karten, sondern insbesondere die bereits in verschiedenen Ländern, besonders auf Borneo gemachten Entdeckungen von Braun- und Steinkohlen, welche bereits in so großen Massen zu Tage gefördert werden, daß nicht nur der Bedarf der indischen Dampfschiffe an Kohlen gedeckt ist, sondern aus den Bergwerken selbst noch Kohlen fremden Käufern abgegeben werden.

Besonders thätig sind die zur Verbesserung der Land- und Seekarten und zur Erforschung der geographischen Kenntnisse bestehenden hydro- und geographischen Kommissionen. Von beiden Büreaux gehen alljährlich eine Anzahl Spezialkarten aus, welche insbesondere der Schifffahrt von praktischem Nutzen sind. In diesen sorgfältig ausgearbeiteten Seekarten sind alle früher unbekannten Klippen, Riffe und kleineren Inseln verzeichnet, und die Tiefe des Seewassers an den Küsten ist nach genauer Aufnahme angegeben. Die geographische Kommission vollendete im Jahre 1860 ein großes Werk, den aus 60 Spezialkarten bestehenden Atlas von Niederländisch-Indien; 24 Karten geben uns eine geographische Uebersicht der einzelnen Residentschaften Java's, während die übrigen 36 Karten andere Länder und Seen des Archipels darstellen. Die ersten 25 Karten wurden von dem im Jahre 1856 verstorbenen Baron Melvil von Carnbee in den Jahren 1839—1841 verfertigt, die übrigen 35 von seinem Nachfolger im topographischen Büreau, dem Hauptmann W. F. Versteeg. —

Von hoher Wichtigkeit für die Wissenschaft sind die erst in neuerer Zeit in Niederländisch-Indien organisirten meteorologischen Stationen. Wer die Bedeutung der meteorologischen Beobachtungen überhaupt kennt und weiß, daß es die Länder der heißen Zone waren, welche uns die wichtigsten Aufschlüsse im Gebiet der Atmosphärologie gewährten und noch stets bieten, wird es mit Dank anerkennen, daß ungefähr 30 solche Stationen im Archipel, jene vom Eiland Desima mitgerechnet, bestehen. Alle Beobachtungen konzentriren sich wie die Fäden eines Netzes in der Hauptstadt, wohin die Berichte zu bestimmten Zeiten geschickt werden, damit man in übersichtlicher Weise die Luftzustände und ihre aufeinanderfolgenden Veränderungen zusammenstellen könne. Fast jährlich bereisen sowol einzelne höher gestellte Beamte die weniger bekannten Distrikte einzelner Inseln. Außerdem werden Expeditionen zu genauern wissenschaftlichen Untersuchungen vorgenommen. Letzteres hat in neuester Zeit insbesondere bei Borneo und Neuguinea stattgefunden.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung nach der Stadt Surabaja zurück. Wo die Häuser gegen den nördlichen Theil der Stadt zu spärlicher werden, kommt die Vegetation wieder zum Vorschein. Man wandelt eine Zeit lang im Schatten der Tamarinden und Waringin-Bäume, hinter welchen zerstreut Kokos- und Arengpalmen sich zeigen und von ferne die Kampongwäldchen wie dunkelgrüne Inseln sichtbar sind. Dann gelangt man plötzlich zu einem künstlichen Park mit blumenreichen Gartenanlagen. Herrliche Nepenthes- und Hibiscus-Arten, abwechselnd mit Cicadeen und Fächerpalmen, zwischen welchen die Pfade für Lustwandler sich schlängeln und zu schattenreichen Plätzen führen, breiten sich vor dem Auge aus. Die Ecken der Pfade sind überdies mit Statuen geschmückt, welche javanische Götter aus der Hinduzeit vorstellen. Man sollte glauben, es habe sich die europäische Kunst mit der untergegangenen Hindukultur verbunden, um durch ihr vereintes Streben das menschliche Leben zu erheitern. Bald aber entwickelt sich aus den Gebüschen ein freier Platz, auf dem ein prachtvoller Palast, die Wohdenz des Residenten von Surabaja steht. Sie ist ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt und liegt 45 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Gegen Norden genießt man von hier aus den herrlichen Anblick des in den Wolken sich verlierenden Berges Ardschuno. Dieser längst erloschene Vulkan, an dessen Abhängen sich noch zahlreiche Monumente aus der Hinduzeit finden, wird auch Widodaren (Ort der himmlischen Frauen) genannt. Er hat sechs erloschene Krater, deren höchster 11,000 Fuß über dem Meere liegt.



Typus der Nepenthes.

Hinter dem freundlichen und herrlichen Sitze des Residenten fließt der Kali von Surabaja raschen Laufes mit hellem Wasser vorbei und ladet zu erfrischendem Bade ein. In der Stadt selbst ist sein Lauf träge, besonders da sein Bett zu einem breiten Hafen erweitert ist. Nur 13 Palen (3 Meilen) von Surabaja entfernt, liegt der durch seine Denkmäler berühmte Küstenplatz Grisse, welcher eine bedeutende Stelle in Java's Geschichte einnimmt. In Grisse, dem alten Garsik, war es, wo

Ibrahim Medara, der Verkünder des Islam auf Java, zuerst landete und wo er auch im Jahre **1412** (**1334** der javanischen Zeitrechnung) starb.

Der kühle Landwind wehte von den dicht verschleierten Bergen des Binnenlandes gegen die See, und die Cyklopen der Maschinenfabrik (**Constructie-winkel**) hatten eben ihr Gehämmer begonnen, als ich mein muthiges Pferd bestieg, um längs der See auf dem gut gebahnten Weg meinen Ritt nach Grisse zu beginnen. Die Küste ist meist flach und sandig, und nur bisweilen schweift der Weg nach der Landseite zu ab, um einen Hügel zu umgehen.

Gegen Mittag zeigten sich die schneeweißen Häuser von Grisse, nur von wenig Fruchtbäumen umgeben. Die Kokospalme allein drängt sich bis nahe an die Häuser und umgiebt selbst die zahlreichen seichten Teiche, die zum Zwecke der Salzbereitung künstlich gebildet sind. Die Sonne brennt heiß auf diese an Vegetation armen Flächen, und wir wollen uns daher in das Gasthaus begeben, um die Mittagsstunden in leichtem Sarong und Kabaja zuzubringen. Erst gegen Abend sah ich mir die künstlichen Teiche (Salzpfannen) näher an, welche aus mehreren **1—1½** Fuß tiefen, viereckigen Behältern bestehen, deren Boden glatt gestampft ist; zu diesen leitet man das Seewasser entweder durch eine Rinne, oder mittels einer Pumpe. In dem ungefähr 40 Fuß langen und 20 Fuß breiten Behälter wird das Seewasser durch den Einfluß der Sonne allmälig ausgetrocknet, und die Salzkrystalle setzen sich am Boden und an den Wänden der Teiche an. Die Salzpfannen oder Teiche liegen terrassenförmig übereinander. Das Wasser bleibt in der ersten Pfanne etwa 20 Tage den Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis es einen gewissen Konzentrationsgrad erlangt hat; dann wird es in die zweite Pfanne abgelassen, endlich in die dritte, in welcher die Ausscheidung der Krystalle vor sich geht. Vom ersten Einschöpfen des Seewassers in den Behälter bis zur Vollendung des Kochsalzes sind zwei Monate nöthig. Es versteht sich indessen von selbst, daß häufige Regen die Salzbildung sehr verzögern können und anhältender Sonnenschein sie beschleunigt.

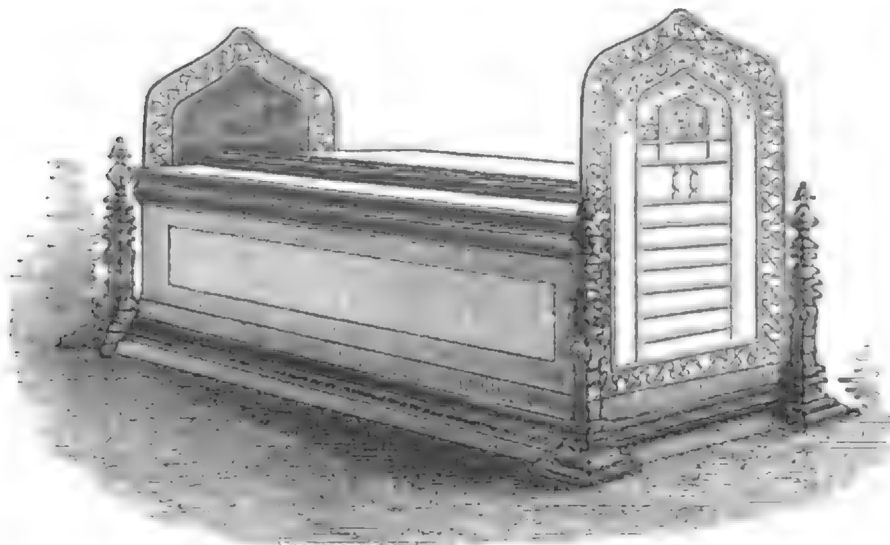
Man hat die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß die Qualität des Salzes auf den Inseln Java, Madura, Bali, Lombok um so vorzüglicher ist, je östlicher der Ort liegt, wo dasselbe gewonnen wird. Eben so finden wir auf Java die Etablissements zur Gewinnung des Salzes nur an der Nordküste. Das Wasser der Sunda-See ist nämlich reicher an Salztheilen, als der Indische Ozean, und zwar steigt dieser Reichthum an Salzgehalt von Westen gegen Osten.

Zu Grisse werden jährlich ungefähr 7000 Kojans (22 Millionen Pfunde) Salz bereitet, während auf ganz Java, Madura und Bali 20,000 Kojans alljährlich aus dem Seewasser gewonnen werden. Seit dem Jahr **1836** betrachtet die Regierung die Bereitung und den Verkauf von Kochsalz als Monopol, welches ihr jährlich etwa **4** Millionen Gulden einbringt. Die holländische Regierung steht jedoch mit dem Salzmonopol in Java nicht vereinsamt da; viele europäische Regierungen machen es genau so wie sie.

Das Merkwürdigste, welches Grisse jedoch bietet, ist sein Begräbnißplatz. Derselbe liegt östlich von der Ortschaft. Man schreitet durch einige steinerne Thore und erblickt dann eine große Anzahl Monumente, unter welchen jenes

des Mulana Malik Ibrahim am meisten die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zieht. Es ist aus Marmor und ziemlich gut erhalten, sowie auch die arabischen Inschriften noch sehr leserlich sind. — Die Aufschrift auf dem Deckel des Grabes lautet nach der holländischen Uebersetzung van Hoevells folgendermaßen:

„Im Namen des barmherzigen, gnädigen Gottes!" „„Er spricht: Gott ist einig, der ewige Gott, Er hat nicht gezeugt und wurde nicht gezeugt, und Niemand ist ihm gleich. Gott ist der Freund der Gläubigen, er leitet sie aus der Finsterniß in das Licht. Doch die nicht glauben, ihre Freunde sind die Götzen; sie leiten sie aus dem Lichte in die Finsterniß. Diese sind zum höllischen Feuer verdammt. Gott ist Herr über Alles im Himmel und auf Erden, magst du verkündigen oder geheim halten, was in deiner Seele vorgeht, Gott wird von dir Rechenschaft verlangen und wird Vergebung schenken, wem Er will, und strafen, wen Er will, denn Gott ist allmächtig. Gott ist der beste Hüter, der Barmherzigste der Barmherzigen. Tretet ein in's Paradies in Friede und ohne Furcht. Friede soll das Wort des barmherzigen Herrn sein.""



Grabmal von Mulana Malik Ibrahim.

An der Kopfseite dagegen steht geschrieben:

„Gott, es giebt keinen Gott außer Ihm, Er ist der Lebendige, der sich selbst Genügende, kein Schlaf noch Schlummer überfällt Ihn, Er ist Herr des Himmels und der Erde. Wer kann bei Ihm Fürsprache thun, ohne Seinen Willen? Er weiß, was den Menschen bevorsteht und kennt ihre Vergangenheit und sie erlangen von Seiner Weisheit nicht mehr, als Er will. Sein Thron breitet sich aus über die Himmel und über die Erde und die Erhaltung ist Ihm leicht, Er ist der Erhabene, der Mächtige. Im Glauben ist Niemand gezwungen, deutlich genug ist der rechte Weg vom Irrthum geschieden. Der nicht an Götzen glaubt, sondern Gott, hält sich fest an einer starken Handhabe, die nicht brechen wird. Gott ist der Alles Hörende und Allwissende."

„Jedes Lebende wird den Tod erleiden, nur am Tage der Auferstehung wirst Du Deinen Lohn empfangen. Er, der entfernt wird vom höllischen Feuer und im Paradies zugelassen wird, ist wahrhaft glücklich, das gegenwärtige Leben aber bietet nur einen trügerischen Genuß. Es ist kein Gott außer Allah, Muhamed ist Gottes Gesandter. Alles was auf der Erde ist, geht vorüber, Gottes Antlitz allein bleibt bekleidet mit Majestät und Ehre. Der Herr erfreut Seine Diener mit der Ankündigung Seiner Barmherzigkeit und Seines Wohlbehagens. Fürwahr, bei Gott ist ein herrlicher Lohn."

Den Schluß der Aufschrift bilden folgende Worte: „Das ist das Grab des Begnadigten, dessen Sünden vergeben sind, der vertraute auf den barmherzigen Gott, den Allerhöchsten, die Zierde der Fürsten, die Säule der Sultane und Veziere, der Freund der Armen und Frommen, der Zeuge Gottes, die Kraft des Reiches und des wahren Gottesdienstes, Malik Ibrahim, der Rechtgläubige. Möge Gott ihn überschatten mit Seiner Barmherzigkeit und Seinem Wohlbehagen und ihm einen Aufenthalt schenken im himmlischen Paradies. Gestorben am Montag, am 12. Tag des Monats Rebiu Cawal im Jahre 822". (Diese Jahrszahl bezieht sich auf die Hedschra und kömmt gleich dem Jahre 1334 der javanischen Zeitrechnung, oder 1412 n. Chr.)

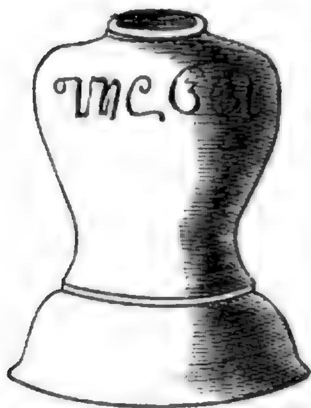
Der Inhalt dieser fast aus Sprüchen des Korans zusammengesetzten Grabschrift trägt unverkennbar den Charakter der Sanftmuth und Liebe und beweist, daß der erste Apostel des Islam auf Java nicht wie seine Nachfolger durch Gewalt dieser Lehre Eingang zu verschaffen suchte. Nirgends ist von Rache und Vertilgung der Feinde die Rede. Hiermit stimmt auch überein die von dem Pangerang zu Grisse Ardscho Adi Negoro verfaßte Lebensskizze von Malik Ibrahim, worin es heißt: „Malik Ibrahim genoß die Achtung und die Liebe der Bewohner und unterrichtete sie im muhamedanischen Glauben, so daß Viele den Islam annahmen. Er wurde indessen alt, sein feuriger Wunsch aber, gegenwärtig zu sein bei der Gründung und Huldigung eines muhamedanischen Königs auf Java wurde nicht erfüllt. Gott hat dies anders beschlossen und wollte nicht, daß er davon Zeuge war."

Außer dem Grabsteine von Malik Ibrahim sind in dem muhamedanischen Begräbnißorte zu Grisse noch mehr Denkmäler, welche angesehenen frommen Personen gewidmet sind, die sich besonders um die Verbreitung des Islam verdient gemacht haben.

Einige Pale landeinwärts erhebt sich ein 400 Fuß hoher Hügel, von dem aus man eine erhebende Aussicht über Land und Meer genießt. Die Nordküste Java's bis über Surabaja, die mit schneeweißen, im Sonnenglanze schimmernden Segeln bedeckte Straße von Madura, die Küste dieser Insel selbst, dann rechts und links die weiten, gesegneten Gefilde mit ihren Dörfern und im Rücken das Kawi- und Ardschuno-Gebirge fesseln den Beschauer lange Zeit in stiller Betrachtung, während der kühle Seewind durch die Wipfel der Bäume säuselt, deren Schatten den Wanderer gastlich aufnimmt. Auch hier ist die Grabstätte eines frommen Pilgers, dessen Leben das gläubige und dankbare Volk in phantasiereiche Sagen gehüllt hat. Es ist nämlich das Grab des Suhunan Giri, eines javanischen Prinzen, der zuerst unter den fürstlichen Personen den Glauben an die indischen Götter mit der Lehre Muhameds vertauschte.

Einst kam, erzählen die dortigen Priester, welche den Dienst in dem bei dem Grabe stehenden Tempel versehen, als noch Malik Ibrahim am Leben war, ein Schiff nach Grisse, welches ein Kind an's Land setzte, das ein Söhnchen des zu Banjuwangi vertriebenen muhamedanischen Missionärs Mulana Isak war. Das Kind wurde von einer Frau erzogen, welche Malik Ibrahim zum

muhamedanischen Glauben bekehrt hatte. Als der Knabe acht Jahre alt war, wurde er nach Surabaja zu dem berühmten Suhunan Ngambel geschickt, der ihn im Koran und zwar mit solchem Erfolge unterrichtete, daß er schon in seinem zwölften Jahre zu den Versammlungen der Weisen und Frommen zugelassen wurde. Ngambel gab seinem Schüler den Namen Raden Paku und verheirathete ihn mit seiner Tochter. Bald darauf trat der junge Prinz eine Reise nach Mekka an, kehrte von dort glücklich heim und bewohnte darauf den Berg Giri. Die einsame Hütte des nunmehrigen Priesters Raden Paku ward bald ein Wallfahrtsort für alle Gläubigen und für Diejenigen, die sich in der Lehre vom einigen Gott wollten unterrichten lassen, und Tausende kehrten gläubig und gottbegeistert vom Wohnsitze des Priesters zurück. Unterdessen entbrannte der Krieg gegen den mächtigen Fürsten zu Modschopahit, dessen stolze Residenz von zahllosen Kriegern erstürmt wurde. Der Sultan von Demak übertrug dem Priester Raden Paku auch die weltliche Herrschaft über den Distrikt Grisse, worauf er den Namen Suhunan Giri erhielt. Er lebte noch bis zum Jahre 1405 (1483 n. Chr.) und ward auf dem Berge begraben, auf welchem seine bescheidene Wohnung stand.


Urne auf dem Begräbnißplatze Gapuro Wetan zu Grisse.

Was mir besonders bei den Gräbern der Lehrer des Islam auffiel, ist die Nähe von Hindu-Monumenten und der Gräber aus der heidnischen Zeit, deren Urnen und Bilder zum Theil noch ganz gut erhalten waren. Hieraus ließe sich schließen, daß in der ersten Zeit der Ausbreitung des Islam wenigstens in diesen Gegenden die Anhänger der alten und jene der neuen Lehre sich nicht feindlich gegenüberstanden. Vielmehr mag weise Mäßigung und Achtung vor dem frommen, gläubigen Sinn der Einwohner die Verkündiger des Muhamedanismus beseelt haben. Ist ja noch heutigen Tages der Javane von derselben Verehrung für die Monumente aus der heidnischen Vorzeit, wie für jene beseelt, welche aus der ersten Zeit des Islam stammen.

Während ich auf den alten Gräbern zwischen den lebendigen Palmen und den todten Steinen, deren Inschriften von der Sprache einer längst untergegangenen Generation noch sprechendes Zeugniß ablegen, umherwanderte, senkte sich die Sonne hinter die vom Meere begrenzte Ebene, die sich unter meinen Füßen ausbreitete, und die feurigen Wolken der Abendröthe überzogen die bemoosten Steine mit einem magischen Licht.

„Trabai duan Djalang di atas gapuro“, „es ist nicht gut, mein Herr, bei Nacht auf den Gräbern zu wandeln“, rief mir mein javanischer Begleiter zu, indem er sich ferne von den Steinen hielt und zum Rückzuge anschickte. Sein Ruf kam zu rechter Zeit, wir stiegen schweigend den Hügel hinab und kamen nach einer halben Stunde zu Grisse an, wo die traulichen Lichter der unregelmäßig zerstreuten Häuser uns freundlich entgegenleuchteten.

Mein nächster Ausflug in diesem östlichen Theile Java's galt den Ruinen

der alten Hauptstadt Modschopahit. Um dort hinzugelangen, wollte ich den Fluß Kaliemas hinauffahren. Die Reise auf dem Kaliemas (Gold-Fluß) von Surabaja bis in die Residentschaft Kediri wird häufig auf kleinern Prauen unternommen, die nur zwei Fuß tief gehen. Die Javanen benutzen den Fluß zum Transport verschiedener Güter, insbesondere von Salz, Kaffee und anderen Waaren, um dieselben in die Binnenländer zu bringen. Aber auch für Reisende, besonders für diejenigen, welche nicht im Fluge durch das Land ziehen wollen, bietet eine Fahrt auf dem Kaliemas viel Angenehmes und Interessantes. An beliebigen, sehenswerthen Punkten läßt man die Prau Halt machen, um auf kleinen Exkursionen Pflanzen und andere naturhistorische Gegenstände zu sammeln. So fuhren wir am 15. November 1844 in einer gemietheten Prau von Surabaja den Fluß aufwärts, indem wir theils durch Windeskraft, theils durch Ruder uns vorwärts bewegten. Die grünen Sawah-Felder der beiderseitigen Ufer wechselten mit dichtem Gebüsche und weit in den Fluß hineinragenden Bambu-Arten und großblättrigen Wasserpflanzen. Oefters schaut auch ein freundliches Dorf durch seinen Waldgürtel und läßt den Reisenden einen Blick in das Innere desselben und auf die friedlichen Bambu-Häuschen werfen. Die halbnackte Jugend spielt fröhlich auf den Plätzen, während manche Erwachsene müßig im Schatten eines Baumes liegen und ihrem Hang zum süßen Nichtsthun nachgehen. Solche träge Müßiggänger findet man auf Java und noch mehr in den meisten übrigen Theilen des Archipels in großer Zahl, besonders unter den orang manunpang oder der niedrigen Volksklasse; der einzelne Reisende kann von diesen scheinbar so dienstfertigen und genügsamen Leuten oft nicht einmal gegen gute Bezahlung ihre Dienste erkaufen. Nur wenn man mit dem Befehl des Residenten in der Tasche zum Demang (Vorsteher) des Dorfes kommt und Kuli's und Pferde fordert, stehen alle Arbeiter des Dorfes zu Gebote. Hurtig wird der Reisende mit allem Nöthigen versehen, und ihm auch, wenn er im Dorfe verweilen will, der Pasangrahan oder ein Pandopo eingeräumt. Der Javane ist an Befehle gewöhnt; er bedarf der Leitung, um zu seinem eigenen Vortheil zu erhöhter Thätigkeit angespornt zu werden. Mit einem Worte, er ist ein großes Kind, das gezogen werden muß. Daß es auch unter den Nationen noch solche giebt, welche trotz ihres Alters in moralischer Energie die Stufe der Kindheit noch nicht überschritten, das scheint manchem idealen Politiker und Philanthropen zu entgehen. So sehr die einzelnen Völker in Bezug auf gesellschaftliche Einrichtungen und Sitten von einander verschieden sind, eben so passen nicht für alle dieselben Gesetze, dieselbe Staatsform und politischen Verhältnisse. Auch dem Javanen ist es zuträglich, wenn er von verständiger und menschenfreundlicher Hand zur Thätigkeit angehalten wird. Dies geschieht durch das sachmäßige Kultursystem des Generals van den Bosch, dessen wir schon einmal anerkennend gedachten. Seit der Einführung jenes Systems sind ungeheure Mengen Kolonial-Produkte nach den Niederlanden gewandert. Hierdurch hat sowol das Mutterland bedeutenden Vortheil, als auch der Javane Verdienst erlangt. Der Anbau des Reises, die Kultur der Kokospalme, die Dschatiwälder sind in stetem Zunehmen begriffen, und endlich ist die Bevölkerung

Java's seit dem Jahre 1830 um das Doppelte gestiegen. Wohlstand und Sittlichkeit haben sich verbessert. Jedenfalls sind demnach die Folgen des gezwungenen Anbaues von Kolonialwaaren keine nachtheiligen, doch könnte man vielleicht glauben, daß dieselben Vortheile auch durch bloße Ermunterung von Seite der Regierung zum Anbau der betreffenden Kulturpflanzen, ohne daß hierbei ein Zwang ausgeübt würde, erreicht werden könnte. Wer eine solche Meinung hegt, hat gewiß den Javanen und seine Neigung zur Indolenz und Trägheit nie näher kennen gelernt, sondern läßt sich von vorgefaßten theoretischen Grundsätzen leiten, die ohne tiefere Einsicht in den Entwickelungsgang der Nationen gefaßt sind. Was mich betrifft, so hege ich die Ueberzeugung, daß durch Einführung des freien Kultursystems binnen kurzer Zeit die Produktion bedeutend zurückgehen, der materielle Wohlstand schwinden und selbst die Sittlichkeit Schaden leiden würde. Wer über letztere Behauptung vielleicht lächelnd die Achseln zuckt, den verweise ich auf die Charakterschilderungen des Javanen von Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts, in welchen die Bewohner Java's als treulos, heimtückisch, grausam, ungemein arbeitsscheu und dabei als kriechend und charakterlos geschildert werden. Wer jene Charakteristiken von glaubwürdigen Autoren jener Zeit liest, wird sich gestehen müssen, daß die Javanen im Allgemeinen unter der Herrschaft der Niederländer in moralischer Beziehung sich gehoben haben, indem jeder unparteiische Beobachter ihnen jetzt ein weit besseres Zeugniß in Bezug auf ihre Gesittung ausstellen muß, als jene Ethnographen des siebzehnten Jahrhunderts. Dabei darf jedoch nicht geleugnet werden, daß jene üblen Eigenschaften in geringerem Grade noch bestehen, und insbesondere die dem Orientalen eigene Indolenz sich noch wenig geändert hat.

Vornehmer Javane.

Theilweise in Widerspruch zu der soeben mitgetheilten Ansicht befinden sich die Aeußerungen von Dr. Karl v. Scherzer, dem allwärts bekannten Reisenden und genauen Kenner der Verhältnisse des Weltverkehrs, welche die „Redaktion des Buches der Reisen", hier wörtlich einzuschalten für angemessen findet, um dem Leser behufs Bildung eines Urtheils entgegenzukommen.

„So vortheilhaft aber auch das Kultursystem in Bezug auf die natürlichen Hülfsquellen des Landes gewirkt haben mag, für den Weltverkehr und für die Hebung des sozialen und geistigen Zustandes der Bevölkerung ist es nur von geringem Einfluß geblieben. Die holländische Regierung hat die vermehrten Einnahmen in ihrem Interesse zu verwenden sich bemüht, ohne die einheimische Bevölkerung an dem Segen ihres Fleißes Theil nehmen zu lassen. Vielmehr hat man den materiellen Aufschwung der Insel benutzt, um dieselbe mit einer neuen Schuld zu belasten. Seit der Rückgabe der ostindischen Besitzung an Holland 1816 bis zum Jahre 1833 ergab sich durch Vorschüsse aller Art, sowie dadurch, daß Ausgaben und Einnahmen das Gleichgewicht verloren hatten, eine Summe von 37,700,000 Gulden, welche die Kolonie an Holland schuldete und die im Jahre 1838 durch Abschlagzahlung rund auf 36 Millionen vermindert wurde.

„Mit einem Male sieht sich die Kolonie mit einer zweiten Schuld von nicht weniger als 200 Mill. belastet, für welche sie jährlich 8 Mill. Gulden an Interessen bezahlen muß. Es ist dies jener Theil der holländischen Staatsschuld, welchen Belgien, so lange es mit Holland vereinigt war, zu bezahlen hatte, und für den es bei seiner Lostrennung eine weitere Haftung zu übernehmen verweigerte. Der Kolonie sollte nun die Ehre zu Theil werden, an die Stelle Belgiens treten und diesen Tribut der Dankbarkeit für die holländische Herrschaft zahlen zu dürfen.

„Würde die holländische Regierung einen entsprechenden Theil der Jahreseinnahmen der Kolonie auf die Verminderung der Steuern, auf die geistige und politische Hebung der Volksklassen, auf die Förderung des Handels und Schiffsverkehrs verwenden, so hätte die eingeborene Bevölkerung nur Ursache, mit dem Kultursystem zufrieden zu sein, welches, mit humaner Rücksicht durchgeführt, für ein an Frohndienste gewöhntes Volk, wie die Javanen, durchaus nicht jenen gehässigen Charakter besitzt, welchen es in den Augen des freien Europäers annimmt. Allein die einheimische Bevölkerung erntet am allerwenigsten von den Früchten ihres Fleißes und ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit. Weder ihr materielles, noch ihr geistiges, noch ihr politisches Leben erfreut sich einer besonderen Fürsorge. Daß die Kolonial-Regierung die einheimischen Behörden fortbestehen und ihre Befehle ausschließlich durch diese ausführen läßt, ja sogar javanische Fürsten zu ihren Statthaltern macht, ist ein Verfahren, welches weit mehr von politischer Klugheit, als von besonderer Rücksicht für die Eingeborenen und deren nationale Gebräuche Zeugniß giebt. Sobald nur eine Familie die vorgeschriebene Anzahl von Grundstücken für Rechnung der Regierung bebaut, die Ernte gegen eine gewisse Entschädigung in die Regierungsspeicher abliefert und die übrigen gesetzlichen Steuern entrichtet, kümmert sich die Kolonial-Regierung nicht weiter um deren geistiges und leibliches Wohlergehen; sie besitzt weder den fanatischen Bekehrungsdrang der ersten spanischen Eroberer, noch jenes den trägen orientalischen Völkern nicht minder lästige Streben der Briten, die Eingeborenen in die Strömung des Weltverkehrs mit hineinzuziehen und sie mitgenießen zu lassen alle die Vortheile eines freien ungehinderten Austausches einheimischer Produkte und fremder Fabrikate. Die holländische Regierung hält im Gegentheil noch immer

fest an den Prinzipien ihrer alten Handelspolitik, und während ringsum Freihäfen entstehen und der Handel, von allen Hemmnissen befreit, den großartigsten Aufschwung nimmt, bleibt er in den holländischen Besitzungen durch Differentialzölle und Plackereien aller Art Beschränkungen unterworfen, welche mit den volkswirthschaftlichen Grundsätzen unserer Zeit in schroffem Widerspruche stehen. Während in Holland eine der freisinnigsten Verfassungen in Wirksamkeit ist, besteht auf Java für das geschriebene Wort die strengste Censur.“ (Novara-Reise. Statistisch-kommerzieller Theil, II, 31. 1865.)

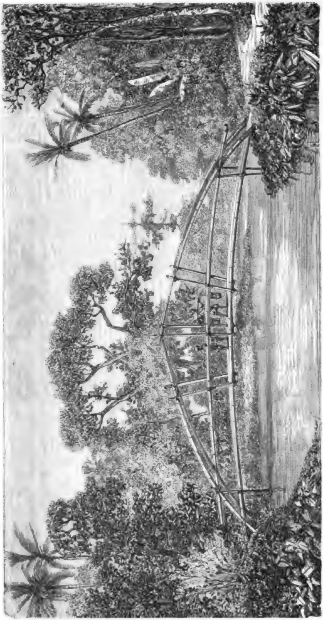
Nachdem ich die Prau auf dem Kaliemas zurückgesandt hatte, setzte ich den Weg, nur von einigen Kuli's begleitet, zu Fuße fort. Schattige Tamarinden-alleen, Zuckerplantagen mit schneeweißen, europäischen Meierhöfen gleichenden Gebäuden, wechselten mit einander ab. Der Besitzer einer Zuckerfabrik hatte mich schon früher zu Surabaja in freundlicher Weise eingeladen, bei ihm einige Tage zuzubringen. Die Fabrik, welche ich auf diesem Ausflug besuchte, liegt an der Grenze zwischen dem Distrikte Surabaja und Modschokerto. Sie wird von einem lebhaft fließenden Bache getrieben, der in den Fluß Kediri mündet. Ueberall herrschte lebendiges, lustiges Treiben. Mit zwei kräftigen Karabauen bespannt, langen die mit Zuckerrohr beladenen Karren (Pedati) an. Die weichen grünen Stengel, über die des süßen Saftes wegen die javanischen Kinder herfallen, werden in den Vorhof geworfen. Alle die zahlreichen Büschel aber verschlingen die zermalmenden Eisencylinder der Mühle, die von dem mit unwiderstehlicher Gewalt sich drehenden Rade getrieben werden. An geselliger Unterhaltung fehlt es auf solchen Zuckerfabriken nicht, da die benachbarten Fabrikbesitzer sich öfter Besuche abstatten und dann erst in später, kühler Nacht zu Pferd oder zu Wagen nach Hause zurückkehren.

In der Nähe der Fabrik befindet sich das kunstreiche Schleußenwerk von Milirip. An dieser Stelle theilt sich nämlich der ziemlich breite Fluß Kediri in zwei Theile, deren einer mehr südlich bei dem Dorfe Porong sich in die See stürzt, während der andere Arm nördlich verläuft, sich in noch mehr Arme theilt, von welchen einer, der Kaliemas, an Surabaja vorbeifließt und, als Hafen künstlich erweitert, dem Meere zuströmt. Durch das Schleußenwerk wird der Distrikt Surabaja vor Ueberschwemmungen bewahrt, die während des West-Musson eintreten würden, da der nach Preang laufende Flußarm höher als der Kaliemas liegt.

Am frühen Morgen nahm ich von meinem freundlichen Wirthe Abschied und setzte in einem ungemein angenehmen Ritte bei einer Temperatur von 18° R. meine Reise längs des Flusses Kediri fort bis zu dem stattlichen, reich mit Fruchtbäumen umgebenen Orte Modschokerto, wo ich bei dem Dalam des dortigen Regenten abstieg. Dort miethete ich einen mit der Gegend vertrauten Javanen, der mich nach der alten Hindustadt Modschopahit bringen sollte.

Der Weg führt fortwährend durch fruchtbare und gut kultivirte Felder. Die Landstraße ist trefflich unterhalten; die mit weißen Wolken umhüllten Gebirge begleiten den Wanderer zur Linken. Hier und da durchschneiden kleine Bäche unsere

Straße, neben der die prächtigsten Tropengewächse in üppiger Fülle wuchern. Oft zeigte sich hier und da eine Lichtung, aus der uns ein kleiner Kampong entgegenlachte, umgeben vom Dorfwäldchen, eingezäunt mit Bambu-Pallisaden und bewässert von einem kleinen Wildbache, der munter zwischen den Bananen dahinplätscherte. Einfache **Bambu-Brücken**, roh, aber fest zusammengefügt, führten über die Gewässer hin und erleichterten den Verkehr der Bewohner des Kampongs. Gegen Mittag machten wir in einem, etwa eine Viertel-Stunde von der Straße abwärts gelegenen Dorfe Rast. Nachdem ich mich durch ein gutes Mittagsmahl gestärkt hatte, brach ich wieder auf, um zu den Ruinen der berühmten Hauptstadt Java's zu gelangen. Anfangs traf ich nur ordnungslos durcheinander liegende, aber glatt gehauene Steine aus Trachyt oder Kalkstein, wie ich



Bambu-Brücke bei einem Kampong.

sie in der Umgegend schon mehrfach gesehen und die alle von diesen Ruinen geholt wurden. Ja, seit Menschengedenken nimmt man zum Brückenbau und zur Straßenpflasterung in der ganzen Umgegend nur Steine aus diesen umfangreichen Ruinen, die ursprünglich allerdings einer Stadt von riesenhafter Größe angehört haben mögen. Etwas weiter entfernt sehen wir schon 3—4 Fuß dicke Mauern von 20—30 Fuß Höhe mit schmalen, oben spitz zulaufenden Eingängen, die an den gothischen Styl erinnern. Aber die Mauern sind schon an vielen Stellen durch Risse gespalten, und bald werden sie nur ein formloser Trümmerhaufen sein.

Hie und da gelangt man zu Ruinen, welche als Ueberbleibsel eines einstigen Palastes sich erweisen. Neben einer Eckmauer befindet sich ein breiteres Thor mit einigen steinernen Treppen, und selbst Stücke von Statuen sieht man unter den Steinhaufen, die vielleicht durch Erdbeben in solchen chaotischen Zustand versetzt wurden. Aber das Glaga-Gras, die majestätischen Waringin-Bäume, die rauschenden Blätter des Bambu und verschiedene kleine Pflanzen haben sich überall in und auf den Trümmern der alten Gebäude eingenistet, als ob sie uns mit ihrer frischen Lebendigkeit für die Vergänglichkeit menschlicher Werke trösten wollten.

Eine halbe Stunde westlich von dieser Ruine gelangt man zu den Ueberbleibseln eines ansehnlichen Gebäudes, welches die Javanen Tschardi Prawu nennen. Es hat eine Höhe von 60—70 Fuß, ist aus rothen Backsteinen aufgeführt und läuft im Ganzen pyramidal nach oben zu. Ob aber der ursprüngliche Bau ebenfalls eine Pyramide war, oder ob nur die allmälig niederbröckelnden Trümmer dem Gebäude diese Form gegeben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Das Innere, welches eine 4 Fuß breite Pforte besitzt, hat noch ein ziemlich gut erhaltenes, etwa 18 Fuß langes und eben so breites Zimmer mit kahlen Kalkwänden. Alles Uebrige an dem einst stattlichen Palaste ist nur ein formloser Trümmerhaufe.

Der Umfang der Stadt Modschopahit muß in der That jenem der größten europäischen Hauptstädte der jetzigen Zeit gleichgekommen sein, wenn wir annehmen, daß die Häuser ununterbrochen innerhalb der Grenzen fortliefen, wo wir gegenwärtig die Ruinen finden.

Etwa eine Viertel-Stunde von Tschardi Prawu entfernt sehen wir architektonische und Skulpturenreste der Vorzeit, welche die Javanen Sangar-Pamalangan nennen. Die Ruinen rühren sicher von einem großen Tempel her. Sie sind noch ganz mit allerhand Bildhauerarbeit überdeckt, welche aber leider sehr beschädigt ist. Noch erkennt man eine Figur von monströser Form, halb Mensch, halb Vogel, und eine andere menschliche Figur mit kolossalem Kopf und großen Schneidezähnen. Außer der üppigen Vegetation, welche diese Trümmer der Vorzeit umgeben, haust gegenwärtig die Thierwelt da, wo früher zahlreiche Priester den Göttern Opfer brachten und Tausende von Gläubigen nach den geheiligten Orten wallfahrteten. Man hört das Geschrei der Affen, die sich gegenwärtig als die Herren dieses Ortes betrachten und unwillig zu werden scheinen, wenn ein Fremder das längst von Menschen verlassene Terrain betritt.

Die ganze Gegend im Umkreise von mehreren Meilen ist reich an Monumenten

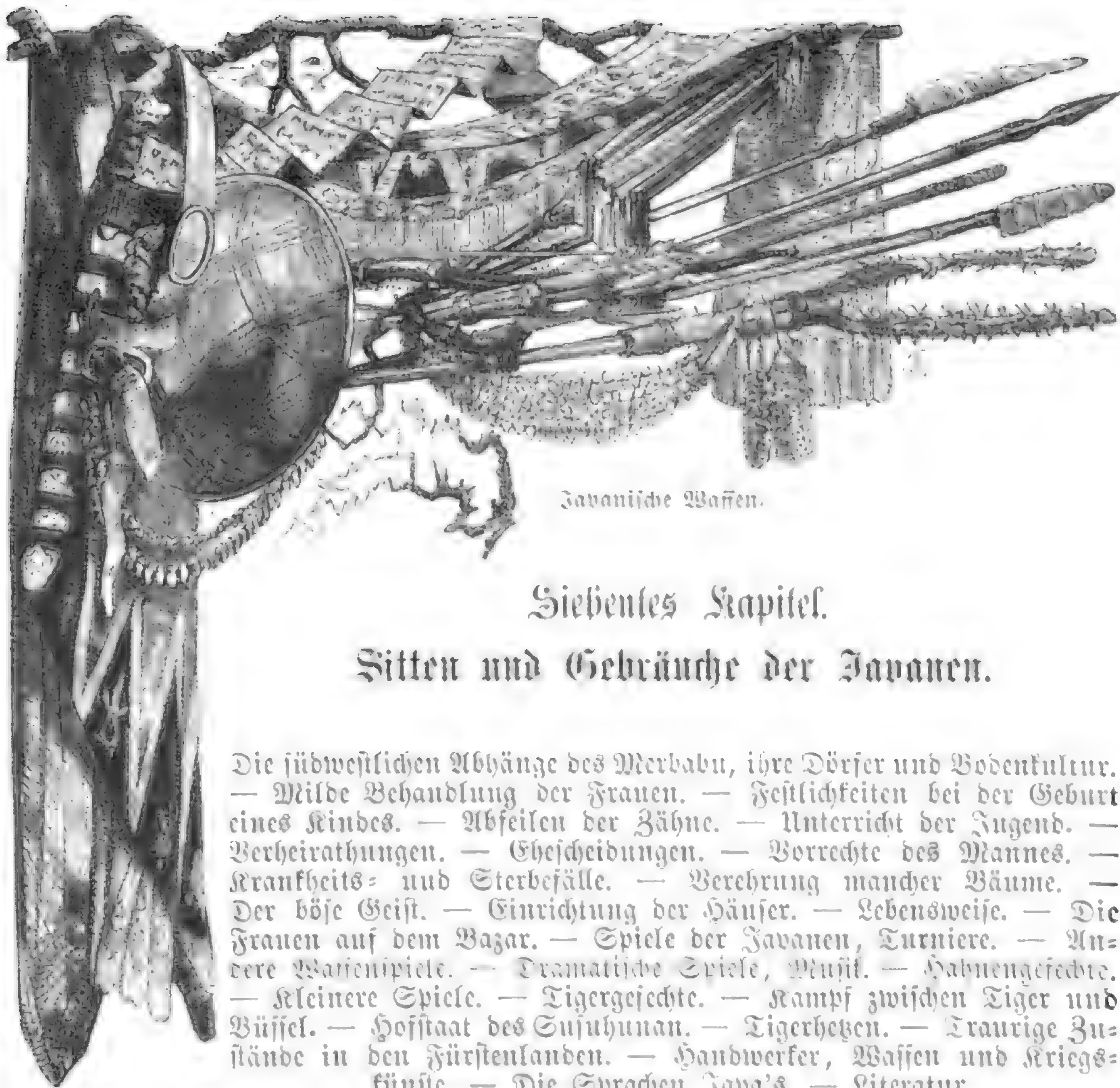
und Ueberbleibseln alter Gebäude. Von der alten Ruinenstadt begab ich mich nach dem Dorfe Trawulan. Durch drei von den Javanen sehr reinlich gehaltene, mit einem Erdwall umgebene Höfe gelangt man zu mehreren mit Hautreliefs versehenen Monumenten, welche durch die Zeit schon sehr gelitten haben. Auf einem derselben ist in javanischen Buchstaben noch deutlich die Jahrzahl 1320 (also 1398 n. Chr.) zu lesen. Modschopahit wurde im Jahre 1478 zerstört, und diese Monumente fallen in die Zeit der Blüte jenes Reiches.

Das Denkmal, auf welchem die genannte Jahrzahl angebracht ist, soll einer Fürstin von Dschampa gewidmet sein, welche der Sage nach aus dem siamesischen Reich stammte und ihrer Schönheit wegen vom Susuhunan Browidschojo zur Gättin erwählt wurde. Da aber die Fürstin dem Islam zugethan war, ließ sie aus ihrem Vaterlande zwei ihrer Neffen kommen, die als Lehrer des Muhamedanismus auf Java wirkten.

Nicht weit von diesen Denkmälern, in der Nähe der Landstraße, befindet sich ein großer Teich von etwa 3000 Fuß im Durchmesser, der von einem durch denselben laufenden Bach gespeist wird und mit hellem, reinem Wasser gefüllt ist. Wahrscheinlich lebte hier einst der mächtige Susuhunan mit seinen Frauen, und der künstliche See diente ihm als Badeplatz. So sehr wir uns bei der Erinnerung an entschwundene einstige Größe und Macht eines ernsten, wehmüthigen Gefühles nicht enthalten können, so ist doch nicht zu leugnen, daß mit dem Sturze des Heidenthums und der Einführung des Islam auf Java die geistige Kultur sich bedeutend gehoben hat.

Tempel von Kalassan bei Modschopahit.

Digitized by Google



Javanische Waffen.

Siebentes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Javanen.

Die südwestlichen Abhänge des Merbabu, ihre Dörfer und Bodenkultur. — Milde Behandlung der Frauen. — Festlichkeiten bei der Geburt eines Kindes. — Abfeilen der Zähne. — Unterricht der Jugend. — Verheirathungen. — Ehescheidungen. — Vorrechte des Mannes. — Krankheits- und Sterbefälle. — Verehrung mancher Bäume. — Der böse Geist. — Einrichtung der Häuser. — Lebensweise. — Die Frauen auf dem Bazar. — Spiele der Javanen, Turniere. — Andere Waffenspiele. — Dramatische Spiele, Musik. — Hahnengefechte. — Kleinere Spiele. — Tigergefechte. — Kampf zwischen Tiger und Büffel. — Hofstaat des Susuhunan. — Tigerhetzen. — Traurige Zustände in den Fürstenlanden. — Handwerker, Waffen und Kriegskünste. — Die Sprachen Java's. — Literatur.

Am südwestlichen Abhange des Merbabu, wo ich bis zu einer Höhe von 5000 Fuß gelangte, finden sich ausgebreitete Theepflanzungen und neben denselben üppige Weizenfelder, die in jenen Höhen trefflich gedeihen. Man sollte glauben, daß die javanischen Dörfer dort längst aufgehört, weil der Bewohner der Tropenzone die kälteren Regionen als bleibenden Aufenthaltsort meidet, dennoch erstrecken sich die Dörfer auf Java bis dahin, ja das höchste javanische Dorf erhebt sich 7000 Fuß über der Meeresfläche. —

Bedenkt man nun, daß die Javanen keineswegs durch wollene Kleider gegen Kälte geschützt sind, sondern ihre kattunenen Sarongs dem Körper nur eine dünne Bedeckung bieten, während die Füße beständig entblößt sind, so überzeugt man sich, daß der Berg-Javane eine sehr niedrige Temperatur ohne Beschwerde ertragen kann.

Von Magelang, das 1230 Fuß über der Meeresfläche liegt, führt ein Weg durch Indigo- und Zuckerplantagen nach dem Orte Pakis, an ganzen Wäldchen

wohlriechender Citrusarten vorbei. Dieses Dorf liegt 2843 Fuß über der Meeresfläche. Noch weiter oben, von Kaffeegärten umgeben liegt Kapanang, welches sich schon einer gemäßigten Temperatur erfreut. Seine Höhe über der Meeresfläche ist 3864 Fuß. Das höchste Dorf, zu welchem wir gelangten, ist Kadakung. Ich wandelte dort mit Vergnügen während der Mittagsstunden in der Sonne, ohne daß ihre senkrechten Strahlen mir lästig fielen. Die Bewohner jener hochgelegenen Orte Java's haben aber weder Oefen noch Kamine, wol aber kauern sie öfter des Abends um das lodernde Feuer, dem sich auch der Europäer gerne nähert.

Je mehr wir gegen die Ebene uns wenden, desto häufiger werden die Dörfer mit ihren schwer behangenen Fruchtbäumen und den sie umgebenden Sawahfeldern und Zuckerplantagen.

Bei der Rundreise in diesen fruchtbaren, von krystallhellen Bächen durchschnittenen Gefilden, bei welchen uns jedesmal der Vorsteher einer Ortschaft bis an das Gebiet der nächsten begleitete, hatte ich Gelegenheit das innere häusliche Leben sowol des vornehmeren und reicheren als auch des ärmeren Javanen kennen zu lernen. Ich unterhielt mich mit vielen Personen, die alle ehrerbietig mir auf die gestellten Fragen Auskunft gaben, während mein Reisegefährte, ein Assistent-Resident, mit den Vorstehern über die Thee- und Kaffee-Kultur, über die Ernte-Aussichten wie über sonstige Angelegenheiten der Bevölkerung und andere amtliche Dinge sprach.

Die von mir hier mitgetheilten Nachrichten über Sitten und Gebräuche haben volle Gültigkeit für Mittel- und Ost-Java; sie sind auch in den andern Theilen der Insel mit Abänderungen dieselben. Was zunächst Geburts- und Hochzeitsfeierlichkeiten anbelangt, so lernt man den Charakter und den Bildungsgrad eines Volkes am besten bei diesen Familienfesten kennen. Die Javanen halten es durchgängig für ein großes Glück, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu haben, wie wir dies bei allen orientalischen Völkern bemerken.

Nach der Geburt eines Kindes werden vom Vater alle Verwandten zu einem Fest vereinigt. Man liest bei dieser Gelegenheit ein Stück aus dem Koran und zwar die Geschichte des Propheten Joseph vor. Während des Vortrages hält eine der ältesten Frauen das Kind auf dem Schoß. Auch wird jetzt von dem Vater dem Kinde ein Name gegeben, wobei die Regel befolgt wird, daß der erste Buchstabe des Namens mit jenem des Namens des Großvaters oder der Großmutter übereinstimmt. Es bleibt indessen bei den Javanen der höhern Klasse der in der Kindheit gegebene Name keineswegs für die ganze Lebensdauer gültig, vielmehr wird er im Mannesalter und auch später öfter gewechselt, so oft eine Erhöhung des Ranges stattfindet, da mit den Namen, welche oft eine Reihe hoher Titel in sich schließen, auch der Rang und die Funktion der Person angezeigt wird.

Einem Mädchen werden am achten Tage nach der Geburt die Ohrläppchen durchbohrt und mit einem Faden durchzogen, damit später die auch dort gebräuchliche, goldene Ohrenzierde angebracht werden kann.

Am vierzigsten Tage nach der Geburt wird ein Mahl gehalten, das Haupt des Kindes geschoren und dasselbe in einem Flusse gebadet. Hat das Kind den

siebenten oder achten Monat erreicht, so begiebt sich der Javane mit dem Kinde an einen geweihten Platz, wo berühmte Personen, die ein hohes Alter erreicht haben, begraben liegen. Daselbst setzt man das Kind zum ersten Male auf die Erde, während es bis dahin beständig getragen wurde oder auf erhöhtem Lager sich befand. Vornehme und reiche Leute wiegen ihren Sprößling gegen Kupfergeld auf; für die so erlangte Summe wird eine zweite Mahlzeit gehalten. Die javanischen Frauen stillen ihre Kinder fast alle selbst. Aus diesem Grunde ist auch die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren dort ungleich geringer, als in Europa.

Zwischen dem 7. und 13. Jahre werden bei Knaben weitere Ceremonien vorgenommen, wobei ebenfalls an Festlichkeiten kein Mangel ist. Der Knabe wird im Gesichte mit eiher gelben Substanz bestrichen und auf einen Stuhl gesetzt und nun durch muhamedanische Priester eine Operation mit ihm vorgenommen. Hierauf versammeln sich die Verwandten und Freunde im elterlichen Hause zu einem Mahle, um in hochjavanischer Sprache eine Vorlesung (Wajang) historischen oder mythologischen Inhalts anzuhören. Wir sehen hieraus, daß selbst bei einem Feste von specifisch muhamedanischem Charakter noch immer die alten heidnischen Sagen eine Rolle spielen.

Eine eigenthümliche und alberne Sitte ist das Abfeilen der Zähne im 14. bis 16. Jahre. Die Zierde des Gesichtes, worauf andere Völker so großen Werth legen, die zur Zerkleinerung der Speisen so nöthig ist, entfernt der Javane frevelhaft und thörichterweise. Es werden nämlich alle Schneidezähne, sowie die Eckzähne mittels einer Feile bis zur Wurzel entfernt. Diese Operation geschieht ebenfalls in feierlicher Weise. Während aber das Beschneidungsfest nur seit der Einführung des Islam unter den Javanen herrscht, ist das Zahnabfeilen viel ältern Ursprungs und scheint bis in's graue Alterthum hinaufzureichen. Der Javane legt großen Werth auf diese Operation, weil er nach derselben als mannbar angesehen wird und sowol als Zeuge bei Gericht auftreten, wie auch Kontrakte abschließen kann. Ich hatte einen hübschen javanischen Jungen als Bedienten, der mich um einige Tage Urlaub bat, da seine Zähne jetzt abgefeilt werden müßten. Ich versuchte ihn zu bewegen, seine sehr schönen weißen Zähne stehen zu lassen, jedoch vergebens. Er schien sich auf diese Operation zu freuen wie ein Fräulein, das zum erstenmal auf den Ball geführt wird. Nach einigen Tagen kam er entstellt zurück, denn beim Oeffnen des Mundes zeigten sich die großen Lücken mit dem entzündeten Zahnfleisch, das ihm ein altes Aussehen ertheilte.

Es ist zu bedauern, daß mit der Einführung des Islam nicht auch der alte und alberne Gebrauch des Zahnabfeilens bei beiden Geschlechtern, sowie manche theils abergläubische, theils schädliche Gewohnheit der Javanen verschwunden ist. Andererseits hat der Glaube an eine unsichtbare, durch Werke der Plastik nicht darstellbare Gottheit, verbunden mit dem fanatischen Eifer, den die muhamedanischen Priester gegen die bildlichen Darstellungen an den Tag legten, die alte Kunst gänzlich ausgerottet. Der gegenwärtige Javane staunt die schönen Werke seiner Ahnen verständnißlos an, als ob sie von einem längst verschwundenen Volke herrührten. Ob-

die Kunst bei den Völkern des Archipels wieder eine würdige Stätte finden wird, ist wenigstens für die nächste Zukunft sehr zu bezweifeln. Die religiöse Begeisterung hatte sie einst hervorgerufen, gegenwärtig könnte sie nur die Begeisterung für die Kunst als solche wieder beleben.

Was die Erziehung der Kinder betrifft, so erhält der junge Javane seinen Unterricht theils durch seine eigenen Eltern, theils durch besondere Lehrer.

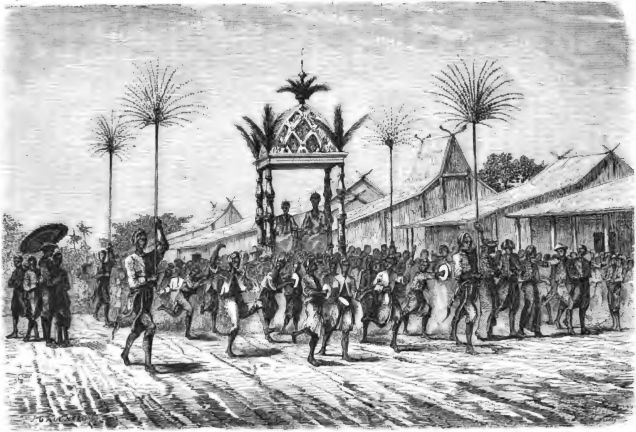
Eingeborene der niederen Stände auf Java.

Die niederländische Regierung sorgte in neuerer Zeit auch für den Unterricht der javanischen Jugend, und die Zahl der von derselben bestellten muhamedanischen Schulen würde noch weit bedeutender sein, wenn nicht noch immer einiges Mißtrauen bestände, als ob es der Regierung darum zu thun wäre, die Jugend von der Religion ihrer Väter abwendig zu machen und sie zum Christenthum zu bekehren. Deshalb errichtete die Regierung zu Surakarta ein inländisches Schullehrer-Seminar, in welchem talentvolle junge Javanen zu Volkslehrern herangebildet werden. Passende Lehrbücher in malayischer und javanischer Sprache wurden von holländischen Sprachkennern verfaßt, und den Priestern zur Begutachtung vorgelegt. Ueberdies ertheilen javanische Priester in den Schulen sowol wie am Seminar den Religionsunterricht. Jeder Javane von vornehmer Abkunft erlernt sowol die hoch- als die niederjavanische Sprache, und zwar erstere durch die Schrift.

Digitized by Google

Das Hochjavanische ist diejenige Sprache, deren man sich bedient, wenn man mit hochgestellten Personen spricht, während das Niederjavanische gegen Personen seines Gleichen oder gegen Untergeordnete gebraucht wird. Es wäre auf Java keine geringe Verletzung des Anstandes, wollte man von dieser Regel abgehen. Früher gab es unter den Javanen keine eigentlichen Elementarlehrer; wer im Rufe stand, Schrift und Literatur der javanischen Sprache wohl zu verstehen, wurde von den Reichen und Vornehmen für den Unterricht der Knaben gedungen. In den meisten Distrikten besteht dieses Verhältniß noch heutigen Tages. Will Jemand dem Priesterstande sich widmen, so muß er den Koran in der Ursprache lesen lernen und eine Pilgerreise nach Mekka unternehmen. Hierauf erhält er die Würde eines Unterpriesters. —

Die Heirathen geschehen bei den Javanen nicht in Folge freier Wahl der Gatten, sondern durch Vermittelung der beiderseitigen Eltern. Der Jüngling wird in seinem 16. Jahre für mannbar (balig) gehalten. Mädchen gelten im Allgemeinen im 14. Jahre für heirathsfähig; doch wird der Heirathskontrakt nicht selten schon im neunten Lebensjahre ausgefertigt. Bei vaterlosen Mädchen vertritt der Aelteste der Familie die Stelle des Vaters, und wenn dieser an der Ausübung einer solchen Funktion verhindert ist, übernimmt der Panhulu (Priester) die Vormundschaft (Wali hakim). Bei gegenseitigem Einverständniß der Eltern in Betreff der zu vollziehenden Heirath schickt der Vater des Bräutigams der Braut einige Pisange als Zeichen der Uebereinkunft. Acht oder zehn Tage vor der festgesetzten Hochzeit, für welche man erst einen glücklichen Tag ausrechnet, schickt der Vater des Bräutigams dem Vater der Braut einige Karabaue (Büffel), deren Hörner mit Silber oder Gold verziert sind, sowie noch einige Kostbarkeiten zum Geschenk. Drei oder vier Tage vor dem feierlichen Akte sendet man Geschenke (Rondjoh), die aus Süßigkeiten bestehen, als Zeichen der Einladung an Freunde und Verwandte, um der Hochzeitfeier beizuwohnen (Andjung-Andjung). Vor den elterlichen Häusern wird Abends und Morgens auf dem Gamelang gespielt; das Abfeuern von Kanonenschüssen bei dieser Gelegenheit ist ein Vorrecht der höheren Stände. Diese, wenige Tage vor der Hochzeit stattfindenden Feierlichkeiten nennt man Gantang. Jeder hierzu Eingeladene bringt den Eltern der Braut und des Bräutigams kleine Geschenke, die man „Buwu" nennt. Die Trauung selbst geschieht gewöhnlich im Hause des Bräutigams oder seiner Eltern und wird durch den Panhulu vollzogen. In feierlicher Weise giebt der Vater der Braut dem Priester den Wunsch zu erkennen, daß die Trauung vollzogen werden möge, worauf der Bräutigam seiner Braut ein Geschenk in Gold oder Silber reicht, welches gleich unserm Trauring als Ehepfand gilt. Man fragt den Bräutigam nun nochmals, ob er die Ehe mit der neben ihm stehenden Braut eingehen wolle, worauf er antwortet: Kula trima (ich nehme es an). Der Priester verrichtet hierauf Gebete, der Gamelang wird gespielt, und die Trauung ist endlich vollzogen. Das Fest aber ist hiermit noch nicht geendigt, und dem jungen Brautpaar ist es nicht gestattet, den lästigen Ceremonien zu entweichen. Jetzt beginnt der feierliche Zug nach dem Tempel, wobei der Bräutigam in festlichem Kleide erscheint (Dodok), das unbedeckte Haupt mit Blumen geziert.



Javanisches Hochzeitsfest.

Digitized by Google

Gewöhnlich folgen dem Brautpaar mehrere bewaffnete Dorfbewohner, denen sich die neugierige und ausgelassene, halb- oder selbst ganz nackte Jugend als Vor- und Nachtrab anschließt. Nach dem Tempelgang hält man wieder eine Mahlzeit im Hause des Bräutigams, worauf nochmals ein festlicher Zug nach dem Hause der Braut stattfindet. Dort bleiben Männer und Frauen getrennt unter frohem Gespräche die ganze Nacht hindurch beim Genuß von Süßigkeiten und unter den Metallklängen des unentbehrlichen Gamelang. Am folgenden Tage huldigt man dem Regenten, indem das Brautpaar mit dem Gefolge nach dem Hause desselben (Paseban) zieht, das der Bräutigam sammt seinem Gefolge dreimal in feierlichem Zuge umschreitet, was die Javanen „Bara kabajang" oder „Bajang korok" nennen. Nach dieser Ceremonie wendet sich der Zug nach der Wohnung des Bräutigams, wo der Abend und die ganze Nacht in derselben Weise wie die vorige im Hause der Braut zugebracht wird. Nur wird in dieser Nacht den Frauen einige Stunden Schlaf gegönnt, wie es in der vorigen bei den Männern der Fall war. Erst nach Ablauf dieser Nacht, also der dritten nach geschehener Vermählung, vereinigen sich die jungen Eheleute in ihrer Wohnung. —

Einen Tag nach der Vereinigung kommen die weiblichen Verwandten zur jungen Frau, bringen ihr Blumen und waschen sie mit wohlriechendem Wasser, worauf eine kleine, aus jungen Kokosnüssen und anderen Früchten bestehende Mahlzeit gehalten wird. Gegenüber der jungen Frau stehen in einer Schüssel zwei Kokosnüsse, welche besonders die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich ziehen. Auf denselben sind menschliche Figuren, und zwar auf der einen eine männliche, auf der andern eine weibliche eingeschnitten. Die erste stellt den Gott Kudi Wining Poti vor, der in der indo-javanischen Götterlehre die Stelle des griechischen Adonis vertritt, während auf der andern Kokosnuß das Bild der Göttin Sekar Tatschi, der javanischen Venus, zu sehen ist, wodurch der Wunsch angedeutet werden soll, daß die künftigen Kinder des Ehepaares so schön wie Venus und Adonis werden möchten.

Obwol die Javanen die Frauen mit Schonung und Achtung behandeln, blickt doch in ihrer Gesetzgebung und ihren Gebräuchen die Uebermacht hervor, die der Mann über die Frau ausübt. Letztere wird im Ganzen doch als eine, wenn auch sehr mild behandelte Sklavin betrachtet. Dem Manne steht es frei, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, ohne daß er verpflichtet wäre, einen Grund für die beabsichtigte Trennung anzugeben. Nur muß er seinen Willen dreimal öffentlich bekannt machen. Nach zweimaliger Veröffentlichung werden ihm noch drei Monate Frist gegönnt, innerhalb welcher er seinen Entschluß ändern kann. Legt daher die javanische Gesetzgebung der Willkür des Mannes in Bezug auf Ehescheidung keine Fesseln an, so verhindert sie doch durch die ihm gebotene Bedenkzeit die rasche Ausführung eines vielleicht in der Hitze der Leidenschaft gefaßten Entschlusses. Hingegen ist die Frau, welche von ihrem Manne sich trennen will, verpflichtet, ihre Gründe für die beabsichtigte Scheidung anzugeben und dem Panhulu steht darüber die Entscheidung zu. Als Grund zur Scheidung wird betrachtet: Unvermögen, absichtliche Vernachlässigung und Bevorzugung einer andern Frau.

In der Regel haben die reicheren und vornehmen Javanen nicht mehr als vier Frauen, doch ist ihnen ausnahmsweise gestattet, eine fünfte und sechste zu nehmen, in welchem Falle eine der ältern Frauen pro forma das Haus verläßt, aber bald darauf wiederkehrt. Der Javane der niedern Volksklasse begnügt sich mit einer Frau, mit welcher er in der Regel glücklich und zufrieden seine Tage verlebt.

Wenn ein Mann sich von der Heimat entfernt, ohne für den Unterhalt der Frau oder der Frauen zu sorgen, hat der Panhulu die Verpflichtung, die Ehe zu scheiden. Ebenso kann eine Frau nach vierjähriger Abwesenheit ihres Mannes sich mit einem anderen Mann verbinden.

Die Kranken werden meistentheils sorgfältig von ihren Verwandten verpflegt. Die gewöhnlich weiblichen Aerzte, Tukun, verabreichen die nöthigen Medikamente unentgeltlich. Wenn der Kranke in einem bewußtlosen Zustande ist, so erheben die Umstehenden laute Gebete, damit der Sterbende nur Worte religiösen Inhalts höre, wodurch sein Heil in der künftigen Welt besonders gefördert werden soll. Bisweilen werden auch Priester gerufen, welche ein Kapitel aus dem Koran vorlesen, was die Javanen „Dschassin" nennen. Sobald der Kranke gestorben ist, wird sein Gesicht mit Tüchern bedeckt, damit die Verwandten die starren und entstellten Züge des Leichnams nicht erblicken. Hierauf werden einige Priester herbeigeholt, welche dem Verstorbenen die letzte Ehre bei dem Begräbnisse erweisen. Der Leichnam wird einige Mal gewaschen, in Linnen eingewickelt und sein Haupt gegen Westen, nach dem Lande des Propheten zu, gerichtet. Etwa 24 Stunden nach dem Tode wird er begraben. Bei dem Begräbniß verrichten die Priester noch Gebete, wobei sie westlich vom Leichnam stehen, wenn dieser ein männlicher, und östlich, wenn dieser ein weiblicher ist. Die in Leinwand gehüllte Leiche wird noch in einen Sarg aus Dschati-Holz (Tectonia grandis) gelegt. In Ermangelung des Dschati-Holzes kann auch Bambu genommen werden.

Die Begräbnißplätze werden von den Javanen sehr reinlich gehalten. Sie dienen zugleich als Wallfahrtsorte, nach denen sich der Javane begiebt, um den Segen des Himmels bei irgend einer Unternehmung, besonders beim Beginn des Krieges, zu erflehen. Deshalb betrachten die europäischen Beamten und Militär-Personen die heimliche Wallfahrt eines inländischen Fürsten zu den Gräbern seiner Vorfahren als sicheres Zeichen eines erfolgenden Aufruhrs und treffen die nöthigen Maßregeln. Der Wallfahrende wird in der Regel dann unter strenger Aufsicht gehalten. Nichts ist eher im Stande, den Unwillen und den Haß der Javanen rege zu machen, als die frevelhafte und muthwillige Verletzung ihrer Gräber. Eine solche Schändung war es auch, welche die nächste Veranlassung zu dem blutigen, fünfjährigen Krieg (1825—1830) gab, wobei die niederländische Regierung große Gefahr lief, ihre Herrschaft auf Java für immer zu verlieren.

Grüfte werden nur von reichen und vornehmen Personen errichtet; der gemeine Javane kennt ohne diese schon den Ort, wo die Gebeine seiner Voreltern und Verwandten ruhen. Die Javanen legen auch großes Gewicht darauf, neben ihren Eltern und Voreltern begraben zu werden.

Aus allen diesen bei der Geburt eines Kindes, bei Verheirathungen und Todesfällen üblichen Gebräuchen geht hervor, daß die Kultur der Javanen eine uralte sein muß, denn es gehören wol Jahrtausende dazu, um solche komplizirte und bildliche Gebräuche bis in die niedersten Volksklassen durch allmälige Angewöhnung einzubürgern. Es zeigt sich ferner, daß die javanische Kultur den Charakter der orientalischen überhaupt trägt. Das große Gewicht, das die Javanen auf zahlreiche Nachkommenschaft legen, die Polygamie, das Verlangen, bei den Ueberresten der Voreltern begraben zu werden, spricht dafür. Auch tritt das religiöse Prinzip überall in den Vordergrund. Der Orientale ist im Innersten seiner Seele religiös; das Gefühl eigener Ohnmacht und die Nothwendigkeit eines die Welt beherrschenden Wesens ist tief in sein Gemüth und seine Denkweise eingeprägt, und nicht leicht findet sich unter ihnen ein Atheist.

Der Islam, einst unter den Brahmanen und Buddhisten Java's theilweise mit Gewalt eingeführt, hat sich zwar festgewurzelt und durchdringt das Familienleben bis in seine feinsten Einzelheiten, dennoch aber sieht man die alte Götterlehre noch überall sich geltend machen. Nicht leicht konnte dies anders möglich sein. Wie könnte auch ein Volk, das nicht blos aus Reflexion religiös ist, sondern dem die Religion in alle Geistesrichtungen eingewoben ist, selbst nach Jahrhunderten dasjenige gänzlich vergessen, was es einst so lange Zeit hindurch sorgsam gepflegt und in sich aufgenommen hatte?

Vom alten indo-javanischen Glauben mag sich auch die Verehrung mancher Bäume herschreiben. Insbesondere steht der Waringin-Baum (Ficus Benjamina) in hohem Ansehn. Vor dem Erscheinen der Holländer auf Java wurde der Waringin-Baum auf Befehl der Bupati (Distriktshaupt) bei allen Bazars, am Meeresstrand, an den Straßen, wo man ihn noch häufig findet, sowie an den Rändern des Aloon-Aloon (Platz vor dem Hause des Regenten) und rings um die Wohnung des Regenten gepflanzt. Der Verkäufer des Bazars genießt den Schatten des Waringin ebenso gut wie der Wanderer, welcher durch dunkle, kühle Alleen dieses Baumes seinen Weg nimmt.

Die Javanen haben mehrere zusammengesetzte Namen für diesen Baum. Er wird, wenn er in Städten oder in der Nähe derselben steht, Waringin-Sukosami, d. i. Lust zur Vereinigung genannt, weil sich die Leute unter dem großen Blätterdache gesellig vereinigen. Am Strande heißt derselbe Baum Wandiro; ehemals diente er als Zeichen, daß an solchen Orten Zoll bezahlt werden mußte. Endlich heißt er auf offenem Wege Waringin-Siri-Mengandan, d. i. der Baum des angenehmen Wartens, wo sich's nämlich gut ausruhen läßt. Im wilden Zustande führt dieser nützliche Baum den Namen Guro. An diesem Beispiel erkennen wir einen Wortreichthum der javanischen Sprache, der sich nicht leicht in einer anderen wiederholt.

Die vornehmen Javanen wohnen am liebsten in der Nähe des Aloon-Aloon, welcher das Centrum und den Hauptplatz des Dessa bildet. Der Messigit oder Tempel befindet sich in der Regel westlich vom Aloon-Aloon mit der Vorderseite nach Westen, der Dalem oder das Haus des Bupati ist südlich oder nördlich davon.

An anderen Stätten des Dorfes finden wir die Markthändler und die herumziehenden Garköche, die an bestimmten Orten ihr gesalzenes und an der Sonne getrocknetes Büffelfleisch oder Tin-Tin für ein Billiges an die niederen Volksklassen verkaufen. Ihre einfach eingerichteten Kochöfen, die auf dem offenen Platze aufgestellt sind, brodeln und zischen von früh bis zum späten Abend, und stets ist eine Schar Hungriger um dieselben versammelt, welche zur Abwechselung statt des ewigen Reises und der saftigen Früchte sich einmal an Büffelfleisch laben wollen. Sie nehmen ihr Tin-Tin mit unter den nächsten schattigen Baum, lagern sich im Grase und halten stillvergnügt ihre Mahlzeit.

Dorfstraßenbild (Buitenzorg).

Unter den zahlreichen Fruchtbäumen, von welchen wir schon früher gesprochen haben, die der Javane nicht nur als kühle und freundliche Gürtelwaldung um sein Dorf, sondern auch als Baumgarten um sein Haus pflanzt, ist die Pisangstaude (**Musa Paradisiaca**) als Hauspflanze die beliebteste. Da Stamm und Blätter außerordentlich saftig sind und durch Einwirkung der heißen Sonnenstrahlen die Ausdünstungen aus den Pflanzenzellen sich verstärken, so verbreitet das Pisanggebüsch auch Kühlung. Unter seinem feuchten Schatten spürt man wenig von der Sonnenhitze; im Gegentheil athmet man eine erfrischende, aromatische Luft ein.

Digitized by Google

Java bringt eine sehr große Zahl von Pisang-Arten hervor, von welchen der Eingeborene manche für glückbringend hält und sie deshalb gerne in der Nähe seines Hauses pflanzt, während er andere als unheilbringend betrachtet und wenn auch den Genuß derselben nicht verschmähend, sie doch fern von seinem Hause hält. Unter den Pisangsorten der letztern Art sind der Pisang Usuk (Verbannung), der Pisang Bajok (die Erniedrigung), der Pisang Maas (die Leiche). Dagegen umgiebt er sein Haus gern mit dem Pisang Radscha (der König), Pisang Klato (der Anfang), Pisang Pulat (die Freundschaft) und Pisang Sabetan (der Reichthum). Wenn der Javane aus der niedrigen Volksklasse vom Fieber oder einer anderen Krankheit befallen wird, so denkt er so wenig als die ungebildete Volksklasse in manchen europäischen Ländern an natürliche Ursachen, welche nachtheilig auf den Körper und dessen Lebensprozeß einwirken. Er schreibt die Entstehung der Krankheit dem bösen Geiste (Setan, Dschin) zu. Dann zündet man Feuer an und beschwört den Geist, den Kranken zu verlassen. Gelingt dieses, so wird die gegenwärtige Wohnung mit besonderer Vorliebe beibehalten; verschlimmert sich aber die Krankheit, so sucht der Javane sich an einem anderen, entfernten Ort niederzulassen. Diese, obgleich in ein abergläubiges Gewand gesteckte Gewohnheit hat doch das Gute, daß ungesunde Orte allmälig verlassen werden, und hochgelegene, luftige Gegenden sich mehr bevölkern.

Der Setan spielt auch bei anderen Gelegenheiten eine bedeutende Rolle. Obgleich er eigentlich die Ursache alles Uebels ist, läßt er sich doch häufig erbitten, eine Person, die er körperlich oder moralisch krank gemacht hat, wieder frei zu geben, in welchem Falle die Krankheit oder die Sünde weicht. Der Glaube an den bösen Geist und an die Möglichkeit, ihn zu beschwichtigen und zu überreden, hat indessen bei dem gemeinen Javanen auch gute Folgen. Manche böse That, von der er glaubt, daß sie im Bunde mit dem Setan begangen wurde, bereut er und sucht sie wieder gut zu machen. Wenn Jemandem etwas gestohlen wird, so begiebt sich der Beraubte nach dem Platz, wo der Diebstahl geschah, hält dort Ansprachen an den Setan, daß er den Missethäter nicht länger verleiten, sondern zum Guten zurückführen möge. Bei dieser Anrufung streut er zerhackte rothe Zwiebeln auf den Platz, was einen gewaltigen Eindruck auf den Setan machen soll. Ist dieses letztere auch problematisch, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der Thäter sehr häufig, wenn er die zerhackten Zwiebeln auf dem Platze des Vergehens liegen sieht, von Furcht überfallen wird und dem Eigenthümer auf irgend eine Weise das Gestohlene zurückerstattet. Die Anrufung des Setans und das Streuen von Zwiebeln nennen die Javanen „**Sembor**“. Der Setan der Javanen ist daher nicht wie unser „Teufel“ das absolut Böse, „der Geist, der stets verneint“, sondern nur ein böser Mensch, der zwar stets auf Uebles sinnt und es auch begeht, aber eigentlich doch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Guten und Gerechten nicht verloren hat und öfter wieder den Pfad der Tugend einschlägt.

Zur Abwehr von Dieben wird auch oft der Schädel eines Tigers oder Krokodils vor dem Eingang des Hauses in die Erde gegraben. Dieselbe Eigenschaft, Diebe abzuwehren, soll auch die krankhafte Kokosnuß, genannt „**Klapa Balak**“, haben, welche die Javanen an den Pfosten der Thüren aufhängen.

Herumziehende Garküchen.

Digitized by Google

Von den javanischen Häusern, dem hierzu verwendeten Material und der Bauart derselben, haben wir schon früher gesprochen. Das Innere des Hauses eines Javanen vom niederen Stande besteht aus zwei bis vier Räumen, welche durch Bambu-Wände oder nur durch eine tapetenartige Wand aus Pandanus-Geflecht von einander geschieden sind. Eine Matte aus Stroh oder Pandanus bildet das Lager; Kopfpolster und Bettstellen (**Tambat tidor**) haben nur die Reicheren. Eben so einfach ist die Möblirung der Zimmer. Stühle scheinen die Javanen erst seit ihrem Verkehr mit europäischen Völkern zu kennen. In der Regel setzt sich der Javane auf den Boden mit gebogenen Unterschenkeln, so daß die Sohlen sich berühren.

Der Reis wird in einem Gefäß aus Bambu von großem Durchmesser gekocht. Man sollte freilich glauben, daß der Bambu über dem Feuer hängend verbrennen müsse; aber durch Befeuchtung von außen, sowie durch das von innen durchsickernde Wasser wird die hölzerne Hülle erhalten. Sie wird durch das Feuer zwar geschwärzt, aber nur in geringer Dicke verkohlt. Als Löffel, nämlich zum Schöpfen — da der Javane sich zum Essen der Finger bedient — wird die an einen Stiel befestigte Schale der Kokosnuß gebraucht.

Die Lebensweise der Javanen zeichnet sich durch Einfachheit, Nüchternheit und Genügsamkeit aus. Er erhebt sich mit Sonnenaufgang, d. h. zwischen 5 und 6 Uhr vom Lager und badet sogleich im nächsten Bach oder schüttet wenigstens mehrere Eimer Wasser über seinen Körper, was zwei bis drei Mal täglich geschieht. Das Frühstück wird in einem der nahe gelegenen Warong (Verkaufshaus) gekauft. Es besteht aus etwas Reis, Früchten und Backwerk. Der Mann geht hierauf in's Feld oder an seine sonstige Arbeit, und die Frau begiebt sich in Gesellschaft ihrer Nachbarinnen schwatzend und wichtigthuend, von den großen Begebenheiten ihres Dorfes sprechend, nach dem Bazar. Dort ist die Börse der javanischen Frauen. Die Einkäufe sind zwar nicht sehr bedeutend und überschreiten in der Regel die Summe von einigen Kupferdeuten nicht, desto größer aber ist der Lärm, den Käufer und Verkäufer machen, besonders weil die Dorfklatschereien gern auf dem Markte aufgetischt werden. Das Zänkische und das Räsonniren ist dem javanischen Weibe eben so gut, als dem europäischen eigen, doch bewegt sich das javanische Weib so ziemlich innerhalb der Grenzen harmloser Neugierde und Geschwätzigkeit. Unter den bräunlichen weiblichen Figuren des Bazars sieht man nicht selten interessante Erscheinungen. Der üppige Bau des nicht allzu sorgfältig bedeckten Körpers, die lebhaften dunklen Augen und das schwarze, freilich nach ranzigem Kokosnußöl riechende Hauptthaar der jungen Frauen vermögen wol auch den Blick des Europäers zu fesseln.

Die Kinder werden Vormittags häufig zu einem Priester geschickt, um Unterricht zu erhalten (**Rumajo guru**). Um 11 Uhr ungefähr wird die Mittagsmahlzeit, welche zu Hause von der Frau bereitet wird, genossen. Sie besteht aus Reis, getrockneten Fischen und etwas getrocknetem Fleisch. Nach der Mittagsmahlzeit legt sich der Javane auf seine Matte, um während der heißen Tageszeit zu ruhen, worauf wieder einige Stunden der Feldarbeit gewidmet

werden. Nach Sonnenuntergang wird jegliche Arbeit eingestellt, die gesellige Freude, das Spiel beginnt.

Die Religionsvorschriften ändern im Ganzen wenig in der Lebensweise, die der Javane schon seit uralten Zeiten zu beachten scheint. Die vorzüglichsten, doch keineswegs allgemein beobachteten Vorschriften, welche die tägliche Lebensweise modifiziren, sind das Abendgebet, der Gottesdienst und das Fasten.

Das Abendgebet, Sahadat, welches eigentlich im Tempel verrichtet werden soll, geschieht in der Regel im Hause.

Der Sembejang ist ein zu bestimmter Tagesstunde, gewöhnlich um zwei Uhr stattfindender Gottesdienst. Nach dem muhamedanischen Gesetz soll man sich vor dem Eintritt in den Tempel baden, was auch öfter von den Javanen befolgt wird. Man zieht hierauf reinliche, aus Pflanzenstoffen bestehende Kleider an, da Wolle, Seide, Leder als unrein betrachtet werden, und begiebt sich in den Tempel. Am Eingang desselben ist ein Becken mit Wasser angebracht, mit dem der Eintretende Hände und Gesicht sich anfeuchtet. Im Tempel selbst stehen alle Betenden mit dem Gesicht nach Westen. Der Vorbeter (Imam) trägt Gebete in arabischer Sprache vor, welche die Gemeinde, obwol dieser Sprache ganz unkundig, mechanisch nachbetet. Jedes Bild und Schnitzwerk, das den gemeinen Mann, wie man täglich in Erfahrung bringen kann, zum Götzendienst verleitet, bleibt von den muhamedanischen Tempeln entfernt, die Gedanken des Betenden sind nur auf den Unsichtbaren gerichtet, und jede sinnliche Vorstellung des höchsten Wesens wird vermieden. Der Imam verrichtet die Gebete nicht ohne Würde und Anstand. Seine Kleidung besteht in einem weißen Ueberrock (Kabai tjuba), einem Kopftuch (Sorbor), das turbanartig herumgewickelt ist, und aus einem Tuche um den Hals (Sab).

Gesichtstypus und Kopfputz der Javanen.

In Bezug auf die Fasten (Puasa) sind die Javanen nicht allzueifrig. Sonnen- und Mondfinsternisse betrachten sie als Vorzeichen glücklicher oder verhängnißvoller Ereignisse, je nach der Zeit, in welcher diese Naturerscheinungen stattfinden. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Erdbeben.

Zu den üblen Gewohnheiten der Javanen gehört leider auch das Opiumrauchen, das seinen tief entsittlichenden Einfluß auf die Bevölkerung ausübt und

gegen das alle bisher angewandten Mittel erfolglos blieben. Das Opium wird entweder im rohen Zustande als Manta verzehrt, oder als Madat oder Chandu geraucht. Im ersteren Falle wird es mit etwas Tabak oder Siri gekocht und in halbflüssigem Zustande genossen. Das Rauchen geschieht aus kleinen Bambu-Pfeifchen, wobei das Gift zu Pillen geknetet wird, die man trocknet und dann anzündet. Rohes Opium wird meistens vom Volke im Innern des Landes und in den Herrschaften der eingeborenen Fürsten verbraucht, während in den übrigen Gegenden des Rauchen desselben vorgezogen wird.

Es giebt kein Volk der Erde, das nicht seine besondern, mit seinem Charakter und seinen Kulturverhältnissen übereinstimmenden Spiele hätte.

Dies ist auch bei den Javanen der Fall; sie besitzen sehr interessante, theils eigenthümliche, theils mit andern Völkern übereinstimmende Spiele. Wol die meisten unserer Leser werden die Turniere als blos den europäischen Völkern des Mittelalters zukommend betrachten; aber wir finden auf Java dieses Spiel noch jetzt weit verbreitet.

Die Turniere heißen bei den Javanen Senehu; der Regent oder Bupati, welcher sie veranstaltet, ladet hierzu alle Personen von Rang ein. Auf dem Aloon-Aloon versammeln sich die Geladenen zu Pferde, bewaffnet mit Lanze und Krissen. Hierbei finden viele Ceremonien statt. Der Regent und seine Söhne führen bei dieser Gelegenheit besonders gezierte Lanzen (Sodor); auch ihre schönen Pferde sind mit zierlichen Sätteln und reichlich mit Goldborden versehenem Gezäume geschmückt. Der goldene Zaum sammt den herabhängenden Schnüren und dem Sattel, überhaupt das Reitzeug, heißen Abah-Abah = Tjarangan.

Die Kleidung der Ritter besteht in einem Kulok, einer mit Goldborden versehenen Mütze, einem Bauchband (Epak) und einer Art Beinkleid aus geblümtem Kattun, welchen die Javanen selbst verfertigen.

Das Turnier findet gewöhnlich an einem Montag statt. Morgens um 7 Uhr ertönt zwei Mal der Gamelang; Nachmittags gegen 3 Uhr wird dieses Zeichen wiederholt. Um diese Zeit begeben sich alle Ritter nach dem Aloon-Aloon, um sich in Reih' und Glied hinter dem Regenten aufzustellen. Das Gefolge eines jeden Ritters und seine Tracht sind genau nach dem Rang bestimmt. Am stattlichsten ist der Bupati oder Regent ausgerüstet, der nach dem Susuhunan (Kaiser) die erste Person des Festes ist. Auf ihn folgt dem Range nach der Pati, gewöhnlich der Sohn, Bruder oder Verwandte des Bupati, dann der Mantai-Besar, der Dscheksa, die Mantai-Kitschil (Besar = groß, Kitschil = klein) und endlich die Demang oder Ortsvorsteher. Alle diese Rangabstufungen haben trotz der Oberherrschaft der niederländischen Regierung noch volle Giltigkeit. Wenn zum dritten Male auf dem Gamelang, und zwar die Melodie Eagandschon, gespielt wird, beginnt der Zug der Ritter. Drei Mal wird um den Aloon-Aloon unter dem eigenthümlichen, unharmonischen Klang des Gamelang herumgeritten, worauf die Ritter sich wieder der Reihe nach und ihrem Range gemäß aufstellen. Der Regent fordert dann die Streiter auf, den Kampf zu eröffnen. Abwechselnd beginnen dann zwei Reiter mit Lanzen zu kämpfen. Der Zweck des Wettstreites ist, den Gegner

aus dem Sattel zu heben. Die Lanzen sind jedoch abgestumpft und mit Leder überzogen, um bedeutende Verwundungen zu verhüten. Wer mit der größten Behendigkeit den Anfällen des Gegners zu entgehen weiß, wird als Sieger betrachtet. Nach Beendigung dieses Kampfes wird der Zug um den Aloon-Aloon wiederholt, und die Reiter scharen sich um den Regenten, der seine Zufriedenheit den Kämpfern zu erkennen giebt. Hierauf wird ein Mahl unter freiem Himmel eingenommen.

Der Kaiser von Solo.

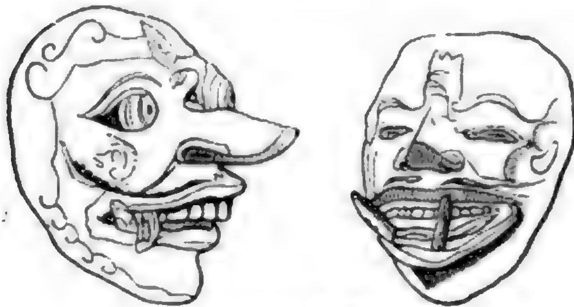
An den Rändern des Aloon-Aloon sind Lanzenträger als Wachen aufgestellt; zwischen diese drängt sich die zahlreiche Menge der Zuschauer, die selbst die Mauern und die majestätischen Waringin- und Kanarien-Bäume (Canarium commune) erklimmen, um von ihren Zweigen aus den Spielen der Ritter zuzuschauen.

Ich hatte öfter Gelegenheit, den Luxus zu bewundern, welchen der vornehme Javane auf seine Pferde und deren Verzierung verwendet. Das einheimische Pferd

Digitized by Google

ist klein, aber wohlgeformt. Seit langer Zeit indessen besteht die Gewohnheit, javanische Pferde durch arabische zu veredeln, und die dadurch entstehende Rasse giebt der echt arabischen wenig nach. Die Ställe sind wohlgezimmert und oft viel schöner und mit größerem Fleiß erbaut, als die menschlichen Wohnungen.

Außer dem Turnierspiel, welches nur in größeren Ortschaften und vorzüglich in den Fürstenländern Dschokdschokarta und Surakarta stattfinden kann, wo die beiden inländischen Fürsten ihre, freilich nur scheinbare, Herrschaft ausüben, giebt es auch Ringkämpfe für die niederen Volksklassen. Als solche sind bekannt der „Glukan“ und „Dschagwian“, die sich eigentlich nur dadurch von einander unterscheiden, daß an dem ersteren Erwachsene Antheil nehmen, der letztere aber mehr einen Kampf der Knaben unter sich darstellt. Die Dorfbewohner stellen sich in zwei Reihen gegeneinander über im Aloon-Aloon auf. Aus jeder Reihe tritt dann ein Ringkämpfer hervor. Ist es einem derselben gelungen, den Gegner zu Boden zu werfen, so treten Beide wieder in ihre Reihen; der Sieger unter dem Zuruf der Versammelten. Der Kampf wiederholt sich hierauf unter andern Ringern aus den gegenüberstehenden Reihen mehrere Mal. Diese Kämpfe finden gewöhnlich zur Fastenzeit statt und gewähren dem Javanen der niederen Volksklasse nicht geringe Belustigung.



Schauspieler-Masken.

Außer vielen noch in der Kawi-Sprache existirenden Gesängen haben die Javanen auch nationale dramatische Spiele (Wajang). Jeder vornehme Javane läßt von Zeit zu Zeit den Wajang in seinem Hause spielen, wozu Freunde eingeladen werden. Auch bei Gelegenheit von Beschneidungen, Hochzeiten und anderen Festlichkeiten werden Wajang gegeben.

Man unterscheidet zwei Arten von dramatischen Spielen auf Java. Die Topeng, bei welchen die Rollen von Männern dargestellt werden, welche Masken tragen, die sie nur weglassen, wenn sie vor dem Sultan auftreten, und die Wajang von denen schon die Rede war.

Der Stoff zu den Topeng wird stets aus der Geschichte des abenteuerlichen Lieblingshelden Pandschi entnommen. Der Dalang oder Schauspieldirektor zitirt gewöhnlich die Reden der Darsteller selbst, und diese begleiten seine Worte dann mit den entsprechenden Gesten; nur vor dem Susuhunan, und wenn sie ohne Masken erscheinen, reden diese selbst. Die Musik des Gamelang begleitet das Spiel, seine Töne werden stärker, wenn die Aktion lebhafter ist, und schwächen sich in dem Grade ab, als die Darstellung ruhiger wird. Die Schauspieler sind stets sehr kostbar in der alten Tracht gekleidet, und die Ausführung läßt, was Genauigkeit, Grazie und Eleganz betrifft, nach javanischen Begriffen nichts zu wünschen übrig. Doch gleicht die ganze Aufführung immer mehr einem Ballet als einem Drama nach unserer Vorstellung; entweder ist sie tragischer oder komischer Natur, und die menschlichen Leidenschaften, Thorheiten oder Leiden werden stets so vorgeführt, daß sie ein genaues Abbild des Lebens ausmachen. Liebe und Krieg sind die bevor-

zugten Themata. Diejenigen, welche vor dem Susuhunan spielen, lernen ihre Rollen aus geschriebenen Büchern gut auswendig, während bei den gewöhnlichen Vorstellungen der wohlbewanderte Dalang das ganze Zwiegespräch extemporirt. Eine Topeng-Gesellschaft besteht außer dem Dalang gewöhnlich aus zehn Personen, von denen sechs die Rolle aufführen und die übrigen vier den Gamelang spielen.

Für die Kinder hat man eigene Spiele, denen dann nicht die Ehre angethan wird, daß dabei der Gamelang gespielt wird; es genügt schon ein Gong oder eine Trommel. Diese Vorstellungen heißen Barungan. Die Schauspieler verkleiden sich dabei als Thiere, ziehen in Prozession auf und kämpfen untereinander.

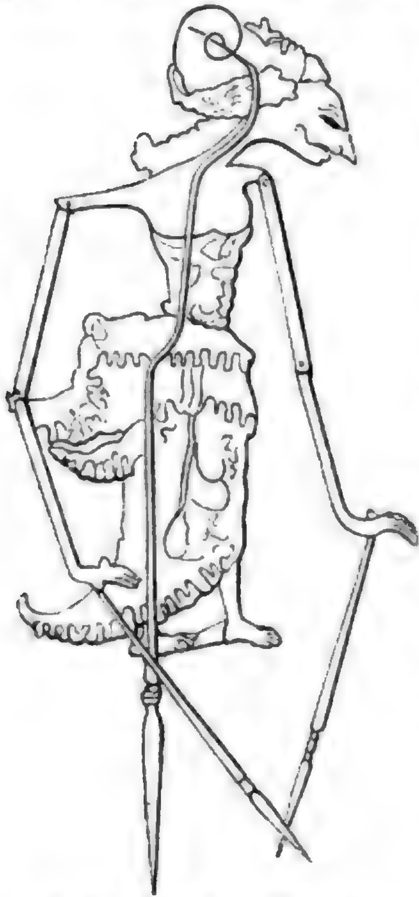
Javanische Schauspieler. (Nach photogr. Darstellung.)

Bei den Wajang benutzt man eine Art von Marionetten, und diese vielen Anklang findenden Puppenspiele entnehmen ihren Stoff der ältesten Geschichte Java's, bis hinab zu der Zeit, als das Hindu-Reich von Modschopahit zerstört wurde. Je nach der historischen Zeit, welche diese Spiele repräsentiren, unterscheidet man Wajang purwa, Wajang gedang und Wajang klitik.

Die zur Aufführung nothwendigen Figuren sind achtzehn Zoll bis zwei Fuß hoch und aus dickem Leder ausgeschnitten. Die Vergoldung, Bemalung und Verzierung wird sehr sorgfältig ausgeführt, da jede Figur einen besonderen Charakter darzustellen hat. Die Marionetten haben jedoch ein eben so groteskes Ansehen wie die Hanswurste unserer Polichinellkästen, namentlich tritt die Nase stark hervor. Einer Ueberlieferung zu Folge soll der Susuhunan Moria, ein eifriger Muhamedaner,

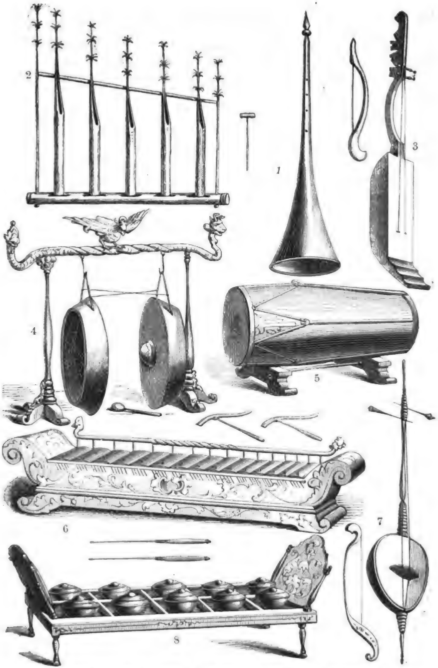
Digitized by Google

diese Figuren eingeführt haben, da die lebendigen Schauspieler gegen das Gesetz des Koran verstoßen. Dagegen spricht, daß auf alten Münzen schon genau dieselben Figuren ausgeprägt erscheinen, woraus zu schließen, daß sie schon vor der Einführung des Muhamedanismus bekannt und im Gebrauche waren. Wenn die Marionetten benutzt werden sollen, so steckt man sie auf einen dünnen Stab aus schmiegsamem Horn, ebenso werden die gelenkigen Glieder durch daran angebrachte Hornspäne bewegt. Vor den Zuschauern wird nun ein weißes Tuch über einen viereckigen Rahmen ausgespannt, auf welches von Innen der Schatten der Figuren fällt, denn diesen allein bekommt das Publikum zu sehen. Der Dalang bewegt die Marionetten und spricht auch den Text; er ist ein angesehener Mann, und wer sich auf Java mit den alten Märchen, Legenden und Sagen des Volkes genau bekannt machen will, der muß die Freundschaft eines Dalang suchen. Dieser ist hierfür ein unerschöpflicher Brunnen.



Lederne Marionetten-Figur.

Die Musikinstrumente der Javanen erscheinen durchaus eigenthümlich. Ein ganzer Satz von ihnen ist nothwendig, um den oft erwähnten Gamelang zusammen zu setzen. Von diesem unterscheidet man mehrere Arten: Gamelang Salindro, Gamelang Pelog und Bonang oder Kromo. Diese Gamelangs werden bei den Wajangs gespielt. Der Gamelang munggang, dessen Laute mit dem Quaken eines Frosches viel Aehnlichkeit haben, wird als der älteste betrachtet und bei Turnieren aufgeführt, während der Gamelang Sekaten vor dem Souverän und der Gamelang Svunen nur im Kriege gespielt wird. Auf dem beigefügten Holzschnitte sind verschiedene dieser Musikinstrumente abgebildet. Die meisten derselben gleichen einer Art Harmonika, die mit kleinen Hämmern geschlagen wird. Das Gambang Kaju hat 16 oder 17 hölzerne Platten, während das Gambang Gangsa aus Metallscheiben besteht. Das Bonang, Kanong und Ketok sind aus Metallplatten gemacht, die an Saiten aufgehängt werden. Der Ketscher gleicht einem Cymbal. Die Stäbchen oder Hämmer, mit denen die Instrumente gespielt werden, sind an ihren Enden mit Kautschuk oder Leder umwunden. Der Direktor der Gamelangbande spielt stets ein eigenthümliches, zweisaitiges geigenartiges Instrument, das Rebab, welches mit einem Bogen gestrichen wird und dazu dient, den Ton anzugeben. Alle die Instrumente zusammengenommen bringen einen betäubenden Lärm hervor, der sich jedoch oft innerhalb der Harmonie hält. Zu dem hölzernen Gambang Kaju gesellt man gewöhnlich noch das Kromo, welches aus acht bis zehn Metalltöpfen oder Glocken besteht, die gleichfalls geschlagen werden. Das ebenfalls zur Gamelangmusik gehörende dumpftönende Gong, bestehend aus aufgehängten Metallscheiben, übertrifft jedoch durch Stärke des Lautes alle anderen Instrumente.



Musikinstrumente der Javanen: 1. Anklung. 2. Hompret. 3. Trawangsa. 4. Gong. 5. Kentang. 6. Gambang Gangsa. 7. Rebab. 8. Bonang oder Kromo.

Google

Von der Unermüdlichkeit, mit welcher javanische Musiker ihre einfachen Instrumente spielen, erzählt ein neuer Reisender, der Franzose Molins, ein hübsches Beispiel. Er traf vor seiner Wohnung in der Nähe von Boghor einen Eingeborenen, welcher ihm einige Stückchen auf seinem Instrumente vorspielen wollte, das aus zwei Stricken bestand, zwischen welche kleine Bambustäbchen, fast wie die Sprossen einer Leiter befestigt waren. Er verlangte vier Kupferdeut für die Aufführung und Molins gab ihm eine Rupie.

Der Tukang Thialong hing sein strickleiterartiges Instrument an einen Baum, nahm das andere Ende in die eine Hand und begann mit einem Hammer aus Holz, den er mit der anderen Hand faßte, die Bambu-Stäbchen zu bearbeiten. Er entlockte ihnen malayische Melodien, die allerdings sehr urthümlich und unvollkommen ertönten, aber nach Molins jedenfalls noch besser als die ewigen Gamelangs klangen. Nachdem der Reisende sich satt gehört, wünschte er dem Künstler gute Nacht und zog sich in seine Wohnung zurück, glaubend, daß dieser nun aufhören würde. Keineswegs. Eine halbe Stunde verging, eine ganze, und immer wieder ließ der Tukang Thialong sein Instrument ertönen, bis Molins, durch das ewige Einerlei der Melodien aufgeregt, zu ihm hinaus lief und ihn bat aufzuhören. Doch weigerte sich der Mann zu gehen, da er für 24 Stunden vorausbezahlt sei und nun diese Zeit abspielen müsse.

Eigenthümlich ist der javanische Tanz „Tandak“ oder „Bonjeng“, den wir schon einmal zu Meester Cornelis bei Batavia von jungen Mädchen ausführen sahen. In der Regel sind es Frauen aus der niedern Volksklasse, welche den Rundtanz oder Tandak ausführen. Eine javanische Frau aus höherem Stande würde es unter ihrer Würde finden, zu tanzen. Höchst selten geschieht es, daß bei öffentlichen Festen die Männer mit den anwesenden Tänzerinnen sich herumbewegen, was in javanischer Sprache Modschu oder Beksa genannt wird.

Am verrufensten ist der Tandak-Adong. Er wird von herumziehenden Truppen des Nachts auf der Straße beim Scheine von Bambu-Fackeln ausgeführt. Es steht jedem Manne frei, mit den Mädchen zu tanzen, wobei er auch das Musikstück angiebt, welches er gespielt haben will.

Ein religiös-dramatisches Spiel ist der Tenbang oder Rabara. Man leiert dabei arabische Geschichten religiösen Inhalts unter dem Spiele des Gamelang ab. Arme Priester schicken bisweilen ihre Kinder während der Puasazeit ni die Dörfer, um durch solche Vorträge Geld zu erwerben.

Außerdem giebt es noch vielerlei Unterhaltungsspiele. Vor Allem die Hahnenkämpfe. Zwei Hähne, die man eine Zeit lang mit thierischer Kost, besonders mit Insekten, gefüttert hat, läßt man miteinander kämpfen, wobei die gegeneinander ergrimmten Feinde sich mit den Schnäbeln bedeutende Wunden zufügen und einer der geflügelten Ritter entweder die Flucht ergreift, oder in Folge der Wunden unterliegt, wenn er nicht bei Zeiten von dem Eigenthümer weggenommen wird.

Auch mit chinesischen Karten spielen die Javanen gern. Die vorzügzüglichsten Spiele mit solchen Karten sind „lima sempi“ (fünf Männer) und „lowak“. Außerdem haben sie noch andere, ziemlich kindische Spiele; zu diesen

gehört der Pedek, wobei zwei Sawukörner auf einander gedrückt werden. Derjenige, dessen Korn zerbricht, hat verloren und bezahlt den Preis des Spiels Demjenigen, dessen Korn blos platt gedrückt wurde.

Beim Aelu klapa nehmen zwei Personen jeder eine Kokosnuß und schlagen sie heftig gegen einander. Derjenige, dessen Nuß springt, verliert.

Gansal ganeb nennt man ein Spiel, bei welchem acht kupferne Münzen zugleich auf einen Gegenstand geschleudert werden. Wenn eine gerade Zahl Münzen auf demselben liegen bleibt, so gewinnt, bleibt eine ungerade Zahl liegen, so verliert der Werfer.

Vier Tänzerinnen am Hofe des Sultans von Dschokscho.

Andere Arten von Vergnügungen lernt man am Hofe der unterworfenen Sultane kennen. Wir begeben uns nach Dschokdschokarta, das nicht fern von der Südküste im mittleren Theile Java's liegt. Dort regiert noch der inländische Fürst, mit den Titel „Susuhunan" (der Erlauchte) in seinem Kraton (Palast). Der Eingang zum Palaste ist unansehnlich und läßt die weiten Räume und die orientalische Pracht nicht ahnen, die in dem Innern herrschen. Der Sultan ist von zahlreichen Leibwachen und einem Hofstaate umgeben, der eines unumschränkten Kaisers würdig wäre. In frühern Zeiten war Vieles ganz anders, als auf den Wink des Susuhunan alle Bewohner Java's und mancher fremden Inseln in den Staub sanken. Damals war seine Macht freilich nicht wie jetzt nur eine scheinbare.

Digitized by Google

Zog doch dieser Susuhunan im siebzehnten Jahrhundert mit 120,000 Mann gegen die Festung Batavia, ohne freilich Etwas gegen dieselbe ausführen zu können. Mit dem Verluste der halben Armee mußte er abziehen und einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Seitdem ist das Netz immer enger geworden, mit welchem die holländische Uebermacht sein Reich umgab, und wenn sie in diesem Augenblicke den Puppenkaiser noch sein Spiel treiben läßt, so geschieht dies nur aus Rücksicht für die bei den Javanen immer noch lebhafte Anhänglichkeit an das Geschlecht der Mataram. Der holländischen Regierung wäre es ein Leichtes, der Scheinherrschaft dieser einheimischen Fürsten ein Ende zu machen; allein sie läßt sie gewähren und zahlt ihnen noch Unterstützungen. Die beiden Höfe von Dschokdschokarta und Solo empfangen zum Theil für verlorne Ländereien jährlich zwei Millionen Gulden von der Regierung. Ein großer Theil dieser Summen, sowie die Erträgnisse aus den Domänen wird für Hoffeste verwendet. Unter diese rechnet man auch die Tigergefechte, welche die schaulustige Menge ganz besonders ergötzt, weil der Susuhunan selbst im prächtigen Ornate daran Theil nimmt. Er ist umgeben von seinen Reichsgroßen und seiner Leibgarde. Sonderbarer Weise behauptet in dieser eine Schar alter Frauen den ersten Rang. Aus weiter Ferne strömen die Neugierigen zu bestimmter Zeit zusammen, denn schon einige Tage vor dem grausamen Schauspiel wird es weit und breit bekannt, daß die Majestät ein Tigergefecht angeordnet habe. Der Eingang des Kraton ist mit zahlreichen, zum Theil sonderbar kostümirten javanischen Soldaten besetzt. Innerhalb des geräumigen Hofes zieht sich eine Art Galerie hin, auf welcher die Europäer und vornehmeren Javanen sich befinden, die als Zuschauer zum Feste gekommen sind. Von dort aus kann man den feierlichen Zug mit ansehen. Eine Schar Lanzenträger und noch andere bewaffnete Männer eröffnen denselben; ihnen folgen die hohen Beamten des Reiches, und endlich naht langsamen und feierlichen Schrittes der Susuhunan in reichem Ornate, umgeben von seinen runzligen Matronen, die ihm einen prachtvollen Sammetsessel nachtragen. Die javanische Sitte will nämlich, daß der geheiligten Person des Kaisers keine männliche Person zu nahe komme. Dennoch aber geht zur Linken des Susuhunan der europäische Resident von Dschokdschokarta im Galakostüm mit goldgesticktem Kragen, den Degen an der Seite. Neben und unter den alten Frauen bewegen sich noch europäische Beamte und Offiziere; den Zug schließt eine zweite Schar von Bewaffneten. Während dieser sich langsam bis zum Kampfplatz bewegt, ertönen die Laute des Gamelang in gemessenem Takte. Diese Musik begleitet das langsame Vorrücken der Europäer, die sich, den Residenten an ihrer Spitze, mit bloßem Haupte der Pandopo nähern, wo auf seinem Prachtstuhle, Dampar, der Kaiser sitzt. Die javanische Anstandslehre hält es für unpassend, von äußern Eindrücken sich erregen, von Leidenschaften sich bewegen zu lassen; alle Aufwallungen des Gefühls gelten für unziemlich, und vornehme Personen halten es für wohlanständig, sich durch Nichts aus ihrer erhabenen Ruhe bringen zu lassen. Mit unerschütterlichem Gleichmuth, mit unveränderlicher Würde im Antlitz, starr wie Marmor, läßt daher auch der Kaiser, während ihn Tausende von Javanen anstaunen, die Ereignisse scheinbar theilnahmslos an sich vorübergehen.

Feierlich langsam erhebt er sich bei Annäherung des Residenten und empfängt dann alle übrigen Europäer mit einem leichten Händedruck. Nach dieser etwas langen Ceremonie setzt man sich, der Resident nimmt zur Linken des Kaisers Platz, die Europäer seitwärts auf Stühlen, und einige Minuten gehen nun still und gesprächslos vorüber. Dann bricht man auf. Der Kaiser mit dem Residenten Arm in Arm schreitet voran, ein Trupp von Weibern, Alt und Jung mit unbedecktem Oberleib, folgen ihm auf der Ferse; sie tragen ihm Siri-Dosen, Spucknäpfe und seinen sammtenen Prachtsessel, den Viere von ihnen hoch emporhalten, Schritt vor Schritt nach; ihnen schließt sich der Zug der Europäer an, denen sich auch Javanen aller Art bunt untermischen, und neue Musikchöre erheben von vorn ihren schmetternden Lärm, während die Melodien der vorigen im Hintergrunde kaum verklungen sind.

Weg nach dem Palaste zu Dschokjscho.

So wogt diese buntfarbige Masse, im langsamsten Schritt, zuerst durch die engen Pforten, dann über die Eingangsterrasse dem vordersten Hof zu, wo man die Anstalten zum Tigergefecht bereitet sieht. Von Baumstämmen und Bambu ist dort ein Käfig erbaut, in runder Form, etwa 15 Fuß hoch und 10 Fuß im Durchmesser. Hierin erwartet Kebo, der Büffel, Hals und Hörner mit Blumenkränzen verziert, seinen Feind, mit dem ihm zu fechten bestimmt ist. Ruhig liegen die Tiger noch in ihren Kasten, die sich im äußeren Umfang des Käfigs angebracht finden.

Aus starken Planken (in länglich viereckiger Form) gezimmert, sind dieselben vorn mit einem Schieber versehen, der an einer gleich großen Oeffnung des Käfigs anliegt und die einzige Scheidewand zwischen Büffel und Tiger bildet. Schon längst hat des Büffels Instinkt gewittert, was er hier zu erwarten habe, und den Kopf nach der Oeffnung des Tigerkastens gekehrt, steht er zum Kampfe bereit. Die Scheidewand fällt, aber kein Tiger kommt. Der Tyrann der Wildniß scheint Alles, nur nicht kampflustig zu sein. Kaum läßt er sich durch Feuer oder durch spitzige Stäbe, womit man ihn stachelt, aus seinem Kasten vertreiben. Endlich ertönt ein dumpfes Gebrüll, alle Blicke richten sich auf die Oeffnung im Käfig: der gereizte Feind steht vor seinem schrecklichen Gegner, und das grausame Spiel eines meist ungleichen Kampfes beginnt. Wild dreht sich der Büffel im Kreise und bietet seinem herumschleichenden Feinde fortwährend die Stirne. Plötzlich fällt er ihn an und stößt ihn mit seinen Hörnern gegen die Seiten des Käfigs. Doch jener windet sich los und schnellt blitzgleich in die Höhe: jetzt sitzt er seinem Feinde im Rücken und schlägt die scharfen Zähne in dessen Nacken. Welch' eine Fülle von Muskelkraft nun der Büffel entfaltet! Sein ganzer Körper dehnt sich in schnellen und sehnigen Biegungen, um den lästigen Gegner herabzuschleudern! Endlich mit einem furchtbaren Stoße gegen die Seite gelingt es; er ist frei, und das alte Spiel beginnt von Neuem. Vergeblich sucht der Tiger abermals anzuspringen. Wüthender als zuvor und mit doppelter Wucht stößt der Büffel seinen gefährlichen Feind gegen die Wand des Käfigs, um ihn dort zu zerquetschen. Da klettert der Tiger, halb springend, bis an die Decke empor und wird beim Herabfallen von den Hörnern aufgefangen, die ihn abermals in die Höhe schleudern. Endlich liegt er erschöpft am Fuße der Käfigwand da: regungslos, zähnefletschend, den Brustkasten von schnellem Athem bewegt; sein Feind aber mit dem Kopf balancirend, dreht sich vor ihm in kurzen Halbkreisen unruhig hin und her. So bleibt fast immer der Büffel, welcher nur aus kleinen Wunden blutet, Sieger und sieht triumphirend einen oder mehrere Tiger todt oder halbtodt auf dem Boden des Käfigs liegen. Es ist, wie gesagt, ein ungleicher Kampf. Denn unstreitig ist der Büffel seinem Gegner an Körperkraft weit überlegen, der Tiger aber, seit vierzehn Tagen gefangen, ist durch schmale Kost und Mangel an frischem Blut merklich geschwächt. Auch hindert die Kleinheit des Käfigs seine natürliche Gewandtheit zum freien Sprunge und macht es dem Büffel um so leichter, seinen Feind gegen die Wand des Käfigs zu drücken. Während des Kampfes dröhnen unaufhörlich die dumpfen und beschleunigten Töne des Gamelang, welche sammt den stürmischen Rufen der Zuschauer, die jeden kühnen Anfall der Bestien begleiten, unsere Ohren geradezu betäuben würden. Endlich wird aber das Zeichen zur Ruhe und der Befehl zu einem neuen Kampfspiele anderer Art gegeben.

Der Reichskanzler des Susuhunan (Pangerang Adipati) holt dann zu einem zweiten Kampfe die nöthigen Befehle von seinem Gebieter. Auf den Knieen rutschend und mehrere Male seine Hand auf die Stirn zum Gruße (Sembah) legend, naht er sich dem großen Herrn bis auf etwa 12 Fuß und empfängt demüthiglich die Befehle desselben, worauf er abermals, seinen ehrfurchtsvollen Gruß

wiederholend, auf den Knieen rückwärts rutscht. So will es nämlich die despotische Sitte, daß selbst der Reichskanzler, die erste Person des Reiches nach dem Susuhunan, diesem nur bis zu einem gewissen Abstand und knieend sich nahen darf.

Gartenanlagen zu Dschokscho.

Welche hohe Meinung wird aber den Javanen von dem Rang und der Macht der Europäer eingeflößt, wenn sie sehen, daß der Resident, welcher noch lange kein „Reichsverweser" ist, dem großmächtigen" Susuhunan zur Seite sitzt und auch geringere europäische Beamte ihm in unmittelbarer Nähe folgen, während dies selbst den höchsten inländischen Beamten nicht gestattet ist. —

Der Reichsverweser hat indessen den Befehl zur Eröffnung des zweiten Kampfspiels erhalten. Der Susuhunan erhebt sich und schreitet mit dem Residenten zur Linken Arm in Arm voraus, alle seine Bewegungen geschehen mit bedächtiger

Digitized by Google

Langsamkeit, und eben so feierlich wird ihm von seiner Weibergarde der Staatssessel wieder nachgetragen. Jetzt geht der Zug auf eine kleine Bühne hinauf, eine balkonartige Erhöhung von Brettern. So viel Europäer dort Platz finden können, folgen ihm und beruhigen sich gern über die Gesellschaft jener Weiberschar, die nun einmal mit ihren Spucknäpfen und Betel-Dosen von der kaiserlichen Person unzertrennlich sind. Es sieht komisch aus, wenn diese kaiserlichen Frauen zu Dutzenden hinter dem Stuhle ihres Meisters stehen und mitten darunter Offiziere in Uniform, sowie holländisch-europäische Beamte, zwischen denen kein Apfel zur Erde kommen kann. Es scheint der Etikette zuwider, noch einige solcher erhöhten Gerüste oder Balkons für die Zuschauer bauen zu lassen, und wahrscheinlich nahm auch in früheren Zeiten der Kaiser mit seinen Frauen auf dem einen Balkon Platz.

Auf allen Mauern hocken Zuschauer, ja selbst die Aeste der umstehenden Bäume sind besetzt, und Alles deutet an, daß man nun wieder ein neues Schauspiel zu sehen bekommt. Der ganze Platz Pesaban, der auf der einen Seite des Kratons liegt, wimmelt von Menschen. Ein großes Carré von Lanzenträgern sieht man nicht weit vor dem kaiserlichen Balkon geformt. Es ist etwa 300 Fuß lang, halb so breit und besteht aus einer drei bis- vierfachen Reihe von Menschen, die alle mit Piken bewaffnet sind. Die innerste Reihe hält die Piken horizontal vor sich hin, die zweite schief und die äußere gerade in die Höhe. In der Mitte des länglich viereckigen Platzes, der diesen Lanzenwald umschließt, sieht man in regelmäßigen Abständen derselben Richtung von links nach rechts eine Anzahl hölzerner Kasten stehen, die etwa 8 Fuß lang sind und die ihre schmale viereckige Vorderseite der Front zukehren, wo der Kaiser sitzt; sie sehen wie javanische Särge aus und man erräth schon, daß sie Bewohner enthalten, deren Magen schon manches Mal anderen Geschöpfen den Sarg bereitet hat.

Zwei festlich gekleidete Beamte nähern sich dem Balkon, knieen nieder und machen ihre Verbeugungen. Auf einen Wink erheben sie sich nach einer neuen Ehrenbezeigung und entfernen sich in feierlich gemessenen Schritten, das Carré thut sich auf, läßt sie ein und schließt sich hinter ihnen. Sie begeben sich zu dem ersten Tigerkasten, der ganz rechts steht, häufen leichte Brennstoffe, Stroh, Reisig, trocknes Holz, hinten am Kasten auf und zünden es an. Hiernach steigt der Eine auf den Kasten, durchschneidet die Stricke des Schiebers, der den Kasten am vorderen Ende verschließt, zieht den Schieber auf, bewegt ihn mit lautem Geräusche hin und her und wirft ihn weit davon. Alles verrichtet er mit langsamer Feierlichkeit. Darauf vom Kasten abgestiegen, knieet er daneben nieder, schlägt die Beine unter und bringt, während hinten das Feuer immer lauter knistert, mit zur Stirn erhobenen Händen einen neuen Sembah dar.

Tausende von Blicken sind nun auf die kleine Oeffnung vorn am Kasten gerichtet, die Aufmerksamkeit wird mit jedem Augenblick gespannter, je höher das Feuer hinten am Kasten emporlodert. Der Beamte erhebt sich und tritt mit seinem Gefährten den Rückzug an, indem er zu den Schlägen der Gamelang-Musik, die nun anfängt, laut zu erklingen, sich in einem feierlich langsamen Tanze entfernt.

Immer höher wirbelt der Rauch, man glaubt, daß die Falle selbst schon Feuer gefaßt habe. Bereits sind die zwei Beamten, die ihre Arme und Beine im

langsamen Rhythmus bewegen, wieder am Carré angelangt, und noch kein Tiger läßt sich sehen. Da auf einmal erblickt man etwas Braunes in der dunklen Oeffnung, das Unthier schnaubt heran. Die Schläge des Gamelang verdoppeln sich jetzt, aber kein Laut ist sonst hörbar. Man sieht nur! Der Tiger, der gewöhnlich einige Augenblicke vor der Falle stehen bleibt und auf dessen wilde, Furcht einflößende Majestät jetzt alle Blicke sich heften, sieht sich stumm ringsum. Es ist ein Königstiger, einer der größten und wenn auch nicht so hoch, doch entschieden so lang wie ein Büffel. Stolz auf sein prächtig gelbes Kleid mit den bräunlich schwarzen Streifen steht er da und blickt scheinbar furchtlos auf die Lanzenspitzen, die ihm von allen vier Seiten her in dreifacher Reihe entgegenstarrn. Darauf geht er mit ziemlich plumpem Schritt einige Mal auf und ab und legt sich nieder. Der wirbelnde Rauch und das Feuer seiner Falle, die nun ganz in Flammen steht, scheint ihn wenig zu kümmern. Es scheint, als ob er nachdächte und einen Entschluß faßte. Denn wer kann wissen, was in den Thieren vorgeht, und ob sie nicht etwas der Denkkraft Aehnliches besitzen. Endlich steht er auf und schreitet langsam durch die Fläche, der innern Seite des Carré zu, die er ruhig betrachtet: „ein prachtvoller Anblick!“ Dort keinen Ausgang findend, besucht er eine andere Seite, findet die Wege zur Flucht aber überall versperrt. Da scheint ihn die Verzweiflung zu packen, er stößt einen kurzen, dumpfen Laut hervor und fängt an — ein Schrei des Beifalls und der Ueberraschung läßt sich in der Volksmenge hören — im Galopp neben den Lanzen hinzulaufen, die er strebt in schiefer Richtung zu durchdringen. Aber überall, wo er sich dem Carré nähert, senken sich ein Dutzend Spitzen zugleich gegen ihn und zwingen ihn, nach Innen auszubeugen. Er versuchte es an einer anderen Stelle, aber auch dort stellen sich ihm die eisernen Lanzen entgegen, denen er von Neuem ausweicht. So setzt er seinen Katzengalopp in einer Schlangenlinie fort, bis er, zur Wuth gebracht, den letzten Versuch wagt und mitten und gerade in das Carré hineinspringt. Von Lanzen aufgefangen, taumelt er zurück, überwälzt sich ein paar Mal, springt wieder auf, läuft noch einige Schritt weiter, bis er neue Lanzenstiche empfängt und, sich überwälzend, das letzte Mal in den Sand hinrollt. Nun drängen sich ganze Truppen von Lanzenträgern herbei, um ihre Spitzen in den Leib des königlichen Thieres zu senken, das seit seiner ersten Erscheinung aus dem Käfig kaum ein paar gedämpfte Laute von sich stieß.

So grausam das Spiel ist, sehen ihm doch Tausende, Braune und Weiße, selbst Kinder und Damen, mit Begierde zu. Man scheint sich an der Vernichtung des gefürchteten Herrn der Wildniß zu weiden, der, von Menschen überlistet, hier zu Grunde geht. Man denkt, es sei ja nur ein blutdürstiger Tiger. Man sieht aber deutlich genug, daß dieser schreckliche Tiger so furchtsam ist wie die Hauskatze, sein getreues Miniaturbild, und sich wahrscheinlich nie anders als aus Bedürfniß und nie aus Lust am Morde zum Kampf mit anderen Thieren einläßt. Und wenn er diese morden muß, um zu bestehen, darf man da leugnen, daß in der Natur selbst schon das Prinzip der Grausamkeit ausgesprochen liege! Wer wollte daher den Stab brechen über die halbkultivirten Javanen, daß auch sie, zur Grausamkeit geneigt, vor allen Spielen die blutigen Thierkämpfe lieben?

Gleich der ersten werden die übrigen Fallen nach einander geöffnet, und all die armen Schlachtopfer erliegen demselben Loose. Natürlich offenbart sich bei den einzelnen Tigern das besondere Naturell in verschiedener Weise. Zwar geht keiner freiwillig aus dem Käfig, dann aber setzen sich manche, namentlich die gefleckten Panther sogleich in Galopp und laufen ohne weiteres in den Lanzenzaun hinein; andere wieder und wohl die meisten schauen sich zumeist bedächtig um und wagen den Todessprung erst nach langem Zögern; noch andere finden am Anblick der Menschenmenge und der langen Spieße ringsum so wenig Behagen, daß sie versuchen in ihre Höhle, die schon halb in Flammen steht, zurückzukriechen. Noch andere endlich legen sich in der Mitte des Platzes nieder und scheinen gänzlich abgeneigt sich zu erheben. Für letzteren Fall stehen zwei große aus Bambu geflochtene halbkugelige Körbe, wie kleine Hütten, im Platze bereit, unter denen sich einige Javanen verborgen halten. Diese Körbe bewegen sich dann, von ihrem unsichtbaren Inhalt getragen, auf den Tiger zu, und man zwingt denselben durch Stechen mittels spitziger Stäbe zum Aufstehen.

Wenn einige Fallen bereits zu Kohle gebrannt sind, eine andere noch in hellen Flammen steht und jene zwei Beamte sich in feierlichem Schritte wieder nähern, um die letzte Falle zu öffnen, dann brennt gewöhnlich die Sonne schon aus dem Zenith herab und vollendet durch ihre Glut die Eigenthümlichkeit dieser tropischen Scene. Die Volksmasse der Javanen in ihrer eigenthümlichen Tracht, die den Oberleib meist nackt läßt, die blinkenden Lanzen, die Waringin-Bäume, die zu den Seiten des Carré ihre dicken schattigen Kronen ausbreiten, die Pandopos (offene Schuppen) an der Seite des Platzes, der Staat des Kaisers mit seinem bizarren Gefolge und die Schläge des Gamelang — das Alles sind Einzelheiten, welche die Eigenthümlichkeit der ganzen Scene bilden und welche zu reich und mannichfaltig an Nuancen sind, als daß die Feder des Schriftstellers ein vollkommenes Bild davon entwerfen könnte.

Gönnen wir dem Susuhunan seinen Prachtsessel (Dampar), den ihm nach beendigten Rampok, wie man das Loslassen und Tödten der Tiger inmitten des Lanzenvierecks nennt, seine Weiber wieder nachtragen, während er unter dem Spiel der Musik ebenso feierlich, wie er herauskam, in seinen Kraton wieder hineinspaziert, um bei einem großartigen Mittagsmahl seine Hofleute und die europäischen Beamten um sich zu versammeln.

Während am Hofe dieses von hündischer Unterwürfigkeit umgebenen Fürsten ein Fest dem anderen die Hände reicht, und die Tage in Ueppigkeit und Schwelgerei dahinfließen, ist das Volk in den Fürstenlanden durch Mißbrauch der Beamten-Gewalt verarmt, denn ihre Frohndienste und Abgaben sind fast unerschwinglich. Jeder Beamte ist ein Tyrann in seinem Gebiete. Klagen des gemeinen Javanen würden ungehört verhallen und nur größere Bedrückungen zur Folge haben. Zu den Ohren des Susuhunan dringen nur die Worte der Schmeichelei und Lüge und die Musik der Festgelage. An den schlecht unterhaltenen Straßen, auf denen man mit dem Wagen kaum fortkommen kann, lagern zahlreiche Unglückliche, Blinde, Lahme und sonst arbeitsunfähige Leute, welche das Mitleid der Vorübergehenden

mit ihrem kläglichen „Kasian duan“ anrufen. Auch die Bevölkerung der Fürstenländer ist im Verhältniß zu den übrigen Residentschaften gering. Denken wir uns nun die Herrschaft der Holländer hinweg und die einzelnen Fürsten Java's noch in beständiger Fehde gegeneinander begriffen, so haben wir ungefähr ein Bild der Zustände früherer Jahrhunderte, als die Völker des Archipels noch „frei“ waren. Man kann ohne Bedenken behaupten, daß die Sicherheit der Personen und des Eigenthums auf Java erst seit der Herrschaft der Holländer besteht, daß das Recht an die Stelle der Willkür getreten, sowie auch Kultur und Humanität, ohne daß dem Volke seine nationale Eigenthümlichkeit in Religion, Sitte und Sprache benommen wurde, bedeutende Fortschritte gemacht haben.

Im Allgemeinen kann man dem javanischen Volke die Anerkennung nicht versagen, daß es tüchtige Handwerker liefert. Die Gewerbe sind dort uralt und führen meistens heimische Benennungen. Bei den geringen Bedürfnissen des Volkes und der Einfachheit, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse kennzeichnet, kann man jedoch auf keine großartige Entwickelung der heimischen Industrie rechnen. Die Natur an und für sich ist gegen den Menschen gütig und liefert ihm Vieles ohne Mühe, was wir im Schweiße der Arbeit erst erringen müssen, und mit den gewonnenen Produkten des Landes ließen sich auf leichte Weise fremde Gewerbserzeugnisse einhandeln. Der Trieb zur höheren Entwickelung der Gewerbe fehlt den Javanen gänzlich.

Die Namen für die javanischen Handwerke sind meistens mit dem Worte Tukan zusammengesetzt, was einen „Macher“ oder Verfertiger bedeutet. Tukan lampet ist ein Mattenmacher, Tukan watu ein Steinmetz, Tukan ara ein Branntweinbrenner, Tukan jilid ein Buchbinder, Tukan medal ein Färber, Tukan pandom ein Schneider, Tukan chat ein Maler. Auch für Gold- und Kupferschmiede, musikalische Instrumentenmacher, Holzschnitzer, Sticker, Waffenschmiede u. s. w. hat die javanische Sprache eigene Benennungen.

Die Hauptarbeit des Volkes besteht in der Verfertigung seiner Kleider. Ob nun der Stoff zu denselben von Fellen, Federn, Baumrinden, Bast oder Faserstoffen entnommen wird, stets hat er eine Reihenfolge langwieriger Prozesse durchzumachen. Die Seidenzucht gedeiht auf Java schlecht und auch die Schafe geben, wie in allen tropischen Klimaten, nur eine sehr geringe Wolle. Das Volk ist darum vorzugsweise auf die Baumwolle zur Herstellung seiner Bekleidung hingewiesen.

Baumwolle im rohen Zustande heißt **Kapas**, gereinigt **Kapok**. Die Reinigung geschieht durch zwei gegeneinander laufende Walzen, **Gilingan**, welche nur die Fasern durchgehen lassen und die Samenkörner zurückhalten. Es ist eine sehr umständliche, zeitraubende und unvollkommene Methode, welche die Javanen hier anwenden; es folgt nun das Spinnen der Fasern (**Ngauti**). Das Spinnrad heißt **Jantra**, die Spindel **Kisi**, der Webstuhl **Abah Tenun**. Spinnrad und Webstuhl gleichen den Maschinen dieser Art, die auf dem indischen Kontinente in Gebrauch sind, nur sind die javanischen viel sauberer und hübscher gearbeitet, namentlich der Webstuhl. Die daran arbeitende Frau sitzt nicht in einem Loche,

das in dem Boden ausgehöhlt ist, sondern auf einer erhabenen Flur, gegenüber dem Hause. Die Beine sind dann während des Webens horizontal unter dem Webstuhl ausgestreckt. Spinnen und Weben ist einzig und allein Geschäft der Frauen, die vom höchsten bis zum niedrigsten Stande die Kleider für ihre Männer selbst bereiten.

Ehe das Garn verwebt wird, kocht man es aus und schönt es dann mit Reiswasser. Nach dem Trocknen wird es auf ein Rad aufgehaspelt und zum Weben vorbereitet. Eine geübte Weberin braucht vier Tage, eine minder gute fünf bis sechs Tage, um einen einzigen Sarong von neun Fuß Länge und fünf Spannen Breite anzufertigen.

Mit Ausnahme von Blau und Scharlachroth verstehen die Javanen nicht, die bunten Farben echt auf das Garn oder Gewebe zu übertragen. Als blauer Färbestoff dient Indigo; zu Roth benutzt man die Wurzeln des Wang-Kudu Beachtenswerth erscheint, daß die Javanen das Gerben erst von den Europäern lernten, wenngleich sie vorher schon die Kunst verstanden, die Häute schmiegsam und dauerhaft zu machen. Ihr jetzt mit verschiedenen Baumrinden gegerbtes Leder hält übrigens den Vergleich mit europäischen Fabrikaten sehr gut aus.

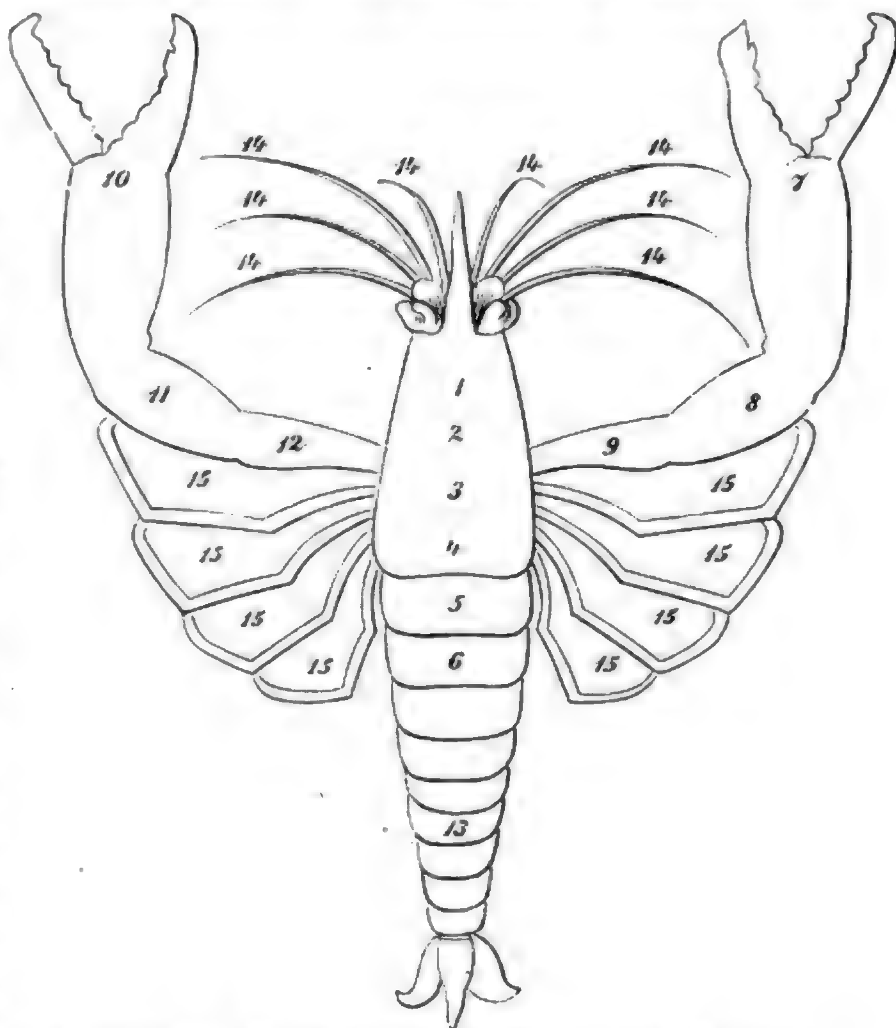
Alle Arten von Waffen liefert der Schmied. Die Kriß- oder Dolch-Fabrikation nimmt dabei seine meiste Zeit in Anspruch und erfordert auch die größte Sorgsamkeit, denn der Kriß ist die hochgeschätzte Lieblingswaffe der Javanen. Der Preis einer neuen Dolchklinge steigt bis zu fünfzig Thalern; wenn jedoch nachgewiesen werden kann, daß eine Klinge drei oder vier Generationen alt ist, so steigt ihr Werth noch um das Zehnfache. Eine eigene Zunft bilden die Scheidenmacher oder Tukan merangi.

Der javanische Kriß ist vom malayischen in der Form verschieden; auch ist sein Griff und die Scheide anders gestaltet. Die Unterarten, die man vom javanischen Dolche unterscheidet, und die nur ein geübtes Auge erkennen kann, gehen in die Hunderte. Außer den Dolchen gebrauchen oder gebrauchten die Javanen noch Speere, Wurfspieße, Bogen und Pfeile (Gendewa, pana). Die Pfeile heißen je nach der verschiedenen Form Chakra, Paspati, Trisula, Waraschang, Diwal Roda, Delali u. s. w. Die Namen der Kriegskeulen sind: Indan, Gada und Denda; sie dienen als Attribute der Götter und Halbgötter und werden in den heimischen Liedern und Heldengesängen oft erwähnt. Blasrohre (Tulup), aus denen kleine vergiftete Pfeile abgeschossen werden, sind schon seit Jahrhunderten auf Java nicht mehr im Gebrauch, während sie auf den weniger civilisirten Inseln des Archipels, namentlich Borneo noch heute benutzt werden; dagegen versteht man sich noch trefflich auf das Werfen der Steine mit Schleudern (Bandring). Fast so viele Benennungen wie der Dolch, führt auch das Schwert und seine Unterarten, und wenn wir auch die Worte der deutschen Sprache Degen, Säbel, Pallasch, Sarras, Rappier, Hieber u. s. w. zu Hilfe nehmen, so gelingt es uns dennoch nicht, nur annähernd die Mannichfaltigkeit der javanischen Ausdrücke zu bezeichnen. Pedang, Bandol, Badik, Golok, Mentok, Lamang, Klewang, Chundrik u. s. w. sind die Namen verschieden geformter Schwerter. Der Wedung, welcher einem Hackmesser

gleicht, wurde nur bei feierlichen Gelegenheiten von den Häuptlingen in Gegenwart des Fürsten getragen. Kleine runde Schilde trägt der Javane heute noch, während die großen außer Gebrauch gekommen sind.

Außer mit diesen Waffen sind die Javanen seit langer Zeit mit dem Gebrauche der Kanonen, Flinten und Pistolen bekannt. Sie gossen früher ihre Geschütze selbst und vor dem Kraton oder Palast zu Surakarta stehen noch einige große alte Stücke, die mit einer Art Ehrfurcht betrachtet werden, weil man glaubt, sie seien die ersten, welche nach der Insel gebracht wurden. Jetzt beziehen die Eingeborenen ihre Schießwaffen aus europäischen Fabriken; Schießpulver bereiten sie selbst.

Von einer Armee, di nur im Nothfalle zusammengerufen wird und die aus Volk besteht, das in der Handhabung der Waffen wenig geübt ist, kann man auch keine große Disciplin erwarten. Die Verehrung jedoch, welche das gemeine javanische Volk gegenüber seinen Häuptlingen hegt, die wohlabgegrenzten Rangabstufungen, die Ergebung, mit der alle Klassen gewillt sind, sich zu Gunsten ihrer alten Einrichtungen zu opfern, haben die javanischen Truppen doch dahin gebracht, unter ihren heimischen Führern ordentlich und muthig zu kämpfen. In ihrer Taktik ahmen sie die Vorschriften nach, welche ihnen in ihren alten Romanzen gegeben sind. Die Schlachtenpläne, die Marschordnung, die Heeresaufstellung, Alles wurde nach diesen alterthümlichen Gedichten eingerichtet. In dem großen Mataremkriege, in dem das jetzt in Dschokschokarta herrschende Geschlecht auf den Thron gelangte, war die Schlachtordnung des Heeres in der Form einer Seegarneele oder eines Krebses aufgestellt, wie sie der beigegebene Holzschnitt nach Raffles zeigt. Diese Art und Weise heißt Mankara Boschewa (Buhia), oder der Krebs, der seine Seele hütet, eine Bezeichnung, die von der gedeckten Stellung des Fürsten im Mittelpunkte der Schlachtordnung hergenommen ist. Dieser Plan ist dem Gedichte „Brata Yudha“ entnommen und Bimanyu, der Sohn Ardschuna's,



Altjavanische Schlachtordnung in Gestalt einer Seegarneele.

war der erste, welcher sie benutzte. Der Herrscher (Nr. 4) befindet sich an der Stelle, wo wir uns das Rückenschild des Krebses denken müssen; vor ihm stehen die Prinzen und Verwandten seines Hauses (3), hinter ihm, gedeckt durch die ganze Armee, der Thronerbe (5). Die Scheeren des Thieres (7 und 10) sind gleichsam die beiden Flügel der Armee, während die Fühler (14) die Vorhut darstellen.

Die Javanen und ebenso die zu ihnen gehörigen Bewohner der nahegelegenen Inseln Madura und Bali bedienen sich derselben Schriftzeichen, wie denn auch ihre Sprachen eng mit einander verwandt sind. Mit Leichtigkeit lassen sich in der Gruppe der javanischen Sprachen vier Dialekte unterscheiden, deren Verschiedenheit größtentheils durch Beimischungen aus anderen Sprachen bedingt wird, nämlich die Sunda=Sprache, welche von den javanischen Bergbewohnern westlich von Tegal geredet wird, das eigentliche Javanische, dessen Bezirk die Provinzen östlich von Tscheribon und die Distrikte an der Nordküste sind, sowie die Dialekte oder Sprachen der Inseln Madura und Bali.

Obgleich die Sunda=Sprache jetzt auf die gebirgigen Theile Java's beschränkt ist, so scheint sie doch in früheren Zeiten und namentlich noch kurz vor der Ausbreitung des Muhamedanismus die allgemeine Sprache der westlichen Bezirke der Insel gewesen zu sein. Sie ist ein sehr einfacher und unkultivirter Dialekt, der jedoch für die Gebirgsbewohner ausreicht. Doch hat sie sich ziemlich rein erhalten, wenn auch malayische und einige Sanskrit=Worte ihr beigemengt sind. In letzterer Sprache bezeichnet man alle Dinge, die auf die höhere Kultur, auf Künste und Wissenschaften Bezug haben; schon hieraus geht die untergeordnete Bedeutung der Sunda=Sprache hervor, die jetzt nur noch von einem Zehntel der Bewohner Java's gesprochen wird. Ihre Stellung zum Javanischen läßt sich etwa mit derjenigen der wendischen Sprache zum Deutschen vergleichen.

Die Madura=Sprache zerfällt, obgleich sie nur auf dem kleinen Eilande, von dem sie den Namen trägt, geredet wird, wiederum in zwei Unterdialekte, das eigentliche Madura und das Sumenap. Beide haben viele Wörter mit dem Sunda gemeinschaftlich, doch ist die Zahl der dem Malayischen entlehnten Ausdrücke noch bei weitem größer. Das eigentlich Javanische zeigt noch mancherlei provinzielle Eigenthümlichkeiten, die oft so weit von einander abweichen, daß die Bewohner nur wenige Meilen von einander entfernter Orte einander nicht verstehen. Die in der Umgebung Batavia's gesprochene Sprache ist ein Jargon, in den holländische, portugiesische, chinesische, javanische und besonders viel malayische Wörter eingemischt sind.

Die Javanen besitzen ihr eigenthümliches Alphabet, das aus zwanzig Konsonanten besteht, die Aksara oder Buchstaben genannt werden. Wie bei den meisten indischen Charakteren gelten diese Buchstaben zugleich als Silben, die aus einem Konsonanten mit anhängendem Vokal bestehen, der stets ausgesprochen wird, wenn seine Wirksamkeit nicht durch ein besonderes Zeichen aufgehoben ist. Außer den Aksara giebt es zwanzig Hülfszeichen, Pasangan, die zur Unterdrückung des

jenen anhaftenden Vokallautes benutzt werden. Drei von ihnen werden stets den Aksara nachgesetzt, die übrigen siebenzehn stehen unter diesen.

Die Javanen schreiben von der Linken zur Rechten. Jeder Konsonant wird einzeln für sich niedergeschrieben, ohne Zusammenhang mit dem folgenden. Zwischen den verschiedenen Wörtern wird kein Raum gelassen. Die einzigen Unterbrechungszeichen sind kurze diagonale Linien, oder zuweilen ein Komma, das am Ende eines Verses angebracht wird. Zum Schreiben bedient man sich der Tusche und des einheimischen Papieres; seltener wendet man chinesisches oder europäisches Fabrikat an.

Javanische Schriftzeichen.

Das javanische Papier wird aus dem Baste des Deluwang oder Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera) auf eine sehr einfache Weise gewonnen; gegenüber den Balinesen ist dies immerhin ein Fortschritt, denn diese graben ihre Schriftzüge mit einem eisernen Griffel in eigens zubereitete Palmblätter, die den Namen Lontar führen (abgeleitet von ron, Blatt, und tal, Palmbaum, wobei in der Zusammensetzung der erste und letzte Buchstabe verwechselt werden).

Wie im Malayischen sind die meisten ursprünglichen javanischen Wörter zweisilbig; sie werden mit einem leichten Accent auf der ersten Silbe ausgesprochen, doch herrschen hierin auch, je nach den Landschaften, Verschiedenheiten. Zusammengesetzte Wörter sind nicht allzuhäufig, doch kann man sie durch Verbindung zweier Grundwörter bilden. Außer diesen bildet man durch Vorschlagen oder Anhängen gewisser, an und für sich nichtssagender Silben,[1] aus den Grundwörtern neue Bezeichnungen.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung im Javanischen ist die Trennung desselben in die gemeine Sprache (Ngoko) und in die Höflichkeits- oder Ehrensprache, die man auch als Hochjavanisch bezeichnen kann, während die erstere etwa im Range der Mundarten gegenüber der Schriftsprache steht. Die Höflichkeitssprache oder Basakrama, welche früher schon kurz erwähnt wurde, enthält viele Sanskrit-Wörter und einige malayische Beimischungen; nur der vierte Theil ihres Wortschatzes ist der gemeinen Sprache entnommen und diese Wörter werden noch durch eine andere Aussprache und Orthographie unterschieden. Der Unterschied zwischen höheren und niederen Ständen ist in Java sehr scharf und es ist nicht gestattet, Jemanden, der dem Stande nach über dem Anredenden steht, in der gemeinen Sprache anzusprechen. Die niedern Klassen reden dagegen unter sich stets die gemeine Sprache. Jedermann ist beider Idiome mächtig und gleichstehende Personen unterhalten sich oft in einem Gemisch aus beiden, oder korrespondiren selbst in dieser Weise. Kinder müssen die Eltern im Basakrama anreden, während diese in der gewöhnlichen Sprache antworten. So haben wir hier das Beispiel der vollständigen Zweisprachigkeit eines Volkes.

Um den Reichthum an Idiomen und die Sprachverwirrung — denn als solche erscheint der Ueberfluß an verschiedenen Mundarten dem Fremden — noch

größer zu machen, besitzen die Javanen noch eine eigene heilige, klassische oder poetische Sprache, das ausgestorbene Kawi, das durch die epochemachenden Untersuchungen Wilhelm v. Humboldt's eine so große Berühmtheit erlangt hat. Diese wiederum ganz verschiedene Sprache steht zu den gewöhnlichen Umgangssprachen in demselben Verhältniß, wie das Sanskrit zu den hindustanischen Idiomen, das Pali zu den Sprachen der Siamesen und Birmanen. Im Kawi sind alle historischen und poetischen Werke der Javanen niedergeschrieben, ebenso die alten Inschriften in Stein und Kupfer, die in verschiedenen Theilen der Insel aufgefunden worden sind. Neun Zehntel der Kawisprache stimmen mit dem Sanskrit überein.

Auf der Insel Bali gilt das Kawi noch als Religions- und Gesetzessprache; in Java dagegen bedient man sich ihrer nur zu Gedichten, und jeder gebildete Mann muß ihrer wenigstens in geringem Grade mächtig sein. Dagegen ist das auf Bali, jedoch nur von den Brahminen, gesprochene Kawi, in dem die alten mythologischen und historischen Gedichte niedergelegt sind, besser als das auf Java angewandte. Durch die Kawisprache erhielt auch das Javanische seinen Vorrath von Sanskritworten, der aus dieser Quelle noch täglich vermehrt wird.

Auch eine mystische Sprache besitzt Java, die bei geheimen Korrespondenzen gebraucht wird, und nur den betreffenden Parteien bekannt ist. Man bildet dieselbe durch Zusätze, die man in die gewöhnliche Sprache einschiebt.

Wie die Sprache Java's tiefgreifende Einflüsse von den Hindu empfing, so auch die Literatur. Die wichtigsten Erzeugnisse derselben sind in der Kawisprache niedergelegt oder doch noch in javanischen Uebersetzungen aus dieser erhalten. Als vor mehr als 400 Jahren der Muhamedanismus seinen siegreichen Einzug auf der Insel hielt, that derselbe Alles, um die Kawisprache zu unterdrücken; doch auf Bali erhielt sich, wenngleich durch barbarische Einflüsse entstellt, der Hinduglaube, dorthin flüchteten sich die Anhänger der alten Religion. Als ein Heiligthum nahmen sie die alten Literaturschätze mit dort hinüber, die so der Vernichtung durch die Muhamedaner entgingen. Dasjenige Werk, welches am ausführlichsten von der Geschichte und der alten Mythologie der Javanen handelt, die Kanda, ist leider nur noch in einer javanischen Uebersetzung, aber nicht mehr im Kawi-Urtext vorhanden.

Neueren Ursprungs und sehr beliebt ist die Jowar Manikam genannte Ballade, von der wir hier einen Auszug mittheilen: „Treue Liebe macht das Herz schwer. Da war eine Jungfrau, die glänzte wie ein Edelstein unter allen Weibern und ihr Name war Jowar Manikam. Ihr Vater war ein sehr frommer Mann und von ihm hatte sie die Reinheit und Keuschheit des Gemüthes geerbt. Ihre Schönheit war über alles Lob erhaben, alle Männer bewunderten sie und schauten sie lieber an, als Berg und Thal, Fluß und See. Sie lebte gleich einer Heiligen und alle bösen Gelüste blieben ihr fremd; allein Gott in der Höhe war der Gegenstand ihrer Verehrung. Aber ist es nicht ein Unglück, daß ein so herrliches Geschöpf ohne Gatten dasteht? Und wenn ein solches Mädchen einen ganz für sie geeigneten edlen Mann findet, ist es da nicht, als ob Milch und Zucker sich

mischen? Als nun ein Priester einen Angriff auf ihre Tugend machte, da rief sie erstaunt aus: Warum handelst du wie ein Dieb? Ist es dir nicht verboten, solches zu thun? Vergißt du dein Gelübde und die Furcht vor Gott? Denkst du nicht an dich selbst? Ist deine Aufführung nicht abscheulich? Da ich Gott fürchte und die Strafen des Himmels, so kann ich niemals deinen Begierden nachgeben. Ich werde den Vorschriften des Propheten Gehorsam leisten und die Laufbahn seines Kindes Fatime wandeln. Wie kommt es, daß du so Uebles an mir vollbringen willst? Wahrlich, wenn mein Vater dieses wüßte, würde er dich nicht hart bestrafen? Da der Priester auf diese Weise abgewiesen war, schrieb er aus Rache einen Brief an den Vater der Jowar Manikam, worin er sie anschuldigte, daß sie ihn habe verführen wollen. Der betrübte Vater verurtheilte seine Tochter nun zum Tode und trug ihrem Bruder die Hinrichtung auf. Als dieser aber das Schwert zum verhängnißvollen Streiche erhob, traf er einen Hirsch anstatt der Schwester, die unbeschädigt in die Wälder entfloh. Unter einem breiten Waringin-Baume fand sie Schutz und Obdach, und obgleich dessen Früchte noch nicht reif waren, so zeitigten sie doch, um ihr als Nahrung dienen zu können. Alle Blumen öffneten ihre Kelche und strömten Wohlgeruch auf sie aus; eine that es darin der anderen zuvor. Die wilden Thiere des Waldes, der Tiger, der Büffel, das Rhinozeros kamen zu ihr und legten sich als treue Wächter lautlos um sie herum. Und als nun die Prinzessin durstete, da betete sie zum Himmel um Wasser; sogleich that sich der Boden auf und ein frischer Quell sprudelte hervor, auf dem Wasserrosen erblühten. Ihr Herz ward nun leicht; sie badete im Bächlein und betete zu Gott. Der Vater entdeckte unterdessen die Schändlichkeit des Priesters und holte seine Tochter wieder, die glücklich an einen Prinzen verheirathet wurde."

Die meisten Schriften der Javanen sind in Versen niedergeschrieben, bei denen drei Metra angewandt werden. Das bedeutendste Versmaß ist das sogenannte Sekar Kawi (wörtlich: Blüten des Kawi), in welchem alle Poesien in der Kawisprache verfaßt sind. Als altes Versmaß bezeichnet man das Sekar Sepoh, während mit Sekar Gangsal fünf moderne Metra bezeichnet werden.

Eine Strophe heißt Pada (Fuß); ein Vers Ukara. Der Reim wird im Javanischen nicht gebraucht, doch endigen die im Sekar Sepoh und Gangsal geschriebenen Verse stets mit einem Vocal.

Die folgenden Zeilen bieten uns eine Probe aus dem Sekar Kawi:

Den prayitna wong agung aja pitambuh
Barang rabing praja
Kawruhana den atiti
Supayani ing tindak aywang alentar.

Wacht gut, ihr Großen, und gebt wohl Acht,
Was im Lande vor sich geht,
Und paßt gut auf,
Daß die Verwaltung des Landes nicht vernachlässigt werde.

Jetzt werden alle Gedichte im Sekar Gangsal geschrieben, das fünf verschiedene Metra nachweist, die jedoch wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen. Hier ebenfalls ein Beispiel:

Sun amurva langit inggil	Hoch ist der Himmel
Dadalan iku pan dawa	Und der Weg dorthin ist weit;
Chok juranga pasti ledok	Jedes Thal ist flach
Lumrahi gni apanas	Und das Feuer ist von Natur heiß.
Sanadyan lawe petak	Der weiße Zwirn wird schwarz
Yen winedel dadi wulung	Sobald du ihn mit Kohle färbst,
Yeng mahidu ayonana.	Glaubst du's nicht, dann versuche es.

Das folgende Gedichtchen ist in der Sprache des Landvolks von Bali verfaßt

Chahi santri	Junger Mann, du bist ein Priester,
Bajang bajang gobah mlah	Jung und hübsch.
Dapati manu huking	Zügle deine Begierden
Demam hatini memadat	Und gieb das Opiumrauchen auf.
Chahi	Junger Mann!
Bajang taruna	Noch bist du mit Weibern nicht vertraut,
Nu liyu	Es giebt noch viel,
Demanin chahi	Was du erlernen mußt.
Ingatan awah	Denke an dich selbst
Bikase dali santri.	Und daß du Priester geworden bist.

Tukang Thialong. Javanischer Musikus nach Molins.

Tempel von Bantam.

Achtes Kapitel.

Die Götterlehre und Alterthümer Java's.

Einwanderung der Hindu. — Verschiedenheit der Ost- und Westjavanen. — Eintheilung in Stände. — Willkürherrschaft der javanischen Fürsten und ihrer Beamten. — Wohlthätiger Einfluß der holländischen Regierung. — Zeitrechnung. — Neun Gottheiten. — Der javanische Olymp, Abspiegelung der Landeseinrichtungen. — Legende von Watu Gunong. — Die Tempel von Brambanam. — Tempel der Göttin Durga. — Die tausend Tempel. — Die Ruinen von Suku. — Der Teak-Baum. — Alte Inschriften und Münzen.

Fragt man den gebildeten Javanen, welchem Glauben seine Väter zugethan waren, bevor die Lehre Muhamed's auf Java verbreitet wurde, so antwortet er, daß sie „Orang Buda" waren. Aus dieser auch im Volke noch fortbestehenden Tradition können wir schon vermuthen, daß unmittelbar vor der Einführung des Islam auf Java das buddhistische Element die Oberhand hatte, wenn auch dessen Götterlehre bei den Javanen viele Veränderungen erfuhr. Die alten Urkunden erzählen von der einstigen Besiedelung der Insel vom asiatischen Kontinent aus, und die Javanen beginnen auch ihre Zeitrechnung von dieser ersten Uebersiedelung oder, wie Andere annehmen, von dem Siege des Hindu-Heeres über die „Rasaksas",

die Urbewohner. Andere Quellen erzählen freilich, daß die Besiedelung Java's durch die Hindu eine ganz friedliche gewesen und daß vor ihrer Ankunft die Insel unbewohnt war, was jedoch schon aus dem Grunde nicht wahrscheinlich ist, weil die Javanen eine ganz andere Rasse als die kaukasischen Hindu sind. Eine der Urkunden bringt die Nachricht von der ersten Besiedelung Java's in ganz eigenthümlicher Weise, welche erkennen läßt, daß ihre Abfassung nach Traditionen stattfand; ihr ist daher nur im Allgemeinen historischer Werth beizulegen. Wir wollen dieselbe, da ihr Umfang nicht bedeutend ist, als eine Probe des altjavanischen Stils und der Denkweise früherer Zeit nach Eisinga's holländischer Uebersetzung hier wiedergeben:

„Das ist eine Geschichte aus der Zeit, als Java noch wüst war und es noch keine Menschen, wohl aber eine Bevölkerung von Riesen, Ungeheuern und Teufeln gab. Auch bestand kein geoffenbarter Gottesdienst."

„Ein Sultan von Rum befahl, alle Inseln zu bevölkern, die noch unbewohnt waren. Der Sultan sprach zu seinem Reichskanzler: Wo sind jetzt noch Inseln, die noch keine Bewohner haben?"

„Der Reichskanzler antwortete ehrerbietig: Fürwahr, ich weiß es noch nicht. Der Fürst von Rum sprach: Frage dann schnell alle Kauffahrer, die von ihrem Werke ruhen. Der Reichskanzler ging hin, alle Kauffahrer wurden gerufen, alle gefragt und alle sagten, daß das Eiland Java noch wüst sei, daß es auch groß sei, und man brauche vierzig Tage, um es zu umsegeln; so groß ist Java. Die Berge daselbst schätzen wir wol auf vierzig große; kleinere mögen ihrer noch mehrere sein. Der Reichskanzler erschien dann wieder vor dem Fürsten, beugte sich tief und überbrachte die Worte der Kauffahrer. Der Fürst, dessen Befehle unwiderruflich waren, sprach: Pati, lasse schnell zwanzig Tausend Paare Menschen mit allem Nöthigen sich zur Auswanderung bereit halten. Es dauerte nicht lange, so hatte der Pati zwanzig Tausend Paare um sich versammelt. Der Fürst von Rum befahl: Versetze sie auf das Eiland Java."

„Sie wurden übergeführt und kamen auf Java an. Nach Verlauf von zwei Monaten waren die zwanzig Tausend Paare vertilgt, da sie durch die Riesen mit Lepra geschlagen wurden. Nur zwanzig Paare blieben übrig, welche nach Rum zurückkehrten. Als dem durchlauchtigsten Fürsten gemeldet wurde, daß alle die Paare umgekommen waren, rief dieser große König alle geistlichen Lehrer zusammen. Da sie alle versammelt waren, sprach er vertraulich: Ihr geistlichen Lehrer, was denkt ihr doch von der Insel Java, wo der Erfahrung gemäß Riesen wohnen, von denen zwanzig Tausend Paare Menschen vertilgt wurden, und nur zwanzig Paare übrig blieben? Alle Lehrer sagten zum Fürsten: Wenn es doch dem Fürsten behagen möchte, Zaubermittel anzuwenden, (und zwar) die kräftigsten Zaubermittel. Der König von Rum sagte liebevoll: Es ist gut, daß die vortrefflichsten Zaubermittel verfertigt werden. Alle bereiteten die besten Zaubermittel und alsbald wurde befohlen, dieselben anzuwenden. Sogleich begann die Erde zu beben und der Erdboden schaukelte gleich der wogenden See; es schien, als ob die Gebirge niederstürzen wollten; die Satane rasten, die Ungeheuer fürchteten sich alle, flohen

in Unordnung davon und stießen einander. Die Teufel waren mißmuthig, sie heulten durch die Bergschluchten; in ihrer Furcht suchten sie den Ozean. Als man dies dem Fürsten von Rum mitgetheilt hatte, sprach er: Nehmet Menschen, wiederum zwanzig Tausend Paare. Nachdem der Pati sie mit allem Nöthigen versehen hatte, wurden sie nach Java übergeführt."

Die zweite Kolonisation war nach dem Berichte unserer Urkunde also glücklicher. Es wird der Friede, die Eintracht der neuen Inselbewohner geschildert, unter welchen lange Zeit hindurch keine Noth herrschte. Die Reisfelder wurden gehörig vertheilt und die Küstenbewohner trieben Handel. Drei Jahrhunderte verflossen nach der Urkunde, ohne daß ein Krieg in Java ausbrach. Aber nach dieser Zeit „stellte Gott der Allerhöchste einen König auf über Java: groß war seine Herrschaft. Das Volk war wie die Thiere noch nicht eingeweiht in die Lehren des Glaubens."

Zuletzt wird der Brahmanen gedacht, die vom „jenseitigen Lande" kamen und die zwanzig Buchstaben verfertigten (Seite 181).

Aus der angeführten und noch anderen Urkunden kann man die historische Thatsache feststellen, daß vom asiatischen Kontinent aus Besiedelungen Java's stattfanden, die Anfangs unglücklich ausfielen, indem die Angekommenen theils durch Krankheit, theils durch die Waffen der noch rohen Urbewohner umkamen. Erst späteren Expeditionen war es vorbehalten, sich dauernd auf der Insel niederzulassen. Daß nun diese Niederlassungen an der Ostseite Java's stattfanden, dafür spricht nicht nur der Umstand, daß die Tempelruinen meistens in Ostjava sich finden, sondern auch die Sprache und die Volksüberlieferung. Die Westjavanen nämlich sprechen, wie schon erwähnt, die Sunda-Sprache, welche mit der alten Kawi-Sprache und dem Sanskrit nichts gemein hat, während das Idiom Ostjava's seine Verwandtschaft mit dem Sanskrit nicht verleugnet. Die Westjavanen jenseits der Residentschaft Tegal nennen sich auch Dschelma Bumi, das ist: Grundmenschen, Urbewohner. Auch ist ihre Gesichtsbildung eine andere als die der Ostjavanen. Bei den Letzteren tritt das Charakteristische der malayischen Rasse, nämlich die breiten hervorstehenden Backenknochen und die eingedrückte Nase mehr zurück und sie nähern sich mehr der schönen Gesichtsbildung der kaukasischen Rasse, was auf eine Beimischung von Hindu-Blut hindeutet.

Hat nun der asiatische Kontinent Kolonien nach Java gesandt und hat die höhere Kultur der Brahmanen ihren mächtigen, auf Religion und Sitte umgestaltenden Einfluß ausgeübt, so fragt sich: Wo sind die Spuren jener mit der Religion so innig verwebten Sitten und sozialen Einrichtungen, die auf dem asiatischen Kontinent Jahrtausende durch alle Stürme der Zeit sich erhalten, namentlich die strenge Kasteneintheilung der Bevölkerung und das Verbrennen der Wittwen nach dem Tode der Ehemänner?

Heutzutage finden wir davon auf Java keine Spur, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß in frühester Zeit eine Kasteneintheilung nach indischer Weise vorhanden war. In der javanischen Schrift Brahmanda purana, die man in das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung setzt, sind drei Kasten erwähnt, während

von einer vierten, den Sutra, keine Rede ist. Es scheint daher, daß schon damals die niedrigste Kaste aufgehoben war und überhaupt keine sehr strenge Grenze zwischen den einzelnen Kasten bestand. Nach dem Sturze des Reiches von Modschopahit (1478) und nach Einführung des Islam mußten auch die letzten Reste der Kasteneintheilung, die ja auf die Hindu-Religion sich stützt, schwinden; die Prinzen des gestürzten Reiches von Modschopahit, die Priester und eine Anzahl vornehmer Personen und Krieger flüchteten sich nach Bali, der benachbarten Insel, wo sie den Brahma-Kultus mit dem Kastensystem einführten. Dieser Kultus besteht auf Bali, ebenso die Sitte des Verbrennens der Wittwen, noch heutiges Tages. Diese Einführung der strengen Hindu-Sitten auf Bali datirt sich daher, daß kurz vor dem Falle des Reiches von Modschopahit eine Anzahl Brahmanen vom Kontinent nach Java kamen, welche nach dem Sturze der heimischen Dynastie ebenfalls nach Bali flüchteten und dort die Religion ihres Vaterlandes einführten. Auf Bali bilden die vierte Kaste oder die Sutra's nur die ursprünglichen von den flüchtigen javanischen Kriegern unterjochten Einwohner.

Kleiner Tempel von Sabang.

Gegenwärtig fallen uns unter den javanischen Ständen vorzüglich die heimischen Beamten auf, die aus den begüterten Grundbesitzern gewählt werden. Außer diesen Beamten finden wir noch drei Stände. Am besten lernen wir die Abstufungen kennen, wenn wir uns in irgend eine größere Ortschaft der Residentschaften Samarang oder Tscheribon begeben und dort die gesellschaftlichen Verhältnisse der Bewohner betrachten. An der Spitze des Dessa steht der Schulze, den wir oben mit dem allgemeinen Namen Kapala kampong benannt haben, der aber nach den verschiedenen Residentschaften andere Benennungen, Demang, Kuwu oder Bekel führt. Er ist gewissermaßen der Gebieter der Ortschaft und empfängt seine Befehle von dem Regenten oder Bupati, der über einen ganzen Distrikt gebietet. Ihm ist die Sorge für die Entrichtung der Steuern, die Unterhaltung der Wege und vor Allem die gehörige Vertheilung der Felder unter den Bewohnern der Ortschaft anvertraut. Denn nach alter einheimischer Einrichtung besteht auf Java eigentlich kein Grundbesitz der Einzelnen, sondern jeder Bewohner hat an dem gemeinschaftlichen Besitze des Dessa nach Maßgabe seines Ranges und seiner Leistungen Antheil. Die zweite dem Demang oder Kuwu untergeordnete Person, welche als Stellvertreter desselben gilt, ist der Nabehi, diesem folgen noch einige Personen, wie der Kliwon, Nakre-Buni und Koum, denen verschiedene Zweige

der Verwaltung übertragen sind. Alle diese Personen werden von den Dessa-Bewohnern aus der begüterten Klasse der Pridschahi gewählt. Nur das Dessa-Haupt bedarf der höhern Bestätigung zu seinem Amtsantritt.

Auf die größern Landbesitzer folgen die Sikap oder gewöhnlichen Landbauern; den vierten Stand endlich bilden die Manumpang oder diejenigen Leute, welche keinen Grundbesitz haben und entweder Kuli-Dienste verrichten oder ein Handwerk ausüben. Sie können bisweilen, besonders durch Handel und feinere Arbeit, sich ein ansehnliches Vermögen erwerben und dann in eine höhere Klasse eintreten. Außerdem beschäftigen sich die Manumpang bei der Ernte, wo dann der fünfte Theil des Eingesammelten ihr Eigenthum ist.

Es ist nicht zu verkennen, daß sich in den genannten vier Klassen, die auf ganz Java vertreten sind, wenn auch in verschiedenen Provinzen Abweichungen bestehen, eine Aehnlichkeit mit den vier Hindu-Kasten findet; doch zeigen die javanischen Stände nicht das Anstößige und Harte der indischen Kasten. Niemand, der in einer Kaste geboren ist, wird gezwungen, sein ganzes Leben hindurch in derselben zu bleiben. Es ist im Gegentheil dem Javanen durch Fleiß, Arbeitsamkeit und persönliche Verdienste ermöglicht, seinen materiellen Wohlstand sowol, wie seine soziale Stellung zu verbessern und zu erhöhen.

Die strenge Unterordnung der niedrigeren unter die höheren Beamten mit dem unbedingten Gehorsam, an welchen der Javane seit uralter Zeit gewöhnt wurde, hat im Laufe der Zeit ungeheure Mißbräuche und Bedrückungen hervorgerufen, die großentheils noch in den Fürstenlanden bestehen und das Volk physisch und moralisch zu Grunde richten. Da der Höhere immer auf den zunächst niedriger Stehenden drückt, so lastet am Ende die schwerste und unerträglichste Willkür auf dem gemeinen Javanen der niedern Volksschichten. Eisinga erzählt, daß er gesehen, wie einst in den Fürstenlanden ein Pangerang einen javanischen Bauer auf einem hübschen Pferd reiten sah. Der Pangerang ließ den Bauer rufen, der sogleich demüthiglich vor ihm erschien. „Da habt ihr ein hübsches Pferd," redete der große Herr den Javanen an. Dieser antwortete mit einem Gruß. „Führt es nur in meinen Stall," fuhr der räuberische Pangerang fort. Der Javane getraute sich nicht, ein Wort gegen den Befehl desselben einzuwenden. „Japi" antwortete er, die Hand vor die Stirne legend und führte das Pferd in den Stall des Fürsten.

Ganz anders aber gestaltet sich das Verhältniß in den übrigen 23 Residentschaften Java's, wo die niederländische Regierung die unmittelbare Verwaltung übernahm. Zwar bestehen auch hier dieselben Abstufungen im Beamtenwesen und den verschiedenen Ständen, das Volk aber genießt von diesen Einrichtungen die Vortheile einer geregelten und vernünftigen Verwaltung, ohne daß viele Mißbräuche statthaben. Die europäischen Beamten sind nämlich den höheren javanischen zur Seite gestellt und verkehren in Dienstsachen allerdings nur mit diesen; aber sie verschließen ihr Auge nicht den Zuständen und Vorfällen in den niedrigsten Volksschichten. Sie achten darauf, daß Niemand in gesetzwidriger Weise belastet werde, und Person und Eigenthum vollkommen sichergestellt sind. Die Javanen der

niedern Klassen, welche nur, wie vor alten Zeiten, mit ihren eigenen Vorgesetzten in Berührung kommen, bemerken recht gut, daß eine Veränderung in den Regierungsverhältnissen durch die europäische Herrschaft stattgefunden hat; sie sehen, daß Recht und Gesetz gehandhabt werden, während früher die Willkür herrschte. Die Unzufriedenheit mit dem holländischen Regiment ist daher nicht bei dem Javanen der niedern Volksklassen, sondern bei den Regenten und höhern Beamten, sowie bei den sogenannten Fürsten und Prinzen, deren Herrschaft gebrochen wurde, zu suchen.

Batara Guru (Ganesa) auf Java. Nach Raffles.

So wie aber die gesellschaftlichen Verhältnisse auf Java eine bedeutende Umänderung im Vergleich mit den Einrichtungen der alten Hindu erlitten, ebenso hat sich auch die Götterlehre einigermaßen umgestaltet. Es giebt, so belehrten mich javanische Priester, neun Klassen von Göttern, die alle eine besondere Macht haben. Der höchste, erhabenste aller Götter ist Sang Jang Batara Guru, dem sein Bruder als „Pati" oder Vollführer seines Willens beigegeben ist. Darauf folgen etwa 20 Dewas, die im Reiche Surabaja (dem Göttersitz, Himmel) wohnen.

Digitized by Google

Die denselben sich anschließenden, dem Range nach tiefer stehenden 14 Dewas wohnen nicht im Reiche der Götter, sondern üben ihren Einfluß nur auf irdische Dinge unmittelbar aus. Eine weitere Klasse von Göttern besteht aus 5 Dewas, die über Land und Meer speziell regieren. Die niedrigsten 7 Dewas sind vom Reiche Surabaja gänzlich abgeschieden, wie auch die 12 Widadari, welche mit den Göttern noch in inniger Beziehung stehen. Weitere 14 leben wie Menschen auf der Erde und bilden eine eigene Götterklasse, während noch 7 Widadari in der Sapta Petala oder der siebenten Vertiefung der Erde leben und endlich noch vier auf dem Grund des Meeres wohnen. Dies ergiebt zusammen eine Anzahl von 84 hohen und niederen Göttern.

Die allgemeinen Benennungen der Götter auf Java sind: Dewa oder mit weiblicher Endigung Dewi, das ist Jemand, der angebetet und erhoben wird. (Ist wol gleichen Ursprungs mit dem lateinischen Deus und dem griechischen Ζευς.) Sang, Jang. Ersteres Wort bedeutet erhaben, letzteres eigentlich Großvater, Geehrter. Batara, welches den Superlativ der Erhabenheit und Majestät bezeichnet. Widadari, himmlische Frau.

Den Ursprung der Götter setzen die Javanen mit jenem der Menschen gleich, und merkwürdigerweise haben sie für beide einen Adam und eine Hawa. Die Ueberlieferung weiß ferner, daß Adam und Hawa, nachdem sie 40 Kinder gezeugt hatten, hinsichtlich der unter ihren Kindern zu schließenden Ehen uneins wurden. Adam glaubte, daß man die guten mit den schlechten Kindern verbinden solle; Hawa war entgegengesetzter Ansicht. Adam zeugte durch sich selbst einen Sohn Sis, von welchem die Könige von Java ihren Ursprung genommen haben sollen. Von Sis nämlich stammen zuerst eine Menge Götter, deren Geschichte theils in Ueberlieferungen, theils in geschriebenen Werken niedergelegt ist. Unter den letzteren ist das bekannteste Sidschara Radscha Dschawa oder Geschichte der javanischen Könige. Der Anfang dieses Geschichtsbuches, das die Javanen wie eine Bibel verehren, und in welchem Niemand liest, ohne es erst auf sein Haupt gelegt zu haben, ist im höchsten Grade mythisch. Es beginnt von Adam, behandelt Genealogie und Geschichte der Götter in bildlicher Sprache und wird allmälig geschichtlich, indem es die auf Java vorgefallenen Begebenheiten sowie die Dauer der Regierungen der einzelnen Fürsten nebst Angabe der jetzt noch mit denselben Namen belegten Orte der Begebenheiten genau angiebt. Auf dieses Werk vorzüglich muß der Geschichtsforscher, oder wem es sonst um die Geschichte Java's zu thun ist, verwiesen werden. Es erzählt die Begebenheiten bis zum Könige Kiai Gede Kuripan, welcher einen Sohn Kiai Gede His hatte, von welchem Valentyn (Oud en nieuw Oost-India) seine Geschichte der javanischen Könige beginnt. Ferner existiren einige javanische Werke aus alter Zeit, das Hikajat Radscha Kuripan, und das Hikajat Radscha nila pati, von welchen Büchern jedoch keine Uebersetzungen in einer europäischen Sprache vorhanden sind.

Eine merkwürdige Handschrift, enthaltend die Geschichte Java's von Adam bis auf das Jahr 1739, hat neuerlich der General Elont in den Fürstenländern erworben. Dieselbe wurde von Roorda van Eisinga in's Holländische übertragen.

Bei dem großen Interesse, welches das javanische Werk bietet, wollen wir einige Stellen aus demselben hier mittheilen. Der Beginn lautet: „Das ist das Geschlechtsregister des erhabenen Propheten Adam und der Göttin Hawa; sie hatten Söhne. Der eine wurde genannt Abel, der andere wieder wurde genannt Kabil. Und sie besaßen noch mehr Kinder. Der erhabene Prophet hatte keine Frau. Der Sohn, genannt Hessis, wurde erzürnt, als ob er Streit hätte."

Etwas später heißt es: „Und der Herr Gott warf Sangyang von Turgal aus nach der Insel Java. Er wurde mit übernatürlicher Kraft versehen unter dem Namen von dem erhabenen Kastubo."

Nach Aufzählung der verschiedenen Göttergeschlechter wird allmälig zur Genealogie der geschichtlichen Kaiser Java's übergegangen, welche die Javanen unmittelbar von den Göttern ableiten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie dieselben in außergewöhnlicher Weise verehren und selbst vor den grausamsten Tyrannen als Wesen höherer Art ehrfurchtsvoll das Knie beugen.

Der oberste Gott der Javanen wird mit verschiedenen, seinen Eigenschaften entsprechenden Benennungen belegt. Seine sechs Namen sind folgende: Sang Jang Batara Guru, d. i. Lehrer (Guru) der Götter. — Sang Jang Pramech Guru, d. i. der unentbehrliche Lehrer. — Sang Jang Giri nata, der Fürst der Gebirge. — Sang Jang Dschagatnata, der Fürst, Herrscher der Welt. — Sang Jang Tschaja Dschanpa, der Allerschönste. — Sang Jang Pasapati, der Klügste.

Fernere Eigenschaften des höchsten Gottes sind: Sri Patschantika, der ewige, unveränderliche Herr; Nenemeni, der Wahrhaftige; Nilakantha, der Buntbalsige. Dieser Beiname bezieht sich auf eine Mythe, nach welcher der Gott bei seiner Geburt bunte Flecken auf dem Halse hatte, die ihm zur besonderen Zierde gereichten. Der Gefährte oder Pati des obersten Gottes, der seine Befehle in Ausführung bringt, wohnt zu Suduk Wangul und wird als klein und häßlich abgebildet.

Die erwähnten 19 Dewas, welche nach dem höchsten Gott folgen, sind: Batara Brama, Sohn von Guru, dem höchsten Gott. Er ist etwa der Apollo der javanischen Götterlehre, der Licht und Wärme verbreitet. Er hat fünf Söhne und zwei Töchter, welche letztere zur Erde herab sich ließen und von diesem Augenblick an aufhörten, Göttinnen zu sein. — Batara Indra, ebenfalls ein Sohn des Guru, hat die Aufsicht über den Himmel (Swarga Loka, der Olymp der javanischen Mythologie). — Batara Baju, Sohn von Narada, der Aeolus der javanischen Götterlehre. — Batara Surja, Sohn von Narada, hat die Aufsicht über die Sonne. — Batara Dschandra, der Beherrscher des Mondes, er wohnt zu Sumu Wendu und ist ausgezeichnet durch seine Schönheit. — Batara Tenda, Sohn des Narada, der oberste Richter. — Batara Siwa, Sohn des Narada, ist Herr der Verstorbenen. Er wohnt zu Batradiksna und wird halb roth, halb schwarz abgebildet. — Sang Jang Kana Dschaja, Sohn des Fürsten von Tschitrabaja, war von früher Jugend an sehr gelehrig und hatte viel Verstand. Als ihn sein Vater reichlich mit Pferden und Kleidern beschenkte, wurde sein Bruder Dasa Muka sehr eifersüchtig und versetzte ihm einst bedeutende Wunden.

Guru nahm ihn hierauf zu sich in den Himmel und machte ihn zum Vorsteher über die Vergnügungen des Himmels. Er wohnt zu Seradscha Sita und ist schön von Angesicht. — Sang Jang Jama Dipati ist beauftragt mit der Vereinigung der Seelen. Er wohnt zu Grabo ad Mo, hat ein wildes Aussehen und ist groß und stark wie ein Riese. — Sang Jang Tschitra Gada. Er ist scharfsinnig und weiß geheime Dinge an's Tageslicht zu bringen. — Sang Jang Tschitra Sena, ein Abkömmling des Pandita Bagawan, war ursprünglich ein armer Hirt. Der Fürst von Galenga (Kalinga? mit diesem Namen wird Nord-Indien bezeichnet) begab sich einst zu ihm, um ihn zu bitten, daß er seine Herde zum Opfer bringen möchte, damit eine im Lande herrschende Krankheit aufhöre. Der Hirt aber weigerte sich dessen, worauf der Fürst Gewalt brauchte und Tschitra Sena mißhandelte. Als Guru seine Klagen vernahm, berief er ihn zu sich in den Himmel und ertheilte ihm dasselbe Amt wie dem Tschitra Gada. — Sang Jang Tschitra Gatra und Persarekam, die Geheimschreiber des obersten Gottes. — Sang Jang Temburu hat die Aufsicht über die Brücke Wat Segal agil agil, welche zum Wohnsitz der Götter führt. — Batara Gana, bewacht alle Bösewichter in der Unterwelt und bringt die Götter nach dem Himmel. Er hat das Antlitz eines Elephanten. — Sang Jang Samadi. Er hat die Aufsicht über alle von den Menschen gehegten Wünsche. Seine Obliegenheit ist es, die menschlichen Bitten den Göttern vorzutragen. — Sang Jang Tankaro Bale und Bale Hawato sind die Thürsteher am Palaste des Batara Guru. Er wird als Riese dargestellt. — Sang Jang Kendari Brama, der Gott der Schmiede, ein javanischer Kyklop. Er wohnt zu Gato Lambok und ist groß und stark.

Unter den Göttern, welche vom Himmel abgeschieden sind und zu der Erde in besonderer Beziehung stehen, befindet sich auch Mahadewa, deren Bild zu Senga Sari bei Malang, in der Nähe eines lieblichen Tschati-Waldes gefunden wurde (vergl. S. 194). Die schönen, wellenförmigen Formen der Gestalt beurkunden die Blüte der javanischen Kunst. Leider fehlt bei der Figur das Haupt. — Sie ist die Göttin des Wachsthums und spendet dem Menschen reiche Ernten. Deshalb wird sie gewöhnlich mit einem Kranze von Pflanzen umgeben abgebildet.

Die Widadari oder Halbgöttinnen sind verschiedenen Göttern als Frauen beigegeben. Es gilt als besondere Gunst, wenn Batara Guru sie einem Gott schenkt.

Nach der Einführung des Islam durch Schech Ibn Mulana und andere Araber (vom Jahre 1374 n. Chr. an) erlosch mit dem alten Kultus auch großentheils die Bau- und Bildhauerkunst der Javanen, von deren Ausbildung die herrlichen Ruinen der alten Tempel ein rühmliches Zeugniß ablegen. Zugleich bereitete sich mit der Einführung der neuen Religion ein politischer Umsturz vor.

Das alte Reich Modschopahit, dessen Fürsten, aus dem uralten von den Göttern hergeleiteten Stamme, mehrere Jahrhunderte hindurch den Thron behaupteten, wurde in seinen Grundfesten erschüttert. Die zahlreichen Vasallen und ein großer Theil der Unterthanen traten zum Islam über und gaben zum Theil die von der alten Religion gebotene Verehrung der von den Göttern abstammenden

Fürsten von Mataram auf. Der Anfang des politischen Sturzes des javanischen Reiches datirt sich von der Einführung des Islam. Denn Staat und Kirche sind bei den Javanen innig verschmolzen und dem frommen Sinn der gedrückten Unterthanen verdankten die in zügelloser Willkür regierenden Fürsten den beharrlichen Gehorsam, welchen man nur dem Göttersohne unverdrossen schenkte. Im Jahre 1478 wurde das Reich von Modschopahit gestürzt, die Hauptstadt gleiches Namens zerstört, und auf den Trümmern des alten Staates erhoben sich mehrere kleine Fürstenthümer, deren Herrscher den Glauben Muhameds angenommen hatten. Solche Staaten waren: Grisse, Pajang, Demak, Cheribon, Jakatra, Bantam, Samarang und Bankalang. Die Fürsten nannten sich nicht nur wie die alten Könige von Modschopahit Susuhunan und Gede (der Große), sondern nahmen auch den modernen Namen Sultan an.

Bald aber erhob sich der Sultan von Mataram, der in der neuerbauten Stadt dieses Namens residirte und aus dem alten Fürstenhause von Modschopahit stammte, und unterjochte alle seine Rivalen; auf ihn hatte sich, trotzdem der alte Glaube untergegangen war, die Verehrung der Javanen fortgepflanzt, da er als Abkomme der alten Götter galt. Die Blüte des Reiches von Mataram war nur von kurzer Dauer, und als die Holländer im Jahre 1596 zuerst in Bantam ankamen, war die Macht der Herrscher von Mataram schon im Abnehmen.

Göttin Mahadewa.

Doch trotz der Einführung des Muhamedanismus haben die Javanen noch Vieles von der alten Religion beibehalten, und so wie bei uns Deutschen noch in tausenderlei Beziehungen das alte germanische Heidenthum in die Lehre Christi hineinspielt, so erinnert sich auch noch, wiewol dunkel, der Javane der alten Götter. Auch die Zeitrechnung der Javanen stammt aus der muhamedanischen Periode. Nach Art der Buddhisten theilen sie noch jetzt den Tag, das ist die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, in zehn Theile. Die Zeit von 5 bis 6 Uhr Morgens heißt Bijar raina. Von 6 bis 7 Uhr Sihadschia, Sonnenaufgang; von 7 bis 10 Uhr Rame Bazar, Zeit nach den Bazar zu gehen; von 10 bis 11 Uhr Wisan Gawe, Zeit der Ruhe; von 11 bis 12 Uhr Lingsir Wetan, Anfang der westlichen Richtung (der Sonne); von 12 bis 1 Uhr Tangange; von 1 bis 3 Uhr Lingsir Kulon, westliche Neigung; von 3 bis 5 Uhr Asur; von 5 bis 6 Uhr Tangang gunong, die Sonne ist hinter den Bergen; von 6 bis $^1/_2$7 Uhr Saput Rumi, die Dämmerung. Außerdem wird der Tag sammt der Nacht in fünf Waktu vertheilt, von welchen jede einer Gottheit gewidmet ist. Die fünf Gottheiten aber wechseln täglich in ihrem Antheil am Tage, so daß jedes Mal am sechsten Tage die Folge wie am ersten ist.

Die fünf Gottheiten, denen täglich je eine Waktu zukommt, sind: Batara Guru, Batara Wischnu, Batara Brama, Dewi Esri, Batara Kola. Nach den alten Ueberlieferungen des buddhistischen Kultus bringen die genannten fünf Gottheiten auch verschiedene Grade des Glückes, und die während der Zeit ihrer Herrschaft unternommenen Reisen richten sich nach ihrem Einflusse. Batara Guru bringt Glück, Wischnu ist weder glücklich noch unglücklich, Brama besonders unglücklich, Esri wieder glücklich, Kala der unglücklichste von allen. Die muhamedanischen Priester und die im Muhamedanismus erzogenen Javanen nehmen von der genannten Tageseintheilung keine Notiz, sondern theilen den ganzen Tag in fünf Abtheilungen, von welchen jede für ein besonderes Gebet bestimmt ist.

Was nun die alte javanische Eintheilung der Zeit in Wochen, Monate und Jahre betrifft, so habe ich darüber Folgendes erfahren. Bemerkenswerth ist, wie ein Zeitabschnitt von 7 Tagen bei fast allen civilisirten Nationen des Alterthums bis auf den heutigen Tag als besondere Zeitperiode sich wiederholt und dasselbe ist auch bei den Javanen der Fall; ihre 7 Wochentage heißen: Sukra Freitag, Tumbak Samstag, Diti Sonntag, Sana Montag, Angara Dienstag, Buda Mittwoch, Reipati Donnerstag. Das alte buddhistische Jahr hatte 362 Tage und war in 12 Monate eingetheilt. Mit diesem Jahrescyklus, welcher noch heute in den Centralländern gebraucht wird, war jedoch die buddhistische Zeitrechnung noch nicht abgeschlossen, sondern sie wurde nach dem Sonnenjahr nach Verlauf von 8 buddhistischen Jahren gerichtet. Es wird nämlich alle 8 Jahre ein Widnu-Jahr, eine Art Schaltjahr, gerechnet, welches einen Monat mehr als die übrigen zählt, so daß dieser Monat als Ergänzung zu dem nur $3^1/_4$ Tage zu kurzen gewöhnlichen Jahre dient.

Göttin Durga (Siva's Gemahlin).

Aber auch mit dem achtjährigen Cyklus ist die altjavanische Zeitrechnung noch nicht abgeschlossen. Es wiederholen sich sechs solcher Cyklen, deren jeder wieder einen eigenen Namen hat und welchen wieder eine verschiedene Zahl Tage beigezählt wird. Wie groß nun die Zahl der Tage ist, welche den verschiedenen Zeitperioden hinzugefügt wird, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Man sagte mir, es komme solches auf den „Naptu" an. Naptu aber bedeutet „geheime Bezeichnung." Wahrscheinlich war und ist es noch jetzt den unterrichteten Priestern anheimgestellt, die Zeitrechnung genau mit dem Sonnenlaufe in Einklang zu bringen. — Es existirt noch eine Zeitrechnung, welche eine Periode von 30 Wuuk oder Wochen umfaßt, die sich auf eine in Java ziemlich bekannte Legende stützt und auch in den alten Handschriften aufgezeichnet findet. Diese Legende erinnert an die Mythe von Oedipus; unmöglich ist es nicht, daß zwischen der javanischen und griechischen Sage ein Zusammenhang besteht.

Die Sage von Watu Gunong, dem javanischen Oedipus, lautet folgendermaßen: Es waren zwei Götter, Bruder und Schwester. Ersterer war der ältere und hieß Basa Endara und die Schwester hieß Dewi Endari. Sie liebten sich gegenseitig, und da sie im Himmel nicht beisammen sein konnten, so stiegen sie zur Erde auf den Gunong Alit (kleiner Berg), wo sie zwei Töchter zeugten, die Dewi Sinta und Dewi Landep hießen. Als diese erwachsen waren, gingen die Eltern wieder in den Himmel, aber den Töchtern erging es elend; sie litten Noth und fasteten beständig auf dem genannten Berge.

Zu jener Zeit lebte ein Pandita (Halbgott) Namens Arsi Gana, den man zu einer Heirath zwingen wollte. Da er sich hierzu nicht entschloß, stieg er zur Erde hinab und fastete. Einst träumte er, daß er sich bei Dewi Sinta und Landep befand, und für Beide in Liebe entbrennend, begab er sich auf die Reise, um sie zu suchen. Er fand die zwei Schwestern auf dem Berge Alit. Der Pandita erklärte ihnen seine Liebe, doch die beiden Frauen hatten wegen der bereits verblühten Jugend des Pandita keine Lust, seinem Verlangen zu willfahren. Da aber ein Mann immer stärker ist als eine Frau, so zwang der Pandita die beiden Frauen zur Ehe; doch wußten diese sich seinen Lüsten zu entziehen. Endlich durch feurige Liebe angetrieben, sagte der Pandita zu seiner Frau Sinta: „Theure Sinta, wenn ich dich nur einmal umarmen könnte, so wollte ich sogleich sterben, doch du wirst durch mich einen schönen Sohn empfangen, den du Watu Gunong nennen wirst." Als nun Sinta einst in festen Schlaf verfiel, verschwand Arsi Gana in ihrem Körper, und Dewi Sinta wurde schwanger. Nach bestimmter Zeit gebar sie einen Sohn, den sie dem Befehle des Pandita gemäß Watu Gunong nannte. Er wuchs sehr schnell heran und aß ungemein viel Reis, den er keinen Augenblick entbehren konnte. Als er wieder einmal seine Mutter um Reis bat, schlug diese ihm aus Ungeduld mit dem Reislöffel auf den Kopf, wodurch er eine tiefe Wunde erhielt. Nun lief er in den Wald, wo ein Geist wohnte, der ihm Arzeneien gab, um seine Wunde zu heilen. Als er genesen war, ging er von einem Dessa zum anderen und bettelte bei den Bewohnern Reis. Er erhielt auch von Jedem eine Gabe. Dann gründete er selbst ein Dorf, Namens Sela-Grimping, das durch die vielen Menschen, welche sich um Watu Gunong scharten, zur Stadt heranwuchs, deren Gebieter er wurde.

Zu jener Zeit lebte in Tangala ein Fürst, Namens Arsi Tama Brama Radscha. Dieser hörte, daß auf dem Berge Lepit zwei sehr schöne Frauen wohnten, welche die Lebensweise eines Pandita angenommen hatten, mit Namen Dewi Dari und Dewi Dara. Schon mehrere Panditas, die um ihre Hand anhielten, hatten sie zurückgewiesen, und auch Arsi Tama bekam eine abschlägige Antwort, als er sich um sie bewarb. Um weiteren Anforderungen zu entgehen, begaben sich beide Göttinnen nach Giling Wesi, aber Arsi Tama folgte ihnen auch dahin.

Während dieses geschah, träumte einst Watu Gunong, daß er mit zwei starken Männern zu Tische saß; ihm zur Seite aber waren zwei Widadari (himmlische Frauen). Als er erwachte, fühlte er starke Liebe für diese Frauen. Deshalb frug er seine Reichsbeamten, welche Auslegung er diesem Traume geben

müsse. Einer von ihnen antwortete: „Mächtiger Fürst! Zu Giling Wesi befinden sich zwei Frauen, welche als Panditas leben, die aber von einem Fürsten jenes Landes in Obhut gehalten werden.“ Darauf begab sich Watu Gunong mit 300 Kriegern nach Giling Wesi. Auf dem Wege dahin begegnete er dem Pati (Reichsverweser) von Giling Wesi, der ihm sagte, daß Arsi Tama die dortigen Bewohner überfallen und diese geschlagen hätte. Sollte es aber ihm (dem Watu Gunong) gelingen, jenen Feind zu tödten, so würde er als Belohnung die beiden Frauen erhalten. Watu Gunong, dem dies vollkommen in seine Pläne paßte, ging hierauf ein und begann sogleich ein Gefecht mit Arsi Tama, welches auf beiden Seiten mit Heftigkeit geführt wurde. Endlich erhielt Arsi Tama einen so kräftigen Faustschlag von Watu Gunong, daß er todt zur Erde fiel. Der Fürst von Giling Wesi hörte das Freudengeschrei des Volkes, wußte es aber nicht zu deuten, denn man berichtete ihm irrthümlich, daß Arsi Tama in Anzug sei. Er nahm hierauf in voller Wuth sein Schwert, und als Watu Gunong herankam, hielt er diesen für Arsi Tama und schlug mit dem Schwert auf ihn. Watu Gunong aber war unverwundbar, dennoch aber fühlte er von dem Schwertstreich Schmerz und schlug, in Zorn entbrannt, dem Fürsten von Giling Wesi beide Arme und Beine ab. Als dieser in Folge der Wunden starb, ließ sich eine Stimme vom Himmel vernehmen: „Watu Gunong, ihr habt mich mißhandelt, deshalb werdet ihr einst auf eben solche Weise sterben, der Dewa Dschemani wird das Rachewerk vollbringen.“

Watu Gunong wurde hierauf Fürst von Giling Wesi und heirathete die beiden Frauen Dewi Dari und Dewi Dara. Beide gebaren mehrere Söhne und Töchter, deren Zahl sich auf 27 belief.

Watu Gunong befestigte nun seine Regierung und stellte seine Söhne an die Spitze der Truppen. Er war ein unternehmender Mann und schlug einst seinen Reichsbeamten vor, innerhalb 40 Tagen eine eiserne Stadt zu bauen. Doch kaum hatte er diesen Vorschlag gemacht, als sich eine Stimme vom Himmel vernehmen ließ, daß er dieses Vorhaben nicht zur Ausführung bringen würde, wenn er nicht aufrichtige Gebete an Batara Guru richtete und sich eine geraume Zeit hindurch des Essens, des Schlafes und der Frauen enthielte. Watu Gunong willfahrtete der himmlischen Forderung und brachte die Stadt in dem Zeitraum von 7 Jahren zu Stande.

Einst schlief Watu Gunong, während seine Frau Dewi Dara ihm das Ungeziefer vom Kopfe ablas. Da sah Dewi Dara die Narbe, welche dem Watu Gunong durch den einst von seiner Mutter erhaltenen Schlag mit dem Reislöffel geblieben war. Als er erwachte, fragte ihn seine Gemahlin nach dem Ursprung dieser Narbe. Er erzählte hierauf das Geschehene, und Dewi Dara entdeckte dadurch zu ihrem Schrecken, daß sie mit ihrem eigenen Sohn verheirathet war. Denn die Dewi Dara und Dewi Dari waren die beiden Frauen, welche einst unter den Namen Sinta und Landep auf dem Berge Alit lebten.

Beide waren über die traurige Entdeckung äußerst beschämt und dachten auf ein Mittel, ihren Gemahl in's Verderben zu stürzen, damit ihre Schande nicht

an's Licht käme. Um zu ihrem Zweck zu gelangen, sagten sie Beide, daß es ihnen angenehm wäre, wenn Watu Gunong eine Widadari zur Gemahlin nähme. Ueber diesen zu seinem Verderben gemachten Plan berieth er mit seinen Söhnen und Beamten, worauf er seinen Sohn Prang Pakat mit einem Brief an den Gott Sang Jang Giri Nata nach dem Himmel sandte. In diesem Schreiben standen zwei Räthsel, welche Watu Gunong der ganzen Götterversammlung zur Lösung vorlegte.

Das eine Räthsel lautete: **Adikih awo adaka, adak awo Adikih.** (Vom Kleinen kommt das Große, vom Großen kommt das Kleine.) Das zweite Räthsel bestand darin, daß er zwei Vogelköpfe sandte und aufgab, man möge bestimmen, welcher Kopf vom einem Männchen und welcher vom einem Weibchen stamme. Ferner machte er zur Bedingung, daß, wenn die Götter die aufgegebenen Räthsel nicht lösen könnten, er die Macht haben solle, sie Alle zu vernichten, dem Sang Jang Giri Nata auf den Thron zu folgen und die Widadari zu Frauen nehmen zu können. Würde aber die Lösung gefunden, dann solle man ihn und sein ganzes Haus vernichten.

Im Himmel entstand darüber ein großer Lärm, zugleich wurde ruchbar, daß ein Sterblicher seine Mutter und seine Tante geheirathet habe. Der Gott Sang Jang ließ Wischnu sagen, daß er wieder aus der Verbannung zurückkehren dürfe, wenn er den Watu Gunong tödten wolle. Wischnu löste nun die Räthsel folgendermaßen: Das erste bedeutet die Wassermelone Semanka und der Baum Waringin. Die Melone ist eine große Frucht und kömmt von einer kleinen Pflanze; der Waringin aber ein großer Baum, der eine ganz kleine Frucht hat.

Der Kopf des Männchens ist härter als der des Weibchens, darum findet eine Feder, die man durch die Ohren hindurchsteckt, bei ersterem Widerstand, während sie bei dem letzteren ungehindert eindringt. Sang Jang that so und löste damit auch das zweite Räthsel. Prang Pakat, der Ueberbringer des Briefes, war hierüber nicht wenig erstaunt und entfernte sich aus Scham, ohne Abschied zu nehmen. Alle Götter aber sandten ihm ihren Spott nach.

Sang Jang gab nun Befehl, zu den Waffen zu greifen und nach Giling Wesi zu ziehen. Watu Gunong saß in der Versammlung mit seinen Söhnen und Reichsbeamten, als Prang Pakat mit dem traurigen Berichte ankam, daß die Bitte um die Hand einer Gattin abgewiesen sei und daß sein Vater selbst kommen müsse, wenn er darauf bestehe, die Widadari (Sri Sekandi) zur Frau erhalten. Watu Gunong, sehr erzürnt, rief aus: „Kein Fürst weicht von dem einmal gefaßten Entschluß!“ Darauf entstand ein blutiger Krieg, in dem wol viele Menschen, aber keiner der unsterblichen Götter das Leben verlor. Batara Wischnu konnte Watu Gunong auch nicht das Leben rauben, da dieser unverwundbar war. Da ward Wilawuk, ein Sohn des Batara Wischnu, gewählt, auf Mittel zu sinnen, wie man den Watu Gunong tödte, denn Wilawuk hatte die Künste des Teufels erlernt und konnte seine Person verändern. Er begab sich nach Giling Wesi in Gestalt einer Schlange und kroch in das Bett des Watu Gunong. Auch die beiden Frauen Dewi Dara und Dewi Dari waren anwesend, und Watu

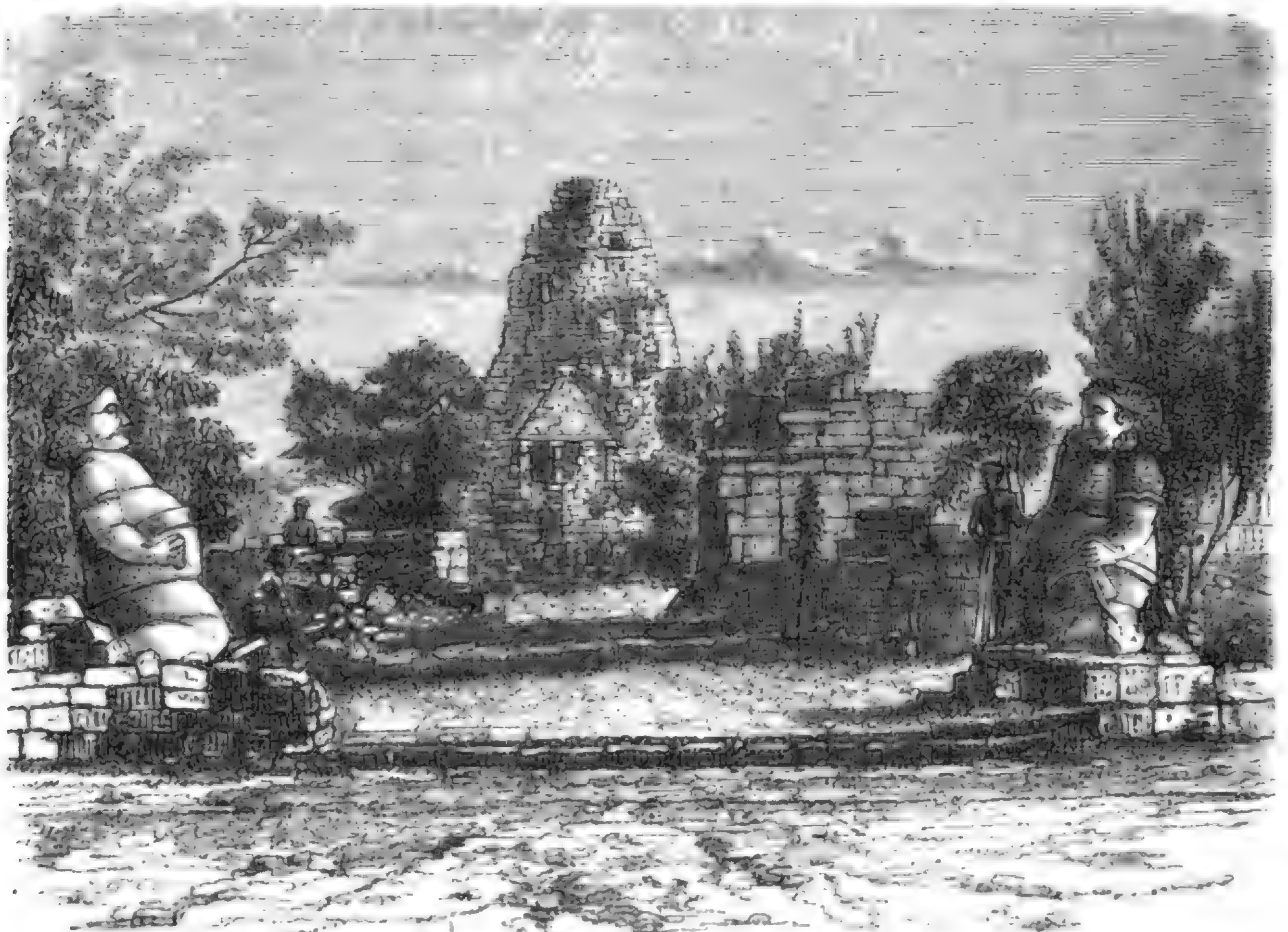
Gunong glaubte, daß die Götter ihm nichts zu Leide thun könnten. Dewi Dari aber fragte ihren Gemahl, was denn eigentlich seinen Tod verursachen könnte, der Fürst aber antwortete ausweichend: „Meine Liebste, weshalb fragst du mich über Dinge, die ich geheim halten muß? Wenn ein Mann solche Dinge, die geheim bleiben müssen, einer Frau offenbart, so können die Folgen nur nachtheilig sein.“ Die beiden Frauen jedoch, begierig darauf, das Geheimniß zu erfahren, sagten: „Großer Fürst! Kein Gott kann sich mit dir messen. Wenn du uns aber lieb hast, so offenbare uns das Geheimniß, damit wir ruhig im Gemüthe sind, und darüber wachen können, daß dir kein Leid geschieht an der Stelle, wo du verwundbar bist.“ Durch die schmeichelhaften Reden der Frauen bewogen, gab Watu Gunong nach und entdeckte ihnen, daß sein Tod nur durch das Abschlagen seiner Arme und Beine erfolgen könne, gerade so, wie er einst den ehemaligen Fürsten von Giling Wesi getödtet hatte. Auch könne dieses nur an einem Angara Kasi oder Dienstag und zwar zur Zeit, wenn die Sonne am höchsten stehe, geschehen. Sobald Wilawuk dieses vernommen hatte, kroch er wieder in Schlangengestalt aus der Stadt und berichtete dem Batara Wischnu, was er ausgekundschaftet, worauf dieser mit seinen Söhnen auszog, um Watu Gunong zum zweiten Male zu bekämpfen. Diesmal war der Erfolg ein anderer, denn Watu Gunong und alle seine Söhne wurden getödtet. Die Frauen Landep und Sinta aber weinten sehr, als sie die Nachricht vom Tode ihres Mannes und ihrer Söhne vernahmen.

Hierauf sandte Sang Jang Giri Nata den Gott Arsi Narada zu den beiden Frauen, um nach der Ursache ihrer Klage sich zu erkundigen. Diese baten, daß sie mit ihrem Manne Watu Gunong und den 27 getödteten Söhnen in den Himmel aufgenommen werden möchten. Der Gott entsprach ihrem Verlangen und nahm jeden Sonntag dem Alter nach einen der Erschlagenen in den Himmel auf, so daß Watu Gunong zuerst und zuletzt der jüngste Sohn unter die Götter versetzt wurde, worauf die beiden Frauen folgten.

Hiernach ist die Zeitrechnung der 30 Wukus eingesetzt worden. Eine jede Wuku ist einem andern Gott oder einer Göttin gewidmet. Sie sind in Bezug auf das Gelingen verschiedener Unternehmungen ungleich glücklich. Auch das Schicksal der in einem bestimmten Wuku geborenen Kinder hängt von der diesem Zeitabschnitt vorgesetzten, mehr oder weniger Glück bringenden Gottheit ab. Ebenso führt man die Eintheilung der Monate in dreißig Tage auf diese Mythe zurück.

Sprechendes Zeugniß für die alten religiösen Verhältnisse der Javanen legen auch die vielen auf der Insel zerstreuten Ruinen und Alterthümer ab, denen wir hier, nachdem bereits die Tempelruinen von Boro Budur und die Ueberreste der ehemaligen Hauptstadt Modschopahit geschildert wurden, unser besonderes Augenmerk zuwenden wollen. Die bisher auf Java gemachte archäologische Ausbeute ist ungemein reich gewesen. Nicht nur die großartigen alten Bauwerke, sondern auch die vielen Steinfiguren, die Erzabgüsse von Gottheiten, die Inschriften in Stein und Kupfer, die alten Münzen wurden genau beschrieben und abgebildet, so daß wir uns eine ziemlich vollständige Vorstellung von der alten javanischen Kultur in

dieser Beziehung machen können. Diese Forschungen wurden erst im Beginne unseres Jahrhunderts angestellt; doch bevor dies geschah, lagen die alten Skulpturreste unter Schutt und Mauertrümmern begraben, man kannte sie nur der Sage nach. Ohne ihre Kenntniß jedoch konnte man über die alte Geschichte und die alten Zustände Java's vor der Zeit der Einführung des Islam nur mangelhaft urtheilen. Die Größe ihrer eigenen Vorfahren, die Werke, welche sie geschaffen, waren den heutigen Javanen unbekannt, und nur einzelne, von ihnen selbst mißverstandene Traditionen hatten sich erhalten.



Tempelruinen von Brambanam.

Unter diesen Monumenten zieht vor Allem der Tempel von Brambanam im Distrikte Mataram unsere Aufmerksamkeit an. Als im Jahre 1797 ein holländischer Ingenieur nach Klaten ging, um dort ein Fort zu errichten, kam er zwischen den beiden Hauptstädten Surakarta und Dschokdschokarta auch nach dem Platze, auf welchem sich diese majestätischen Ruinen erheben, von denen damals jedoch noch keine Beschreibung vorhanden war. Es verursachte ihm große Schwierigkeiten, den Schutt und die reiche Pflanzendecke zu entfernen, damit er die Ruinen zeichnen konnte. Die Gleichgiltigkeit der Eingeborenen gegen dies herrliche Werk ihrer Vorfahren war eben so groß gewesen, wie jene ihrer muhamedanischen Besieger. Sie hatten nichts gethan, um die Tempelbauten gegen die Unbill der Witterung zu schützen; mächtige Bäume wuchsen zwischen diesen in die Höhe, drängten mit

ihren kräftigen Wurzeln das alte Mauerwerk auseinander und deckten es wieder mit ihrem dichten Laubdache, damit der Beschauer die Zerstörung nicht gewahr werde, welche Zeit und Elemente hier verursacht hatten. Aber immer noch blickten die Eingeborenen mit einer Art Ehrfurcht auf die alten steinernen Gottesbilder; den Tempel selbst hielten sie für das in einer Nacht errichtete Werk eines höheren Wesens. Doch hielt sie leider dieser Glaube nicht ab, sich Bausteine, so viel sie brauchten, aus den Ruinen zu holen, so daß diese immer mehr in Verfall geriethen. Aber das Vorhandene genügt immer noch, den Stil der Architektur erkennen zu lassen und die alten verstümmelten Skulpturen zu bewundern.

Etwa ein halbes Stündchen abseit von der die beiden Orte Surakarta und Dschokdschokarta verbindenden Straße zieht sich bei dem Dorfe Brambanam eine Hügelkette hin, und auf dieser erheben sich, etwa hundert Ellen von dem Zollhäuschen entfernt, die Ruinen des Tschandi kobon Dalam. Von den alten Umfassungsmauern ist keine Spur mehr vorhanden, doch haben die Eingeborenen die benachbarten Felder mit Steinen umsäumt, die dem Tempel entnommen wurden. Vierzig Schritte westlich vom Tempel standen zwei jetzt zerstörte Kolossalbildsäulen von Stein, welche die Hüter vorstellten. Sie waren jede aus einem einzigen Steinblocke gearbeitet und sieben Fuß hoch, wovon allein auf den Kopf zwei Fuß kamen. Das Portal ist nur drei und einen halben Fuß breit, jedoch zehn Fuß tief, woraus, wenn man noch zwei Fuß für an beiden Seiten abgebröckeltes Gestein hinzurechnet, sich eine Mauerstärke von zwölf Fuß ergiebt. Durch die Thüre gelangt man in einen viereckigen Raum, dessen Boden ganz mit Schutt überdeckt ist, da die Decke theilweise einstürzte. Die Höhe des ganzen Gebäudes beträgt 28 Fuß.

Eine der acht Steinfiguren vom Tempel Brambanam.

Das Dach des Tempels wird durch eine viereckige Pyramide von 14 Fuß Höhe gebildet; es ist aus Steinen erbaut, die treppenförmig übereinander eingefügt sind. Der Bau ist ohne allen Mörtel oder Lehm ausgeführt worden, das Material bilden große behauene Steine. Das ganze Gebäude ist höchst einfach und ohne allen Skulpturenschmuck errichtet, und nur die beiden steinernen Thorhüter dienen als Zierrath.

Diese Rechas oder Träger sehen trotz ihrer Bewaffnung und ihrer Größe doch recht gutmüthig aus, und wenn sie Unberufene von der Schwelle zurückschrecken sollen, so verfehlen sie jedenfalls ihren Zweck. Ihr Haar ist gescheitelt und auf dem Schopfe zu einem Knoten zusammengebunden. Große cylindrische Ohrringe, wie sie die javanischen Frauen tragen, schmücken die Ohren, Perlenschnüre Hals und Arme. Der Schurz, welcher bis zu den Knieen reicht, wird durch eine Kette von

viereckigen Gliedern am Körper festgehalten. Die Bewaffnung machen Dolch und Keule aus. In der linken Hand halten sie eine Schlange, welche sich um den Körper herumwindet und nach der Brust züngelt. Die Stirn der Kolosse ist sehr niedrig, doch breit; die großen Augen sind rund und vorstehend, die Lippen dick. Der offene Mund zeigt eine Reihe Hundszähne. Trotz aller dieser schrecklichen Attribute liegt ein gutmüthiger Ausdruck im Gesichte dieser Steinfiguren.

Nördlich von dem Dorfe Brambanam erheben sich, zwischen Büschen und Bäumen versteckt die Tempel der Loro Dschongrang, deren genaue Anzahl sich in Folge der vielfach an ihnen verübten Zerstörungen nicht mehr mit Sicherheit angeben läßt. Sie sind in drei Reihen vertheilt, die von Norden nach Süden verlaufen. Jeden Freund der Kunst muß bei ihrem Anblick eine tiefe Betrübniß überkommen, wenn er bedenkt, wie diese alten Glanzbauten dem sichern Untergange zueilen und wie die Kunst, welche sie errichtete, zugleich mit dem Glauben, dem sie geweiht waren, dahinschwand.

Die Tempel der Dschongrang bestanden ursprünglich aus mindestens zwanzig getrennten Gebäuden. Sechs große und zwei kleine Tempel standen in der inneren Mauer und um diese herum bildeten zwölf kleine ganz gleichartige Tempelchen ein Viereck. Beim Eintritt erblickt man zunächst rechter Hand einen kleinen runden Tempel, welcher sich auf einer Terrasse erhebt, dessen Dach aber leider zerstört ist. Der untere Theil zeigt fünf Nischen, in denen Löwen liegen. Guirlanden, belebt von Papageien, kleine Pfeiler und Säulen, Ornamente der verschiedensten Art, füllen die Zwischenräume der Nischen aus. Diesem Tempel stand auf der Nordseite ein gleicher gegenüber, der jetzt aber nur einem unordentlichen Steinhaufen gleicht.

In einem ähnlichen Zustande des Verfalles befindet sich auch der größte, 90 Fuß hohe Tempel und die fünf andern mit ihm verbundenen größeren Bauten. Ueber einen großen Schuttberg gelangt man zum Eingange, der aus behauenen Steinen gebildet wird, die ohne Mörtel zusammengefügt sind. Ihm gegenüber steht das Bildniß der Göttin Loro Dschongrang (vergl. S. 195). Die sechs Fuß hohe Statue ist noch außerordentlich gut erhalten, sie ist glatt und zeigt sogar noch die Politur des Steines. Noch heute bringen die Javanen dieser Göttin Blumen und Kokosnüsse als huldigende Opfer dar, denn nach den Vorstellungen der brahmanischen Lehre übte sie großen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen, sowie überhaupt auf die schöpferische Kraft der Natur aus. Ihr eigentlicher Name ist Durga, doch führt sie noch die Benennungen: Bhawani, Dewi, Soka, Juggudumba, Mahamya, Lutala, Phulmuttis und Mata. Sie ist die Gemahlin Siwah's und wird stets mit acht Armen dargestellt. Unter ihr liegt der bezwungene Stier (Mahesa), dessen Todeswunde noch im Nacken sichtbar ist. Mit einem ihrer rechten Arme hält sie dessen Schweif; die andern rechten Arme führen Waffen; die linken Arme halten Blumen und Tauben, zum Zeichen, daß Durga über Pflanzen- und Thierreich zu gebieten hat; einer derselben faßt aber den bösen Geist Asura bei den Haaren und hält ihn fest, damit er nicht schaden könne. Der Oberkörper der Göttin ist nackt, während die untere Hälfte bedeckt ist. Ein Diadem ziert das Haupt, Perlenschnüre die Arme. Das Gemach, in welchem das Bild der Loro Dschongrang

steht, ist zehn Fuß hoch und am Sims mit vielen Skulpturen geschmückt. Das Dach darüber wird durch eine gleichfalls zehn Fuß hohe vierseitige Pyramide gebildet.

Der zunächst nach Westen liegende Tempel ist mit einer Menge kleiner menschlicher Figuren auf der Außenseite geziert, die alle verschiedene Formen und Stellungen zeigen, ganz ähnlich wie an den Ruinen von Boro Budur. Der innere Raum gleicht dem des Tempels der Göttin Durga, an ihrer Stelle finden wir jedoch hier ein vollständiges und gut erhaltenes Steinbild des Batara Guru. Würdevoll sitzt er mit untergeschlagenen Beinen auf einem Thronsessel. In den vier Händen hält er eine Banane, eine Perlenschnur, eine Blume und eine Schale, in welche er das Rüsselende seines Elephantenkopfes hineinsteckt. Eine Schlange schlingt sich um seine Brust. Die hohe Mütze ist mit dem Todtenkopf und einem Halbmond geziert, wie denn überhaupt die ganze Kleidung eine reiche Ornamentik zeigt. Die einzige Beschädigung, welche dieses aus einem Steinblock gemeißelte und fünf und einen halben Fuß hohe Götzenbild zeigt, ist der Verlust der beiden Stoßzähne.

Der dritte weiter südlich liegende Tempel ist arg verwüstet, die eine Seite ist ganz eingestürzt; im Innern befindet sich eine ganz verstümmelte Statue des Siwah.

Wenn man im Mittelpunkte des Ruinenfeldes anlangt und die Phantasie etwas zu Hilfe nimmt, so kann man sich auch noch die Grundform des Ganzen vergegenwärtigen. Die Tempel waren in vollständiger Kreuzform angelegt. Zu jedem führten Treppen hinauf, die aber nun verschwunden sind. Am traurigsten sehen die drei großen Tempel der Ostseite aus; sie waren alle sehr hoch und viereckig — aber nur die mächtigen Schutthaufen geben Zeugniß von ihrer einstigen Ausdehnung. Verschwunden ist auch das Bildniß des Brahma, das sicherlich den Mittelpunkt des ganzen Heiligthums einnahm.

Schreitet man von dieser Tempelgruppe der Loro Dschongrang etwa tausend Schritt weiter nach Nordosten, so kommt man zu den noch weit großartigeren Tausend Tempeln oder Tschandi Sewu. Schon von ferne sieht man eine hohe, mit Blätterwerk und Gesträuch überwachsene Pyramide über eine Menge kleiner Gebäude emporragen, die sich alle im Zustande des Verfalles befinden. Kommt man näher, so erblickt man auch hier zwei riesenhafte steinerne Thorwächter, welche jedoch ganz anderer Art als die des Loro Dschongrang-Tempels sind. Die Gestalten sind knieend dargestellt, und ihre erhobene Keule scheint den Fremden zu bedrohen, der jedenfalls über den ungeheuer großen Bauch dieser Wächter verwundert ist. Die Totalhöhe der Figuren ist neun Fuß, doch diese Größe ist es nicht allein, welche sie auszeichnet. Bemerkenswerth ist, daß die ganze Physiognomie der Statuen eine andere ist, als die, welche uns sonst bei Bildwerken in Indien oder auf dem asiatischen Archipel entgegentritt. Die spitze Nase tritt sehr weit hervor, der mit Hundszähnen versehene Mund ist von einem Schnurrbart überschattet, und die Haare sind, ganz abweichend von ähnlichen Bildwerken, in Locken gekämmt, so daß es fast scheint, als habe der Künstler, der sie schuf, damit eine Perrücke andeuten wollen. Die Kleidung ist die gewöhnliche der Hindu. Die Lungota deckt den Unterleib, sie wird durch einen aus viereckigen Gliedern zusammen-

gesetzten Gürtel gehalten, in welchem ein breiter Dolch steckt. Die Rechte hält die Keule, mit der Linken faßt jede dieser Gestalten eine Schlange. Genau diese Beschreibung paßt noch auf acht andere Statuen, die gleich den erwähnten die verschiedenen Eingänge der „Tausend Tempel" bewachen.

Der Grundplan dieser Tempel zeigt ein nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck von 540 Fuß Länge an jeder Seite. Ein eigentlicher Außenwall fehlt, dagegen bilden 296 kleine Kapellen oder Tempelchen fünf regelmäßige, in einander geschachtelte Parallelogramme. Das äußere besteht aus 84, das zweite aus 76, das dritte aus 64, das vierte aus 44 und das fünfte, innerste Parallelogramm aus 28 Tempelchen.

Eins dieser Tempelchen ist genau so gebaut wie das andere. Jede Seite derselben ist elf und einen halben Fuß lang. Das Innere enthält ein Gemach von sechs Fuß im Geviert, zu dem eine einzige Thüre führt, und dieser gegenüber sitzt auf einem Throne die Figur der Gottheit, welcher der Tempel geweiht ist. Die Wände des innern Theiles sind nackt und glatt, ebenso die Pyramide, welche das Dach bildet. Den Schluß des achtzehn Fuß hohen ganzen Gebäudes macht ein kuppelförmiger Aufsatz. Am untern Theil des Tempels dagegen erblicken wir einen reichen Figurenschmuck, welcher der Hindu-Mythologie entnommen und von Ornamenten umsäumt ist. Alle diese kleinen Tempel zeigen höchst luftige und graziöse Formen, welche wohlthuend auf das Auge wirken; nur das viele, lustig aus den Rissen und Spalten hervorgrünende Buschwerk stört den Gesammteindruck, während es anderseits jedoch diesen alten Bauten einen romantischen Anstrich verleiht.

Hat man sich durch alle fünf Tempelvierecke hindurchgewunden, so gelangt man zu dem großen oder Haupttempel, welcher den Mittelpunkt des ganzen Werkes einnimmt und durch Reichthum der Ausschmückung sowol, als durch Größe alle 296 ihn umgebenden Tempel bei Weitem überstrahlt. Von jeder Himmelsgegend führt eine Flucht von vierzehn Stufen zu ihm hinauf, die an den Seiten mit Figuren geziert waren.

Die Form des Gebäudes ist, wie im Tempel der Loro Dschongrang, ein Kreuz. Durch ein fünf Fuß breites und fünf Fuß langes Portal tritt man in ein kleines Vorgemach, dessen Wände zwei kleine und eine große spitzbogige Nische zeigen; doch die niederen Gottheiten, die einst auf Thronsesseln hier saßen, sind nun verschwunden. Der Thron bestand immer aus einem einzigen Stein und war vorne mit einer Vase und vielen Blumen geziert. Durch eine vier und einen halben Fuß breite Thür und eine eben so dicke Mauer gelangen wir in ein zweites Gemach; die Wände desselben sind alle glatt und ohne Verzierung, nur die Thür, welche nach dem Innersten des großen Tempels führt, ist mit spiralförmigen, in einen Elephantenkopf auslaufenden Arabesken umgeben. Die Dächer dieser kleinen Vortempel oder Vorgemächer waren pyramidenförmig gestaltet; sie umgeben das Allerheiligste von Westen, Süden und Norden her, während man von Osten mittels einer Treppe durch ein hohes Thor unmittelbar in dieses gelangt. Wir treten ein in den Raum, der einst das Ziel manches müden Pilgers war, der hier vor Brahma seine Gebete

darbrachte, von dessen Statue aber auch hier keine Spur mehr aufzufinden ist. Dem großartigen Aeußern des Baues entspricht dies einfache Innere keineswegs. Die Wände bestehen aus grauen, schlichten Quadern; die ganze Höhe bis zur Spitze der das Dach bildenden achteckigen Pyramide beträgt 40 Fuß.

Von den 296 kleinen umgebenden Tempeln sind mindestens schon zwei Drittel zu bloßen Steinhaufen zerfallen, auf denen jetzt eine üppige Vegetation grünt. Vom dritten Vierecke sind nur noch sechs große Erdhaufen übrig, welche die Mauerreste überdecken. Dazwischen stellen sich große Bäume, welche mit ihren Wurzeln die Hauptzerstörer des Bauwerkes sind, denn die Quadern selbst zeigen noch so frische und scharfe Kanten, als wären sie eben erst unter dem Meißel des Steinmetzen hervorgegangen. Ein großartiger Bananenbaum deckt viele der zerfallenen Tempelchen jetzt mit seinem mitleidigen Schatten. Was endlich die Zahl der in diesem großen Tempel von Brambanam aufgefundenen Götterbilder betrifft, so ist sie nur gering; die meisten sind im Laufe der Zeit zerstört worden oder liegen noch unter dem Schutte begraben.

Man muß erstaunen über die Masse von Götterhäusern, welche die alten Hindu in dieser Gegend errichteten, denn nur wenige Minuten entfernt von den eben erwähnten „Tausend Tempeln“ finden wir abermals vierzehn kleine Kapellen, die ein größeres Gebäude einschließen. Auch sie sind im Zustande des größten Verfalles und von Waringin-Bäumen überwachsen. Fragt man nach ihren Namen, so weiß der heutige Javane sie nur als Tschandi, Tempel, zu bezeichnen. Weiterhin, auf der Straße zwischen Brambanam und Dschokdschokarta, treffen wir auf die Ruinen der Tempel von Kali Bening und Kali Sari, welche uns gleichfalls einen hohen Begriff von der Kunst der alten Hindu geben, wenn auch eine ziemliche Gleichmäßigkeit und große Aehnlichkeit in allen diesen Bauten sich keineswegs verkennen läßt.

Von besonderem Interesse erscheinen uns die Ruinen von Suku, die sich freilich an Großartigkeit keineswegs mit jenen von Brambanam und Boro Budur messen können; aber die an ihnen angebrachten Skulpturen sind so sonderbar und phantastisch, daß sie auf ganz andere Künstler und auf eine abweichende Art der Gottesverehrung hinweisen, als die bisher erwähnte. Sie liegen im Osten von Surakarta, im Gebiete des erloschenen Vulkans Laru, auf einem Trachithügel. Dort in einer Höhe von 4220 Fuß über dem Meere herrscht ewiger Frühling, dort gedeihen am besten die schlanken Teckbäume, die man gerade in der Nähe dieser Ruinen ihres trefflichen Bauholzes wegen häufig fällt.

Das Hauptgebäude dieses Tempels ist eine abgestumpfte Pyramide, die auf der höchsten von drei aufeinanderfolgenden Terrassen gelegen ist. Nahe bei ihr bemerkt man die Ruinen zweier Obelisken und einiger anderen nun zertrümmerten Bauwerke. Die Länge der Terrassen beträgt 175 Fuß; die Breite der ersten 80, die der zweiten 30 und die der höchsten 130 Fuß.

Durch drei Portale, von denen jedoch nur noch das äußerste steht, nähert man sich dem Tempel. Das zweite und dritte Portal sind nur noch in Trümmern vorhanden; das erhaltene erste zeigt jedoch einen sehr schönen Eingang von 16 Fuß

Höhe, dessen Abschluß ein schauderhaftes Fratzengesicht macht, während auf der Innenseite desselben die männlichen und weiblichen Glieder dargestellt sind. An der Außenseite treten uns merkwürdige Figuren entgegen, die etwas Karikaturen-artiges zeigen und durchaus abweichend von den Figuren in Boro Budur und Brambanam sind. Ein Mann mit großem, häßlich geformtem Kopfe verschlingt ein Kind, während neben ihm ein Hund liegt, der aufpaßt, ob nicht Etwas für ihn abfällt. Dabei steht ein Baum, auf welchem ein Storch und ein taubenartiger Vogel sitzen.

Ruinen von Suku.

Diesen Darstellungen gegenüber finden wir einen laufenden, unförmig dicken Mann, welcher das Schwanzende einer sich krümmenden Schlange im Munde hat. Darüber fliegt eine Art Sphinx in der Luft, deren menschlicher Körper mit thierischen Gliedmaßen versehen ist. An der Nord- und Südseite des Portals zeigt sich ein kolossaler Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der in seinen Klauen eine dreifach gewundene, gekrönte Schlange hält. Bei Betrachtung dieser Skulpturen und der pyramidenförmigen Gestalt des Haupttempels wird man unwillkürlich an Aegypten erinnert. Gleicht der Mann, welcher das Kind verschlingt, nicht dem Typhon, der Storch nicht dem heiligen Ibis? Waren nicht Taube, Schlange und Adler Symbole der ägyptischen Gottesverehrung?

Wir schreiten weiter nach der ersten Terrasse zu. Auf ihr liegen massenhaft Skulpturen zerstreut, welche Menschen, Tiger, Elephanten, Ochsen und Reiter darstellen. Fünf Stufen führen nach der zweiten Terrasse, die gleichfalls mit Bilderresten und Mauersteinen bedeckt ist. Im Mittelpunkte der letzten Terrasse endlich, zu welcher man auf drei Stufen gelangt, steht der pyramidale Tempel. Seine Basis bildet ein vollständiges Viereck, das an jeder Seite $43^1/_2$ Fuß lang ist. Stufenförmig steigt die Pyramide bis zu 17 Fuß Höhe an und endigt in einem fünf Fuß hohen senkrechten Aufsatz, welcher das flache Dach einschließt. Dieser erstreckt sich in einer Länge von 21 Fuß von Norden nach Süden und ist dabei 19 Fuß breit. Inmitten desselben befindet sich eine Erhöhung mit einem runden Loche darin, das wahrscheinlich einstmals zur Befestigung einer Figur diente.

An der westlichen Seite steigt eine schmale Treppe an der Pyramide in die Höhe, neben welcher an der First des Gebäudes zwei Schlangen angebracht sind, die als Wasserspeier dienten. Mit Ausnahme derselben ist der ganze Tempel an der Außenseite ohne allen Bilderschmuck. Der Engländer Dr. Horsfield, dem wir hier in der Beschreibung der Pyramide von Suku gefolgt sind, konnte keinen Eingang in das Innere derselben entdecken. Er begnügte sich daher mit der Untersuchung der kleineren dabei stehenden Tempelchen, welche einen großen Reichthum an Bildhauerarbeiten aufweisen. In einem derselben fand er frische Holzkohlen, die von einem Opferbrande herrührten, welchen die Eingeborenen noch jetzt den Göttern des Tempels darbringen, wenn sie von Mißgeschick heimgesucht werden.

Figur von den Tempelruinen von Suku.

Theils an diesen kleinen Gebäuden, theils auf einzelnen am Grunde umherliegenden Steinplatten entdeckte Horsfield noch sehr interessante Steinmetzarbeiten. Eine menschliche Gestalt mit Vogelkopf, mit Sporen an den Füßen und fledermausartigen Flügeln spielt dabei eine Hauptrolle. Auch Elephanten, Schildkröten und Eber mit Hörnern kommen häufig vor. Auf einer dieser Steinplatten wird eine Hinrichtung dargestellt. Mit aufgehobenem Schwerte steht ein mißgestalteter Henker vor dem Richtblocke, auf dem bereits zwei abgehauene Köpfe liegen, während ein dritter Verbrecher eben zur Execution herbeigeschleppt wird. Von starker Phantasie zeugt ein Bildwerk, das an einem nördlich von der Hauptpyramide stehenden länglichen Gebäude angebracht ist. Es ist vier Fuß hoch und drei Fuß breit. Die Umrahmung des leierförmig gestalteten Ganzen bilden die schlangenartigen Schwänze zweier Vögel, welche Hirschköpfe haben. Da wo die Schwänze

zusammenstoßen, bildet ein bösartiges Fratzengesicht den Schlußstein. Auf dem solchergestalt eingeschlossenen Raume sind verschiedene Darstellungen in Relief ausgemeißelt. Zunächst eine gekrönte Schlange, auf deren Haupt eine vierarmige Figur steht, welche nach dem Manne hinzublicken scheint, der auf dem Schwanze der Schlange nach ihr zuschreitet. Darunter sitzt eine Gestalt mit zum Beten erhobenen Händen, und vor dieser ein Affe. Den Schluß machen, in gleicher Höhe mit den vorhin erwähnten Vögeln, zwei Ungeheuerchen, die einen geschwänzten Menschen auseinanderreißen. Die Figuren sind lebhaft gezeichnet und zeugen jedenfalls von der starken Phantasie des Bildhauers; in manchen Stücken erinnern sie an die Fratzengebilde, welche wir an gothischen Domen finden.

Noch ist eine leider kopflose und verstümmelte Kolossalfigur zu erwähnen, die vor der Treppe steht, welche zum Dache der Pyramide hinaufführt. Auf dem Rücken derselben ist ein sechs Fuß langer Phallus mit Inschriften angebracht, welcher außerdem noch vielerlei Symbole, die Sonne, den Mond und das Stoßblatt eines Kriß oder Dolches zeigt. Aehnliche Darstellungen wiederholen sich auf vielen Steinplatten.

Tukang besi heißt bei den heutigen Javanen der Waffenschmied, und für alle Diejenigen, welche dies Gewerbe ausüben, gelten die Tempelruinen von Suku heute noch als eine Art Heiligthum. Eine der Bildhauerarbeiten zeigt nämlich einen Waffenschmied in seiner Werkstatt in voller Arbeit, wie er gerade einen Dolch auf dem Amboß formt. Diesem Relief bringen die Javanen, so oft sie ihr Weg nach Suku führt, noch immer kleine Opfer von Blumen, Früchten u. s. w. dar.

Zeigen schon diese Ruinen von Suku in ihren Bildwerken eine wesentliche Abweichung von jenen in Brambanam und Boro Budur, so ist dies bei den Tempeln von Ungarang noch mehr der Fall, denn hier treten uns Skulpturen entgegen, welche theilweise an griechische Vorbilder gemahnen. Namentlich ist dies bei dem zweiräderigen, mit vier trefflich modellirten Rossen bespannten Sonnenwagen der Fall.

Wir haben schon oben erwähnt, daß außer dem heiligen Waringin es namentlich die Dschati oder Teckbäume (**Tectonia grandis**) sind, welche ihren dichten Schatten über die alten Tempelruinen ausbreiten. Es ist daher hier der Ort, um Einiges über diesen nützlichen Baum zu sagen, von dem die Javanen mehrere Arten unterscheiden. Am häufigsten ist der kalkige Teckbaum, Dschati Kapur, dessen Holz eine weiße Farbe und viele kalkige Knötchen und Ausschwitzungen zwischen den Fasern zeigt. Er wird zu den gewöhnlichsten Bauten benutzt und ist minder geschätzt als der Dschati Sungu oder echte Teckbaum, dessen Holz fester, frei von Kalk und zum Schiffbau besonders geeignet ist. Die Farbe dieser Abart spielt vom Hellgelb bis in's Röthlichbraune und Schwarze. Der Teckbaum ist schlank und hoch; sein Wachsthum in die Länge ist ungemein rasch, während er nur langsam in der Dicke zunimmt und daher sehr lange stehen muß, ehe man ihn als Nutzholz fällen kann. Unter günstigen Umständen, das heißt, wenn der Boden gut geeignet ist, erlangt der Teckbaum mit 25 Jahren eine Dicke von einem Fuß über der Wurzel; aber ein Jahrhundert vergeht, ehe er vollständig ausgewachsen ist.

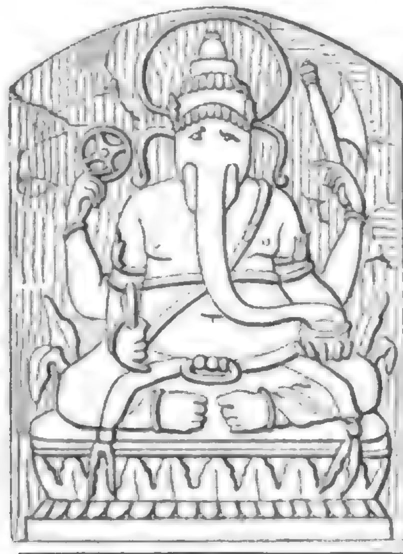
Das Fällen dieser Bäume, welches gewöhnlich stattfindet, wenn sie dreißig bis fünfzig Jahre alt sind, verschafft vielen Menschen Lebensunterhalt. Die Eingeborenen, welche sich mit der Forstwirthschaft, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, befassen, nennt man Blandong. Mit großen Büffel-Karawanen ziehen sie in die Teckforste, fällen dort die Stämme und bringen sie zur Küste hinab. Dies war namentlich in den Wäldern von Rembang der Fall, und die dort wachsenden Bäume, welche als die besten galten, wurden früher von den Regenten anstatt der Steuern der Regierung abgeführt. Mit der Nachfrage nach dem guten Schiffbauholz nahm auch der Reichthum der langsam wachsenden Teckwälder ab; es traten Stockungen ein, man mußte weiter in's Innere vordringen, und der Bedarf wurde so ungenügend gedeckt, daß man zu größeren Schiffsbauten das Holz sich vom asiatischen Kontinente holen mußte, während der Bau kleinerer Küstenfahrzeuge fast ganz unterblieb. Praktische Einrichtungen, gute Gesetze und die Verbesserungen der Verkehrsmittel haben diesen angerichteten Schaden wieder einigermaßen ausgeglichen. Daß die Regierung bemüht ist, die Dschati-Bäume künstlich wieder anzupflanzen, wurde schon früher erwähnt.

Der Zweig vom Teckbaum (Tectonia grandis).

Unter den Alterthümern der Insel sind noch kurz die Inschriften und Münzen zu erwähnen, die namentlich zwischen den Tempelruinen sehr häufig aufgefunden werden. Erstere sind auf Stein- oder Kupferplatten angebracht und in verschiedenen Charakteren geschrieben, die wir jetzt mit Hülfe der neueren Sprachforschung meistens richtig entziffern können. Die ältesten und seltensten zeigen das Devanagari, die alten heiligen Schriftzeichen Indiens. Ebenso finden wir Kawi-Charaktere und mehr jüngere Inschriften, die den heutigen javanischen Buchstaben ähneln. Den Inhalt bilden religiöse und moralische Sprüche, seltener historische Nachrichten. Eine Steinplatte von Kwali besagt: „Der Pandita vermag den übeln Einfluß der Menschen zu bannen; er wäscht ihre bösen Absichten hinweg, er zeigt ihnen den rechten Weg; er verhütet Lüsternheit und schlechte Begierden durch seine guten Rathschläge. 1363." Ein Stein von Suku aus demselben Jahre enthält folgende Moralpredigt: „Dies ist ein Rath für die Menschen, welche aus böser Begierde mehr verlangen, als sie besitzen. Wenn die Menschen nicht lüstern nach der Habe ihres Nächsten wären und einander nicht lästerten, wozu müßte dann guter Rath ertheilt werden? Nehmen sie diesen an, dann haben sie auch Anfangs die Absicht, das Rechte zu thun, doch

später verfallen sie wieder in ihre natürlichen Neigungen. Deshalb, Männer der Stadt, laßt euch hierdurch rathen, folgt nicht nur den Eingebungen, sondern Dem, was Zeit und Sitte des Landes verlangt."

Alte Münzen aus Kupfer und Erz trifft man namentlich in den mittleren und östlichen Distrikten Java's an. Sie gleichen alle einander sehr. In der Mitte haben sie ein viereckiges Loch, um sie an einem Faden aufziehen zu können. Die am häufigsten darauf ausgeprägten Gegenstände sind menschliche Gerippe, Häuser, Palmbäume, Räder, Schlangen, Büffel und Vögel. Raffles theilt die Entzifferung einer solchen Münze mit, die aus dem Jahre 1568 stammen soll. Sie lautet: **Naga hoba wisaja jalma** d. h. Schlangen bewegen sich; Menschen arbeiten. Doch ist diese Deutung nicht ganz sicher und auch ziemlich sinnlos. Die betreffende Münze zeigt verschlungene Schlangen, zwei fratzenhafte menschliche Figuren und zwischen diesen einen niedergestürzten Büffel.



Batara Guru.

Park der Residenz des Sultans von Dschokdschokarta.

Neuntes Kapitel.

Allgemeines Naturgemälde Java's.

(Von der Redaktion des „Buches der Reisen".)

Franz Junghuhn's Forschungen.

Unter den Männern der Wissenschaft, welche das schöne Eiland Java gründlich erforschten, nehmen deutsche Gelehrte eine hervorragende Stellung ein. Die Holländer, als die Besitzer der Insel, und die Engländer, welche vorübergehend dort Fuß faßten, haben eine Menge tüchtiger Naturforscher dorthin gesandt, welche über Land und Leute viel Treffliches berichteten, aber keinem derselben ist es gelungen, in großen Zügen die Natur Java's so eingehend und anschaulich zu schildern, wie dem Deutschen Franz Junghuhn. Unter ungünstigen Verhältnissen verließ er im Jahre 1834 das Vaterland und begab sich nach Utrecht in Holland, wo er als Militär-Arzt (Officier van Gezondheid) für die Niederländisch-Ostindischen Besitzungen angestellt wurde. Ausgerüstet mit allen Eigenschaften, welche zu Leistungen auf Reisen befähigen, geübt in geodätischen und hypsometrischen Arbeiten, begabt mit rechtem Sinne für die Natur, vertraut mit der Botanik und Geognosie, von 1836 an fortwährend auf

Reisen mit javanischen Begleitern, versenkt in die Tiefen der Urwälder, oder auf den Gipfeln theils ausgebrannter, theils noch thätiger Vulkane. Ueberall sammelte er, entweder Gesteinarten oder namentlich Pflanzen, die zu einem überaus reichen Herbarium anwuchsen. Außer seinen Werken über Java („Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java" 1845, und „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart 1852) hat er noch viele einzelne Abhandlungen und ein schätzbares Buch über die Batta-Länder auf Sumatra 1847 geliefert. Viele Jahre hat er an der Spitze der naturforschenden Kommission für Niederländisch-Indien gestanden; im Jahre 1848 kehrte er zur Vollendung seines Hauptwerkes nach Holland zurück; doch kaum hatte er im November 1851 die letzten Seiten daran geschrieben, da trieb es ihn schon wieder von den beschneiten Gefilden Hollands nach dem geliebten Java, das er, seine Rede zum Dithyrambus steigernd, folgendermaßen schildert: „In meiner Seele blieb das Bild der Wälder frisch, die dort ewig grünen — der Tausende von Blüten, die dort nie aufhören zu duften, ich höre im Geiste den Seewind rauschen durch die Bananen und Wipfel der Palmen — die Wasserfälle donnern, die von den hohen Bergwänden des Innern herabstürzen — ich athme die kühle Morgenluft und trete vor die gastfreie Hütte des Javanen, während noch tiefes Schweigen auf den Urwäldern ringsum ruht — hoch in der Luft ziehen die Scharen der Kalongs nach Hause — allmälig fängt das Laubgewölbe an sich zu regen — die Pfauen kreischen — die Affen werden munter, das Echo der Berge wird wach von ihrem Morgenliede — Tausende von Vögeln fangen an zu zwitschern, und noch ehe die Sonne den östlichen Himmel färbt, erglüht schon der majestätische Gipfel jenes Berges in Gold und Purpur, er blickt aus seiner Höhe zu mir herab, wie zu einem alten Bekannten, — meine Sehnsucht wächst und ich verlange nach dem Tage, an welchem ich sagen kann: Seid mir gegrüßt, ihr Berge!"

Noch zwölf Jahre sollte sich Junghuhn, immer segensreich fortwirkend, der tropischen Natur des ihm so vertrauten Eilandes freuen. Zu Lembang, am Fuße des Tangkuban Prau, stand dort, umgeben von schönen Gartenanlagen, sein zierliches Wohnhaus, in dem er abgeschieden von der Welt nur der Wissenschaft und seiner Familie lebte. Dort besuchten ihn im Mai 1858 die Naturforscher der Novara-Expedition. Alles rings um Junghuhn's Wohnung machte auf die Oesterreicher einen überaus anheimelnden Eindruck; aus jedem Antlitz strahlte Zufriedenheit, aus jedem Auge heiteres Glück. Er selbst aber, der deutsche Naturforscher, als imponirende Gestalt, mit edlen, einnehmenden Zügen, welche ganz die riesige, physische wie geistige Kraft und Ausdauer zur Schau trugen, die sein unvergleichliches Werk über Java ahnen ließen. Seine letzten Bestrebungen waren der Kultivirung der Chinabäume zugewandt, die unter ihm einen bedeutenden Aufschwung nahm. Am 24. April 1864 ist er zu Lembang gestorben und dort liegt er begraben, im Angesichte der Vulkane, die er einst erstiegen, zu einer Zeit, als noch keine Reitpfade hinaufführten, sondern nur jene merkwürdigen Zickzacklinien, welche sich das Rhinozeros selbst bis auf den höchsten Punkt ausgetreten hat. Er war geboren zu Mansfeld am 26. Oktober 1812.

Ueber den Einfluß der Bodenerhebung in Java auf Klima und Vegetation giebt der zweite Abschnitt von Junghuhns großem Musterwerke die vollständigsten und interessantesten Aufschlüsse, wie denn überhaupt unsere genauere Kenntniß der physikalischen Verhältnisse der Insel erst von den langjährigen Arbeiten dieses überaus thätigen und kenntnißreichen Naturforschers datirt.

Junghuhn gliederte die Pflanzendecke Java's in vier Gewächszonen, deren erste oder heiße Region vom Meeresufer bis zu einer Höhe von 2000 Fuß reicht; die zweite, gemäßigte erstreckt sich von 2000 Fuß bis zu 4500 Fuß; die dritte, kühle, von 4500 Fuß bis zu 7500 Fuß und die vierte, kalte, reicht von 7500 Fuß bis zu 10,000 Fuß über den Spiegel des Meeres. Sowie die Natur in ihren Reichen nirgends in Sprüngen geht, sondern nur allmälig vorschreitet, so zeigen sich auch zwischen den vier von Junghuhn aufgestellten Regionen Uebergänge, und die angegebenen Höhen drücken daher auch nur die Mitte des Ueberganges aus einer Gewächszone in die andere aus. Viele örtliche Ursachen, wie freistehende, steile, oder flach ausgedehnte Form eines Berges, die Beschaffenheit des Bodens, wirken oft noch abändernd auf die allgemeinen Regeln ein. Noch weniger an scharfe Grenzen als die Bürger der Pflanzenwelt gefesselt ist das Thierreich, ja man findet zahlreiche Thierarten, z. B. Pfauen, Hirsche, Rhinozerosse, die alle Zonen Java's durchwandern und die gleichen Lebensgenuß auf manchen 9000 Fuß hohen Gebirgsflächen zu finden scheinen, als in den Grasebenen an der Südküste, obgleich bei einem bedeutenden Temperaturunterschiede das Pflanzenreich, das ihnen Nahrung liefert, ein ganz verschiedenes ist. Andere Thiere, die vom Raube leben, verlassen nur zeitweilig ihre heißen Graswüsten und folgen den Hirschen, ihrer Beute, bis in die kalten, 9000 Fuß hohen Gebirge.

Erste Gewächszone.

Die heiße Region der ersten Gewächszone erstreckt sich vom Meeresgestade bis zu einer Höhe von 2000 Fuß über demselben und zeigt eine mittlere Luftwärme von 21,8° R. bis 18,8° R.; in ihr vermindert sich also die Temperatur vom Seestrande bis zur oberen Grenze der Zone um 3,1° R. Die ausgedehntesten Ebenen, meistens Alluvialboden, sind es vorzugsweise, auf denen sich die Kultur des Bodens entwickelt hat. Hier finden wir den Reis, den Mais, den Sesam, aus dessen Samen Oel gepreßt wird, die Kokosnuß, verschiedene Gemüsepflanzen, die Baumwolle, die Cardamome u. s. w. Unter allen diesen Gewächsen nimmt, wie wir bereits früher gesehen haben, der Reis die erste Stelle ein.

Das anmuthigste Bild innerhalb der ersten Gewächszone bietet uns das Dorfwäldchen. Bei dem ungemeinen Reichthume, wodurch seine Flora sich auszeichnet, bei der außerordentlich großen Mannichfaltigkeit verschiedener Baum-

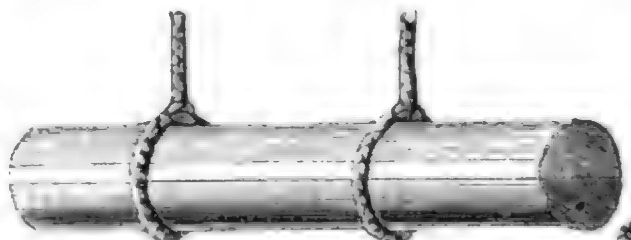
arten, die, durch die Kultur gezwungen, in einem verhältnißmäßig engen Raum hier zusammenwachsen, ist es nicht leicht, seine physiognomische Eigenthümlichkeit mit wenigen Zügen zu malen. Wandelt man aber unter dem Laubgewölbe dahin, so sind unter den Hunderten verschiedener Gestalten doch eine gewisse Anzahl, welche den Blick des Reisenden doch vorzugsweise auf sich ziehen. Während man hier mit Entzücken auf die dunkelgrünen, rundlichen Kronen der Manga-Bäume (**Mangifera indica**) schaut, die mit Hunderten faustgroßer, goldgelber Eier, ihren herrlichen Früchten, behangen sind, ergötzt man sich dort an dem Anblick der schönen, weiß und rosenroth gefärbten Dschambu-Früchte (**Jambusa macrophylla**), die unsern Birnen ähnlich sind, oder an der ungeheuren Fülle der Rambutans (**Nephelium lappaceum**), deren Zweige unter der Last ihrer röthlichen Früchte zu brechen drohen; hier wird der Blick gefesselt durch Nangkas und stachlichte Durio, Früchte, so groß wie ein Kopf oder ein Kürbis und die doch nur an dünnen Stielen von den Zweigen und Stämmen herabhängen; dort zieht eine kopfgroße, kugelrunde Frucht, die Pompelmus, das Auge an, und an anderen Stellen leuchten Dutzende goldener Orangenäpfel durch das Laub. Am liebsten aber weilt der Blick auf der Laubkrone der **Garcinia Mangostana** und den äpfelgroßen Früchten, die sie reichlich trägt, denn malt sich auch ihre bläulich-braune Farbe weniger glänzend auf dem grünen Laube ab, so weiß man doch, wie höchst erquickend, saftig und schmackhaft das Fleisch ist, das sie in ihrem Innern bergen.

Auch das Laubgewölbe des Waldes bietet in seinem Grün, in der Vertheilung seiner Aeste große Mannichfaltigkeit in Ton und Form. Wenn die Mehrzahl der genannten Baumarten eine rundliche dichtbelaubte Krone trägt, so bringen andere Arten durch ihre verschiedene Gestalt doch Abwechselung in's Blattgewirre. Hier tritt **Artocarpus incisa** mit seinen großen, zackig eingeschnittenen Blättern bizarr hervor, dort macht der Kapok-Baum sich kenntlich und streckt seine sparrigen Aeste horizontal durch das Laub der andern Bäume aus, während an andern Stellen das locker gewebte Laub und der silbergraue Schimmer, der ihm eigen ist, den Durenbaum (**Durio zibethinus**) verräth. Wo man nur seine Blicke hinwendet, da sieht man Ueberfluß: die üppige Ananas, so groß als ein Kinderkopf, und den nährenden Pisang, zu Trauben vereinigt, oft so groß und schwer, daß ein Mann sie nicht zu tragen vermag. Schaut dort die bläulich düstere Gestalt einer Areng-Palme aus dem schattigen Hintergrunde hervor, so wird unser Auge hier erquickt vom lichten und doch so lebhaften, schönen Grün des Pisangs, dessen riesige, 6 bis 7 Fuß lange und 2 Fuß breite Blätter, leicht vor jedem Lüftchen sich biegend, die ländliche Wohnung umflattern.

Gleich dünnen, aber langen, geringelten Säulen steigen hier und da die Palmen zwischen den übrigen Bäumen empor und ragen mit ihren Wedelschirmen über das Laubgewölbe der anderen hinaus. Besonders die Pinang-Palme (**Areca Catechu**) zeichnet sich durch ihren schnurgeraden Stamm aus, der im Vergleich zur außerordentlichen Länge, die oft 100 Fuß beträgt, sehr dünn ist.

Da, wo diese gegliederten hellgrauen Säulen zu Dutzenden über das Laubdach hinwegscheinen und im Winde langsam, kaum bemerkbar hin- und herschwanken, gewähren sie einen majestätischen Anblick. Behend klettert an diesen Säulen das kleine Eichhörnchen Badsching (Sciurus Platani) hinan, das die Kokosnüsse anbohrt, nicht nur um den Kern zu fressen, sondern auch um die Höhlung der Nuß zu seinem Nest zu erwählen. Es ist ein beständiger Bewohner der Kokosnußwälder und theilt diese Lebensart mit dem fliegenden Eichhörnchen Bilok (Pteromys sagitta), das man oft Abends von einer Palme zur anderen hinüberschweben sieht.

Zuweilen, doch öfter in der Nähe des Dorfes, begegnet man einem Feigen- oder andern Baume, der, von allem Laube entblößt, wie abgestorben ist, von dessen kahlen Zweigen aber hunderte schwarzer, ungeheuer großer Früchte herabhängen. Treten wir näher. Ein ammoniakalischer Geruch kommt uns entgegen und wir sehen mit Erstaunen, wie die großen schwarzen Früchte sich hier und da regen, sich krümmen, und zuweilen vernehmen wir ein Gepiep. Es sind dies die fliegenden Hunde oder Kalongs (Pteropus edulis), die, den Kopf zu unterst, hier in ungeheuren Scharen an den Bäumen hängen, wo sie den ganzen Tag der glühend heißen Sonne ausgesetzt bleiben. Nur zuweilen, wenn der eine von dem andern verdrängt wird, sieht man sie für einen Augenblick herumflattern, sonst hängen sie an den Aesten festgehakt, unbeweglich still, bis der sinkende Abend zu ihren nächtlichen Zügen ruft. Dann fliegen sie als riesenmäßige Fledermäuse durch die Luft.



Bienenstock auf Java. Nach Junghuhn.

Zu den wilden Thieren gesellt sich das Hausthier. Unter dem vorstehenden Dache der javanischen Wohnung hängen Käfige, worin eine kleine Art von Turteltauben (Columba malaccensis) gehalten wird, deren sanftes Gegurre den Javanen erfreut. In den Gebirgsdörfern der Preanger-Regentschaften trifft man noch ein anderes Hausthierchen an, das seinem Herrn Honig und Wachs liefert und nicht viel größer als eine Mücke ist. Es ist eine kleine stachellose Biene Selemprang (Melipona minuta), die im wilden Zustande sich in den kleinen Höhlungen und Löchern der Kalkfelsen aufhält. Sie bildet das Wachs in unregelmäßigen Gebäuden, die wie poröse Lavaschlacken aussehen, sowie in Zellen für die junge Brut. Nur das erstgenannte wird in hinlänglicher Menge gewonnen, ist schwärzlich, weich, klebrig und wird beim Zeichnen der farbigen Figuren auf Sarongs gebraucht. Hat der Bergjavane Bedürfniß nach solchem Wachs, so nimmt er ein Bamburohr $^1/_2$ bis $^3/_4$ Fuß dick und 3 bis 4 Fuß lang, das in der Mitte durchgespalten, ausgehöhlt und wieder zusammengebunden wird. Dieser Bienenstock, der vorn eine kleine Oeffnung hat, wird unter dem Dache der Wohnung aufgehängt, wo er sich innerhalb eines halben Monates bevölkert. Ueber Tag sind drei Viertel der kleinen Thierchen ausgeflogen, des Abends versammeln sie sich, und des Nachts sind sie alle zu Hause. So gesellt sich das kleine,

mückengroße Thierchen, das nicht einmal summt, zum Leben des Dorfbewohners in den einsamen Gebirgen, um einen Theil seiner Haushaltung zu bilden und zu leben wie er, still und friedlich.

Zu den Bewohnern javanischer Häuser gehören die kleine niedliche Stubeneidechse, der Gekko (**Hemidactylus fraenatus**), die man des Abends an allen Wänden herumkriechen und mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit Mücken fangen sieht, und das große, gelbe, braungefleckte Toké (**Platydactylus guttatus**), das besonders unter den Dachsparren der Häuser lebt und durch Farbe und Gestalt eben so widerlich ist, als störend und unangenehm des Nachts, wenn es nach abgemessenen Zwischenräumen von 5 bis 10 Minuten seinen lauten Ruf erschallen läßt: Gek—oh—ek—oh, zehn- bis zwanzigmal wiederholt, allmälig langsamer und länger gezogen, bis der Ton, schwächer werdend, sich in ein tiefes ekelhaftes Schnarchen verliert. Dann fängt das Konzert nach Verlauf der angegebenen Zeit von Neuem an. Auch giftige Schlangen (**Naja sputatrix**) und besonders Ular Bedulak (**Trigonocephalus puniceus**) halten sich in der Nähe des Dorfes auf. Namentlich der Biß der letzteren wird sehr gefürchtet. Doch sind die Fälle selten, daß ein Eingeborener gebissen wurde. Unschädlich, nur durch ihre Größe Furcht einflößend, sind die Sewah-Schlangen (Python-Arten), die zuweilen Nachts in die Dörfer und Häuser kriechen.

Gleichfalls unschädlich für den Menschen sind die prächtig gefärbten Baumschlangen. Ihr Körper ist ungemein dünn und verläuft in einen fadenförmigen Schwanz. Die Baumschlangen steigen selten von den Bäumen herab, zwischen deren Wipfeln sie mit solcher Schnelligkeit hingleiten, daß das durch ihren Metallglanz, sowie durch ihre gelbliche oder grüne Farbe getäuschte Auge ihnen nicht leicht zu folgen vermag. Sie dürfen als die prachtvollsten aller Schlangen gelten und sind ganz unschuldig, wenn auch einige im hintern Ende des Oberkiefers Furchenzähne tragen, welchen von einigen Anatomen, wiewol mit Unrecht, die Eigenschaft der wahren Giftzähne zugeschrieben ward. Linné erklärte die einzige ihm bekannte Baumschlange (**Dryophis prasina**) für giftig, allein gerade diese wird auf Java von Kindern gefangen und so weit gezähmt, daß sie sich spielend um Arm und Hals ihrer kleinen Pfleger windet, ohne diesen je Schaden zuzufügen. Baumschlangen nähren sich von kleinen Vögeln, Eidechsen, Würmern, Schnecken, und sind, der Dünne ihres Körpers ungeachtet, im Stande, sehr große Bissen zu verschlingen, indem ihr Kopf immer lang, der Rachen weit gespalten und die Ausdehnbarkeit ihres Körpers fast unbegrenzt erscheint.

Der Abend rückt heran. Kein Lüftchen regt sich, kein Blatt bewegt sich im Dorfwäldchen. Hoch oben ziehen die schwarzen Körper der fliegenden Hunde durch die Luft, nicht scharenweise, sondern vereinzelt, aber doch so häufig aufeinanderfolgend, daß man an der verschiedenen Richtung, die sie einschlagen, verschiedene Gesellschaften, Züge, unterscheiden kann, welche die Luft jederzeit vollkommen geradlinig durchschneiden. Oft gehen verschiedene Züge in ganz entgegengesetzter Richtung und ungleicher Höhe, wie Schieber, übereinander hin, die sich durchaus nicht mit einander vermengen.

Baumschlange.

Digitized by Google

Sie haben die Bäume, an denen sie den Tag über wie schwarze Früchte hängen, nun verlassen und ziehen nach Nahrung in das Innere der Insel, oft meilenweit, den Urwäldern zu, die sie noch vor Einbruch völliger Dunkelheit zu erreichen hoffen. Sie wissen den Ort, wo ein fruchttragender Feigenbaum oder ein Genitribaum steht, dessen Früchte sie besonders lieben. Von dort werden sie morgen früh, ehe die volle Tageshelle anbricht, in entgegengesetzter Richtung zurückkehren.

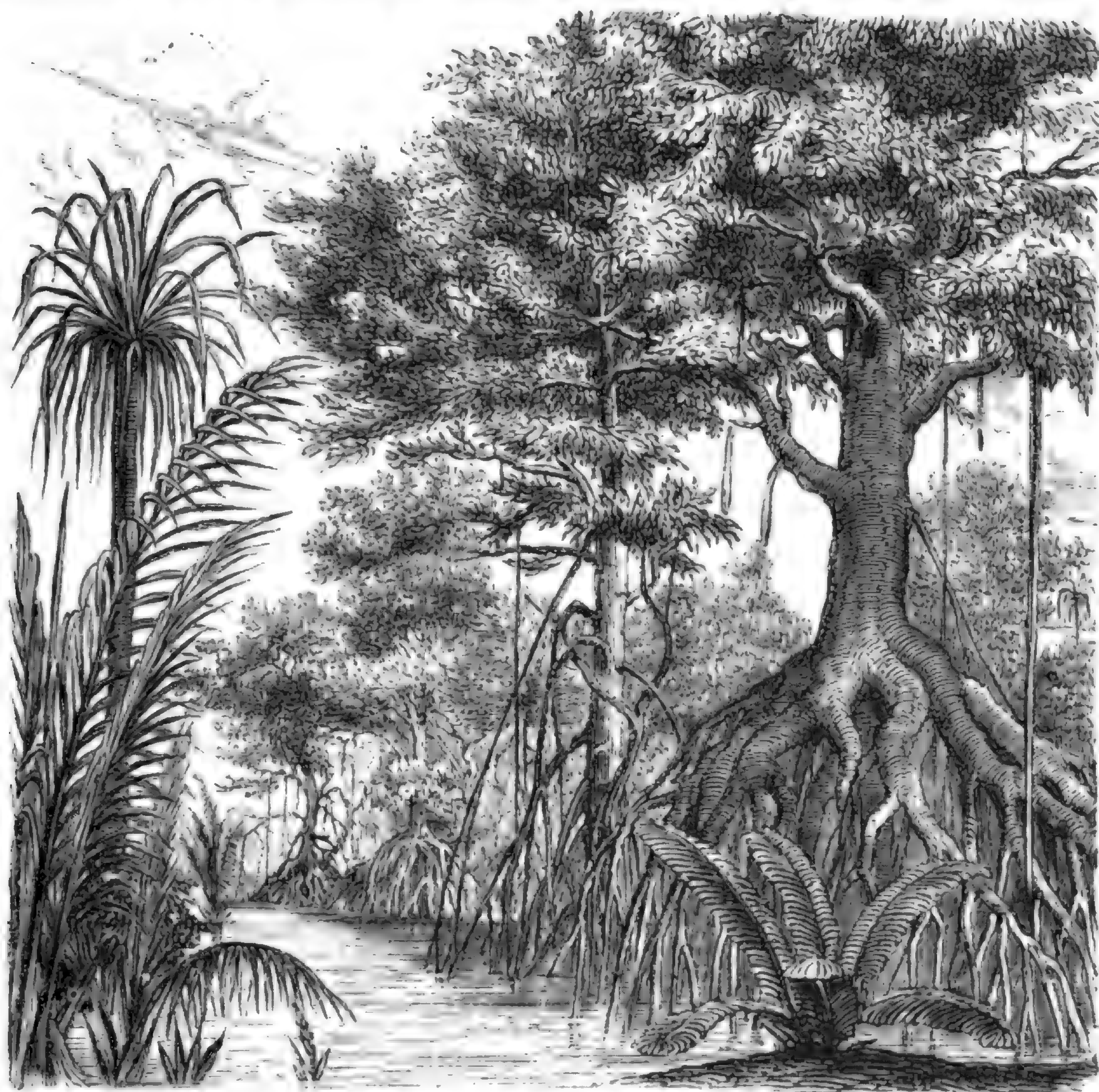
Die Dämmerung und mit dieser in gleichem Maße nimmt das Summen der Insekten zu; es scheint, als wenn die zahllosen Scharen der Cikaden, Käfer, Mücken und anderen Kerbthiere, die sich über Tag im Laube verbargen, nur auf den Untergang der Sonne gewartet hätten, um ihr tausendstimmiges Konzert zu erheben, gleichsam als ob auf einmal jedes Blatt des Waldes eine Stimme erhalten hätte. Ist die Finsterniß so weit eingetreten, daß die Leuchtkäfer (**Lampyris**-Arten), welche zu Tausenden in der Luft umherschwirren, wie Irrlichter, wie kleine Sterne funkeln, und mit ihrem phosphorischen Scheine die nächste Umgebung erhellen, dann tönt und schrillt die ganze Atmosphäre vom Insektenchor und man kann deutlich zwanzig und mehr verschiedenartige Töne unterscheiden, die alle in ein ohrenbetäubendes, zirpendes Gesumm zusammenschmelzen.

Das allgemeine Trillern und Schwirren ist für gewisse Vögel, die von Insekten leben, das Zeichen, ihren nächtlichen Ausflug zu beginnen. In enggezogenen Kreisen, die einen gewissen Abstand vom Mittelpunkt nie überschreiten, flattert ein Ziegenmelker (**Caprimulgus affinis**) durch die Luft. Man sieht ihn stundenlang über einem offenen Platz, der mit Gebüsch umgeben ist, herumfliegen und immer wieder in die vorige Kreislinie, die er schon hundert Male durchschwirrte, zurückkehren. Da, wo Termiten (**Termes fatalis**), diese furchtbaren Zerstörer der Häuser von Bambu und Holz, in geflügeltem Zustande ihre Erdlöcher verlassen und hier und da aus einer engen Oeffnung des Bodens zu Millionen hervorbrechen, da finden die Ziegenmelker leichte Beute, und ein zehnmaliger Umflug im Kreise ist hinreichend, sie zu sättigen. Was diese nächtlichen Räuber und die Eulen (**Strix flammea**) nicht verzehren, das wird eine Beute der Fledermäuse (**Rhinolophus**- und **Vespertilio**-Arten), die mit leisem, kaum hörbarem Fluge die kühle Nachtluft durchflattern und Insekten fangen. Allmälig wird es stiller; das Schwirren und Zirpen in der Luft läßt gegen Mitternacht nach. Der Ziegenmelker sitzt auf einem Baumzweig und verräth seinen Sitz durch ein lautes schnalzendes Geklappe, das er in regelmäßigen Zwischenräumen erschallen läßt. Auch er verstummt, und die ganze Natur ruht.

Von den Kulturgewächsen dieser Zone, die in der Nähe der Dörfer angebaut werden und die an diesem Orte nur erwähnt zu werden brauchen, nennen wir blos: den Indigo, das Zuckerrohr, den Zimmt, den Tabak, den schwarzen Pfeffer, den Kaktus (**Opuntia crassa**), auf dem das Kochenille-Insekt lebt, den flachsliefernden Rameh-Strauch und die Vanille.

Aber wir verlassen die angebauten Gegenden und das Dorfwäldchen, um uns der Natur in der Wildniß, im ursprünglichen Zustande zuzuwenden, und eilen zunächst an die Küsten, an die Grenze von Land und Meer, wo ersteres zur Flut-

zeit von den salzigen Wogen überströmt wird und auf neugebildetem Alluvialboden die Rhizophoren (Mangroven) wachsen. In der Nähe großer Flußmündungen, wo stille Buchten sich ausdehnen, in Binnenmeeren, wo keine hohe Brandung geht, da nehmen diese Bäume ihren liebsten Aufenthalt.

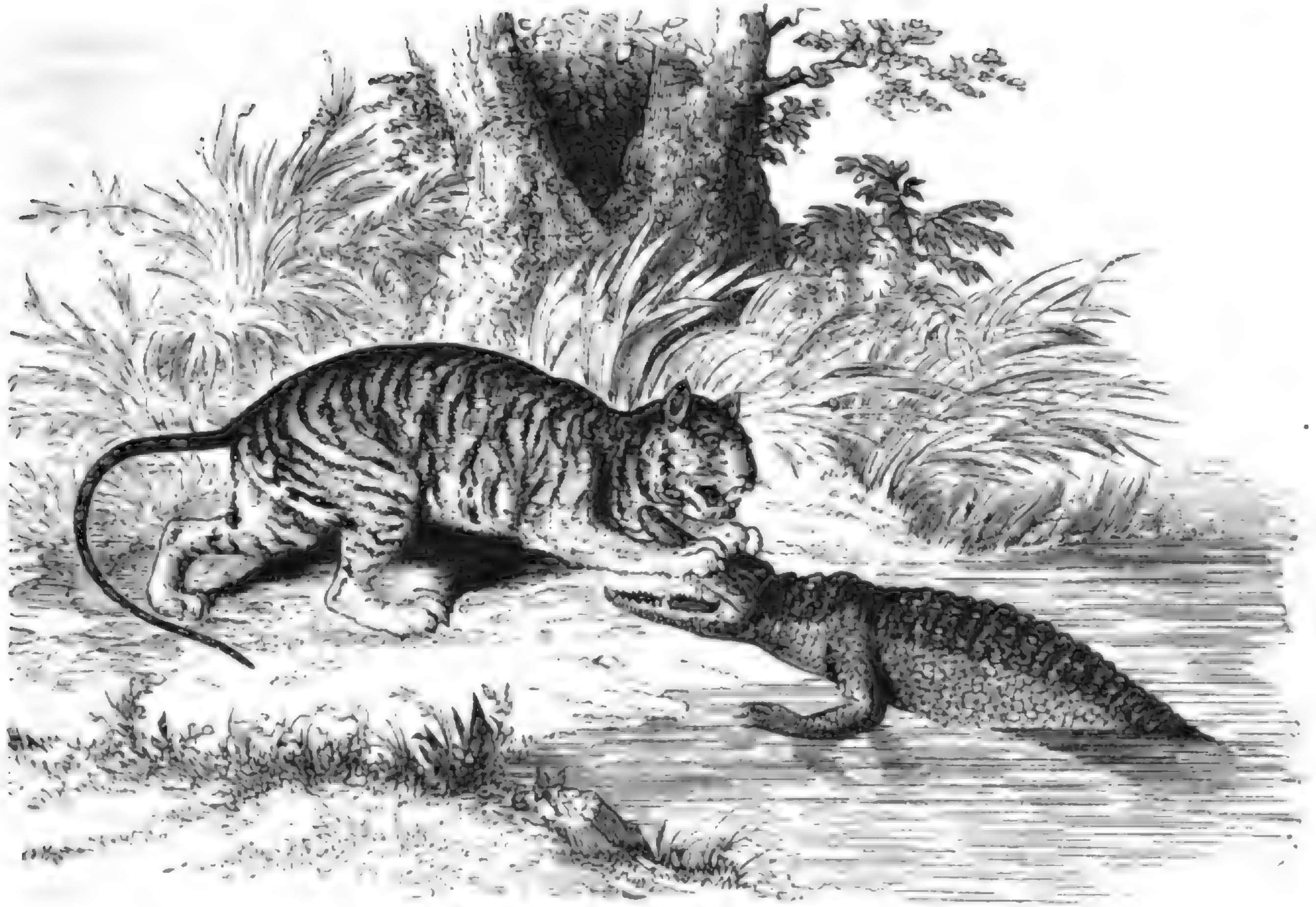


Form der Mangrove-Bäume.

Vorzüglich ist es daher die abgeflachte Nordküste, die im Gegensatz zum steilen, felsigen Südgestade die schönen 10 bis 25 Fuß hohen eigenthümlichen Bäume trägt. Sie führen bei den Malayen den Gattungsnamen Mangi und bei den Javanen Baku, mit verschiedenen Beinamen nach Verschiedenheit der Art. Auf Java kennt man sieben Spezies: **Rhizophora mucronata** und **conjugata**, **Bruguiera gymnorrhiza**, **cylindrica** und **Rumphii**, **Kanilia parviflora** und **caryophylloides**, die sich oft mit einander vermischen, jedoch so, daß gewöhnlich eine Art, gesellig wachsend, vor den andern herrscht.

Die Stämme dieser Rhizophoren erreichen den Boden nicht. Sie sind getragen von Stützen, Luftwurzeln, welche strahlenförmig vom untern Ende des Stammes auslaufen und dabei gabelig und wiederholt verästelt sind. Stecken sie zur Flutzeit so tief im Wasser, daß sich nur der eigentliche Stamm mit der Laubkrone über den Spiegel erhebt, so bieten sie dem Blick zur Ebbezeit ein undurchdringliches, sich durchkreuzendes Pallisadengewirre dar, wurzelnd auf stinkendem Schlammboden, welcher von Seethieren aller Art, von Austern und andern Muscheln, von zappelnden Fischen, Eremitenkrebsen, Holothurien, See-Igeln und ähnlichen Geschöpfen wimmelt. In ungeheurer Menge, zu Tausenden hüpft und springt hier drei bis vier Fuß weit, mit ungemeiner Schnelligkeit der eidechsenartige Fisch (**Periophthalmus**-Arten) auf dem Schlamme herum. Liegt dort in einer nicht ganz abgelaufenen Pfütze der gefräßige Kaiman (**Crocodilus biporcatus**), der sich mit Aas gesättigt hat oder auf eine lebende Beute wartet, so schwebt oben ein Falke (**Falco leucosternos**) in Kreisen durch die Luft, nach Fischen spähend, während ganze Scharen schneeweißer Reiher auf dem Lande sitzen und nach Nahrung im Schlamm suchen. So ungesund die Luft, so widerlich und unzugängig der Boden, auf dem die Rhizophoren wurzeln, so schön und lebhaft ist das Grün, das sie dem Auge bieten, so lieblich sind die Kronen der dichtgewebten, rundlichen Büsche, die sich über das Wasser oder den Schlamm erheben. Lange Schoten hängen von ihren Zweigen herab, und große Blütenkelche funkeln, oft im schönsten Hyazinthroth, zwischen den weißglänzenden, lederartigen Blättern.

Bedeutend ist der Einfluß, welchen die Rhizophoren-Waldung auf die Vergrößerung des Landes ausübt, auf das seewärts gerichtete Vorrücken der Küsten, in Gegenden, wo durch die Strömung großer Flüsse Ablagerungen stattfinden. Ihr Wurzelgeflecht hemmt den Lauf des trüben Wassers, die Erdtheile sinken schneller und setzen sich fest. Sie halten eine Menge Körper der verschiedensten Art auf, Muscheln, Stammtheile, Zweige, todte Körper von Thieren, die von der Land- oder Seeseite her angespült wurden, und kaum ist der Boden aus dem feuchten Elemente in's Trockne emporgestiegen, da entfalten auch gleich hunderte von Samen der verschiedensten Gewächse ihre Keime. In manchen Binnenmeeren, namentlich an der Südküste, trägt die ungeheure Vermehrung der Muschel Simping (**Maleagrina**) sehr viel dazu bei. Vier Dörfer, Kaju-Mati, Muara-Tua, Udschung-Alang und Peniteng, echte moderne Pfahlbauten, erheben dort im zur Ebbezeit fast ganz ablaufenden Wasser ihre Häuser auf Pfählen, die von ganzen Bänken der weggeworfenen Schalen der Simping-Muschel umgeben sind, denn die Existenz ihrer Bewohner ist fast ganz an die der Muschel geknüpft. Sie essen das Weichthier gekocht und suchen Perlen in den Schalen, in deren 50 sie im Durchschnitte eine Perle finden, die selten größer als ein Hirsekorn sind und an die Chinesen verkauft werden, für einen Gulden so viel, als die Schwere eines Cent beträgt. Die Schalen sind sehr dünn und platt, häufen sich aber allmälig zu ausgedehnten Bänken an, die, von Rhizophoren schnell begrünt, den Raum des Binnensees von Jahr zu Jahr verkleinern.



Kampf zwischen Königstiger und Kaiman.

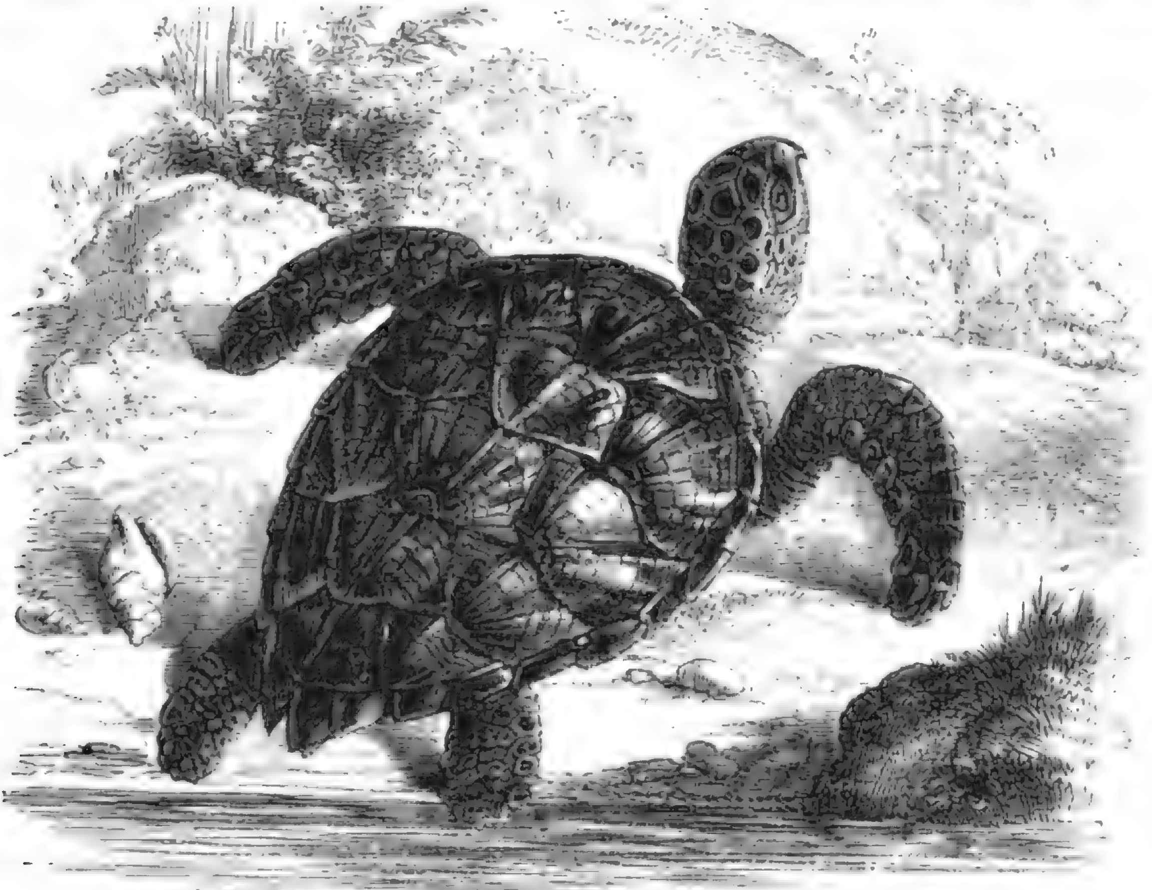
Ganz anders ist der Charakter der Meeresküste da, wo sie aus Sand besteht und keine Alluvial-Ablagerungen stattfinden. Dort gedeiht keine Rhizophora, an ihrer Stelle findet sich die tropische Dünenflora ein. Zunächst sieht man da einige Winden-Arten (**Convolvulus pes caprae** und **Convolvulus thalassicus**) in ungeheurer Menge den Sandboden wie mit einem Netze umspannen, aus dessen Rankengewirre Hunderte von Blütenstielen sich aufwärts richten, um ihre großen farbigen Blumenkronen zur Schau zu stellen. Bezeichnender als diese Gewächse für das sandige Gestade sind eine Anzahl kleiner Bäumchen, deren Form so höchst eigenthümlich ist, daß sie in der ganzen Pflanzenwelt nicht ihresgleichen finden. Es sind die Pandan-Arten mit ihren langen schmalen Blättern, die am Ende des Stammes und seiner wenigen gabelig getheilten Aeste zusammengedrängt stehen, deren bizarre Gestalt den öden Sandgrund verschönert, die aber auch am felsigen Ufer wachsen, besonders da, wo die Küsten aus Kalkstein bestehen. Am häufigsten kommen am Meeresstrande vor **Pandanus humilis** und **caricosus**, **Marquartia leucacantha** und **globosa**, welche sowol unten nach der Wurzel, als oben nach der Spitze zu einen gabelig getheilten Stamm besitzen. Erinnern die Pandaneen durch ihre Wurzelstützen an die Rhizophoren, so bietet ihr Laub eine desto größere Verschiedenheit. In dichte Büschel an der Spitze zusammengedrängt, kontrastiren die lebhaft grünen Blätter mit den zinnoberrothen Früchten, die wie kopfgroße Kugeln unter den Blattbüscheln herabhängen. Die außergewöhnliche Höhe, welche die Pandan-Arten zuweilen unter günstigen Um-

ständen erreichen, scheint eine Eigenschaft zu sein, welche sie mit allen baumartigen Monocotyledonen gemein haben, die vorzugsweise nur nach der Spitze zu wachsen und deren Stamm hauptsächlich aus den abgefallenen Blattstielen gebildet wird.

Zu diesen Dünen, die mit Winden und Pandaneen bestanden sind, gehören auch diejenigen an der Südküste Java's, an deren Füßen die Riesenschildkröten (Chelonia imbricata) und hauptsächlich die grüne Schildkröte (Chelonia viridis) ihre Eier legen. Wo solche Gegenden der Küste nicht zu weit entfernt von bewohnten Orten liegen, da suchen die Javanen diese Eier auf, deren sie mehrere Hunderte in einem Neste, d. h. im Sande verscharrt, finden, um sie dann getrocknet weit in's Innere der Insel zu verschicken. In manchen Gegenden müssen die Schildkröten, wenn sie ihrem feuchten Elemente entstiegen sind, erst 500 Fuß, ja 1000 Fuß weit über den allmälig sich höher hebenden, glatten Strand hinwegkriechen, ehe sie am Fuße der Dünen ankommen, wo sie einen besser geeigneten, lockern und trocknen Sand finden, um sich ihrer Eierbürde zu entledigen. Auf dieser Wanderschaft aber werden sie zuweilen von Raubthieren angefallen.

Einen solchen Ort findet man an der wüsten Seeküste von Bantam, nicht weit von der gänzlich unbewohnten Westecke Java's. Als hier Junghuhn auf die Landspitze Tandschung-Sodong hinaustrat und über das breite Sandgestade hinsah bis zur Landzunge Pang-Orok (d. i. Schildkrötenkrieg), da glaubte er ein Schlachtfeld vor sich zu erblicken. Hunderte von Gerippen der ungeheuer großen Schildkröten, manche bis 5 Fuß lang, 3 Fuß breit und hoch, lagen da auf dem Strande umher zerstreut. Einige bestanden nur noch aus glatten Knochen, waren gebleicht, andere waren zum Theil noch von faulenden stinkenden Eingeweiden erfüllt, und wieder andere waren noch frisch und blutend, aber alle lagen auf dem Rücken. Oben in der Luft flogen eine Menge Raubvögel herum. Lange Fährten zogen sich vom Meer quer über den Strand bis zum Fuße der Dünen, wo eine ungeheure Menge Schildkröteneier im Sande verscharrt war. Hier ist der Ort, wo die Schildkröten auf ihrer nächtlichen Wanderung vom Saume des Meeres bis zu den Dünen von wilden Hunden (Canis rutilans) angefallen werden. Diese kommen in Trupps von 20 bis 50 Stück, packen die Schildkröten an allen zugänglichen Stellen ihres umpanzerten Körpers an, zerren an den Füßen, am Kopfe, am After, und wissen durch ihre vereinigte Kraft das Thier, ungeachtet seiner ungeheuren Größe, umzuwälzen, so daß es auf den Rücken zu liegen kommt. Dann fangen sie an allen Enden an zu nagen, reißen die Bauchschilder auf und halten an den Eingeweiden, dem Fleische und den Eiern ihr blutiges Mahl. Viele Schildkröten entfliehen ihrer Wuth und erreichen, oft die zerrenden Hunde hinter sich her schleppend, glücklich das Meer. Auch nicht immer verzehren diese ihre gemachte Beute in Ruhe. In manchen Nächten geschieht es, daß der Herr der Wildniß, der Königstiger (Matjan lorek), aus dem Walde hervorbricht, unter die Hunde springt, die nun nach allen Seiten auseinanderstieben und in wilder Flucht dem Walde zueilen. Ein abgebrochener, mehr pfeifender als knurrender Ton begleitet ihren Abzug. Nun verzehrt der Tiger seinen Raub in Ruhe, wenn ihm nicht seine Beute vom Menschen wieder abgenommen wird.

So führen wilde Hunde und Tiger hier einen Kampf mit Bewohnern des Ozeans, mit Riesenschildkröten, an einem Orte, außerordentlich wüst und schaudervoll, der niemals von Javanen besucht wird, den der Wanderer, welcher die Wildniß durchirrt, schon aus der Ferne zu erkennen vermag an der Menge Raubvögel, die in Kreisen durch die Luft hinschweben über dem Orte, wo das mit Fleischfetzen behangene Gerippe der Schildkröten ihnen eine mehr als hinreichende Nahrung bietet.



Riesenschildkröte.

Im ganzen westlichen Java kommt in der Nähe der Südküste die **Gebang-Palme** (Corypha Gebang) außerordentlich häufig vor. Nie tritt sie ganz zur Küste hinab, sondern nähert sich nur dieser bis auf einen Pfahl, entfernt sich aber auch nie weiter als höchstens drei Pfähle von ihr, etwa so weit, bis der sehr allmälig ansteigende Boden eine Höhe von 300 bis 400 Fuß erreicht hat. Dann verschwindet sie wieder und macht Laubgebüschen Platz. Der Gürtel, den sie einnimmt, ist gewöhnlich nur $^1/_2$ oder $^3/_4$ Pfahl breit, aber scharf begrenzt. Seine Schmalheit ist besonders da auffallend, wo er sich in paralleler Richtung mit der Küste viele Meilen weit in die Länge zieht. Nur Alang-Gras wächst zu beiden Seiten des Gürtels, sowie zwischen den Stämmen der Bäume selbst, und bildet einen weißlich grünen Grund, auf dem die dunklen Fächerpalmen sich abheben. Jeder, der einen Gebang-Palmenwald erblickt, ist betroffen von der großen Regelmäßigkeit der Formen, der Aehnlichkeit, welche alle die Hunderttausende weitläufig gestellter und mit einem runden Köpfchen gekrönter Säulen mit einander haben.

Tritt man in's Innere des Waldes, so löst sich diese kugelige Krone auf in kolossale fächerförmige Wedel, und die Säulchen werden zu plumpen, absatzweise geringelten Stämmen. Nur trostloses 3 bis 5 Fuß hohes Alang-Gras füllt den Boden. Drückend ist die Hitze zwischen den vereinzelt stehenden Palmen, unter denen man vergebens nach Schatten sucht; oben lacht hell und blau der Himmel und unten, wo man seinen Blick durch die Stämme der Küste zuwirft, sieht man eine spiegelnde Meeresfläche, welche der schneeweiße Saum der Brandung vom Lande trennt. Das einzige Thier, welches sich hier seines Daseins zu freuen scheint, ist ein Nashornvogel (Buceros plicatus). Man erblickt ihn sehr oft in diesen Wäldern, aber stets paarweise, von einer Palme zur andern fliegend. Dann wird das Rauschen der Palmwipfel übertäubt von dem lauten knirschenden Fauchen, welches der Stimme dieses Vogels eigen ist und sein Herannahen schon aus weiter Ferne verkündet.

Zum üppigen Gedeihen der Gebang-Palme, sowie vieler anderer Küstenbäume, scheint der salzige Wasserdunst in der Luft ein wesentliches Erforderniß zu sein. So wie Schneegestöber sich fein vertheilt, so verbreitet sich der feine Wasserstaub des zu Schaum von der Brandung zerpeitschten Meeres bis auf weite Entfernungen von der Küste und löst sich zum Theil in der Atmosphäre auf, wodurch ein fortwährender eigenthümlicher Nebel entsteht, der auf große Abstände deutlich sichtbar ist. Es scheint, daß sich die Gebang-Palme auf keine größeren Abstände von der Küste entfernt, als bis wohin die Zone dieses salzigen Wasserdunstes reicht.

Wir schreiten nun zur Betrachtung des inneren Landes, der großen Alluvialebenen, der vulkanischen Vorgebirge und der tausendhügeligen neptunischen Gebirge mit ihren Thalgründen, welche in der untersten heißen Zone den größten Theil der Oberfläche von Java einnehmen. Vorzüglich ist es aber das tertiäre Gebirge, welches hier vertreten ist und das nur von den Alluvionen und seltener von vulkanischen Produkten abgelöst wird. Die Gewächse dieser Zone im innern Lande gruppiren sich wieder zu verschiedenen Abtheilungen; zunächst tritt uns der Rawa-Flor der Sümpfe entgegen; daran reihen sich die Alang-Graswildnisse mit den darin stehenden Baumgruppen, dann die Flora der trocknen Wiesen, das Waldgebüsch des heißen Hügellandes, die Akazien- und die Dschati-Wälder, und schließlich der tropische Urwald.

Die Vegetation der untiefen, stehenden Gewässer, der Gräben, der Sümpfe und ihrer Ufer bezeichnet man als Rawa-Flor. Im Wasser schwimmen oder bedecken den Spiegel mit ihren Blättern eine Anzahl Pflanzen, die mit den Sumpfpflanzen Europa's eine große Aehnlichkeit haben. Die Teichrosen fehlen keineswegs, an Größe und Schönheit werden sie jedoch weit überstrahlt von der prachtvoll rosenrothen Lotosblume (Nelumbium speciosum), auf deren großen Blättern, wie auf einem schwimmenden Garten, kleine Vögel umherspazieren. Damit ja kein Fleckchen der Wasserfläche unbedeckt bleibt, hat sich die kleine Teichlinse (Lemna minor) angesiedelt und erinnert, als ein echter Kosmopolit, den europäischen Reisenden an die Sümpfe seines nordischen Vaterlands. Am Ufer der Gewässer stehen Cypergräser, und in den Fluten tummeln sich gehegte

Kalong-Kolonie (Fliegende Hunde).

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Fische, der kleine Goldkarpfen (Cyprinus floripinna) und der schmackhafte Ikan gurami (Osphronemus olfax). Hundert andere Fischarten leben im Busen der Landseeen und großen Rawas, während Leguane (Monitor bivittatus) zuweilen über das Wasser tauchen und wie kleine Krokodile hier und da am Ufer liegen. Um sie herum spazieren Reiher und storchartige Vögel, die ihren Hunger an den zahlreichen Fröschen stillen. Kleine niedliche Enten (Anas arcuata), Sumpfschildkröten, Blutegel und manche andere Thiere vervollständigen die Fauna des javanischen Sumpfes.

Einer der größten Sümpfe Java's ist der Rawa-Lakbok, der in den trockenen Monaten des Jahres in eine Grasflur verwandelt ist. Zur Regenzeit aber wird Alles unter Wasser gesetzt, und dann sind die Tiger, die vielen Wildschweine und die Hirsche gezwungen, nach anderen Theilen des Landes auszuwandern. Diese Zeit aber ist die gesundeste für die Bewohner der Dörfer, welche im Umfang dieser Fläche liegen. In der trockenen Jahreszeit herrschen dagegen in allen diesen Dörfern böse Fieber. Außerdem gehört eine Fußkrankheit, ein Aufschwellen und Schwären der Füße und Unterschenkel zu den Plagen der Menschen, welche im Umfange dieser Morastgegenden wohnen, wo der Boden stets feucht ist und fast jeden Morgen Nebel fällt. Die geringste Fußwunde wird zu einem Geschwür. Diese Geschwüre fressen um sich, dringen oft bis auf die Knochen, hektisches Fieber tritt hinzu und die Patienten sterben.

Von den Sümpfen schreiten wir fort zu den ungeheuren Graswildnissen, die mit 3—4 Fuß hohem Alang-Alang (Saccharum Koenigii) bestanden sind, das eng, zusammenhängend, meilenweite Flächen überzieht.

Untermengt mit dem Alang-Alang kommen mehrere andere eben so hohe oder noch höhere Grasarten vor, besonders die berüchtigte Glagah (Saccharum spontaneum), deren rohrartige, fingerdicke Stengel mit ihren langen Blättern und überhängenden Blütenrispen so hoch emporsteigen, daß Roß und Reiter sich darin verbergen können. Gewähren die grünen, saftigen Wiesen Europa's einen erquickenden Anblick, so bildet das Alang-Gras auf den indischen Inseln trockene, einförmige Wildnisse, die sich trostlos, ohne Abwechselung ausbreiten. Statt einer erquickenden grünen Matte schaut man auf ein silberweißes, im Winde wogendes Grasmeer, das den eintretenden Wanderer bis an die Schultern begräbt. Leicht schneidet der scharfe Rand und die Spitzen der steifen, gerade emporgerichteten Grasblätter Wunden in die Haut; leicht wird man von Ameisen geplagt, wenn man ermüdet sich hinwirft, oder man läuft Gefahr, von einem verborgenen Tiger überfallen zu werden. Kein Weg ist weit und breit zu sehen; selbst über die tiefausgetretenen Pfade wölbt sich das Alang-Gras dicht empor und verdeckt sie vollständig. Das von der Grasfläche zurückstrahlende Licht blendet das Auge, und die drückende Hitze, die selbst im Schatten eines Schirmes bis über 30^0 R. steigt, erschlafft alle Sehnen des Wanderers. Nur eine einzige schöne, kornblumenblaue Pflanze aus der Familie der Enziane (Exacum sulcatum) erscheint hier und da in kleinen Gruppen inmitten des alle anderen Gewächse völlig erstickenden Alang-Grases.

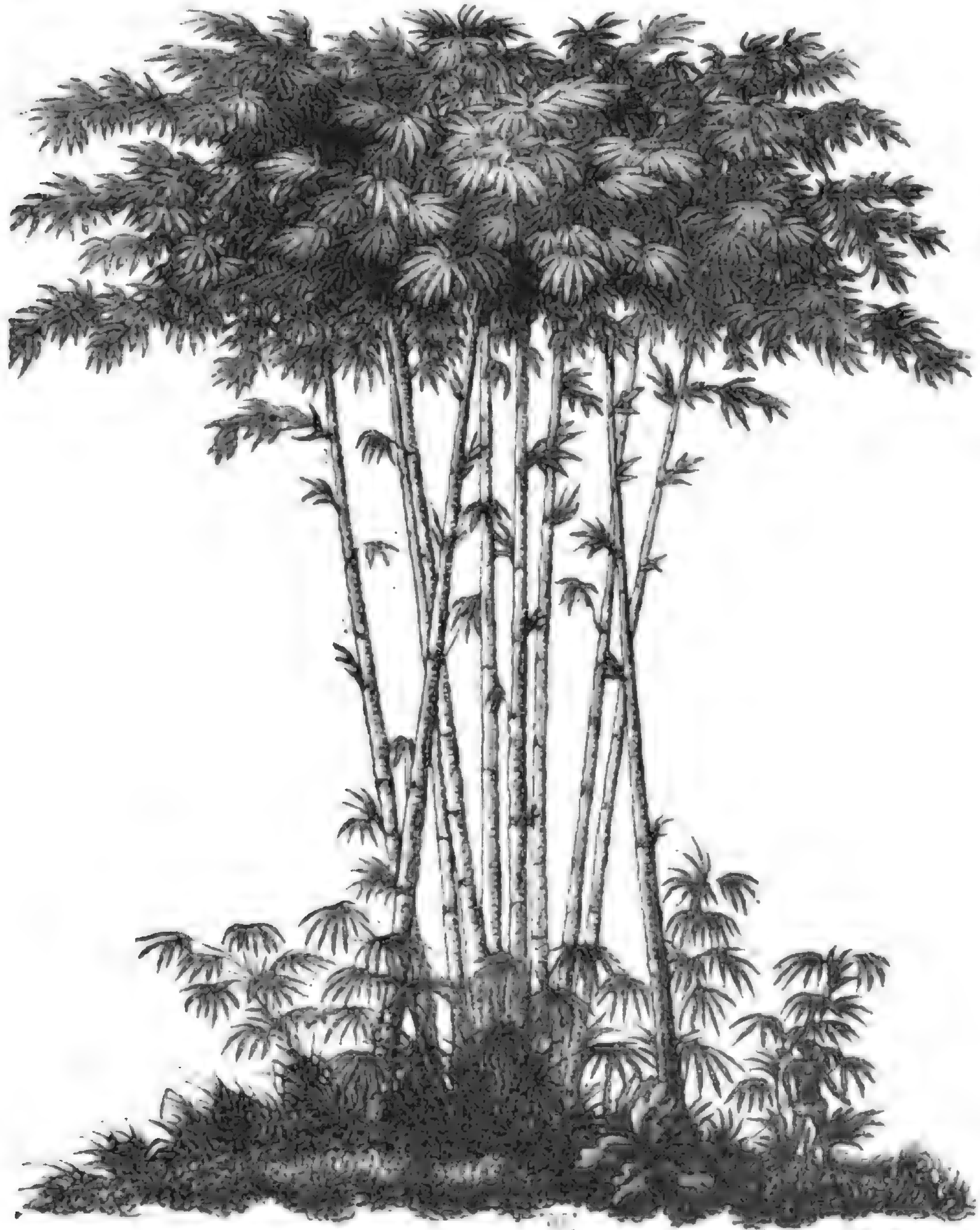
Wenn in den Monaten Oktober und November das Alang-Alang in Blüte steht, dann sind die Millionen Halme von wolligen Aehren gekrönt und das ganze Grasfeld hat, so weit man sehen kann, eine weißliche Farbe. Leicht lösen sich von den Aehren die kleinen Samen, die mit weichem, wolligem Flaum bedeckt sind und durch ihre leichte Beweglichkeit den Wuchs des Grases immer weiter verbreiten. Erhebt sich dann von der Seeseite ein Windeshauch, dann wandern diese Samen gesellig durch die Luft, die weit und breit wie mit Schneeflocken erfüllt erscheint.

Zerstreut in den Alang-Feldern liegen inselartig kleine, von Schlingpflanzen durchwebte, schwer zu durchdringende Waldgruppen, die einen Gürtel rund um die eigentlichen Urwälder bilden. Die zusammengedrängten Bäume erreichen selten eine größere Höhe als 30 Fuß und unter ihnen sind zwei Euphorbiaceen (**Rottleria tomentosa** und **floribunda**) am häufigsten. Vor allen verdienen aber die Bambuarten (**Bambusa vulgaris** und **Bitung**), und besonders der stachlichte Bambu (**Bambusa Blumeana**) genannt zu werden, die oft ganze Wäldchen allein zusammensetzen. Eine Menge Sträucher vermengen sich mit diesen Bäumen, aber noch größer ist die Zahl der Schlingpflanzen und kletternden Lianen, welche sich durch diese heißen, an allen Seiten der Sonne bloßgestellten Gebüsche hindurchwinden. Im Innern des Gebüsches stehen Pandan-Arten oder Wiru-Palmen (**Lienala**) mit ihren auf dünnen, langen Blattstielen stehenden fingerförmigen Wedeln.

An und in diesen zerstreuten Waldgruppen ist das geliebte Jagdrevier der javanischen Regenten gelegen, hier ist es, wo sie ihre großen Treibjagden zu halten pflegen. Hier lebt zahlreich in kleinen Rudeln der javanische Hirsch (**Cervus russa**), dessen Fleisch in dünne Scheiben geschnitten, mit Salz eingerieben und an der Sonne getrocknet, das von den Javanen so gern zum Reis gegessene Tin-Tin liefert. Hier wühlt das wilde Schwein (**Sus vittatus**) den Boden nach den süßen Wurzeln des Alang-Grases auf, das seine Verwandtschaft mit dem Zuckerrohr nicht verleugnet. Da der javanische Muhamedaner das Fleisch der Schweine nicht ißt, ja, jede Berührung mit dem „unreinen" Thiere vermeidet, so sind sie wenig scheu und haben sich ungeheuer vermehrt. Bei einer großen Treibjagd im März und April 1852 wurden in der nur 4 Quadratmeilen großen Regentschaft Pati allein 5400 wilde Schweine erlegt. Einer ihrer Hauptfeinde ist auch der Tiger, und man hat die Bemerkung gemacht, daß da, wo die Tiger sich zurückzogen, die Schweine immer häufiger wurden und große Verwüstungen in den Zuckerfeldern anstellten.

In vielen Gegenden der Alang-Wildnisse erhebt sich der harte thonige Boden zu 2—3 Fuß hohen, rundlichen, ganz gleichmäßig gestalteten Hügeln, deren man oft viele Hunderte nebeneinander erblickt, die ihre Entstehung Thieren verdanken. Oeffnet man die Erdkruste, so erkennt man, daß der ganze Hügel aus durcheinander gewundenen, bräunlich gelben Lamellen besteht, in deren engen Zwischenräumen Millionen weißer Termiten (**Termes fatalis**) herumwimmeln. Hat die Natur in Tiger und Panther den Hirschen und Schweinen hier ihre Würgengel zugesellt, so finden wir auch bei den Termiten einen Erbfeind. Das javanische Schuppenthier (**Manis javanica**), das vorzugsweise von Termiten

lebt, scharrt die Hügel auf und bemächtigt sich der kleinen Thiere, dieser gefürchteten Zerstörer von Holz und Bambu. Auch von Pfauen (Pavo muticus) werden die Termiten nicht verschmäht. Prachtvoll glänzt das Gefieder der Pfauen im Grase, und wenn aber die Dämmerung naht, dann erschallt ihr widerliches Geschrei durch die Luft, das den Bewohnern der Wildniß die Stunde verkündet, zu welcher der Tiger seinen Schlupfwinkel verläßt.



Bambu.

Auch das Rhinozeros (Rhinoceros sundaicus) kommt häufig in solchen niedrigen Graswildnissen, ja dicht am Seestrande vor, obgleich es die höher liegenden Urwälder mehr liebt.

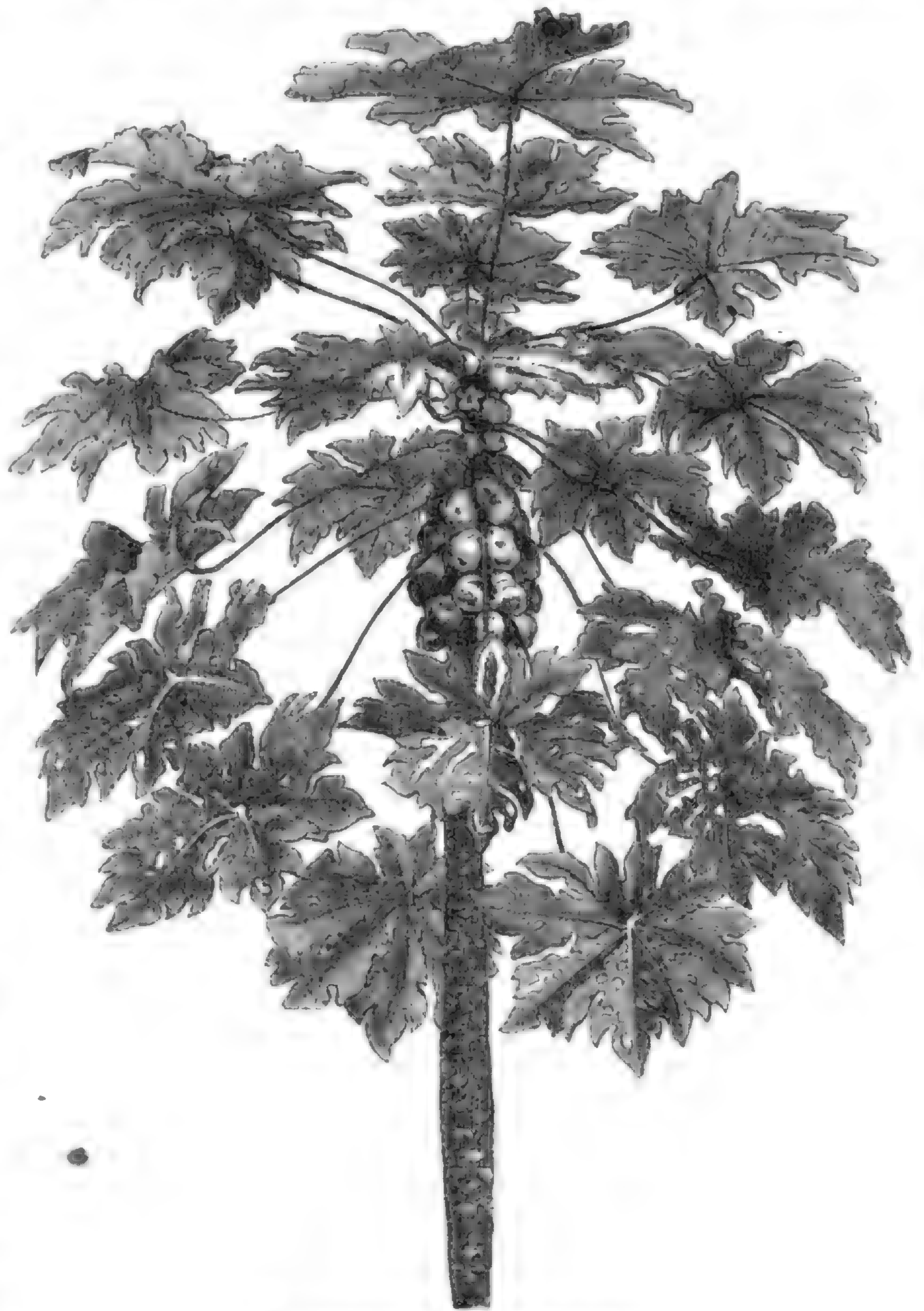
Einen ganz anderen Anblick, als die hohen Alang-Wildnisse, bieten die mit

kurzem Gras bewachsenen Ebenen und unteren, sanft geneigten Bergabhänge, die als Stellvertreter der nordischen Wiesen gelten können. Sie sind wahrscheinlich an die Stelle vormaliger Kultur getreten und bieten mit ihren krautartigen und strauchartigen Pflanzen, sowie mit ihrem Blumenreichthum ein angenehmes Bild. Wenn man durch solches Gebüsch des Abends hinwandelt, so verspürt man oft einen aasähnlichen Geruch, sucht aber vergebens nach einem Leichnam. Im Dickicht versteckt erhebt sich da eine Aroïdee (**Amorphophallus variabilis**), deren auf langem Schaft stehende Blumenkolben die Luft mit dem Aasgestanke erfüllen. In der Nacht streift durch diese Gebüsche der Matschan tschongkok (**Linsang gracilis**), ein kleines marderähnliches Raubthier, das blutdürstig Hühnern und Enten nachspürt. Oft bekommt man auch einen Leguan (**Monitor bivittatus**) zu Gesicht, der in einen Hühnerstall einbricht, die Flucht nimmt und im Wasser des nahen Baches sich vor der Verfolgung sichert. So widerlich, krokodilartig sein Ansehen ist, so weiß und schmackhaft ist sein Fleisch, das Chinesen und Javanen gern verzehren.

An diese Grasflächen schließt sich das zerstückelte Waldgebüsch des trockenen, heißen Hügellandes, das vorzugsweise auf kalkigem Boden gedeiht. Die kahlen Wände der sich steil erhebenden Kalksteinbänke, ja die thurmartig ragenden Kalkfelsen selbst, schmückt lieblich das Grün verschiedener Schlingsträucher, die oft wie Guirlanden herabhängen, während auf dem Scheitel der Felsen Feigenarten (**Ficus Remblas, Ficus gibbosa u. a.**) ihr schönes, schattiges Laub erheben. So wie die holzigen Ranken der Schlingsträucher aufwärts streben, so schlängeln sich, dem Gestein eng angeschmiegt, die grauen, glatten Wurzeln der Feigenbäume von oben herab und dringen in alle Fugen des Gesteins, das sie bei zunehmendem Wachsthum zersprengen. Manche Blöcke lösen sich dadurch ganz von der Felswand ab und würden herabstürzen, wenn sie nicht von den Wurzeln umklammert und festgehalten würden. Viele dieser Kalkfelsen sind vollkommen kahl, ihre Oberfläche enthält keine Spur Dammerde, und dennoch sind sie von den riesenmäßigen Feigenbäumen dicht bewachsen, deren Wurzeln das Gestein durchdringen und bis in die Höhlen hinabreichen, die man gewöhnlich im Innern der Kalkbänke findet. In diesen Höhlen trifft man ungeheure Scharen von Fledermäusen (**Pachysoma, Rhinolophus, Vespertilio**-Arten), oft mehrere Arten zugleich in einer Höhle an, die fest angeklammert an der Decke hängen, von wo sie ihre Extremente auf den Boden herabfallen lassen. Ein eigenthümlicher, ammoniakalischer Gestank erfüllt diese Räume. In den vertieften Stellen des Bodens hat sich der Mist zu einem dicken Brei angehäuft, woraus die Eingeborenen in Solo Salpeter bereiten. Oft schleppt auch ein Tiger seine Beute in diese Höhlen, in deren engen Spalten und Nebenlöchern das javanische Stachelschwein (**Acanthion javanicum**) haust. Sein weißes zartes Fleisch gilt für einen Leckerbissen bei den Javanen. Bei solchem Ueberflusse an thierischem Dünger, womit die Wurzeln der Feigenbäume vielseitig in Berührung treten, kann die Ueppigkeit des Baumwuchses auf der kahlen Außenfläche der Kalkfelsen keine Verwunderung erregen.

Die Kalkfelsen sind von Millionen Ritzen und Spalten durchzogen, durch welche das kohlensäurehaltige Wasser hindurchsickert und in die Höhlen hinab-

tröpfelt, wo es, fast vor den Augen des Besuchers, Tropfstein bildet, der theils in Zacken von der Decke herabhängt, theils sich auf dem Boden der Höhle in wunderbaren Figuren aufeinanderthürmt. Die Kalksteine sind in der That einer steten und unaufhaltsam vorgehenden Verwitterung und Auflösung unterworfen, während der mehlweiße, pulverige Thallus einer Flechte, erst kreisrund, so groß als ein Thaler, nachher ineinanderfließend und endlich 100 Fuß weit nur einen Ueberzug bildend, an der Oberfläche haftet, wo er der Felswand des Gesteins, das inwendig gelblich weiß ist, ihre blendendweiße, äußere Farbe ertheilt und ihre Zersetzung beschleunigen hilft. Dazu gesellen sich die zerstörenden Wirkungen der Wurzeln der Feigenbäume. Also theils chemisch, theils durch Lebenskraft gehen diese ungeheuren Bänke und Felsen von klingend hartem Kalkstein einer gänzlichen Vernichtung entgegen.



Melonenbaum (Carica papaya).

Als ein Fremdling wird in dieser Gegend häufig der **Melonenbaum (Carica Papaya)** angebaut. Seine eigentliche Heimat ist das tropische Amerika. Er gleicht in Gestalt und Tracht einer Palme, sein gerader, schlanker, nur 1 Fuß dicker Stamm steigt völlig astlos in die Höhe und bleibt ohne Blätter bis in die Nähe des Gipfels, oben aber breitet sich eine schöne Krone aus, die jedoch nicht aus Aesten, sondern aus fußlangen, hellgrünen, handförmigen Blättern gebildet wird. Die schön weißlichen oder röthlichen, sehr angenehm riechenden Blüten erscheinen fast das ganze Jahr

hindurch, die Frucht hat das Ansehen einer Melone, obgleich sie nie deren volle Größe erreicht, ein ähnlich röthlich-gelbes Fleisch, eine feste orange-farbene Schale und eine große Anzahl kugelrunder, schwarzgrüner Samen. Das Fruchtfleisch ist nicht sehr wohlschmeckend, aber doch kühlend und, mit Zucker genossen, keineswegs unangenehm; mit dem zarten Geschmack der Melonen kann es jedoch in keiner Weise verglichen werden. Merkwürdigerweise hat der Saft des Baumes die Eigenschaft, rohes Fleisch so mürbe zu machen, als ob es gekocht wäre. Der Melonenbaum wächst ungemein schnell, hat aber schon nach 3 Jahren sein Wachsthum vollendet und stirbt nach 4—5 Jahren ab.

In anderen Gegenden der tertiären Gebirge, wo ein etwas mehr fruchtbarer Boden vorhanden ist, hat sich an der Stelle ausgerodeter Wälder eine große Menge wilder Bananen oder Pisang angesiedelt. Es ist nicht die überall angebaute **Musa paradisiaca**, sondern der Wachspisang oder Pisang karet der Javanen. Er kommt an den Gehängen, wie in den Thalgründen jener Gebirge millionenfach vor. Die untere Fläche der 6 Fuß langen Blätter ist mit einem weißlichen, mehlartigen Ueberzuge bedeckt, den die Javanen abzuschaben pflegen, nachdem sie die ganze Pisangstaude umgehauen und die (gewöhnlich) sieben Blätter abgeschnitten haben. Der untere halbröhrenförmige Theil der Blattstiele, die mit einander den Stamm des Pisang bilden, dient ihnen zum Gefäß, worin der feuchte zusammendrückbare Mehlstoff gesammelt wird. Darauf setzen sie die saftige Rinne, die sie damit gefüllt haben, in einer geneigten Stellung über ein angezündetes Feuer, worauf der Mehlstoff schmilzt und in ein darunter gestelltes Gefäß, eine halbe Kokosschale oder eine Schüssel herabfließt. Man läßt ihn durch vorgebundene Arengfasern, Idscho, laufen, um ihn von Unreinigkeiten zu befreien und erhält nach dem Erkalten ein reines, hartes, weißliches Wachs, das in Mittel-Java ein bedeutender Handelsartikel ist. Ein Pisang liefert zwei Unzen Wachs. Da nun der gefällte Pisang aus derselben Wurzel wieder aufschießt und zwei Mal im Jahre gefällt werden kann, außerdem viele Tausende Stauden vorhanden sind, so ist die Wachsbereitung aus dem Pisang karet für viele Javanen ein gewinnbringendes Geschäft.

Im Gegensatz zu den oft in der Nähe stehenden kahlen, abgebrannten und todten Stämmen der Dschati-Wälder erfreut sich das Auge an diesen verschiedenen Bananen-Arten, deren frisches Grün einen ungemein wohlthuenden Eindruck hervorbringt. Am häufigsten bedeckt die wilde Banane den Boden. Ihre großen und breiten Blätter, deren manches als Mantel bequem einen Menschen bedecken kann, sind auf der unteren Seite bleich-grün, während die Oberfläche roth und braun gefleckt erscheint. Weit graziöser und schlanker, aber auch weit blendender in ihrem saftigen Grün der im Winde sanft sich bewegenden Blätter, erheben sich die kolossalen Blattwedel der Königsbanane, die bei den Javanen fast in dem nämlichen Ansehen steht, wie der heilige Waringin-Baum (S. S. 233).

Treten wir nun ein in die eigentlichen javanischen Urwälder, in das letzte Pflanzengebiet der heißen Region, so sehen wir, daß wir dasselbe nicht in ein Gesammtbild zusammenfassen können, daß wir wieder die Akazienwälder, die Dschatiwälder und die gemischten Wälder unterscheiden müssen.

Wir betrachten zuerst die Akaziawälder, die baumartigen Mimosen, die sich dem Waldgebüsche des kalkhaltigen Bodens unmittelbar anschließen, ja die sehr oft und vorzugsweise auf den Kalkbergen selbst wachsen, da, wo diese mit Erdschichten bedeckt sind. Jedoch nicht alle baumartigen Mimosen Java's, Arten der Gattungen Acacia, Albizzia und Pithecolobium, treten gebietend auf; nur der Sengonbaum (Albizzia stipulata), der Weru (Albizzia procera) bilden, gesellig vorkommend, eigene Gebiete. Sie werden fast immer mit einander vereinigt angetroffen und zwar auf den unteren trockenen Abhängen der meisten Vulkane und vulkanischen Vorhöhen zwischen 1000 Fuß und 2000 Fuß. Diesen Mimosen ist eine glatte, von Farrn, Flechten und anderen Schmarotzerpflanzen freie Rinde, ein feingegliedertes Laub, eine mehr oder weniger schirmartige, in die Breite gezogene, nach oben zu flache Krone eigenthümlich. Der Weru-Baum zeichnet sich außerdem noch durch seinen weißen Stamm aus, der an die Birke des Nordens erinnert.

Der gesellschaftliche Teck-Baum aus der Familie der Verbenaceen, Kaju Dschati (Tectonia grandis) verdrängt aus seiner Nachbarschaft fast alle anderen Bäume, die ihm den dürren, steinigen Boden, den er liebt, gern allein überlassen. So setzt er ganz allein ausgedehnte Waldungen zusammen von höchst eigenthümlichem Ansehen, die in der trockenen Jahreszeit ihre Blätter verlieren, nach beendigter Regenzeit aber, im März und April, sich neu begrünen und mit Blütenrispen bedecken. Da seine Stämme das beste Nutzholz liefern und zwar ein grob faseriges, dem Eichenholz ähnliches, das sich besonders zum Schiffbau eignet und seines starken Geruches wegen nicht leicht von Termiten angefressen wird, so sucht man den Dschati durch Kultur zu vervielfältigen. Erst in 100 Jahren sind die Stämme völlig ausgewachsen und erreichen dann eine Dicke von 4 Fuß; wenn sie 25 Jahre alt sind, sind sie höchstens 1 Fuß dick; gewöhnlich werden sie im 40. oder 50. Jahre gefällt. Sie haben zu ihrem Gedeihen „viel Feuer" nöthig, d. h. das Untergebüsch muß jedes Jahr in den trockenen Monaten weggebrannt werden, damit dessen Asche den Boden düngt.

Im Durchschnitt erreicht der Dschati nur eine Höhe von 60 Fuß; sein Stamm ist keineswegs schlank und eben, sondern krumm höckerig. Tritt man im September in einen Dschati-Wald, dann sieht man die Luft mit Rauch getrübt, an vielen Stellen lodern noch Flammen empor. Nackt und kahl erheben sich die rindenlosen Stämme, an deren Aesten kaum ein dürres Blatt hängt; frei blickt überall die helle Luft hindurch. Im März und April erkennen wir denselben Wald kaum wieder, dann ergrünt er in üppigster Frühlingspracht. Hoch und rund wölbt sich die Laubkrone, die uns angenehmen Schatten gewährt, während die Blütenrispen die Luft mit Wohlgeruch erfüllen.

Das letzte Gebiet der heißen Region bis zu 2000 Fuß Höhe nimmt der aus vielerlei Baumarten bestehende, eigentliche, schattenreiche, tropische Urwald ein, indem Feigen-Arten und Anonaceen unter den Bäumen, kletternde stachelichte Rotan-Arten unter den Lianen und saftige Scitamineen im Untergebüsche eine Hauptrolle spielen. Ungleich hoch, doch im Durchschnitt bis zu 70 Fuß und 80 Fuß ansteigend, erhebt der tropische Wald sein Laubgewölbe, einzelne Riesen nur ragen darüber empor. Zu diesen gehört der Kilengser (Irina glabra), dessen Stamm sich an

der Basis aus strahlenförmig zusammenlaufenden Leisten erhebt und dann empor steigt als eine kolossale Säule, die an der Spitze gekrönt ist vom Laubdache, an dessen Oberfläche sich oft erst 120 Fuß hoch über dem Boden die Blüten entfalten. Solche strahlenförmige Leisten, in welche der Stamm an seiner Basis ausläuft, sind vielen anderen dieser Zone noch eigen. Da sie ungefähr die Dicke starker Bretter haben und in ihrer Mitte so weit am Stamme hervorstehen, daß man eine Scheibe daraus schneiden kann, so groß als ein Wagenrad, so pflegen die Javanen vorzugsweise die scheibenförmigen Räder ihrer Pedatis daraus zu verfertigen.

Wilde Banane.

Nur die Feigenbäume machen hiervon eine Ausnahme. Denn ziehen die anderen Bäume durch die Säulenform ihrer Stämme, durch ihre ungemeine Höhe, oder durch die Schönheit ihrer Blumen, die aus dem Laubgewölbe herabblicken, das Auge des Reisenden an, so zeichnen sich, bei einer geringern Höhe, die meisten Ficus-Arten durch den großen Umfang und die ungemeine Dichtheit ihres schönen saftgrünen Laubes aus, das den kühlsten Schatten giebt. Gewölbeartig nach den Seiten überhängend, ja im Bogen oft bis an die Erde hinabreichend, nimmt es den Wanderer in seinen Schutz. Dann lagern sich die Javanen oder zünden Feuer an zwischen den Luftwurzeln, die von den weit vorgestreckten Zweigen herabhängen und zu Hunderten in den Boden eingedrungen sind, wo sie eben so viele Nebenstämme gebildet haben. Diese unterstützen dann die Aeste und umgeben wie Säulengalerien auf allen Seiten den Hauptstamm, der ebenfalls nur aus Dutzenden solcher Nebenstämme zusammengedreht und gewunden ist. Auf diese Art erreicht ein Ficusstamm einen Durchmesser von 20, 50, ja oft von mehr als 100 Fuß, er bildet ein Flecht- und Gitterwerk, das die unteren horizontal abstehenden Aeste mit dem Boden verbindet, das in der Mitte Lücken und Fenster hat, wo man hindurchkriechen, und im Umfange mit Säulengängen versehen ist, zwischen denen man herumspazieren kann. In vorzüglichem Grade ist diese zusammengesetzte Stammform der **Ficus elastica** eigen, die den Kautschuk liefert. Diese Feigenart kommt vereinzelt in den Waldungen, besonders in Süd-Bantam vor; aber wo sie sich erhebt, da ist sie im Stande, die Schritte des Wanderers zu

hemmen und seine Bewunderung zu erregen. So weit man ohne Leitern an den gewundenen Säulen oder Strängen, die aufwärts zu einem Stamme sich vereinigen, hinanklettern kann, sind sie überall mit quergerichteten, klaffenden Wunden oder Narben bedeckt, die ihnen das Hackmesser schlug. Selten geht ein Javane an einem solchen Baume vorbei, ohne sich einen kleinen Vorrath von Gummi elasticum mitzunehmen, theils zum eigenen Verbrauche, theils zum Verkauf auf dem Markt. In Strömen fließt der dicke klebrige Saft aus den geschnittenen Wunden und erstarrt in der Luft sehr schnell zu einem elastischen Gummi, dessen anfangs weißliche, in's Fleischrothe spielende Farbe allmälig immer dunkler, roth-brauner wird. Ihm verdankt der Baum seinen Namen Poön Karet oder Kelelet, was Harz- oder Gummibaum bedeutet.

Königsbanane.

Andere Feigenarten, die ihren Hauptsitz im Urwalde haben, sind der oft erwähnte Waringin (**Ficus benjamina**), ferner **Ficus proura, involucrata** u. s. w. Die Anonaceen, die sich durch schöne, oft gelbliche und wohlriechende Blumen auszeichnen, sind durch folgende Hauptformen vertreten: **Michelia longifolia** und **montana, Aromadendron elegans**, dessen Stamm ein sehr dauerhaftes Holz liefert, und **Uvaria Burahol**, der des schmackhaften, gelatinösen, goldgelben Fleisches wegen, das die großen Samenkörner in der lederartigen Frucht umhüllt, angebaut wird. So lange der Sultan von Dschokdschokarta noch eine unbeschränkte Macht ausübte, war es jedem gemeinen Javanen bei Todesstrafe verboten, die Burahol-Frucht zu essen. Nur der Sultan und die Prinzen von fürstlichem Geblüte durften sie genießen.

Der Boden ist mit mancherlei kleineren Gewächsen und Lianen derart verwachsen, daß ein Vordringen im Urwalde Java's zu den schwierigsten Arbeiten gehört. Will man in das Innere gelangen, so muß man sich mit einem tüchtigen Vortrabe von wenigstens acht starken Leuten versehen, von denen vier Hackmesser bei sich haben, die rechts und links einhauen, während die vier anderen das abgehauene Zweigwerk zur Seite werfen. Bezeichnend für das Untergebüsch treten die Scitamineen auf, die mit ihren krautartigen, saftigen Stengeln dem eindringenden

Reisenden viel zu schaffen machen. Acht bis zwölf Fuß, ja noch höher emporschießend, erheben sich ihre Stengel herdenweis und dicht gedrängt nebeneinander; sie bilden einen Wald im Walde, ausgezeichnet durch den großen Reichthum der Blätter und durch die Schönheit der gelben, orangefarbenen und scharlachrothen Blumen. Zu ihnen gehören die hier häufigen Arten der Geschlechter Alpinia und Canna.

Unter die Schlingpflanzen gehört der Cissus mit seinen weithinkriechenden holzigen Stengeln, auf welchen die Pedmo (Rafflesia Patma), eine große Schmarotzerpflanze, wächst. Nirgends entwickelt sich dieser Parasit so häufig, als auf dem Sandsteinboden der Kösteninsel Nusa kambangan, wo der Reisende im Mai bei jedem Schritte auf Pedmo tritt, die, wenn sie alt wird, wie Pilze fault und breiartig wird. Die Stränge des Cissus erscheinen von dieser Pflanze wie mit kleinen, plattgedrückten Kohlköpfen bedeckt.

Während die genannten Sträucher den Boden des Waldes erfüllen und alle Zwischenräume in Dickicht verwandeln, sieht man die Lianen bis hoch in's Laubgewölbe klettern, von dem sie als Blätterbüschel und blühende Guirlanden herabhängen. An Zweige und Stämme heften sie sich an und umpolstern mit ihren Blättern die Bäume oft förmlich, während Farrnkräuter (Aerostichum und Nipholobus) nebst Orchideen (Phalaenopsis amabilis) die Last der Baumzweige noch vermehren.

Selten begegnet man einem Thier im Innern dieser Wälder. Am häufigsten ist noch der graue Monjet-Affe (Cercopithecus cynomolgus). Er kommt der Feigen wegen in die Urwälder, hält sich aber auch zwischen den Rhizophoren am Meeresstrande auf, wo man ihn Krabben und Muscheln auflesen und verzehren sieht. Er liebt die Einsamkeit nicht, sondern stets halten sich kleine Trupps von 10—50 Stück bei einander auf. Diese sind stets fröhlich und selbst in der Wildniß nicht scheu. Abends ist etwas mehr Leben im Walde; dann sieht man zu derselben Zeit einen großen Schwarm kleiner grüner Papageien (Psittacus vernalis) wiederkehren, die mit ungemein lautem Geschrei herankommen und sich auf demselben Baume, wie am Abend zuvor, niederlassen. Ist die Dämmerung noch tiefer gesunken, dann fängt das fliegende Eichhörnchen (Pteromys elegans) seine nächtlichen Züge an und schwebt, die Flügelhaut ausgespannt, übrigens unbeweglich wie ein papierner Drache, durch die Luft, von einem Raum zum anderen.

Endlich kommen die Kalongs zu den Feigen- und Genitri-Bäumen herangeflogen. Sie beginnen ihren nächtlichen Schmaus auf den von ihnen überfüllten Lieblingsbäumen, während weiterhin im Walde das Konzert der Insekten allmälig zu verstummen beginnt. Nur die wenigen nächtlichen Thiere zeigen sich hier und da, flatternd oder unheimlich umherschleichend. Tiefe Ruhe herrscht dann in den Wäldern der ersten Gewächszone, bis sie am frühen Morgen zu neuem Leben erwachen.

Calotes Ophomachus.

Zweite Gewächszone.

Diese nimmt die gemäßigte Region von 2000 bis 4000 Fuß Meereshöhe ein; die räumliche Ausdehnung dieser Zone hat so sehr abgenommen, daß sie nicht mehr den fünfzigsten Theil des flachen Raumes von der ersten Zone beträgt. Die Luftwärme nimmt in ihr von 18,8° R. bis 15° R. ab, erleidet also eine Verminderung von beinahe 4 Graden. Die Dörfer der Javanen ziehen sich in ihr noch bis zu 2500 Fuß, ja bis zu 3000 Fuß hin, und die Zuckerpalme (Arenga saccharifera), welche bei den Dörfern kultivirt wird, gehört recht eigentlich dieser Zone an. Von den Kulturpflanzen, welche Produkte für den europäischen Markt liefern, brauchen wir den Thee und den Kaffee nur zu erwähnen.

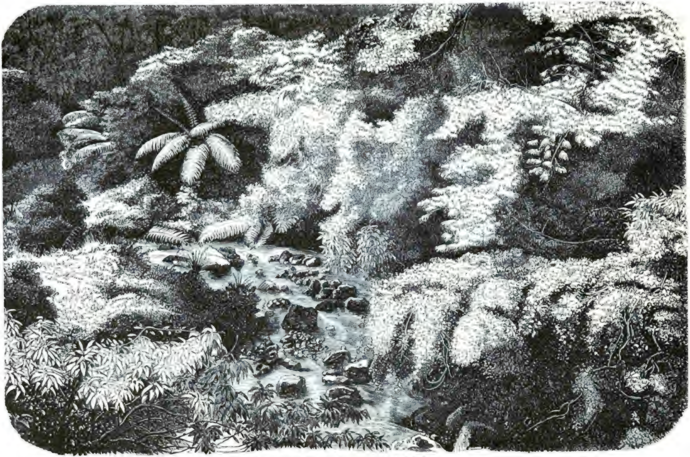
Aus den weiten Kulturgefilden treten wir hinaus in die Wildniß, in die grasigen Bergabhänge mit zerstreutem Gebüsch, die das Uebergangsgebiet zur Hochwaldung dieser Region ausmachen. Unter den krautartigen Pflanzen ist hier die Gelbwurz (Curcuma longa) zu erwähnen. Eigenthümlich und bezeichnend erscheinen die Baumfarrn, die hier ihre rechte Heimat haben. Alsophila contaminans verleiht dieser Gegend ihre schönste Zierde; zu Hunderten erheben sich die Stämmchen zwischen dem Gras und kleinerem Gebüsch. Dieser schöne Farrn liebt besonders die Seitengehänge der Bachklüfte und steigt in diesen oft bis weit unter die Grenze der Zone, bis zu 1200 Fuß herab, wächst jedoch am kräftigsten in der Region von 2500—3500 Fuß, wo er auf ganz Java häufig angetroffen

Digitized by Google

wird. Die genarbten, palmenartigen Stämme erheben sich 10—15 Fuß hoch und tragen feingefiederte Wedel an ihrer Spitze, die sich durch röthlich braune Farbe und den weißlichen Reif, mit dem sie angeflogen sind, ferner durch das weißliche Grün auf der untern Seite von anderen Baumfarrn unterscheiden, deren Java wenigstens 7 Arten hat.

In diesem Gebiete, am unteren Rand der Urwälder, an der Grenze der bebauten Gegenden finden wir das Warzenschwein (**Sus verrucosus**) am häufigsten. Es steigt bis 6000 Fuß und 7000 Fuß an und thut in den Kulturen viel Schaden. Recht eigentlich gehören dieser Zone das javanische Reh (**Cervus mundjac**) und das javanische Moschusthier (**Moschus javanicus**) an, die beide, nicht wie der Hirsch in Rudeln, sondern nur einsam in den Vorgebüschen der Wälder leben, von wo sie die grasbewachsenen Abhänge leicht zu erreichen vermögen. Das Reh sowol, als das furchtsame kleine Moschusthier werden leicht gezähmt. Unter den Vögeln ist das javanische Rebhuhn (**Perdrix javanica**) und der wilde Berghahn (**Gallus Bankiva**) ihr steter Nachbar. Das schöne braune Rebhuhn wird von den Javanen oft in Erdgruben gefangen, aber kaum ist es möglich, diese Vögel zu schießen, da sie nur selten vom Boden auffliegen, sondern meistens sich im hohen Grase verborgen halten. In Erdhöhlen lebt in dieser Zone der kleine, nicht stinkende Dachs (**Helictis orientalis**), der sich von Würmern und Insekten nährt und ein gutartiges, leicht zähmbares Thierchen ist. Aber auch Raubthiere finden wir in diesen Vorgebüschen. Hier ist es, wo des Nachts **Paradoxurus Musanga**, den wir schon aus den Kaffeegärten kennen, herumstreift. Auch Tiger und Panther kommen vor und stellen den Hirschen nach; zuweilen stellt sich auch der wilde Hund (**Canis rutilans**) hier ein, der, größer als der Fuchs, übrigens ähnlich wie dieser, gelblich fuchsroth gefärbt, doch auf der unteren Seite bleicher ist und einen viel weniger langen behaarten Schwanz hat. Er durchzieht dann, Beute suchend, die halb angebauten Gegenden dieser Zone. Dann fällt er gemeinschaftlich, wie die Schildkröten, so auch die Pferde an, zerrt zuerst an den hinteren Theilen, zerbeißt die Augen und reißt die weichen Theile des Bauches auf.

Wir gelangen nun in die zweite Hochwaldzone Java's. In der untern Hälfte derselben kommen immer noch viele Feigenbäume vor, auch Anonaceen. Mehr vorherrschend und ausgezeichnet durch ihre schönen großen Blumen, ihre Früchte oder ihr Holz sind jedoch andere Bäume. **Fragraea lanceolata** wächst in vielen Gegenden so zahlreich, daß sie einen eigenen dichten Wald bildet, dessen Laubgewölbe im März und April über und über mit großen gelben Blumen bedeckt ist. Allverbreitet im Walde ist der Puspa-Baum (**Gordonia Wallichii**), dessen Anwesenheit man schon auf dem Boden erkennen kann, wo seine großen schneeweißen Blumen in Menge umherliegen, oder wo ihn die rissiggraue Rinde seines Stammes verräth, ebenso wie man ihn schon aus der Ferne zu unterscheiden vermag an seiner dicht belaubten dunklen Krone, die sich auf dem stattlichen säulenförmigen Stamme 60 Fuß bis 80 Fuß hoch erhebt. Weniger schön, aber desto nützlicher ist ein Baum, der nur zerstreut, aber doch in Mittel- und West-Java häufig gefunden wird, der Kondang (**Ficus ceriflua**).



Vegetationsbild der Umgegend von Boghor.

Digitized by Google

Er zeichnet sich durch seinen Milchsaft aus, der von weißer Farbe ist, mit einer fetten Milch die größte Aehnlichkeit hat und an der Luft nicht erhärtet, sondern flüssig und weiß bleibt. Durch Einschnitte in die Rinde und den Bast des Baumes kann dieser Saft in großer Menge abgezapft werden, ohne daß derselbe dadurch erkrankt. Durch bloße Verdampfung des Saftes erhält man ein weißes, reines, hartes Wachs, das die Eingeborenen in großer Menge bereiten.

Der Fürst in diesen Wäldern aber ist der Rasamala-Baum (**Liquidambar Altingiana**), dessen schnurgerader Stamm sich erst 90 Fuß bis 100 Fuß hoch über dem Boden in Aeste spaltet und in die kugelige Laubkrone übergeht, deren oberster Scheitel noch 50 Fuß bis 80 Fuß höher liegt, als die erste Gabeltheilung des Stammes, so daß die Höhe des ganzen Baumes 140 Fuß bis 180 Fuß, im Mittel 160 Fuß beträgt. Die Stämme der größten Rasamala-Bäume haben 10 Fuß über dem Boden noch eine Dicke von 5 Fuß bis 7 Fuß, die in einer Höhe von 50 Fuß bis 60 Fuß kaum vermindert ist. Sie sind wirkliche walzenförmige Säulen, die sich durch ihr Glattheit und Kahlheit desto bemerkbarer machen, je zottiger und dichter mit Schlingpflanzen umwachsen die andern Bäume sind, in deren Mitte sie sich erheben. An den Rasamala-Bäumen haftet nur selten ein Parasit. Wo der Wald ausschließlich oder vorzugsweise aus Rasamala-Bäumen besteht, sieht man gedrängt nebeneinander lauter Halbkugeln, nämlich die obere Hälfte der kugelrunden Kronen, und die Oberfläche des Waldes scheint eine kugelförmige Absonderung zu besitzen.

Der Rasamala-Baum zeichnet sich durch ein wohlriechendes feines Harz aus, das in honigartiger Konsistenz aus der Rinde fließt, in den Rissen der Rinde erhärtet und in den Höhlungen der alten Bäume in großer Menge angetroffen wird. Eine kleine stachellose Biene (**Melipoma vidua**) hält sich in zahlreichen Schwärmen in diesen zum Theil mit Harz gefüllten Höhlen, ja im Harze selbst auf, das von den Insekten, wie es scheint, selbst zur Bereitung ihrer Zellen verarbeitet wird. Die Javanen benutzen das Harz wie Benzoë.

Die geographische Verbreitung des Rasamala-Baumes auf Java ist zwischen enge Grenzen eingeschlossen, die durch die Kaffeekultur noch immer mehr beschränkt werden. Am häufigsten und kräftigsten wächst er zwischen 2500 Fuß und 3500 Fuß. Mit Ausnahme der nördlichen Abhänge des Gunong Salak und G. Gedeh ist er auf die Preanger Regentschaften beschränkt.

Die Rasamala- und Puspa-Bäume zeichnen sich durch die große Individuenzahl aus, in der sie auftreten, ja sie wachsen oft so dicht nebeneinander, in solcher Menge, daß man sie als gesonderten Wald betrachten kann. Da sie aber eben so oft zerstreut vorkommen, so dürfen sie nicht als eigenes Gebiet betrachtet werden.

In keiner andern Zone ist der Urwald so reich an Schlinggewächsen als in dieser. Besonders **Cissus papillosa** ist der Riese unter den Arten dieser Gattung. Sein holziger Stengel erreicht die Dicke eines Schenkels und steigt bald 100 Fuß geradlinig an einem Baumstamme empor, bald verbindet er, schief sich erhebend, zwei Bäume mit einander und ist so stark, daß drei Menschen ihn nicht herabzureißen vermögen. Dennoch ist die Holzsubstanz locker. Sind die

Javanen durstig, so hauen sie diesen Cissus in einer Höhe von 4 Fuß bis 5 Fuß über dem Boden durch und stellen sich mit geöffnetem Munde unter das abgehauene Ende, aus welchem ein süßlicher Saft herausströmt.

Unter den Rotan-Arten ist die **Plectocomia elongata** die kolossalste, deren hellgrüne Wedelkrone man oftmals über alle Bäume emporragen sieht. Man glaubt dann, daß sich an der Stelle des Waldes eine eigentliche Palme erhebt, deren Stamm man vergebens sucht. Mit Entzücken verweilt das Auge auf dem frischen, pisangartigen Grün dieser Palmen, die zwar von unten nur Lianen sind, aber in ihren stolz emporgerichteten Wipfeln die Majestät der Familie nicht verläugnen, die Linné die Fürstin unter den Pflanzen nannte.

Im Unterholz des Urwaldes zeichnen sich einige Sträucher und kleine Bäume mit himmelblauen Blumen und Beeren durch ihren kothartigen Gestank unvortheilhaft aus. Es sind Stinkkräuter (**Mephitidia**) und das Kothholz (**Gumira foetida**), das zu den Verbenaceen gehört und vereinzelt als Bäumchen im Walde vorkommt. Dabei ist der Umstand auffallend, daß das Holz dieses Baumes (**Kaju taï**) im frischen Zustande weißlich und geruchlos ist, einige Monate aber, nachdem es gefällt wurde, eine bräunliche Farbe annimmt und einen deutlichen Geruch von Menschenkoth verbreitet, der so stark ist, daß kleine Splitter, die Javanen spaßweise Anderen in's Bette werfen oder in die Tasche stecken, hinreichend sind, diese in den Verdacht großer Unreinlichkeit zu bringen. Die Entwickelung dieses Geruches, der mit der Färbung des Holzes eintritt, kann beschleunigt werden, wenn man das Holz einige Zeit in lockere Erde vergräbt. Die javanischen Prinzen in Dschokdschokarta finden diesen Geruch, wenn er in geringer Menge mit andern, wohlriechenden Substanzen, namentlich mit dem Oel der **Gaultiera punctata** vereinigt wird, sehr angenehm und haben dem **Kaju taï** in der Bereitung ihrer Parfümerien eine wichtige Stelle angewiesen. Hat der Reisende Zweige oder Blätter von jenen Stinksträuchern abgepflückt, so verliert sich der widerliche starke Geruch erst nach wiederholtem Waschen.

Auf dem feuchten Boden des Waldes überziehen Hunderte von Farrnkräutern und Lycopodiaceen die Humusdecke; man erblickt die Schläuche des Daon (**Nepenthes gymnamphora**), der mit seinen Ranken auf dem Boden umherkriecht. Auf **Cissus** schmarotzt eine andere **Rafflesia** (**R. Rochusseni**) als die, welche wir früher kennen lernten; geruchlose Veilchen überraschen den Wanderer; in Menge tritt an feuchten Stellen eine Balsamine mit rothen Blüten auf, und freundlich lachen uns die azurblauen Blumen eines Schildkrautes (**Scutellaria indica**) entgegen, dessen Blätter auf der unteren Seite purpurroth gefärbt sind.

Außer Insekten und vielerlei Vögeln sind es fast nur Affen und Eichhörnchen, die man auf den Zweigen im Inneren dieser Wälder erblickt. Manchmal hört man einen hellpfeifenden kurz abgebrochenen Ton, so daß man einen großen Vogel zu vernehmen glaubt. Diesen Ton bringt aber der Affe Surili (**Semnopithecus mitratus**) hervor, wenn man zufällig dem Baume naht, auf welchem er sich verborgen hält. Er lebt einsam und scheu, so daß man ihn selten zu sehen bekommt. Außerdem hört man ein kurzes dumpfes Gebrüll, das von den

schwarzen Lutung-Affen (S. maurus) herrührt, die in kleinen Gesellschaften melancholisch auf den Zweigen sitzen. Um den nahenden Menschen zu entgehen, springen sie oft 100 Fuß tief in das Laubgewölbe der Bäume hinab, die in nahen Thälern ihnen entgegen ragen. Zuweilen steigen diese Affen bis zu 7000 Fuß Höhe in den Gebirgen an, gehen andererseits aber wieder bis zu 1000 Fuß hinab; ihre liebste Heimat ist jedoch die Region zwischen 3000 und 5000 Fuß. Ein anderes Mal vernimmt man ein ungeheuer lautes Knarren und Schnauben im Walde, dann kommt man einer fruchttragenden **Evia acida** nahe, deren säuerlich-süße Früchte der Nashornvogel (**Buceros limatus**) ganz besonders liebt.

Nashorn-Vogel.

Dieser große schwarze Vogel unterscheidet sich durch das halbmondförmig nach oben gebogene Horn seines ungeheuern Schnabels von dem früher angeführten **B. plicatus** und ist so scheu, daß es schwer fällt, ihn zu schießen, da er schon auffliegt, auch wenn der Jäger sich noch in weiter Entfernung befindet. Er horstet in den höchsten Bäumen des Waldes in der Region zwischen 4000 Fuß und 6000 Fuß, wohin man ihn jeden Tag seinen Flug richten sieht. Er fliegt dann stets paarweise, nie in größerer Anzahl, und so ungeheuer hoch durch die Luft, daß man ihn nicht einmal mit der Büchsenkugel erreichen kann.

Digitized by Google

Die dritte Gewächszone

oder die kühle Region Java's erstreckt sich von 4500 Fuß bis zu 7500 Fuß Meereshöhe, in ihr nimmt die räumliche Ausdehnung noch mehr ab, und die Temperatur der Luft sinkt von 15° R. auf 10,3° R., erleidet also auf 3000 Fuß vertikale Ausdehnung eine Verminderung von 3,7° R. Die Kultur wird in Folge dieses Klima's immer geringer, und außer den Hausthieren folgen den wenigen hier angesiedelten Menschen die Kartoffel, der Kohl, die Zwiebel und einige andere europäische Gemüse in diese Höhen.

Die Mannichfaltigkeit der Bäume, die Zahl der Arten, die den Wald zusammensetzen, hat in dieser Zone, wenn man sie als ein Ganzes betrachtet, schon bedeutend abgenommen. Der Wald kann mit Recht ein Podocarpus=, ein Eichen=, oder ein Laurineenwald, sowie in Ost=Java ein Casuarinenwald genannt werden.

Steigen wir von der unteren Grenze dieser Region höher am Gehänge hinan und setzen unsere Reise fort unter dem Laubgewölbe der Bäume, so werden wir zu allererst überrascht durch die große Menge Eicheln, die den Boden des Waldes bedecken und die uns lebhaft an die Wälder unseres Vaterlandes erinnern, obgleich die Früchte größer und plattgedrückter von Form sind, als unsere deutschen Eicheln. Auch die zunehmende Kühle der Luft macht uns deutlich fühlbar, daß wir uns mit jedem Schritte immer weiter aus dem tropischen Klima entfernen. Alle javanischen Eichen, deren man jetzt 27 Arten kennt, haben ganzrandige Blätter und gehören zwar nicht zu den riesenmäßigen, aber doch hohen Waldbäumen, die auf säulenförmigem Stamme eine rundliche Krone tragen, ein Laubgewölbe, das man an seiner bräunlich=grünen Farbe unterscheiden kann. Das eigentliche Gebiet der Eichen ist die untere Grenze dieser Zone zwischen 3500 Fuß und 5500 Fuß.

Je höher wir steigen, je näher wir der oberen Hälfte der Zone kommen, desto häufiger treten Lorbeerarten nebst Saurauja=Arten (Ternströmiaceen) auf. Sie wachsen nicht eigentlich gesellig, sondern sind auch in ihrer Lieblingszone immer noch mit vielen Kätzchenbäumen vermengt. Ihre großen, ganzrandigen Blätter verrathen sich durch ihre Glätte, durch ihren lebhaften Glanz; sie sind auf der untern Seite fast immer bleicher, selbst weißlich gefärbt, während die obere Hälfte mit dem schönsten Grün geschmückt ist. Auch ohne einen Blick auf die Blätter und glatten Zweige zu werfen, kann man die Lorbeerbäume erkennen an den flüchtigen Bestandtheilen, ätherischen Oelen und harzigen Säften, die sie fast alle in großer Menge enthalten und die sich durch einen aromatischen, oft Zimmt=, Citronen= oder kampferartigen Geruch offenbaren, wenn man die Blätter zwischen den Fingern zerquetscht oder reibt. Alle Laurineen haben einen bestimmten Familiencharakter, der den Eingeborenen nicht entgangen ist, die sehr gute Naturkenner sind, ja sie meisterhaft zu klassificiren wissen. Ebenso wie sie alle Eichen Pasang nennen, so haben sie die Lorbeerarten als Uru bezeichnet. Uru mentek ist der falsche Sassafras (Persea Pseudo-Sassafras), dessen Holz, sowie alle andern Theile des hohen Baumes, sich durch einen starken Geruch auszeichnet. Alle Laurineen tragen nur kleine, unscheinbare Blümchen.

Desto greller fallen einige andere schönblühende Bäume in's Auge, die der Familie der Ternströmiaceen angehören und zwischen jenen wachsen. Es sind Arten der Gattung Saurauja, die sich durch rothe oder weiße Blumen und durch mit Moos bewachsenen Stamm auszeichnet. Schnurgerade steigen, bis zu 70 Fuß Höhe, aus diesen Waldbäumen zwei Palmen (**Caryota propinqua** und **furfuracea**) empor, die nur dem westlichen Java angehören. Während die innere Masse des Stammes, wie bei allen Palmen, schwammig-weich ist, so hat die äußere schwarz-gefärbte, höchstens 1 Zoll dicke Schicht des Holzes eine so ungemeine Härte, daß die Javanen Nägel daraus bereiten und daß sie mit ihren Hackmessern nach stundenlanger Arbeit kaum eine Furche hineinhauen können, die ein paar Linien tief ist.

Als eigentliche Gebieter in diesen Wäldern Java's treten vier oder fünf Nadelhölzer, aus der Abtheilung der Taxineen auf, die theils schmale nadelförmige, theils breitere lederartige Blätter haben, nämlich die Podocarpusarten, die ebenso wie die Rasamalabäume in der vorigen Zone, sich als Riesen zeigen. Sie treten recht eigentlich als physiognomische Bäume auf und spielen in dieser ganzen Zone die erste Rolle. Unter ihnen ist **P. cupressina** die am meisten verbreitete Art, welche durch die kleinen, nadelförmigen, zweizeilig gestellten Blätter die Form der Nadelhölzer am besten auf Java vergegenwärtigt, aber weit entfernt, die Pyramidenform der Tannen und Fichten anzunehmen, erheben sich die schlanken Stämme bis zu 80 Fuß und bilden dann eine breite Krone, welche ihre obersten Wipfel 100 Fuß bis 120 Fuß hoch über dem Boden ausbreitet.

Im Allgemeinen herrscht in dieser Zone, deren Wälder vorzugsweise aus Eichen, Lorbeerarten und Nadelhölzern zusammengesetzt sind, ein auffallender Mangel an großen farbigen Blumen der hohen Waldbäume, den man dem Mangel an Licht und Sonnenschein zuschreiben möchte, welcher durch die dichten Wolkennebel hervorgebracht wird, die von 10 Uhr Vormittags an diese Wälder in einen feuchten Schleier hüllen, wüchsen nicht gerade in dieser Region die prachtvollsten Orchideen, welche durch ihren Farbenschmuck den Blütenmangel der Bäume ersetzen. Sie schmarotzen nebst Farrn und Moosen auf den Baumstämmen und man kennt von ihnen 86 Gattungen in 292 Arten.

Zeichnen sich die Orchideen durch ihre dicken, oft zweizeiligen Blätter, ihre fleischigen Wurzelknollen und vor allem durch ihre farbigen Blüten aus, so ziehen uns die Farrnkräuter durch sonderbare Formen an. Der Nestfarrn (**Asplenium Nidus**) blickt von den hohen Zweigen der Bäume herab, wo er kranzförmig um die Aeste gestellt, die Aufmerksamkeit erregt. Seine Blätter mit ungetheiltem Laub gehören unter den Farrn mit zu den allergrößten, sie sind so groß, daß der Reisende, der seine Hütte in diesen Wäldern aufschlägt, sie gern zum Decken derselben benutzt. Bald hat dieser Farrn seinen pisanggrünen Blätterkranz um die dicksten Stämme gezogen, bald sich an ganz dünnen Zweigen festgeheftet, die dann einem Palmbaum ähneln.

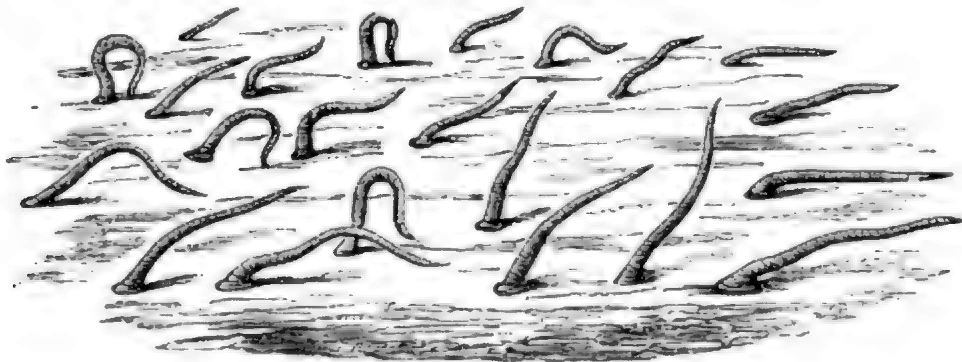
Das ganze Unterholz dieser Zone aber ist noch mit prächtig gefärbten Melastomaceen erfüllt, die auch den Blütenmangel der hohen Bäume ersetzen helfen.

Moose und Flechten, die gleich den Farrn und Orchideen an den Stämmen schmarotzen, nehmen zu, während die Schlinggewächse schon abnehmen.

Ein eigenes Pflanzengebiet nehmen die Anggring-Wälder ein, die aus einem zu den Nesselpflanzen gehörigen Bäumchen Paraspoma parviflora gebildet werden. Namentlich am Merapi bilden sie dicht gedrängte Wäldchen von zierlichem Aussehen.

Durch Fichtenform zeichnet sich der Tschemoro-Baum (Casuarina Junghuhniana) aus, der in der Ferne an unsere Nadelhölzer erinnert. Er wächst am zahlreichsten in der Region von 5500 Fuß bis 6500 Fuß. Schlank und gerade wie eine Tanne steigt er empor; niemals ist sein Stamm mit Schmarotzern bedeckt oder mit Lianen umschlungen. In manchen Gegenden jedoch ist die Rinde von einem mikroskopischen Pilze zinnoberroth gefärbt. Das Laub der 80 bis 90 Fuß hohen Bäume ist nadelförmig, hellgrün in's Graue übergehend. Höchst eigenthümlich ist das Geräusch, das der Wind hervorbringt, wenn er durch die feinen, an der Oberfläche rauhen, nadelförmigen Zweige der Casuarinenwälder streicht.

Das Thierleben in den Wäldern dieser Zone zeigt manche eigenthümliche Formen. Eine große Pein sind die Springblutegel (Hirudo Zeylanica).



Springblutegel.

Diese fadenförmig-dünnen, bis 1 Zoll langen Würmer, die, sich zusammenkrümmend und dann wieder losschnellend, einige Fuß weit durch die Luft springen können, halten sich an den feuchten, beschatteten Stellen der Wälder in so großer Menge auf, daß sie zu einer argen Plage werden. Sie saugen sich an den Armen und Füßen des Reisenden fest, an dem Kopf und Hals, sie kriechen durch die feinsten Maschen der Strümpfe, wo sie überall blutende Wunden hinterlassen.

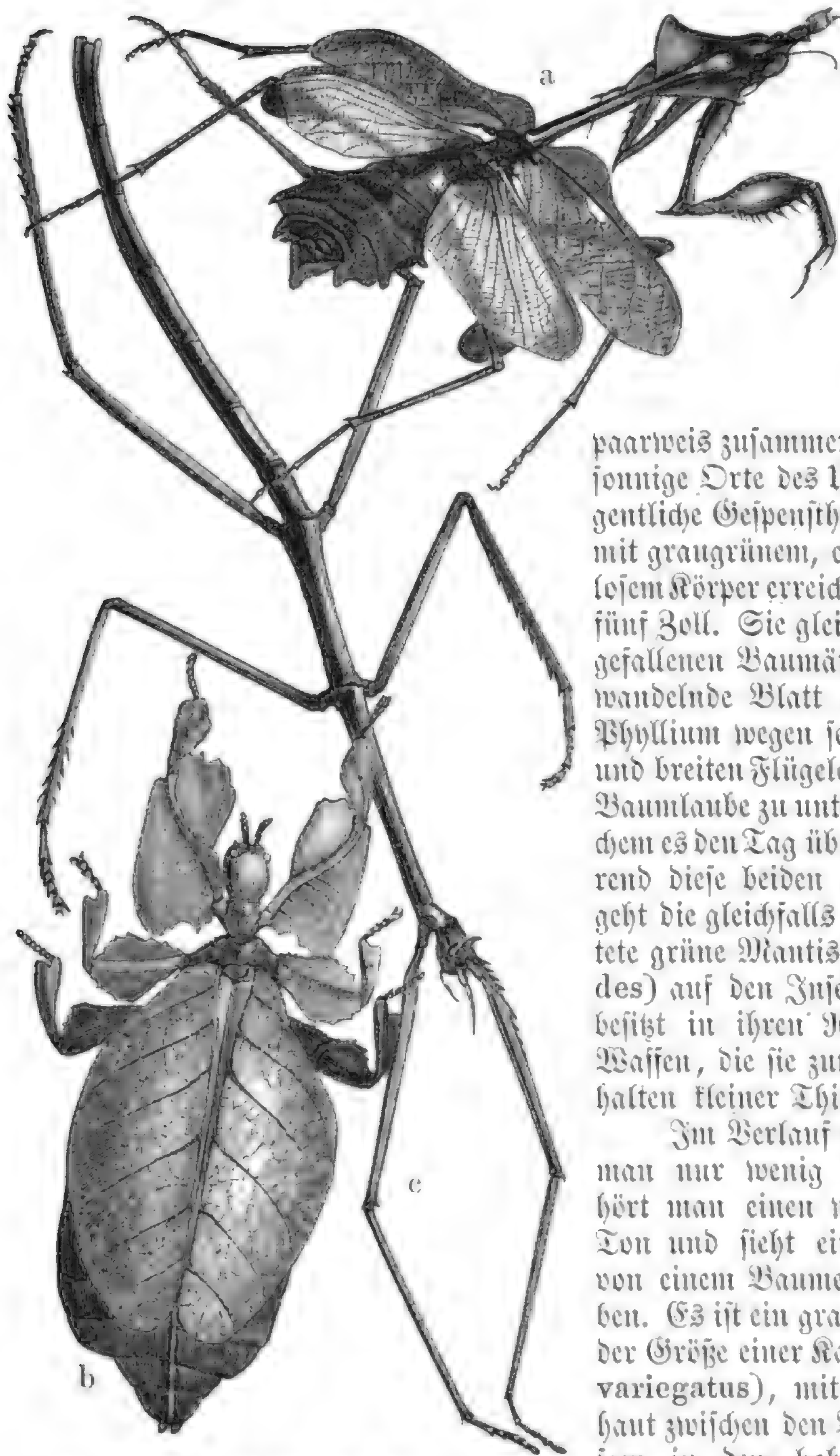
Oft wird das Geruchsorgan beleidigt durch den durchdringenden, knoblauchartigen Gestank des Segung (Mydaus meliceps), eines kleinen Dachses mit stark vortretender Rüsselnase, der einem jungen Schweine ähnlich sieht und sich unter den Bäumen Löcher gräbt und Regenwürmer sucht. Am Ausgange seines Afters wird aus Drüsen, die sich dort befinden, ein außerordentlich stinkender Saft abgesondert, den das Thier einige Fuß weit ausspritzen kann. Wehe dem, dessen Kleider von einem Tropfen berührt werden, er wird den Geruch nicht wieder los. Man kann diesen Dachs eine Stunde weit riechen, wenn der Wind aus der Gegend weht, wo er durch den Wald läuft.

Muß der Reisende, der die Gipfel der Berge Java's ersteigen will, mühsam durch den weichen Boden waten auf Wegen, die oft von ungeheuren Haufen Rhinozerosmist versperrt sind, werden seine Füße dabei von den Blutegeln zerstochen, wird seine Nase durch den Gestank des Dachses beleidigt, so erfreuen ihn doch wieder die prachtvoll blühenden Orchideen und die herrliche Melodie des javanischen Bergsängers (**Muscicapa cantatrix**), dessen Stimme durch den stillen Wald erschallt. Dem östlichen Java ist in dieser Zone der rothbraune Kowiaffe eigen (**Semnopithecus pyrrhus**). Hirsche, Tiger und Pfauen streifen bis in diese Wälder, die sich eine schön pantherartig gefleckte Raubkatze (**Felis minuta**) zum Aufenthalt erwählte. Sie lebt hoch oben in 100 Fuß hohen Bäumen und steigt fast nie auf den Boden herab.

Unter den größeren Säugethieren Java's sind gerade die größten dieser Zone eigen. Zwar haben wir das Rhinozeros (**Rh. sundaicus**) schon in den Alangwildnissen der heißen Zone angetroffen, doch ist hier seine allgemeinste Verbreitungssphäre, in der es am zahlreichsten vorkommt. Auf dem östlichsten Berge Java's, wo das Thier noch gefunden wird, auf dem Gunung Slamat, lebt es fast ausschließlich von der wohlriechenden Grasart **Ataxia Horsfieldi**, die hier in großer Menge wächst. Von dort an kommt das Rhinozeros westwärts bis zur Sundastraße vor, wird aber ostwärts vom genannten Berge nicht mehr gefunden.

Dagegen ist der wilde Stier Banteng (**Bos sundaicus**) innerhalb der Region von 2000 bis 7000 Fuß durch den größten Theil der Insel verbreitet. Sein liebster Aufenthalt sind die Hochwaldungen der Preanger-Regentschaften, besonders die Gegenden südwärts vom Plateau Bandong. Dort fügt es der Zufall zuweilen, daß man Stiere und Rhinozerosse überrascht, wenn sie am Rande eines Sumpfes grasen, das salzige Wasser einer Mineralquelle schlürfen, oder wenn sie in einer Schlammpfütze liegen. Findet man den dicken Körper des Rhinozeros plump, so kann man dem Stier, der fast ebenso groß, aber schlanker gebaut ist, mit seinem sammetschwarzen Fell bei weißen Beinen, das Zeugniß wilder Schönheit nicht versagen, wenn er beim Anblick des Reisenden aufspringt und dahinschnaubt in den Wald. Die Kühe sind kleiner und rothbraun von Farbe. Man bekommt die Thiere, ebenso wie das Rhinozeros selten zu Gesicht, da sie sich in die dichtest bewachsenen Schlupfwinkel zurückziehen. Beide werden von den Sundanesen zuweilen in Erdgruben, die mit Zweigen und Blättern bedeckt sind, gefangen und der Stier seines Fleisches, das Rhinozeros des Hornes wegen getödtet, das die Chinesen theuer bezahlen.

Naht der Abend heran, dann erhebt sich auch im Urwalde dieser Zone das Konzert der Insekten, während den Tag über Stille herrscht. Besonders ist es eine Cikade (**Tosena fasciata**) mit schön roth und grün gefärbten Flügeln, die etwa um 6 Uhr Abends, wie auf ein geheimes Zeichen, plötzlich ihr Zirpen und Schnarren beginnt, das weit und breit durch den Wald tönt. Ebenso schnell und plötzlich hören sie auf und keiner der vielen tausend kleinen Musikanten schlägt seine Saite zu früh oder zu spät an.



Insekten der ostindischen Inselwelt.
a. Grüne Mantis. b. Phyllium.
c. Stockinsekt oder Gespenstheuschrecke.

Gleichfalls nächtliche Thiere, beginnen nun die phantastisch geformten Gespenstheuschrecken sich zu bewegen. Sie nähren sich von Pflanzenblättern, stellen in Gefahr sich todt, haben ein zähes Leben und bewohnen, paarweis zusammenhaltend, trockne und sonnige Orte des Unterholzes. Die eigentliche Gespenstheuschrecke (**Phasma**) mit graugrünem, cylindrischem, flügellosem Körper erreicht eine Länge von fast fünf Zoll. Sie gleicht einem dürren abgefallenen Baumästchen, während das wandelnde Blatt aus dem Geschlechte Phyllium wegen seiner ganzen Bauart und breiten Flügelentfaltung kaum vom Baumlaube zu unterscheiden ist, in welchem es den Tag über sich aufhält. Während diese beiden Pflanzenfresser sind, geht die gleichfalls abenteuerlich gestaltete grüne Mantis (**Mantis gongylodes**) auf den Insektenraub aus. Sie besitzt in ihren Raubfüßen gewaltige Waffen, die sie zum Haschen und Festhalten kleiner Thiere benutzt.

Im Verlauf der Nacht vernimmt man nur wenig Geräusch; zuweilen hört man einen widerlich krächzenden Ton und sieht einen dunklen Körper von einem Baume zum andern schweben. Es ist ein graugeflecktes Thier von der Größe einer Katze (**Galeopithecus variegatus**), mit einer breiten Flughaut zwischen den Beinen. Es lebt einsam in den hohen Gebirgswäldern und sitzt des Tags auf den Aesten der Bäume still.

Vierte Gewächszone.

Diese erstreckt sich durch die kalte Region Java's von 7500 bis 10,000 Fuß Meereshöhe, hat die kleinste räumliche Ausdehnung und nimmt nur die Gipfel der Gebirge ein. Die Luftwärme nimmt von 10,3° R. bis 6,4° R. ab, erleidet somit eine Verminderung von beinahe 4° R. Ein flüchtiger Blick auf die Pflanzenwelt an den beiden äußeren Grenzen der Vegetation auf Java, auf die majestätischen Palmen an der Küste und auf die kleinen schirmartig ausgebreiteten Gebüsche auf den Berggipfeln, läßt den großen Unterschied schon ahnen, der überhaupt in der Temperatur herrscht, er beträgt vom Seestrande bis zur Höhe von 10,000 Fuß $15^1/_2$° R. Auch hat jede Bebauung des Bodens in dieser Region aufgehört; kein Dorf, kein bebautes Feld wird hier mehr gefunden.

Wenn der Reisende beim Besteigen der javanischen Berggipfel in der Höhe von etwa 7000 Fuß angelangt ist, dann ändert sich auffallend und schnell die Physiognomie des Waldes. Die Bäume werden immer niedriger und die Stämme immer dünner; die Säulenform ist verschieden, der Stamm wird knorriger, krummer und ragt schief empor. Er ist so dick mit dunklen, bräunlich-grünen Moosfasern bedeckt, von den Aesten hängt eine solche Menge bleiches Bartmoos herab, daß sich die Oberfläche des Waldes nicht mehr in gleichförmigem Grün, sondern bunt gesprenkelt zeigt. Die Mannichfaltigkeit der Arten hat in dieser kalten Region, auf diesen räumlich so beschränkten Berggipfeln, wo die Luft sehr trocken ist, dermaßen abgenommen, daß man mit Leichtigkeit alle Arten aufzählen kann. Auf den ersten Blick leuchtet die große Aehnlichkeit der javanischen Alpenflora mit dem Pflanzenreiche nördlich liegender Länder hervor, da die meisten Familien und Gattungen im mittleren Europa auch vertreten sind, während im heißen Tieflande Java's keine einzige Art derselben vorkommt.

Unter den Bäumen treten sehr bezeichnend und in großer Individuenzahl auf **Leptospermum floribundum** und **Agapetes vulgaris**, die beide in der That den größten Theil der Gipfelwälder zusammensetzen. Verräth sich der erstgenannte Baum durch seine niedlichen, glänzend-grünen, lederartigen Blätter und seine tausend weißen Blüten als eine Myrthenart, so zeigen die krugförmigen Blümchen des zweiten an, daß er zu den Heidepflanzen gehört. **Agapetes vulgaris** ist der gemeinste Baum dieser Region; er hat kleine, lederartige, glänzende Blätter und ist das ganze Jahr hindurch reichlich mit purpurrothen Blüten bedeckt, die in einseitigen Trauben an den Zweigen hängen. Seine schwarzblauen Beeren, die fast wie Heidelbeeren schmecken, sind ein Lieblingsfutter der Vögel.

Häufig und oft gesellig wachsend trifft man die einzige Akazie dieser Region (**Albizzia montana**). Sie bildet kleine Wälder mit lebhaft grünem Laubdach, aus dessen gefiederten Blättern goldgelbe Blütentrauben hervorschauen. Auch das Eisenholz (**Dodonaea montana**) bildet kleine Wälder; den Namen Eisenholz, javanisch Kaju Besi, verdankt es der Härte seines Holzes. Von andern hervorragenden Bäumen der Gipfel sind noch zu erwähnen **Myrica javanica** und der Sumbung (**Antennaria javanica**), der zu den Compositen gehört, mit schmalen, linienförmigen Blättern, zwischen denen sich die Doldentrauben erheben.

Unter den Sträuchern fällt **Gaultiera punctata** mit ihren weißen Blüten

auf, die von Blättern und Zweigen den lieblichsten, süßesten Wohlgeruch ausströmt. Man bereitet daraus ein ätherisches, von den javanischen Großen sehr geschätztes Oel. Gleichsam um einen Ersatz zu gewähren für den Mangel jener mannichfaltigen Schmarotzer, Lianen und schönblühenden Orchideen, die wir früher kennen lernten, treten in dieser höchsten Region eine große Menge kleiner krautartiger Pflanzen auf, die den alpinischen Blumenflor bilden und auf den Grasmatten zerstreut wachsen. **Plantago, Ranunculus, Pimpinella, Viola, Valeriana, Senecio, Gnaphalium** u. s. w., alles Gattungen, die wir von Europa her kennen, sind da vertreten.

Einhörniges Rhinozeros.

Eine wohlriechende Grasart, **Ataxia Horsfieldi**, wächst in den Höhen von 6000 bis 8000 Fuß auf den Gipfeln einiger Vulkane und bedeckt dort weite Strecken mit ihren 2 bis 3 Fuß hoch aufschießenden weichen Blättern. Sie zeichnet sich durch den außerordentlichen Wohlgeruch aus, welcher dem Dufte des europäischen Ruchgrases (**Anthoxanthum odoratum**) gleicht. Die ganze Luft ist weit und breit damit erfüllt. Dies Gras ist ein Leckerbissen für die Rhinozerosse, die auf einigen Berggipfeln ganz und gar davon leben.

Im Innern des Waldes, zwischen Moosschichten versteckt, schmarotzen zwei Balanophora-Arten, deren unterer fleischig-knolliger Körper zum Theil im Boden verborgen ist, woraus die 4 bis 5 Zoll langen carmoisinrothen Blütenkelche hervorragen. Dies ist die einzige Pflanze, welche arme Eingeborene auf den Berggipfeln aufsuchen. Sie zerstampfen das Gewächs, das einen klebrigen Wachsschleim enthält, und bestreichen mit der Masse dünne Bambustäbchen, die als kleine Wachskerzen auf den Märkten 10 Stück für einen Pfennig verkauft werden.

Kein lebendes Wesen begegnet uns im Walde; alles ist todtenstill. Zuweilen erscheint eine Taube, oder eine schwarze Drossel (**Turdus fumidus**), die so zahm erscheint, daß man sie fast mit der Hand greifen kann. Die vielen Beeren liefern ihr Nahrung, das weiche Bartmoos Stoff zu Nestern. Ein Marder

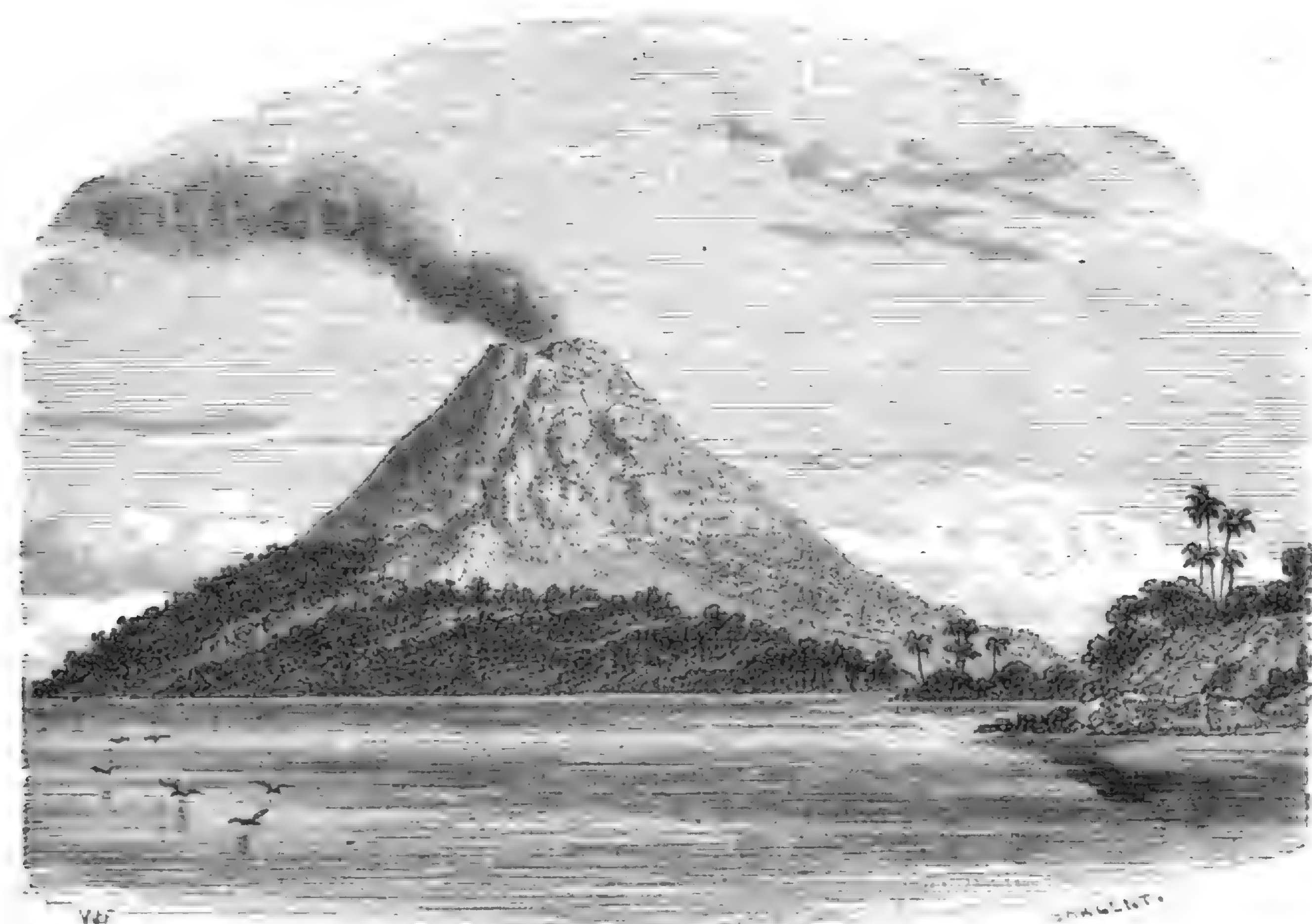
(Mustela Henrici), so groß wie eine Katze, bräunlich von Farbe, mit hellem Halse, bewohnt stets, als einziges Raubthier, die Gipfel. Er ist der Feind der Drossel, welcher er zwischen Baumstämmen und Sträuchern leise nachschleicht.

Es gilt den letzten Schritt zu thun, die Erklimmung des Berggipfels, und unsere Reise durch die Pflanzen- und Thierwelt Java's ist vollendet.

Wir würden dazu mehrere Stunden nöthig haben, um uns zwischen den Aesten und Stämmen hindurchzuwinden, ehe wir die Spitze erreichten, fänden wir nicht einen Rhinozerosweg, dem wir folgen können, und der uns durch die Waldung schneller vorwärts führt. Unter allen größeren Thieren Java's ist das Rhinoceros sundaicus das einzige, das sich vielfach bleibend auf den Gipfeln der Berge aufhält. Unsere Verwunderung hierüber wird aber in einem noch höheren Maße erweckt durch den Anblick der Wege, die das Nashorn gebahnt hat und die über die höchsten, mehr als 10,000 Fuß hohen Gipfel hinweglaufen. Man kann diese Pfade, die allen Krümmungen des Randes, oft über die schroffsten Zacken hinweg, folgen, nicht ohne Erstaunen sehen, wenn man an die ungeheure Größe und plumpe Gestalt dieser Thiere denkt. Diese Wege sind kanalförmig und zeichnen sich durch eine überall gleiche Breite und Tiefe aus, welche der Größe des Thieres entspricht. Die Seitenwände dieser Kanäle sind platt gerieben und von dem Bauche des Thieres ausgescheuert. Selbst compakte Felsen sind auf diese Weise ausgehöhlt, was wol für den langen Gebrauch dieser Wege spricht. Oft wird das Nashorn in ihnen getödtet. Die Javanen befestigen an den steilen Stellen dieser Wege, wo das Thier mit dem Bauche den Boden berühren muß, Messer in der Erde, die sie mit Moos und Reisig bedecken. Dort schlitzt sich das Rhinozeros den Bauch auf und wird eine Beute der Javanen.

Ehe wir den Gipfel erreichen, hat sich ein Hagelschauer eingestellt und die Temperatur ist bis auf 7° R. gesunken. Wir gehen noch einige Schritte weiter. Plötzlich hört Wald und Boden auf, der Grund schwindet vor unsern Füßen und scheint bodenlos zu versinken. Der Krater gähnt uns an. Wir müssen uns an den Zweigen der Bäume festhalten oder auf dem Boden niederlegen, um in den Schlund hinabblicken zu können. Sein unerreichbarer Boden verliert sich in nebliges Düster und schimmert nur wenig durch die Dämpfe hindurch, die sich dort leise entwickeln. Alles ist still und öde. Schauerlich schallt das Echo zurück, wenn man einen Stein hinabwirft, oder wenn zuweilen ein Falke (Falco severus) sein Gekrächze vernehmen läßt; quer hinüber schwebt er durch den weiten Raum. Nimmt man das Fernrohr zur Hand, so sieht man an manchen Stellen der ungeheuren Kratermauer Schwärme von kleinen Schwalben hin- und herfliegen, die in den Spalten nisten. Außerdem kein lebendes Wesen, kein Geräusch.

Wir befinden uns an der Grenze des Pflanzenreiches auf Java. Nichts erinnert uns in dieser Höhe mehr an das Land der Palmen, an die Glut der tropischen Sonne. Hier umwehen uns kühle, trockne Lüfte, und alle Bäume, die wir am Kraterrande sehen, mahnen uns an die nordische Heimat. Nur 10,000 Fuß stehen wir über den Palmenhainen, nur eine halbe Tagereise von ihnen entfernt, und dennoch sind wir in einer andern Welt!



Vulkan von Banda.

Zehntes Kapitel.

Java's Boden und die vulkanische Thätigkeit der ostasiatischen Inseln.

Das Tertiärgebirge. — Das Schalthier Karam Surumbung. — Mineralkohlen. — Gold. — Drei Arten Vulkane auf Java. — Junghuhn ersteigt den Gunung Semeru. — Ausbruch des Vulkans. — Stickgrotten. — Das Todtenthal. — Ewiges Feuer. — Mineralquellen. — Hochstetter auf dem Tangkuban Prau. — Der Vulkan von Banda. — Erdbeben und ihre Verwüstungen.

Die wenigen Reisenden, die vor Junghuhn Etwas über die Geologie Java's mitgetheilt haben, glaubten irriger Weise, daß die Insel nur aus Vulkanen und deren Produkten bestände; sie mußten natürlich in diesen Wahn verfallen, da sie keine anderen als vulkanische Berge gesehen hatten, etwa die weißen Kalkfelsen ausgenommen. Die neptunische Natur und der regelmäßige Schichtenbau des bei weitem größten Theiles der Insel blieb ihnen aber unbekannt.

Ebenso leicht könnte ein Reisender in den entgegengesetzten Wahn verfallen, nämlich die ganze Insel für rein neptunisch zu halten, wenn er, ohne das vulkanische Innere gesehen zu haben, unerwartet an der Südküste von Java landete. Dort kann er nach zurückgetretener Flut über einen breiten Strom von gebrochenen

Sandsteinflötzen hinschreiten, deren Kämme er meilenweit hinziehen sieht. Oder er bewundert an der Küstenmauer den großartigen Schichtenbau und erblickt Kohlenflötze zwischen grauem Schieferthon und schließt aus alle dem, daß Java nur aus neptunischen Gebilden bestehe.

Was zunächst die räumliche Verbreitung der verschiedenen Gebirgsformationen betrifft, so besteht auf der Insel Java etwa ein Fünftel der Oberfläche aus Alluvialboden; dieser herrscht besonders an der Nordküste vor. Ein Fünftel besteht aus den vulkanischen Kegeln und den nächsten Umgebungen derselben, während drei Fünftel der Oberfläche aus dem Tertiärgebirge bestehen.

In mannichfachen Auftreibungen, bald in flachen, wulstförmigen, bald in parallelen, schollenartigen Erhebungen, umgiebt dieses Tertiärgebirge die großen Vulkanreihen in der Mitte der Insel jederzeit auf zwei Seiten, im Norden und Süden. In ungleich höherem Grade als auf der Nordseite ist das Tertiärgebirge auf der Südseite der Vulkane, sowol was Höhe als horizontale Ausdehnung betrifft, entwickelt; man sieht es am häufigsten in Schollen zerspalten, die nach Norden, den Vulkanen zu, immer höher ansteigen und in ihrem höchsten Rande 2000 Fuß bis 4000 Fuß aufgerichtet worden sind. Von diesem nördlichen höchsten Rande an nehmen sie das ganze Land bis zur Südküste ein, indem sie sich allmälig tiefer senken und zuletzt mit steilen, oft viele hundert Fuß hohen Mauern in den Ozean hinabstürzen.

Also drei Fünftel der Insel Java und wenn dazu die Gegenden gerechnet werden, wo die Oberfläche aus Alluvialboden besteht, vier Fünftel der Insel bestehen aus im Wasser abgesetztem geschichteten Erdreich. Die Vulkane machen alle zusammengenommen etwa das übrige Fünftel der Oberfläche aus, und bilden zwischen den neptunischen Gebirgen nur kleine kegelförmige Inseln, Glocken, die sich zwar weit höher erheben, aber eine viel geringere Ausdehnung haben. Außerdem kommen im neptunischen Gebirge selbst sowol vulkanische als plutonische Eruptionsgesteine vor, die zum Theil nur schmale, scharf begrenzte Gänge sind, zum Theil aber auch wirkliche kleine Bergketten oder isolirte Gebirgsstöcke bilden, die an ihrer eigenthümlichen Gestalt leicht von den neptunischen Gebirgen unterschieden werden können, die sie durchbrechen. Daß die neptunischen Gebirge zur Tertiärepoche gezählt werden müssen, ist durch die Bestimmung der in ihnen enthaltenen Thierreste dargethan worden, die vielfach mit den tertiären Versteinerungen Europas, z. B. denen, die man im Wiener und Pariser Boden findet, übereinstimmen.

Auch ein lebendes Thier nimmt, wenngleich nur in geringem Maßstabe, Theil am mineralogischen Bau Java's. An der Südküste liegt eine Korallenbank, ein breites Riff, Karang itam, das sich meilenweit an der Küste hinzieht. An einer Stelle dieses Riffes, und sonst nirgens an den Küsten, lebt ein Schalthier, dessen röhrenförmige mehrere Fuß lange Gehäuse einen Theil der Korallenbank ausmachen und den Namen Karan surumbung (Köcherfelsen) führen. Diese Röhren stehen aufrecht, wie Orgelpfeifen, dicht nebeneinander und erreichen eine Länge von wenigstens 4 bis 5 Fuß. Es befindet sich dieses Schalthier nicht allein lebend, sondern auch fossil auf Java und zwar in den mürben Sandsteinschichten

von Sindang baran. Die Röhre ist keine einfache. Ihre Struktur läßt sich am besten mit halbirten Eierschalen vergleichen, die weitläufig in einander gesteckt und in so großer Anzahl übereinander aufgestülpt sind, daß sie zuletzt eine Röhre bilden. Nur eine Schale, die oberste jüngste, ist von dem Weichthiere bewohnt. Es ist jedoch noch nicht gelungen, das seltsame Thier lebend zu finden. Die Erlangung ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da selbst zur Ebbezeit das Riff von der Brandung bedeckt ist.

Die neptunische Formation Java's birgt auch an verschiedenen Stellen der Insel Mineralkohlen. Solche Kohlenflötze, die in Bezug auf technische Verwerthung Beachtung verdienen, kommen nur in den östlichen Küstengegenden von Süd-Bantam vor, da wo quarzige, nicht kalkige, Sandsteine vorherrschen. Sie sind auf einen schmalen Gebirgsstrich beschränkt und innerhalb desselben sind die Kohlen rein, hart, schwarz, stark glänzend, reich an Kohlenstoff, vielmehr der eigentlichen Steinkohle als der Braunkohle gleichend. Die Kohlenflötze in Bantam stimmen ihrer Beschaffenheit nach fast alle miteinander überein; sie enthalten bituminöse Pechkohlen mit lebhaftem Fettglanz. Entdeckt wurden diese Kohlen im Jahre 1826 von dem Botaniker Spanoghe.

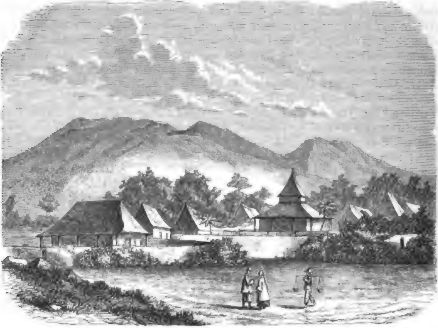
Schon durch dieses Vorkommen ausgezeichneter Kohlen unterscheidet sich das Tertiärgebirge Java's vielfach von dem Europa's, obgleich es, wie durch die Versteinerungen bewiesen wird, entschieden zu diesem gerechnet werden muß. Anderweite Unterscheidungsmerkmale des javanischen Tertiärgebirges von dem europäischen sind noch: seine ungeheure Mächtigkeit, sein starkes Aufgerichtetsein, seine 300 Fuß mächtigen harten Kalksteinbänke, seine zahlreichen Ausbruchsgesteine, worunter Diorit, Augitporphyr und andere Porphyre vorkommen, und die Verwandlungen, welche das Gebirge hier und da erlitten hat, wo große Massen in Hornstein und Jaspis, in Talk und Glimmerschiefer verwandelt worden sind.

Erwähnt muß hier werden, daß die Gebirge Java's sehr arm an Metallen sind. Es kommen vor: Magneteisen, Schwefelkies, Schwefelzink, Brauneisenstein, Titaneisen und Gold. Letzteres wird als Goldstaub im Sande mehrerer Flüsse gefunden, doch stets nur in so fein zertheiltem Zustande und in einer so geringen Menge, daß sich nur die Aermsten mit dem Auswaschen beschäftigen. Sie benutzen dazu flache hölzerne Schüsseln, die sie im Wasser in eine wirbelnde Bewegung bringen, wobei der Sand herausgeschleudert wird und der Goldstaub in kleinen Blättchen, drahtförmigen Massen und Körnchen zurückbleibt.

Bei Weitem das größte geologische Interesse bieten uns jedoch die Vulkane Java's und die damit verknüpften Erscheinungen dar. Junghuhn hat deren 45, viele zu wiederholten Malen bestiegen und seine meisterhaften Schilderungen, seine glücklichen Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse über die Entstehung und das Wesen der javanischen Vulkane werden wohl für lange Zeit mustergiltig bleiben.

Was die Bildungsart der Vulkane, d. h. der Schornsteine betrifft, welche den obersten Ausgang der Esse aus dem vulkanischen Herd krönen, so scheint es auf Java drei Arten zu geben. Zunächst Vulkane, die größtentheils aus Trachyt bestehen, der, als er emporquoll, feurig-zäh, nicht vollkommen geschmolzen, sich

wiederholt rund um die Oeffnung bis zur jetzigen Höhe des Vulkans anhäufte und nach seiner Erstarrung zu mantelförmigen Felsblöcken erhärtete. Diese primitiven Lavabänke, welche stufenförmig aufeinander liegen, sind oft 50 Fuß bis 100 Fuß mächtig und bilden zusammenhängende Lagen, welche rings um den Krater kreisförmig abgebrochen sind. Zu ihnen gehört die größte Zahl aller Vulkane Java's; in ihrer zweiten Periode ergossen sie Lava in Strömen, die vorherrschend trachytisch, nur selten basaltisch war und der primitiven sehr ähnlich ist; in ihrer dritten Periode, die noch jetzt besteht, werfen sie nur Asche, Sand und Lavafragmente aus, die roth glühend herauskommen, aber eckig sind und sich nur wie losgerissene Stücke des Vulkankernes darstellen.

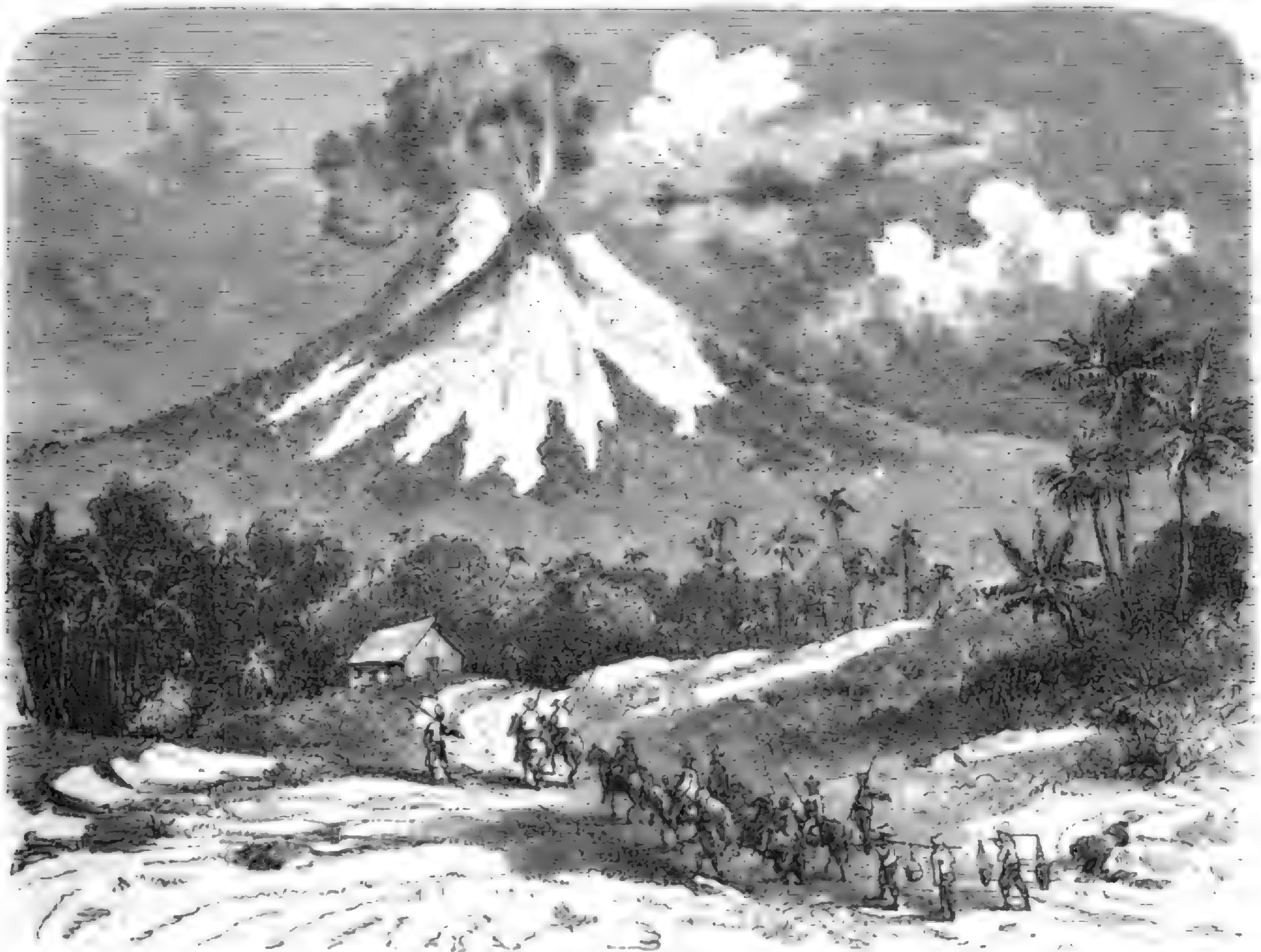


Die Gedehkette von der Nordseite.

Zur zweiten Art zählen diejenigen Vulkane, die ganz allein durch lose Auswurfsmaterien gebildet wurden, die allmälig in oft wiederholten Eruptionen rund um die Oeffnung durch Bruchstücke von Laven, Sand und Asche emporgethürmt wurden. So gewöhnlich sich Eruptionskegel auf diese Weise in Kratern größerer Vulkane bilden, so giebt es doch auf Java wahrscheinlich nur einen Vulkan, der auf diese Weise entstanden und an dem Seitengehänge einer Bergkette ausgebrochen ist, der Gunung Guntur. Es ist gleichsam ein Eruptionskegel ohne Vulkan, ohne primitive Ringmauer, und wahrscheinlich der jüngste Feuerberg der ganzen Insel.

Digitized by Google

Zuletzt, als dritte Art, haben wir die Krater ohne Kegel zu erwähnen, gleichsam flache Vulkane, ohne alle Randerhöhung der Oeffnung, aus welcher, oft heftig genug und in Menge, die Dämpfe, aber nur Dämpfe und Gase, strömen. Diese sind an Berggehängen, oft in ganz flachen Gegenden der Gebirgsketten ausgebrochen, haben die Decke zersprengt, die eckigen Bruchstücke umhergestreut und sich auf Dampf- und Gasausstoßungen beschränkt, ohne feste Produkte auszuwerfen und ohne einen Berg zu bilden. Solche, zum Theil sehr thätige Explosionskrater, die seit man sie kennt, unaufhörlich Wasser und schwefligsaure Dämpfe ausstoßen, Gesteine zersetzen und Schwefel und Alaun bilden, sind z. B. der Krater des Gunung Wajang und einige Krater des Dienggebirges.



Südwestseite des Gunung Semeru. Nach Junghuhn.

Der höchste Berg Java's ist der immer noch thätige Gunung Semeru, der sein kegelförmiges Haupt in der Residentschaft Pasuruan 11,500 Fuß hoch in die Wolken erhebt. Junghuhn hat ihn in den Tagen vom 24. bis 27. September 1844 bestiegen, wobei er das Glück hatte, einem vierfachen Ausbruche des Kraters in unmittelbarer Nähe beizuwohnen. Er erstieg den Semeru von der Südwestseite her und durchritt zunächst die fruchtbare Thalebene von Malang. Wie es bei javanischen Häuptlingen Sitte ist, so folgte auch ihm eine zahlreiche Dienerschaft. Dem Gebrauche gemäß, der in ganz Pasuruan üblich ist, ritten zwei Mann in

rothen und grünen Jacken voran, jeder mit einer riesenmäßigen Lanze bewaffnet. Mancher schlichte Dorfjavane purzelte bei dem Galoppiren vom Pferde, zum Ergötzen seiner Kameraden. Für den Europäer ist ein solches großes Gefolge nothwendig, wenn es ihm auch unbequem ist, denn der Javane, der nur nach dem Aeußeren urtheilt, richtet den Grad von Unterstützung für den Reisenden jederzeit 'nach dem Grad der äußeren Auszeichnung ein, welche Diesem von der Ortsbehörde zuerkannt wird.

Im Verlauf der Reise wurden die bebauten Felder seltener; es traten waldbedeckte Ebenen auf, die aus einer Menge scharfer Rippen bestanden, zwischen denen sich tiefe Klüfte zur Südküste hinzogen. Am Abend des ersten Reisetages senkten sich plötzlich die grauen Wolken, welche das Gebirge verborgen hatten und der Gunung Semeru trat mit seiner schönen, regelmäßigen Kegelform in deutlichen Umrissen hervor. Vom letzten Strahl der Abendsonne beschienen, glühte er in einem röthlich-gelben Lichte und blickte majestätisch hoch über die Wolken herab.

Am andern Morgen ging der Weg durch feuchte Urwälder weiter bergauf. Der breiartige Humus drang den Pferden bis über die Fußknöchel, wobei die armen Thiere noch von den kleinen Landblutegeln und Moskitoschwärmen geplagt wurden. Acht Bäche waren zu überschreiten, von denen der eine, der Kali-Mandsching, nachdem er eine fast 100 Fuß hohe schöne Kaskade gebildet hat, durch eine sehr schmale, wenigstens 150 Fuß tiefe, düstere Felsschlucht dahinrauscht, deren niemals von der Sonne erhellter Grund, ganz von schäumendem Wasser erfüllt, nur 15 Fuß breit zu sein scheint. Gegen Abend dieses Tages konnte der Reisende, der bis zur halben Höhe des Vulkans emporgestiegen war, bereits einige Ausbrüche des Semeru beobachten, die wie Feuergarben aus dem Krater emporschossen.

Der Morgen des dritten Tages begann mit einem gefährlichen Wagestück. Eine schmale Landgräte war zu passiren. Sie bestand von unten bis oben aus lose aufeinander gehäuftem Sand und war an der First oft kaum einen Fuß breit, so daß man vorsichtig balanciren mußte, um sicher hinüberzukommen.

Diese Region des Berges nahe der obersten Waldgrenze ist jedoch die einzige, wo wegen Einsturzes der losen Sandrippen wirkliche Gefahr für den Reisenden besteht; diese Gefahr hört auf, sobald man die Waldgrenze erreicht hat und den eigentlichen Sandkegel vor sich sieht, dessen Oberfläche ziemlich glatt und noch in keine Rippen mit Zwischenklüften getheilt ist. Dicht oberhalb der Waldgrenze, bis etwa 500 Fuß höher am Abhange hinauf, ist wegen Feinheit und großer Beweglichkeit des Sandes das Werk des Erklimmens am schwierigsten. Man sinkt bis über die Knöchel in den Sand ein und fährt bei jedem Schritt, den man vorwärts thut, wieder etwas zurück. Erst nachdem man 500 Fuß zurückgelegt hat, gewinnt man festen Grund und sieht wie der Sand immer mehr und mehr anfängt, sich mit Steintrümmern zu vermengen, die nach oben immer größer werden und dem Fuße eine immer sicherere Grundlage gewähren. Die Waldgrenze, weit entfernt, eine überall gleich hohe und gerade hingezogene Linie zu bilden, schickt viele einzelne Streifen von Gebüsch aus, die sich vom Dickicht sondern und wie spitze Zähne im Sande hinziehen. Uebrigens ist einzig dieser Sand und seine

wiederholten Ueberschüttungen daran Schuld, daß der Semeru nicht bis zum Gipfel mit Pflanzen bedeckt ist; keinenfalls ragt derselbe über die Vegetationsgrenze hinaus. Die letzten Bäumchen sind in 8740 Fuß Höhe krüppelige Casuarinen.

Die meisten Steintrümmer, die unter dem Sande eingemengt vorkamen, waren etwa nur zollgroße Rapilli, nur einzelne erreichten einen Durchmesser von 5 Zoll. Der Sand selbst war fein und schwärzlich grau. Aus einem solchen Gemenge von Sand- und Steintrümmern scheint sich der ganze ungeheure oberste Kegel der Gunung Semeru von 3000 Fuß Höhe allmälig über die tiefer liegenden kompakten Felsmassen von Trachyt aufgethürmt zu haben. Er bildet nach dem Gipfel zu ein immer steiler werdendes Gehänge, dessen Oberfläche von tausend kleinen Furchen durchrissen ist, wodurch er ein ungleiches Ansehen erhält.

Nach zwei und einhalbstündigem Steigen von der Waldgrenze an war der Gipfel Morgens $10^1/_2$ Uhr erreicht. Ein schneidend kalter Nordostwind wehte oben. Azurblauer Himmel schien auf das Wolkenmeer herab, welches alles Flachland den Blicken entzog. Nur noch ein Gipfel, der Ardschuno, ragte gleich einer Insel aus dem Wolkenmeere hervor. Die Gipfelplatte selbst ist geräumig, flach convex und ebenso kahl, wie der Abhang des Kegels, aber mit viel größeren und zahlreicheren Steintrümmern überstreut. Die Sonne übte in der äußerst reinen, trockenen und verdünnten Luft dieser Höhe eine fast stechende Kraft aus, doch der kalte Wind riß alle Wärme wieder fort.

Junghuhn fand den Gipfel elliptisch rund von Umfang und in der Richtung von Süden nach Norden 500 Fuß breit, von Osten nach Westen dagegen 800 Fuß lang. Dieser ganze Gipfel ist aus einem Gemenge von Sand und kleinen Steintrümmern aufgebaut, schwärzlich grau und öde; von keinem Grashalm, keinem Moose, keiner Flechte begrünt liegt er da. Dies ist die nordwestliche, ältere und geschlossene Spitze des Gunung Semeru; ihr gegenüber im Südosten, in geringer Entfernung und etwas tiefer erblicken wir einen zweiten Gipfel, der ein blos kreisförmiger Rand, also von einem Krater durchbrochen ist.

Die Sonne schien so hell, und die Luft war so außerordentlich rein, daß man jeden Stein auf dem Kraterrande zählen konnte. Todtstill lag dieser da, kein Dämpfchen war sichtbar, aber auf einmal ließ sich ein entsetzliches Gebrüll hören. Kohlschwarze Massen, zackig eingerissen, ragten wie Klippen aus dem Kratergrunde empor, entwickelten sich, wurden zu Kugeln, fuhren, von hundert andern eben solcher Ballen mit Blitzesschnelle gefolgt und um ihren eigenen Mittelpunkt mit Sturmeseile herumwirbelnd, heraus und bildeten eine aus lauter einzelnen kugelförmigen Wirbeln zusammengesetzte Säule, die mit einem Gebrüll des Vulkans, das die Nerven erbeben machte, in wenigen Sekunden zu einer kolossalen Höhe emporschoß, während Hunderttausende von großen und kleinen Steintrümmern nach allen Richtungen aus ihr herausflogen, im Bogen auf den Bergabhang herabfielen und in Sprüngen weiter rollten. Das Gekrach dieser aufschlagenden Trümmer gesellte sich zu dem Schnaufen und Brüllen des Schlundes, während die Dampfsäule einen Regen von Sand und bimssteinartigen Stückchen fallen ließ. Zugleich löste sie sich unten vom Krater, wurde frei, das Poltern der Steine hörte

auf und nach ein Paar Sekunden schwebte die Säule, vom Ostwinde getrieben, als eine gewöhnliche Wolke dahin. Ihres Gehaltes an Sand und Asche immer mehr entladen, erschien sie nun im Lichte der Sonne in einer weißen Färbung und war nur noch durch einen gelblich braunen Schein von einer gewöhnlichen Wolke unterschieden.

Nun war Alles wieder still; hell schien die Sonne in den Krater, keine Spur von Dampf war mehr zu erkennen und von derselben Stelle, die noch vor wenigen Augenblicken Zerstörung und Verderben zu verbreiten schien, ertönte nicht das leiseste Geräusch.

Nach Junghuhns, schleunig während des Ausbruchs, angestellten Messungen hatte die Dampfsäule eine absolute Höhe von etwa 1500 Fuß erreicht. Schon diese Höhe, zu welcher sie in Zeit von ein paar Sekunden emporstieg, kann einen Begriff von der Heftigkeit der Ausbrüche geben. Man denke sich plötzlich vor das Auge hingezaubert diese ungeheure Säule, die drei Mal höher als der Wiener Stephansthurm oder fünfzehn Mal höher als die höchste Kokospalme ist, unten kohlschwarz, oben grau, mit ihren Tausenden von pfeilschnell herumdrehenden Wirbeln; man höre das schnaufende Gebrüll, das in der That dem wirklichen Brüllen eines Thieres gleicht, und urtheile dann, ob es wohl einen Sterblichen von gesunden Geisteskräften geben könne, der dieses Schauspiel der Natur ohne Grauen, ohne innerstes Erbeben anzuschauen vermag!

Junghuhn sah noch drei Ausbrüche des Semeru aus unmittelbarer Nähe an; er wurde dabei von dem Sande und der Asche, die aus der Wolke herabfielen, überschüttet. Einige Mal fielen auch Steine dicht bei ihm nieder, wodurch die furchtsamen Kulis dermaßen erschreckt wurden, daß sie schleunigst den Rückweg antraten. Die Luft war in der Höhe des Berges außerordentlich trocken, so daß keine Cigarre Rauch geben, noch brennen wollte. Die Reisenden waren von starkem Durst geplagt; dazu gesellte sich die empfindliche Kälte (+ 6° R.); der trockene Wind weh:: ungemein heftig und beförderte die Verdampfung aller Feuchtigkeit. Gewöhnliche javanische Tikars (Matten aus Pandanus) wurden so spröde wie Glas. Sie ließen sich zu Staub zerreiben und in die Luft blasen.

Der Gunung Semeru ist einer der thätigsten Vulkane Java's, seit wenigstens 50 Jahren ist sein oberer Gipfel kahl und sein Krater speit täglich Rauchwolken und glühende Steintrümmer aus.

Im Zusammenhange mit der vulkanischen Thätigkeit Java's stehen auch mehrere Gasquellen, die am Gehänge feuerspeiender Berge liegen. Es sind Ausströmungen gasförmiger Kohlensäure, die sich an Höhlen oder an vertieften Stellen sammelt. Da das kohlensaure Gas farblos ist, also unsichtbar, so finden viele Thiere der Wildniß, besonders Vögel und kleine Vierfüßer, zuweilen auch Schweine, ihren Tod in dem nicht athembaren Gase. Diese Stellen, welche von den Europäern als Mofetten oder Stickgrotten bezeichnet werden, nennt der Javane Gua-Upas, d. i. Gifthöhlen.

Die größte und berühmteste Mofette auf Java ist aber die von Pakaraman im Dienggebirge, das sogenannte Todtenthal. Dasselbe besteht aus einem trichterförmigen Einsturz an einem vulkanischen Bergabhange, und ist oben 100 Fuß,

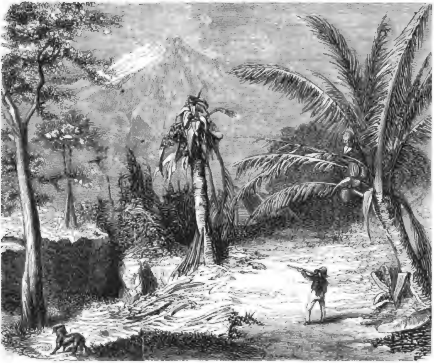
unten im Grunde 50 Fuß breit. Auf der Mitte zeigt sich ein kahler Flecken, aus dem sich zuweilen Kohlensäure entwickelt. Die ziemlich steilen Wände und selbst der Grund, bis auf das kahle Fleckchen, sind überall üppig mit Gebüsch bewuchert. Die entwickelte Gasart scheint nie, oder doch nur selten hoch zu steigen, und gewöhnlich nur eine Schicht von 2 Fuß Dicke auf dem Boden zu bilden. Sie ist nicht immer vorhanden. Wenigstens fand Junghuhn im Juli 1838 keine Spur davon, denn ein Hund, den er hinabtrieb, schnüffelte länger als eine Viertel-Stunde an einer Leiche herum, die in der Mitte lag, und blieb völlig munter. Im März 1840 war die Kohlensäureschicht nur $1^1/_2$ Fuß oder 2 Fuß hoch; ein Hund krepirte unter Zuckungen, während Junghuhn selbst, aufrecht stehend, nicht die geringste Unbequemlichkeit empfand. Früher hat man Kadaver von Tigern, Hirschen, Schweinen und Vögeln darin gefunden. Die menschliche Leiche eines gemeinen Javanen, die Junghuhn 1838 schon fand, lag 1840 auch noch auf derselben Stelle. 1845 war sie dagegen verschwunden. Daß diese Leiche während dreier Jahre in dem warmen feuchten Klima erhalten blieb, ohne gänzlich in Fäulniß überzugehen, kann zum Beweise dienen, daß sie durch Kohlensäure conservirt wurde. Junghuhn besuchte das Todtenthal im Ganzen dreizehn Mal, aber die genannte war die einzige menschliche Leiche, welche er dort sah. Ein anderes Mal fand er sechs todte wilde Schweine.

Früher hatte man viel davon gefabelt, daß die todbringende Wirkung der sogenannten javanischen Gifthöhlen von den Ausströmungen der berüchtigten Upasbäume herrühre, eines der höchsten Waldbewohner der ostasiatischen Inselwelt, mit schönem schlanken Stamme und beinahe ganz ovalen Blättern. Macht man einen Einschnitt in die weißgraue Rinde dieses Baumes, so quillt allerdings ein milchiger Saft hervor, dessen Berührung der menschlichen Haut höchst nachtheilige Folgen, namentlich große Blasen und schmerzhafte Geschwüre zufügt. Unmittelbar tödtlich wirkt dieser Saft jedoch nur, wenn er in's Blut geräth, und die Malayen bedienen sich deshalb dieser Aussonderung, um daraus ihr gebräuchlichstes Gift (Upas) zu bereiten, mit welcher sie ihre Pfeile und Waffen bestreichen. Das Gift äußert sich in ähnlicher Weise wie die Wirkung der Brechnuß und deren Sippschaft (den Spinatien). Diese Stoffe sind weder ätzend, noch betäubend, ihre unmittelbare Einwirkung auf das Rückenmark und die ganze Muskulatur des Körpers ist jedoch um so unverkennbarer. Sie gelangen mit großer Schnelligkeit in die Blutmasse und erzeugen heftige konvulsivische Zusammenziehungen der Muskeln, Mundsperre und Kinnbackenkrampf, sodann wieder starres Ausstrecken der Glieder, während Kopf- und Wirbelsäule nach hinten gebogen werden. Die Erscheinungen gewinnen Aehnlichkeit mit jenen bei der Wasserscheu, und der Tod tritt, je nach Stärke der eingenommenen Dosis, früher oder später, meist aber bald, von den schauerlichsten Krämpfen und Verzerrungen des Körpers begleitet, ein. Nicht selten ist er eine Folge davon, daß die Luftröhre sich krampfig zusammenzieht, also das Athmen verwehrt. Läßt sich auch das in der Brechnuß und verwandten Giftpflanzen vorhandene Alkaloid Strychnin in den Leichen nicht mit jener Sicherheit nachweisen, wie metallische Gifte, so sind doch die äußeren Symptome

bei Vergiftungsfällen durch dergleichen Pflanzenstoffe zu auffallend, als daß sie mit anderen verwechselt werden könnten. Mit dem Strychnin gepaart erscheint gewöhnlich auch ein zweites ähnliches Alkaloid, das Brucin, und hierher gehören, mit wenig Ausnahmen (Euphorbiaharz), die sogenannten Pfeilgifte, die allezeit Gegenstand großen Interesses wie Schreckens waren. Unter den südasiatischen Pfeilgiften ist nun das javanische Upas (Tieuté) Radscha oder Tschettek eines der gefürchtetsten, ebenso das vom Safte des Antiaris toxicarica gewonnene Upas Antschar (Bohon Upas), das mit dem Saft von Strychnos Tieuté vermischt ist.

Wenige Minuten, nachdem das Gift in die Wunde gedrungen, treten Streckkrämpfe ein, oft von Erbrechen begleitet, und der Tod erfolgt meist schon nach einer Viertel-Stunde. So gefährlich nun auch der Saft des Antscharbaumes für lebende Wesen sein mag, so ist doch, wie schon bemerkt; die Ausdünstung des Baumes an sich keineswegs nachtheilig. Ja er kommt nicht selten mitten unter tausend anderen nützlichen oder kostbaren Gewächsen vor, ohne Schaden für diese, wie für Menschen oder Thiere. Die vielverbreiteten Erzählungen in Bezug auf seine giftige Ausströmung beruhen daher auf Verwechselungen. Allerdings erzählten noch vor wenig Jahrzehnten ganz ernsthafte Männer, daß dieser Baum fortwährend einen tödtlichen Pesthauch ausströme, in dessen Nähe kein lebendes Wesen zu existiren vermöchte; man fände, so ward berichtet, kein Pflänzchen um ihn herum, der ganze Boden sei wie verbrannt und mit Gerippen von Thieren und zum Tode verurtheilten Menschen bedeckt, welch letzteren man die Wahl gelassen, ob sie hingerichtet werden oder lieber von diesem Baum eine Quantität Saft an sich nehmen wollten. Es liegt hier unzweifelhaft ein ähnlicher Irrthum vor, wie bei dem Wahne der Bewohner des Himalaya, welche das erschwerte Athemholen auf den 1500 Fuß hohen Bergpässen sich lediglich aus der Ausdünstung giftiger Kräuter zu erklären vermochten. In gleicher Weise wurden nun die Grauen erregenden Erscheinungen der sogenannten Todesthäler der ostindischen Inseln mit den Wirkungen des Antschargiftes und der gefährlichen Berührung des Upasbaumes in Verbindung gebracht, und die Sage erschien mit der Zeit um so glaubwürdiger, je mehr man jene vegetabilischen Gifte fürchtete, gegen deren heftige und schnell eintretende Wirkung man kein Gegengift kannte. Man tritt aus dem Gestrüpp des dichten Waldes heraus, erklettert einen mäßigen Hügel — sieh da, völlig unerwartet breitet sich in grauenhafter Verödung ein wahres Hoflager des Todes, ein schmales flaches Thal aus, in welchem Skelette von Thieren aller Art auf dem von der Sonne ausgedörrten Boden sichtbar werden. Es ist leicht möglich, daß dein Auge zuerst auf den gefürchteten Herrn der Wildniß stößt. Noch sieht man an dem Niederkauern desselben, wie der blutlechzende Königstiger in dem Augenblick, als er seine Beute schon ergriffen, mit dieser zugleich dem Verderben verfallen, wie dann der Raubvogel gleichfalls vom Tode erfaßt worden war, just in demselben Augenblicke, als er auf die noch warme Leiche sich niedergesenkt hatte. Ganze Haufen todter Käfer, Ameisen und andere Insekten liegen dazwischen und begründen noch mehr das Treffende des Namens „Thal des Todes" oder „Giftthal."

Die Furchtbarkeit dieser Orte beruht lediglich auf den Ausdünstungen des Bodens, die aus kohlensaurem Gase bestehen, welches seiner Schwere wegen nur langsam in der Luft sich zerstreut. Gerade wie in der berühmten Hundsgrotte in Neapel und in der Dunsthöhle von Pyrmont, bringt diese Gasart Jedem, der sich dem Boden nähert, den unausbleiblichen Erstickungstod.



Beim Austritt aus dem Todtenthal auf Java.
Links der Upas- oder Giftbaum.

Nur der Mensch, dem es vergönnt ist, aufrecht zu wandeln, geht meist ungefährdet über jene öden Strecken, da die giftigen Ausdünstungen selten bis zu seinem Kopfe hinanreichen.

Auf Java befindet sich nur eine einzige Gifthöhle oder Gua-Upas. Sie liegt im Kalkgebirge und heißt im Volke die Gua-Galan oder Schlachthöhle, am nördlichen Fuße des Vulkans Tscherimai. Junghuhn besuchte sie im Jahre 1837. Er näherte sich vorsichtig dem Innern, empfand aber bald ein flüchtiges Prickeln und Stechen in Nase und Lunge, worauf eine vorübergehende Betäubung folgte, die für seine Begleiter das Zeichen wurde, ihn an

einem Strick zurückzuziehen. Ein Huhn, das längere Zeit auf dem Boden der Grotte verweilte, war nach 25 Secunden scheintodt und kam erst nach einiger Zeit wieder zu sich.

Diese Höhle wird von einer gewissen Sekte javanischer Priester als heilig verehrt und bewacht. Eine Kolonie halbzahmer grauer Affen (Cercopithecus Cynomolgus) hält sich in der Nähe auf. Sie werden von Zeit zu Zeit mit Reis und Pisang gefüttert und folgen dem Rufe ihrer Beschützer. Neben dem Eingange der Höhle hängen ungeheure hohle Stalaktiten herab; als einige der Priester mit einem Stock auf dieselben schlugen, gaben sie einen Ton wie Metallkessel von sich. Auf dieses Zeichen begann das Laub zu rauschen und die grauen Affen kamen, Alt und Jung, zum Mahle herbei.

Gleichfalls bedingt durch die vulkanische Natur Java's sind die vielen Schlammquellen und die Entwickelung brennbarer Gase, die an einigen Orten stattfindet. In der Residentschaft Samarang liegt in der Nähe des Dorfes Tschohra das sogenannte „ewige Feuer". Dort sieht man in einem thonigen, flachen Boden 4 bis 6 trichterförmige Vertiefungen, die bei einer Weite von 8 bis 14 Zoll einen Fuß tief sein mögen. Aus kleinen Oeffnungen in ihrem zum Theil mit gebrannter Erde gefüllten Grunde entströmt ein Gas, das sich in Berührung mit der Luft sogleich und auch dann von selbst entzündet, wenn nach Ueberschwemmungen die ganze Fläche unter Wasser steht, die Gasblasen also durch das Wasser dringen, aus dessen Oberfläche sie hervorbrodeln müssen. Ueber Tag kaum sichtbar, zeigen die Flammen Nachts eine grünliche Farbe. Die Flamme strömt mit Kraft aus den Oeffnungen hervor und erhitzt den Boden rundum. Wenn man durch Einsenkung eines Bamburohres das Gas verhindert, sich zu zerstreuen, so strömt es mit verstärkter Gewalt heraus und die Flamme erreicht eine Höhe von 7 bis 10 Fuß. So oft man das Feuer auslöscht, fängt es von selbst wieder an zu brennen. In der Nähe liegen Erdölquellen. Das Gas besteht hauptsächlich aus Kohlenwasserstoffen; die Selbstentzündung desselben bei Berührung mit dem Sauerstoff der Luft ist jedoch schwierig zu erklären.

Junghuhn zählt nicht weniger als 80 verschiedene Mineralquellen auf, die über ganz Java zerstreut sind, und zum Theil einen sehr starken Gehalt an erdigen Stoffen nachweisen. Ferner giebt es dort eine Menge saurer Seen und Bäche, die ihren Alaun- oder Schwefelsäuregehalt den Vulkanen verdanken. Sie haben ihren Ursprung in den Kratern; bei ihrem Eintritt in dieselben sind sie reines atmosphärisches Wasser, ihre saure Beschaffenheit erhalten sie erst im Krater selbst. Von den Mineralquellen unterscheiden sich diese Bäche nur dadurch, daß die chemische Werkstatt, in der das Wasser mit fremdartigen Bestandtheilen imprägnirt wird, nicht einige tausend Fuß unter der Erde liegt, sondern an der Oberfläche selbst, in den dampfdurchwühlten Räumen der Krater.

Wie Stickgrotten und Mineralquellen, so hängt auch der Schwefelgehalt des Bodens auf Java mit der vulkanischen Thätigkeit zusammen. Man findet das werthvolle Mineral mehr oder minder häufig an den meisten noch feuerspeienden Bergen, besonders berühmt ist jedoch seinetwegen der Tangkuban Prau an

der Nordseite des Plateaus von Bandong. Er gehört einer Gebirgskette an, welche sich 6000 Fuß über den Spiegel des Meeres und 4000 über die Hochebene erhebt. Drei Hauptgipfel treten aus derselben hervor. Der Javane, gewohnt, die Naturerscheinungen, welche sein herrliches Vaterland bietet, mit Namen zu benennen, die eine charakteristische Eigenschaft ausdrücken, oder eine sinnbildliche Bedeutung haben, nennt den einen Kegel Gunong Tungul, d. h. abgebrochener Baum, und meint, daß der mittlere lange Rücken des Tangkuban Prau oder „das umgekehrte Boot“ aus dem Stamme jenes Baumes gebildet wurde, und daß der vielgezackte dritte Gipfel, der Busanguang, d. i. Baumäste, die Krone des Baumes sei. Nur der mittlere langgestreckte Rücken, der Tangkuban Prau ist heute noch ein thätiger Feuerberg, welcher sich durch starken Schwefelauswurf auszeichnet. Ihn bestieg am 18. Mai 1858 Ferdinand von Hochstetter von Sembang, dem Wohnorte Junghuhns, aus.

Dicke Nebelwolken erfüllten den Abgrund des Kraters, an dem Hochstetter nach zweistündigem Ritte angelangt war. Es wurde ihm unheimlich zu Muthe, als er den Javanesen, die ihm vorauskletterten, folgte. Aber er hatte selbst den Befehl gegeben, ihn bis auf den Grund des Kraters hinabzubringen. Glücklicherweise schwand der Nebel bald und er konnte nun den furchtbaren Schlund überblicken. Er sah mit Ueberraschung und Staunen, daß der Felskrater, auf welchen er stand, nur eine schmale Mittelrippe war, die zwei tiefe fast kreisrunde Kraterkessel, gemeinschaftlich umfaßt von einer elliptischen Kratermauer, trennte. Also ein merkwürdiger Zwillingskrater. Aus beiden Kesseln rechts und links stiegen zischend und brausend weiße Dampfwolken auf. Im westlichen Krater, den die Eingeborenen „Kawa Upas“ oder Giftkrater nennen, lag inmitten der dampfenden Solfataren ein ruhiges, schwefelgelbes Wasserbecken, und die an 100 Fuß hohen Kraterwände bedeckte bis fast zum Grunde grünes Buschwerk. Ganz anders der östliche Krater „Kawu Ratu“, Königskrater; der Kraterboden schien trockener Schlamm zu sein, zerrissen und zersprungen, und mit furchtbarem Ungestüm drangen aus den Sprüngen Wasser- und Schwefeldämpfe empor. Die Kratermauer, die hier nur 500 bis 600 Fuß hoch sind, standen nackt und kahl bis zur Höhe. Aber beide Krater waren reich an löcherigen rissigen Schwefelkrusten, die an ihrer Unterseite glänzend reine Schwefelkrystalle zeigen. Dieser Schwefel, der hier in gewaltigen Massen zu kleinen Hügeln aufgethürmt liegt, ist es, der den Javanen bisweilen in die schauerliche Tiefe lockt.

Eigenthümliche Erscheinungen bringen die von den Vulkanen während ihrer Ausbrüche in die Lüfte und weit und breit über die Insel entsandten Aschenmassen hervor. Berüchtigt in dieser Beziehung ist der Gunong Guntur, nächst dem Gunong Lamongan der thätigste Vulkan Java's, während der Gunong Merapi der dritte in der Reihe ist. Obgleich der Gunong Guntur sich nicht höher als 3930 Fuß über das Thal von Garut erhebt, so wird er von dessen Bewohnern dennoch sehr gefürchtet, weil sein mit einem ausgezackten Rande umgebener Schlund es selten unterläßt, jährlich einige Mal unter brüllendem Getöse Asche, Sand- und Steintrümmer auszuspeien und die benachbarten, fruchtbaren, grünenden Fluren

damit zu überschütten. Einer seiner denkwürdigsten, von grauenerregenden Erscheinungen begleiteten Ausbrüche fand am 4. Januar 1843 statt; er ist von Junghuhn beobachtet und beschrieben worden. Der Ausbruch begann Morgens um 9 Uhr. Unter heftig donnernden Schlägen stieg plötzlich eine schwarze Rauchsäule aus dem Krater hervor, fuhr ein paar Stunden mit ununterbrochener Heftigkeit fort und legte sich zwischen 1 und 2 Uhr wieder zur Ruhe. Kurz darauf zeigte der östliche Horizont eine sonderbar graue Färbung, die sich allmälig über einen immer größeren Raum ausbreitete. Weiter sich entwickelnd wurde diese Färbung bläulich, sie glich einem Tuch, oder einer Scheibe, die sich auf die Erde herabzusenken drohte. Dabei war die Todtenstille in der Luft so vollkommen, daß sich auch kein Blättchen rührte und alle lebenden Wesen einen bangen Eindruck zu empfinden schienen; schweigend standen die Gebirgsbewohner und schauten den Himmel an; die Affen in den Rasamalabäumen fingen an zu heulen und krächzend flogen Pfauen aus den höheren Gebirgen herab. Ein großes Ereigniß schien bevorzustehen und eine finstere Decke sich auf die Welt herabzusenken. Schließlich glich der ganze Himmel einem indigoblauen Teppiche und um 4 Uhr Nachmittags war der letzte lichte Streifen am Horizonte verschwunden. — Dunkle Nacht bedeckte das Land zu einer Zeit, wo sonst hell die Sonne schien. Es war ein eigenthümliches purpurnes Dunkel, das mit der Todtenstille, welche herrschte, auf etwas Außerordentliches deutete. Aengstlich ob der Dinge, die da kommen sollten, liefen die Javanen mit Fackeln umher.

Erst um $^1/_2$5 Uhr, nachdem die Dunkelheit auf's Höchste gestiegen war, löste sich das unheimliche Räthsel: Vulkanische Asche fiel sanft und gleichmäßig herab und bildete auf der Oberfläche des Bodens und der Gewächse einen staubigen, grauen, etwas bräunlichen Ueberzug. Dieser Aschenregen fand ohne alle elektrischen Erscheinungen und ohne Regen statt. Nachdem er eine halbe Stunde gleichmäßig angehalten hatte, wurde der Himmel wieder heller, die indigoblaue Luft nahm erst eine mehr graue Färbung an und wurde dann immer lichter, so daß gegen 6 Uhr, nachdem der Aschenregen beendet war, noch einmal die Sonne das getröstete Land anlächelte.

Der Raum, welchen die Asche auf Java bedeckte, hatte die Form einer Ellipse und bedeckte ein Areal von 3480 geographischen Quadratminuten. Die durchschnittliche Dicke, in welcher die Asche gefallen war, betrug nach Junghuhns Untersuchungen mindestens 4 Linien. Daß die Aschensäule, welche mit donnernder Gewalt dem Krater entfuhr, ungeheuer hohe Luftschichten erreichte, beweist die mehrfach gemachte Beobachtung, daß die Asche in der Entfernung von fast 60 Minuten vom Krater noch auf den 9000 Fuß hohen Gipfel des Gunong Gedeh niederfiel.

Die Menge der Asche, welche der Vulkan über das Areal von 3480 geographischen Quadratminuten in 4 Linien Dicke, während der 3 Stunden von 9—12 Uhr ausspie, wog nicht weniger als 330 Millionen Centner. Diese kolossale Menge Sand und Asche hielt sich in angemessen hohen Luftschichten, höher als die hochgehenden Cirrhus-Wolken und der 9000 Fuß hohe Gunong Gedeh.

Besteigung des Tangkuban Prau. Nach einer Originalzeichnung von F. v. Hochstetter.

Sie schwebte beinahe einen halben Tag lang in der Luft, verwandelte den Tag fast gänzlich in Nacht und fiel dann erst langsam und allmälig gleich einem feinen Staubregen herab auf die Erde.

Dies war aber, nach Junghuhns Versicherung, nur eine kleine, wenn auch mit großartigen Erscheinungen begleitete Eruption. Auch hatten die 330 Millionen Centner in der Luft verbreiteten Sandes durchaus keinen Einfluß auf das Barometer, dessen Stand durch nichts sich von den vorhergehenden oder nachfolgenden Tagen unterschied. Welches Unheil würden 330 Millionen Centner solchen Sandes wol hervorzurufen im Stande sein, wenn sie, anstatt so unendlich fein vertheilt, und durch den Widerstand der Luft in ihrem Falle gehemmt zu sein, nur ganz allmälig herabzuregnen, zu einer einzigen kompakten Masse zusammengeballt wären und aus einer hohen Region, wie ungefähr ein kleiner Planet, der mit der Erde zusammenstößt, herabstürzten.

So groß uns auch diese Masse, an und für sich selbst betrachtet, erscheinen mag, so verschwindend klein wird sie im Vergleich mit mehreren anderen Eruptionen. Die Asche, welche der Gunong Gelunggung im Jahre 1822 auswarf, und welche sich mit dem Wasser eines Sees, der früher im Krater lag, sowie mit den reichlichen Wasserergüssen der vulkanischen Gewitter zu Schlamm vereinigte, bedeckte meilenweit das angrenzende Land höher, als einst die Vesuv-Asche Herculanum und Pompeji, nämlich so hoch, daß nur die Spitzen einiger Kokospalmen daraus hervorschauten und dieser Baum wird im Durchschnitt 60, in einzelnen Fällen bis 100 Fuß hoch! Der Gunong Temboro auf Sumbara bildete bei seinem berühmten Ausbruche vom Jahre 1815, von dem in den folgenden Zeilen die Rede sein wird, ganze Berge von beträchtlichem Umfange.

In einem Lande, in dem zahlreiche thätige Vulkane, Stickgrotten, Schwefel- und Mineralquellen vorkommen, die in ihren verschiedenartigen Erscheinungen auf eine und dieselbe dem Erdinnern eigene Kraft hinweisen, kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Erdbeben stark vertreten sind. Während die warmen Wasser sanft und still aus Oeffnungen der Oberfläche hervorfließen und der leidenden Menschheit Genesung bringen, wirken die Erderschütterungen, deren Entstehung denselben Ursprung hat, verwüstend und bringen nicht selten Schrecken und Verzweiflung, selbst den Tod über Hunderttausende von Menschen. In den Jahren 1835 bis 1850, während deren die Erdbeben und Vulkanausbrüche genau verzeichnet wurden, zählte man im Indischen Archipel 143 Erdbeben und 44 größere Vulkan-Ausbrüche. Nach dieser Aufstellung finden im Durchschnitt jährlich 9 Erdbeben und $2^3/_4$ Ausbrüche statt. Man würde demnach also alle 40 Tage ein Erdbeben und alle 133 Tage einen vulkanischen Ausbruch durch ganz Niederländisch-Indien zu erwarten haben.

Wie sehr oft einzelne Inseln unter diesen Vulkanausbrüchen leiden, mag man aus dem Vulkan der Insel Banda, dem Gunong-Api (Feuerberg), erkennen. Dieser erhebt sich bis zu 2000 Fuß steil aus dem Meere, ist fortwährend thätig und verändert mit jedem Ausbruche seine Gestalt. Verlaufen größere Zwischenräume zwischen denselben, so ist er zum Theile mit Pflanzenwuchs bestanden.

Seine furchtbarsten Ausbrüche fanden in den Jahren 1586, 1598, 1609, 1615, 1632, 1690, 1694, 1696, 1712, 1765, 1778, 1816, 1820, 1824 und 1852 statt, also fünfzehn Eruptionen ersten Ranges innerhalb noch nicht einmal dreier vollen Jahrhunderte!

Eins der am weitesten verbreiteten Erdbeben fand im Jahre 1815 statt. Damals spie der Vulkan Temboro auf der Insel Sumbava vom 5. April bis in den Monat Juli. Viele Theile des Archipels waren in Finsterniß gehüllt und der schreckliche Donner dröhnte über eine Ausdehnung von 260 geographischen Meilen hin. Der ganze Indische Archipel, Borneo, Celebes, die molukkischen Inseln, die ganze übrige javanische Inselreihe bis nach Neu-Guinea auf der einen und bis nach Sumatra auf der andern Seite war gleichzeitig, fast ohne Unterbrechung in seinen Fundamenten erschüttert. Das furchtbare unterirdische Getöse wurde mehr als 30 Längen- und Breitengrade hindurch zu gleicher Zeit wie der heftigste Kanonendonner vernommen.

Die Verheerungen, die durch dieses Erdbeben angerichtet wurden, waren von der fürchterlichsten Art. Nicht allein das Land erbebte, auch das Meer wurde in seinen untersten Tiefen gewaltsam aufgewühlt.

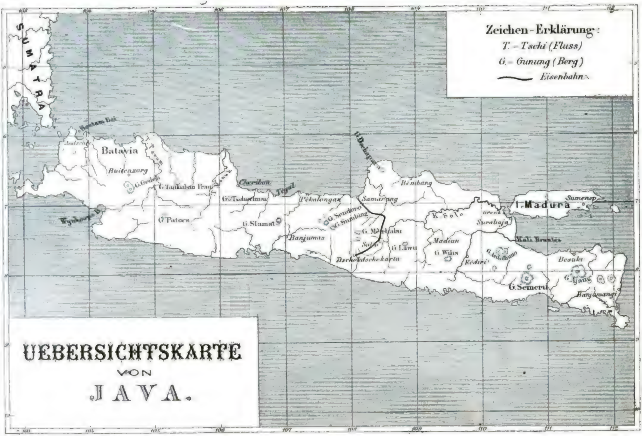
In der Bucht von Bima erhob sich am 10. April Vormittags, während in der Luft eine völlige Windstille herrschte, das Meer zu einer ungeheuren Woge, es stieg zwölf Fuß höher, als es je zur Zeit der höchsten Springfluten gestanden hatte, spülte Häuser und Bäume weg und warf große Fahrzeuge weit auf's Land. Sowie Meer und Land, wurde auch das Gleichgewicht des Luftozeans gestört; an demselben 10. April erhob sich im westlichen Theile des Reiches Sangar, das an Temoro grenzt, ein Wirbelwind, der ganze Dörfer und Wälder umblies, die stärksten Bäume entwurzelte, und Bäume, Häuser, Menschen, Vieh, kurz Alles, was er antraf, mit emporhob und wie Strohhalme in der Luft herumdrehte; er wüthete eine Stunde lang und ließ dann viele von den emporgeführten Gegenständen in's Meer fallen, das noch monatelang mit unzähligen Baumstämmen und Gegenständen verschiedener Art bedeckt war.

Diese Erd- und Seebeben, Explosionen und Wirbelwinde waren die schrecklichen Begleiter des Emporquellens von glühenden Auswurfstoffen, die vorherrschend aus bimssteinartigen Lavaschlacken, wirklichem Bimsstein und einer feinen grünen Asche bestanden. Die Menschen, welche in dieser furchtbaren Eruption selbst ihren Tod nicht fanden, kamen durch Hitze und feurige Glut um's Leben, denn ganze Dörfer brannten zu einem Aschenhaufen zusammen. Und was hierdurch noch verschont blieb, kam durch Hunger um. Zugleich rafften bösartige Seuchen Menschen und Thiere in großer Anzahl hinweg. Auf Sumbawa sollen über 12,000, auf Lombok mehr als 44,000 Menschen umgekommen sein.

Die neueste Trauerkunde über Verwüstungen, welche ein Erdbeben auf Java anrichteten, stammt vom Juni 1867. Dasselbe hat eine weite Verbreitung gehabt und namentlich die Stadt Dschokdschokarta fast gänzlich verheert. Es fand früh Morgens um $^1/_2$5 Uhr statt, als noch die ganze Bevölkerung im Schlafe lag und ringsum Dunkelheit herrschte. Daher ist die Zahl der Todten eine besonders

große gewesen. Die Schrecken wurden noch dadurch vergrößert, daß eingeborene Bösewichte, die Bestürzung benutzend, hervorbrachen und die Wohnungen der Kolonisten plünderten. Der Schaden wird allein in Dschokdschokarta auf mehr 4 Millionen Gulden veranschlagt; über 300 menschliche Leichen allein zog man unter den Trümmern hervor.

Aber diese entsetzlichen Erdbeben gehören im indischen Archipel glücklicherweise zu den Seltenheiten. Wenn man die auf Java beobachteten Erschütterungen mit denen anderer Länder, z. B. Peru's vergleicht, so muß man gestehen, daß sie zwar häufig, aber nur klein und schwach sind. Als Ursache hiervon gelten die vielen offenen Vulkane, deren Zahl auf Java allein 45 beträgt. Man kann deren Krater nicht mit Unrecht die Ventile des großen vulkanischen Dampfkessels nennen, dessen Decke die Insel Java ist, Sicherheitsklappen, aus denen die Dämpfe stetig und sanft, zuweilen auch mit vermehrter Kraft entweichen, ohne in Folge einer allzugroßen Anhäufung in der Erdtiefe die Felsenkruste, die auf ihnen ruht, zu erschüttern und die Bewohner auf deren Oberfläche in Gefahr zu bringen.



Zu Friedemann's Ostasiat. Inselwelt I.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Asien. V.

Die Ostasiatische Inselwelt.

II.

Land und Leute von Sumatra, Borneo, Celebes,
den Molukken und Neu-Guinea.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Asien.

V.

Die Ostasiatische Inselwelt. II.

Bearbeitet

von

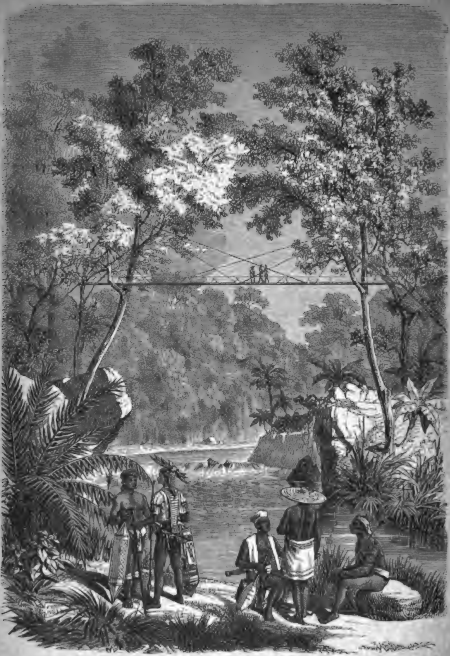
Dr. S. Friedmann.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, sowie einer Karte von Java und den übrigen ostasiatischen Inseln.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1868.



Berathung der Häuptlinge bei der Brücke über den Murut.

 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Ostasiatische Inselwelt.

Land und Leute
von Niederländisch-Indien:
den Sunda-Inseln, den Molukken sowie Neu-Guinea.

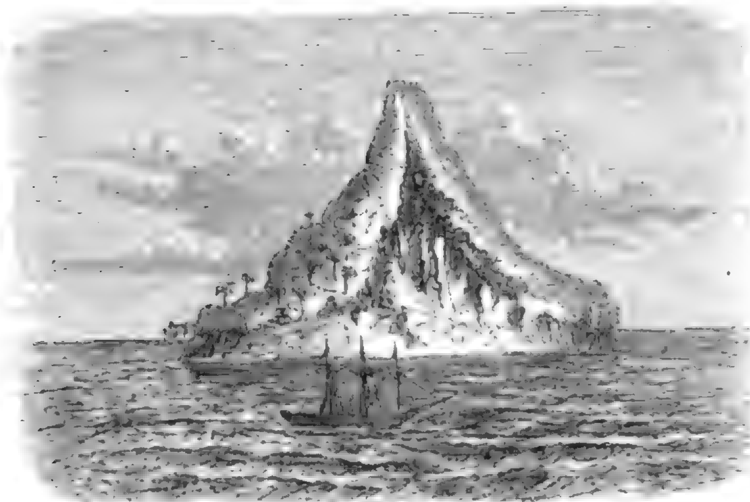
Reise-Erinnerungen und Schilderungen,
aufgezeichnet während seines Aufenthaltes in Holländisch-Ostindien und herausgegeben

von

Dr. S. Friedmann.

Zweiter Band.

Sumatra, Borneo, Celebes, die Molukken und Neu-Guinea.



Mit 120 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern und einer Karte der ostasiatischen Inseln.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1868.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Inhalts-Verzeichniß.

Die zahlreichen Abbildungen

dieses Buches sind nach den zuverlässigsten Vorlagen, zu einem Theil nach Zeichnungen des Verfassers, sowie nach den wichtigen Quellwerken von Raffles, Belcher u. A., die Illustrationen zur „Etna-Expedition" ꝛc., zum größten Theile aber nach an Ort und Stelle aufgenommenen Stereoskopen-Bildern des Verlegers oder solchen durch Herrn Generalconsul Spieß gütigst zum Copiren überlassenen angefertigt. Nur bei einer kleinen Partie lagen uns Werke wie „Tour du Monde, die Erdumseglung der „Novara", Spenser St. John's „Life in the far East", Junghuhn's „Java", sowie Werke von Sir Emerson Tennant" vor.

Die Verlagsbuchhandlung.

Die hierzu gehörigen fünf Tonbilder sind einzuheften:

Die Karte der ostasiatischen Inseln befindet sich am Ende des Bandes.

Erstes Kapitel.

Von Batavia nach Padang an der Westküste Sumatra's.

Abermalige Fahrt durch die Sunda-Straße. — Eine chinesische Dschunke. — Gegensatz zwischen der Ost- und Westküste Sumatra's. — Der Kaiserspik. — Gunong Pajong. — Der Vulkan Gunong Dempo. — Wanderung auf einer Koralleninsel. — Rhede von Benkulen. — Besuch eines javanischen Prinzen auf dem Schiffe. — Die Residentschaft und der Ort Benkulen. — Die Küste nördlich von Benkulen. — Die basaltischen Inseln der Chinka- und Babi-Bai. — Pulo Pisang. — Seine Hügel, Quelle und Badeplätze. — Rhede von Padang. — Der Affenberg. — Einwohner von Padang. — Chinesen, Araber, Bengalesen, Buginesen. — Flora von Padang. — Die Elephanten Sumatra's.

Mag auch Java, dieser Mittelpunkt der ausgedehnten holländischen Besitzungen in Ostindien, die Aufmerksamkeit der Reisenden in politischer und sozialer Hinsicht am meisten fesseln, so sind doch in wissenschaftlicher Beziehung die übrigen, an Ausdehnung die Centralbesitzung weit überragenden Inseln nicht minder merkwürdig. Die westlichste der großen Inseln des Archipels ist das von Java nur durch das Sunda'sche Thalbecken getrennte Sumatra. Auf diese bedeutende Ländermasse stießen die ältesten Besucher des Archipels, und wenn Viele Sumatra für das Land

Digitized by Google

nehmen, wohin die alten Phönizier und die Schiffe Salomo's ihren Lauf richteten, so hat dieser Glaube seinen Grund in der Lage der Insel, als Grenzland des Archipels gegen Westen, und in ihrem Reichthum an Gold, Elfenbein und Räucherstoffen, die in alter Zeit nicht nur die Tempel, sondern auch die Gemächer der Vornehmen und Reichen mit Wohlgerüchen erfüllten.

Die ältesten Geographen, wie Ptolomäus, Strabo, kannten den Namen Sumatra nicht. Auch der venetianische Reisende Marco Polo erwähnt ihn nicht, sondern spricht nur von einer Insel Java minor, von welcher man glaubt, daß damit Sumatra gemeint sei. Gewiß aber ist er nicht durch Eingeborene der von ihm bereisten Länder auf diesen Namen gekommen, sondern er mag vom Festlande aus gehört haben, daß nahe bei Java noch eine andere Insel liege, unter welcher jedoch eben so gut Bali als Sumatra verstanden sein konnte, die er aber zum Unterschiede von dem bekannteren Java mit dem Namen Java minor belegte.

Der erste Reisende, welcher eine große Insel des Archipels mit dem Namen „Sumoltra" belegt, ist Odoricus, der seine Reisen durch den asiatischen Kontinent im Jahre 1318 begann und zu Verona im Jahre 1331 starb. Er berichtete, daß er von dem südlichern Theil der Küste von Coromandel aus, nach einer Fahrt von 20 Tagen zu einem Lande Namens Lamori kam, an dessen südlicher Seite ein Königreich Sumoltra sich befinde und nicht weit von diesem eine große Insel Namens Java. Die Nachfolger des Odoricus nennen die Insel bald Samotra, bald Sumotra, auch Samaira, ohne jedoch anzugeben, von wem ihnen die Benennung der Insel überliefert wurde.

Die Eingeborenen Sumatra's haben, mit Ausnahme der Gebildeten unter den Malayen, keinen Namen für das ganze große Eiland, sondern nur für die einzelnen Distrikte und Reiche auf der Insel. In den malayischen Schriften wird Sumatra Pulo Percha genannt. Ohne uns noch länger mit dem Ursprung des Namens Sumatra aufzuhalten, bemerken wir blos, daß im Sanskrit „Sumandara", wie die Insel auf Inschriften einige Mal benannt wird, „zwischenliegend" bedeutet, wodurch vielleicht die zwischen zwei Meeren und zwei Meerengen liegende Ländermasse angedeutet werden soll.

Wir erhielten im Monat Februar, also zur Zeit des West-Musson, den Befehl, uns nach der Rhede von Padang, der Hauptstadt der Westküste Sumatra's, zu begeben. Unser Schiff war die Korvette „Boreas", befehligt von dem Obersten Boelen (sprich: Bulen), einem erfahrenen und unterrichteten Manne, welcher besonders der deutschen Sprache wohl kundig war und sich gern über wissenschaftliche Gegenstände unterhielt. Die Fahrt ging längs der Nordküste Java's durch die Sunda-Straße, die wir schon bei unserer Ankunft aus dem großen Indischen Ozean kennen gelernt, so daß wir die reizende Küstenfahrt und die Beschreibung der zahlreichen Inseln am Eingange und innerhalb der Sunda-Straße uns hier ersparen können.

Sobald man den engern Theil der Straße passirt hat und nur selten noch eine Insel erblickt, erheben sich auch die Wellen, besonders zur Zeit des West-Mussons, wieder höher. Man fühlt jetzt die Nähe des Indischen Ozeans, dessen

hochgehende Wellen das Schiff in eine heftig schaukelnde Bewegung versetzen. So wie nun Jemand die reizenden Gartenanlagen nur ungern mit der öden Wildniß vertauscht, so sehnt sich auch der Reisende zurück nach jener genußreichen Küstenfahrt, deren wechselndes Panorama er jetzt vermißt und statt dessen die zu schäumenden Hügeln gethürmten Wellen auftreten. Wir waren genöthigt, um von dem unserem Cours entgegenstehenden Winde Nutzen ziehen zu können, im Zickzack zu fahren, oder zu laviren, wie die Seeleute sich ausdrücken. Auf diese Weise näherten wir uns bald der Küste Sumatra's, deren düstere Waldungen man kaum durch die sie bedeckenden Nebel erkennen konnte, bald segelten wir östlicher, wo die Felsen der javanischen Küste wieder zum Vorschein kamen. Das Meer war von zahlreichen Schiffen belebt; unter diesen fuhr eine chinesische Dschunke ziemlich nahe an uns vorüber. An ihren breiten, unzweckmäßig flach auslaufenden Kiel schlugen die Wellen wie an ein Küstenriff schäumend an und bespritzten mit reichlicher Flut das niedrige Verdeck; das ganze Fahrzeug wurde so jämmerlich von den Wellen umhergeworfen, daß es öfters in denselben vergraben erschien. Es mag uns indessen nicht viel besser ergangen sein. Erst durch den Anblick eines Leidensgefährten erkennt der Seefahrer, wie sehr das eigene Fahrzeug den schiefen Lagen und den wogenden Bewegungen ausgesetzt ist. Der West- und Nordwestwind treten in jenen Gegenden mit ungemeiner Heftigkeit auf und werden zur Zeit des West-Musson oft zu wirklichen Stürmen.

Ein auffallender Unterschied ergiebt sich beim Vergleich der Westküste Sumatra's, die der große Indische Ozean bespült, mit jener der Ostküste, welche durch die Halbinsel Malakka und durch Inseln des Archipels geschützt ist. Auf den ersten Blick erkennt man deutlich, weshalb sich die neueste Länderformation, nämlich der Alluvialgrund, bei Weitem mehr an der Ostküste, wie an der Westküste entwickelte. Die heftig anstürmenden Wellen an der letzteren gestatteten nämlich den neuen Bildungen nicht sich auszubreiten, und der durch den heftigen Tropenregen und die Flüsse nach dem Meere zu gespülte Grund wurde bald durch die stürmische See entweder landeinwärts geschleudert, wodurch an mancher Stelle hügel- oder dünenartige Küstensäume sich bildeten, oder es wurde die Masse in das Meer geschwemmt. Anders aber ist das Verhältniß an der Ostküste Sumatra's. Während nämlich dort durch Centralgebirge die heftigen Westwinde aufgehalten werden, bilden auch die Gebirgsmauern der benachbarten Länder Schutz gegen die an sich schon milderen Ostwinde, so daß die Länderformation nach dieser Seite hin ungestört vor sich gehen konnte. Aus dieser Anschauung geht aber auch hervor, daß die ausgestreckten Alluvial-Ebenen der östlichen Hälfte Sumatra's zu der jüngsten Formation gehören und noch im Wachsen begriffen sind, so daß die von Marsden gehegte Vermuthung, Sumatra sei einst mit dem Festlande Asiens verbunden gewesen, jedes Grundes entbehrt; es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß einst die Straße von Malakka, sowie jene von Banka, eine weit größere Ausdehnung als gegenwärtig hatten.

Nachdem wir mit der Korvette „Boreas" drei Tage in der Sunda-Straße und ihrem Ausgange gekreuzt hatten, kamen wir endlich der Südwestküste Sumatra's

so nahe, daß wir von den auch dort wehenden Land- und Seewinden Gebrauch machen konnten.

Bald sollte ich nun die merkwürdige Insel betreten, deren Gebirgsstruktur sich kurz folgendermaßen kennzeichnet. Ein mit Waldung bedecktes Centralgebirge, welches mehrere Seitenarme nach Ost und West ausschickt, öfter zwei bis drei Reihen von Gebirgsketten bildend, die durch Querjoche miteinander verbunden sind, und in ihrer Mitte reizende Thäler, kühle Hochebenen und Gebirgsseen einschließen, kann, wie das Skelett eines Thieres, als das Gerüste betrachtet werden, an welches die ganze Insel sich anschmiegt.

Die vulkanische Thätigkeit einer späteren Periode verursachte in diesem System viele Störungen, durch welche am Fuße und in der Mitte der Gebirge Ländermassen sich hoben und eigentliche Vulkane entstanden. Da an der Westküste, wie bereits erwähnt, die Alluvialbildung der neuesten Formation bei Weitem weniger thätig ist als an der Ostküste, so erfreut sich erstere auch wegen der größeren Nähe der Gebirge und des rasch sich erhebenden Bodens eines viel gesunderen Klima's, als die Ebenen des aufgeschwemmten Landes am östlichen Theile der Insel. Das Centralgebirge läuft ohne Unterbrechung von der südöstlichen Lampong-Spitze, wo es eine mittlere Höhe von 1500 Fuß hat, bis zum nordwestlichen Ende des Reiches Atschin, also in einer Länge von 218 geographischen Meilen fort. Aber auch dort fand die gewaltige Erhebung der Ländermassen noch nicht ihre Grenze, indem die in derselben Richtung wie die Achse Sumatra's fortlaufende Reihe der Nikobaren-Inseln die Berge von Sumatra fortsetzen, ohne daß bis jetzt die Thalaushöhlungen über das Niveau des Meeres sich erheben konnten.

Die Hochebenen in den Centraltheilen Sumatra's steigen von 3000 bis zu 4000 Fuß über die Meeresfläche an. Auf diesen Höhen, wo beständig eine für den menschlichen Körper eben so angenehme als zuträgliche Temperatur von 15°—18° R. herrscht, empfindet der Europäer schon die Einwirkung der Kälte in den Morgen- und Abendstunden, so daß er am Kaminfeuer dagegen Schutz sucht. Auf jenen Höhen haben auch in uralter Zeit schon civilisirte Völker gewohnt, welche sowol Kolonien als Eroberungsheere nach den benachbarten Inseln und dem asiatischen Festland geschickt haben. Wie die Hochebenen in der heißen Zone überall eines ewigen Frühlings sich erfreuen, wo die körperlichen und geistigen Funktionen des Menschen am ungehindertsten vor sich gehen, so finden wir auch allenthalben, in der Alten wie Neuen Welt; solche ausgedehnte Höhen stets von verhältnißmäßig gebildeten Völkern bewohnt. Auch die Sagen und religiösen Traditionen vieler Völker weisen meistens auf Hochebenen als den Ursitz der Civilisation hin. Das historisch merkwürdigste Hochland Sumatra's ist die Hochebene von Agam in den Oberlanden von Padang. Dort war einst das Reich Menang Karbau, wohin man den Ursitz der nachher so mächtig gewordenen und noch gegenwärtig im ganzen Archipel verbreiteten Malayen verlegt hat. Noch finden sich dort Denksteine mit Sanskrit-Inschriften, die in neuerer Zeit entziffert wurden. Nach den Forschungen von Marsden fand dort in Folge der Uebervölkerung um das Jahr 1160 n. Chr. eine Auswanderung nach Nordosten statt. Die Auswanderer gründeten auf einer

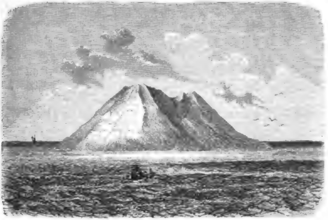
nahen Insel Singapura oder „die Löwenstadt", welche noch jetzt, sowie die ganze Insel, diesen Namen trägt. Das damals sehr mächtige Reich von Modschopahit auf Java sah jedoch mit eifersüchtigen Blicken auf die sich stets mehr ausbreitenden Malayen, und es erschien daher im Jahre 1252 eine javanische Expedition auf Singapur, welche die Malayen aus dieser Insel vertrieb. Die letzteren wandten sich hierauf nach Malakka, wo sie ein mächtiges Reich gründeten und im Jahre 1267 zum muhamedanischen Glauben übergingen, während die Bewohner ihres Mutterlandes zu Menang Karbau erst im 15. Jahrhundert sich zum Islam bekannten.

Der Anblick Sumatra's bietet im Vergleich mit Java etwas Eigenthümliches und in gewisser Beziehung noch mehr Anziehendes. Während man auf Java, mit Ausnahme der an seiner Südseite befindlichen tertiären Formation, kein fortlaufendes Gebirge, sondern nur eine Reihe zerstreuter vulkanischer Berge unterscheidet, ändert sich dieses Verhältniß auf Sumatra, indem hier die Zahl der eigentlichen Vulkane bei Weitem geringer ist und das Ganze das Ansehen der Urgebirge oder der massigen Erhebungen hat, wodurch die kontinentale Bildung von ausgestreckten Hochebenen mehr hervortritt. Auf Java rauchen nicht weniger als 56 vulkanische Feuerschlünde, während auf dem viel größeren Sumatra nur 16 thätige Vulkane bekannt sind. Rechnen wir auch auf die noch wenig erforschten Landstriche im Reiche Atschin noch einige Vulkane, so ergiebt sich doch, daß der vorwaltende geologische Charakter auf Sumatra keineswegs vulkanischer Natur ist, sondern daß die älteren Formationen in den Vorgrund treten.

Außer dem schon früher genannten Kaiserspik, welcher als Insel aus der Sunda-Straße sich erhebt, trägt auf Sumatra selbst noch ein Berg diesen Namen. Sobald man auf eine bis zwei Meilen der Südküste sich nähert, zeigt sich seine kegelförmige, doppelt gezahnte Spitze hinter dem niederen Kamme eines mit dichter Waldung bedeckten Vorgebirges; seine Höhe beträgt etwa 6000 Fuß. Ein kühler Wind bläst von der bläulich-grünen, ungemein einladenden Landschaft her und bringt uns den aromatischen Duft der Tropen-Vegetation, gegen welchen der Reisende, wenn er einige Zeit die reine Seeluft eingeathmet, empfindlicher geworden. So sehr jene sanft sich erhebenden Vorgebirge mit ihren zum Theil horizontal laufenden, zum Theil wellenförmig gekrümmten Rücken sich zum Wohnsitz für den Menschen eignen, der dort eine reine Luft und einen Boden finden würde, welcher reichlich die Mühe seines Bebauens belohnt, so ist doch, so weit das spähende Auge reicht, die Bevölkerung noch nicht bis zu diesen Küsten gedrungen. Manche ausgestreckte Eisfelder des Nordens sind mit Hütten bedeckt, wo der Mensch ein kümmerliches und mühseliges Dasein fristet, während diese schönen und reizenden Gefilde seit Jahrtausenden von menschlichen Wesen gemieden sind. Kein Birmah mit reichlich gefülltem Kahn rudert hier wie an der javanischen Küste dem Kriegsschiff entgegen, um labende Früchte anzubieten, keine trauliche Bambuhütte schaut hinter hellgrünem Pisanggebüsch auf dem Hügelsaum hervor. Unangetastet breitet sich die Waldung, hie und da durch große grüne Strecken unterbrochen, aus, und die nächtliche Stille allein läßt bisweilen vom Lande Töne herüberdringen, welche beweisen, daß die Thierwelt nicht wie der Mensch diese schönen Haine bisher gemieden hat.

Frische Kühle bringt der während der Nacht bis gegen 8 Uhr wehende Landwind, welcher die Temperatur sehr mäßigt, so daß der Thermometer gegen 4 Uhr Morgens oft 16° R. zeigt.

Diese Kälte des Landwindes von Sumatra, welche jene des von der javanischen Küste gegen die See hin wehenden Landwindes übertrifft, rührt von der größeren Ausdehnung Sumatra's und den ausgestreckteren Hochebenen dieser Insel her. Je mehr ein Land den kontinentalen Charakter annimmt, desto mehr tritt die Gleichmäßigkeit der Temperatur, eine Eigenthümlichkeit des Seeklima's, in den Hintergrund, und der Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperatur kommt mehr zum Vorschein. Dieses Verhältniß steigert sich bei den großen Kontinenten in der Art, daß beispielsweise in Syrien und im nördlichen Arabien, ja selbst in den Centraltheilen des äquatorialen Afrika die Kälte während der Nacht sich bis zum Gefrierpunkt steigern kann, während bei Tag die Temperatur im Schatten 28° R. erreicht. Das Schlafen auf dem Verdecke während der Nacht ist daher an jenen Küsten nicht räthlich, obgleich der nachtheilige Einfluß nicht so bedeutend ist, daß eine solche auf dem Verdecke schlafend zugebrachte Nacht unvermeidlich den Tod nach sich zieht, wie Marsden behauptet.

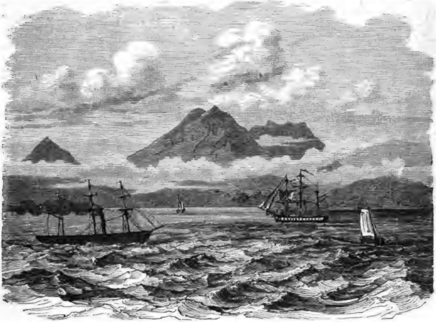

Kaiserspik.

Vom Kaiserspik, der unter 5° 10′ südlicher Breite liegt, senkt sich der Gebirgssaum sanft und wellenförmig herab, bis er sich unter den Küstenhügeln verbirgt, die einige hundert Fuß über den Wasserspiegel sich erheben und öfter das Centralgebirge, besonders wenn man der Küste auf weniger als anderthalb Meilen sich nähert, verdecken. Bald aber treten die Centralberge wieder hervor und es erhebt sich ein gewaltiger, aus Wolkenschichten hervorragender Pik, der Gunong Panjong. Auch er läuft in zwei Zacken aus und mag wol eine Höhe von 9000 Fuß haben. Sein nördlicher Abhang läuft mehr sanft und terrassenförmig abwärts, doch südlich von seinem Gipfel hat das zackige, nicht unter 5000 Fuß sinkende Gebirge das Ansehen, als ob ungeheure Felsmassen gewaltsam gehoben und übereinander geworfen wären. Der Anblick dieses Gebirges lockte uns Alle auf's Verdeck, und selbst der phlegmatische holländische Matrose unterbrach sein aus Erbsensuppe und gesalzenem Fleisch bestehendes Mittagsmahl, um sich diese groß-

Digitized by Google

artige Naturscene zu betrachten, der gegenüber sein Vaterland mit den endlosen Grasflächen und den monotonen Kanalnetzen freilich nichts Aehnliches bietet. Die Küste fängt hier an ihr einsames und wildes Aussehen zu verlieren, einzelne Gebüsche sind zwischen Alang zerstreut, und das malayische Dorf Manea mit seinen freundlichen Bambuhütten ertheilt dem Ganzen ein wohnliches Ansehen.

Ein dritter Pik eines noch beständig rauchenden Vulkans, der sich dem Seefahrer, bevor er die Festung Benkulen erreicht, darbietet, ist der Gunong Dempo.



Pik von Benkulen.

Höher noch als der Gunong Panjong, laufen seine beiden tief gefurchten Abhänge ziemlich schroff abwärts und um so imposanter nimmt sich das wolkenumhüllte Haupt des Berges aus, als die Sohle der umliegenden Thäler wol kaum mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegen mag. Dieser Berg wurde bereits im Jahre 1818 von Presgrave erstiegen.

Einzelne Koralleninseln sind längs der Küste zerstreut; gewöhnlich befinden sich auf denselben einige Malayen-Familien, die sich Bambuhütten erbaut und einige Reisfelder angelegt haben. Wenn man bei Gegenwind genöthigt ist, hinter einer solchen Insel gegen Abend Schutz zu suchen — ein Ereigniß, das die Seefahrer widerwärtig nennen, welches aber dem Freunde der Natur, der gerne so langsam als möglich diese anziehenden Küstengegenden durchmustern will, höchst willkommen ist — so gewährt es einen hohen Genuß, das Eiland in der Dämmerung zu durchwandern.

Digitized by Google

Die Kokospalme ragt sowol am Strande als im Innern des Eilandes über alle anderen Gewächse hervor und drückt diesen, gewöhnlich auf Korallengrund stehenden Inseln ihren Landschaftscharakter auf. Aber eine Fülle von Pflanzen aus den verschiedensten Familien zieren außerdem diese niedlichen Eilande, so daß man wol viele Wochen daselbst mit botanischen Studien zubringen könnte. Das Steingerüste, oder vielmehr der Ueberrest der inselbauenden Korallenthierchen, welches der fruchtbaren Decke dieser Eilande zu Grunde liegt, besteht aus einem eigenthümlichen Gefüge von kohlensaurem Kalke, welches viele Aehnlichkeit mit dem Längendurchschnitt eines Palmenbaumes hat und von der Gattung **Antipates** gebildet wurde. Ein kleines Sawah-Feld (bewässertes Reisfeld) breitet sich unweit der Hütten aus, und der Ertrag desselben bildet sammt der Kokosnuß und einigen anderen Früchten, besonders dem Pisang und Blimbing (**Averrhoea bilimbing**), die Nahrung der einsamen Bewohner. — Selten sind diese im Besitze eines Kahnes, in welchem sie bei günstigem Wetter an's feste Land rudern können, so daß oft Jahre vergehen, ehe sie mit Fremden in Berührung kommen.

Nördlich vom Gunong Dempo nimmt die Küste eine eigenthümliche Gestalt an, sie erhebt sich nämlich an vielen Stellen unmittelbar aus dem Meere mauerartig einige hundert Fuß und läßt an ihren steilen, unbewachsenen Abhängen einen röthlichen Lehmgrund hervorblicken; bald aber flacht sie sich wieder ab, so daß selbst ein meilenbreiter Küstensaum vor dem hügeligen Lande sich ausbreitet. Wahrscheinlich hat das andringende Meer die Küstenhügel theilweise zerstört, die sich jetzt in abschüssiger Gestalt dem Meere zuwenden.

Noch ehe man die Festung Benkulen erreicht, welche in 3° 48′ südlicher Breite liegt, erblickt man einen spitzig zulaufenden Berg, der von den Seefahrern, wie viele Berge von ähnlicher Gestalt, „der Zuckerhut" genannt wird. Die Inländer dagegen nennen ihn Gunong Bongso. Seine Höhe beträgt 3287 Fuß. — Ein großartiger Anblick bietet sich von der häufig sehr stürmischen Rhede von Benkulen aus dar, indem die wolkenumhüllten Gebirge, aus welchen der Pik von Benkulen als höchste, ungefähr 10,000 Fuß hohe Spitze hervorragt, aus einer der Meeresfläche gleichen Ebene emporzusteigen scheinen. Hinter diesem Gebirge entspringen die Quellen des Stromes Musi, der innerhalb des weiten Alluvialbodens an der Ostküste Sumatra's sich hinschlängelnd als bedeutender, weit hinauf schiffbarer und vielverzweigter Strom bei Palembang sich in's Meer ergießt. Die Ostküste besitzt aus dem schon angeführten Grunde bedeutendere Ströme als die Westküste. Außer dem schon genannten Musi-Strome sammeln sich an der Ostküste aus den von den Centralbergen entspringenden Flüssen noch der Siak, Dschambi und Indrapiri, welche als breite Ströme an der Ostküste Sumatra's dem Meere zueilen.

Eine interessante meteorologische Beobachtung machte ich öfter an den Küsten und den Inseln in ihrer Nähe. Wenn nämlich die Sonne schon ziemlich hoch gestiegen und die senkrechte Luftströmung auf dem Lande gegen 10 Uhr in vollem Gange ist, bildet sich an dem sonst heitern Himmel ein Wolkensaum längs der Küste, der sich bei den waldigen Inseln in einen Wolkenring verwandelt, welcher

das Eiland umschließt. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß der während der Nacht auf den Pflanzen angesammelte Thau, sowie die Ausdünstungen der Pflanzen selbst, durch die steigende Luft in aufgelöstem Zustande in die Höhe getrieben werden, wo sie aber erkalten und sich wieder zu Nebeln kondensiren, welche dem Beschauer auf der Erdoberfläche als Wolke erscheinen.

Wir ankerten unweit der Insel Tikus oder dem Ratten-Eiland, einer niedrigen Koralleninsel, deren Saum beständig von hoher schäumender Flut umgeben ist.

Während unseres Aufenthaltes auf der Rhede erhielten wir den Besuch eines javanischen Prinzen nebst Gefolge, der während des javanischen Krieges von 1825—1830 mit großer Hartnäckigkeit und Anfangs selbst mit Glück gegen die Niederländer gekämpft hatte, zuletzt aber gefangen genommen und nach Benkulen in die Verbannung geführt wurde. Dort lebt er ohne besonders strenge Aufsicht. Die Zeit seiner Gefährlichkeit ist vorüber und die Herrschaft der Holländer auf Java befestigt. Der vornehme Gefangene genießt in seinem Exil einen jährlichen, seinem Range entsprechenden Gehalt und darf sich innerhalb einer gewissen Grenze frei bewegen. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, freier Stirn und echt javanischer Physiognomie. Die Javanen sagen, er trage die Züge der von ihnen hochgeehrten Fürsten von Mataram, was wol wahr sein mag. Seit Jahrhunderten ehelichten die Mitglieder dieser vielfach verzweigten Familie meistens nur unter sich; sie mögen daher eine Familien-Physiognomie besitzen. Der Prinz hat in der That etwas Majestätisches in seinem Ausdruck, seiner Haltung, seinem Benehmen. Seine Kleidung besteht in einer Mischung von europäischer und javanischer Tracht. Er trägt einen dunkelblauen Ueberrock mit silbergesticktem Kragen, dazu das javanische Kopftuch und Beinkleider. Doch geht er barfuß, denn der Gebrauch von Schuhen scheint den Javanen, vom Niedersten bis zum Höchsten, noch immer als etwas Lästiges vorzukommen. Als man ihn in die verschiedenen Schiffsräume führte, betrachtete er Alles, besonders aber die Kanonen und Waffenvorräthe, mit großer Aufmerksamkeit. Die Einrichtung in der Krankenkajüte, die Apotheke und chirurgischen Instrumente, deren Bestimmung ich ihm erklärte, gefielen ihm besonders. Er erzählte bei dieser Gelegenheit, daß er einst, als seine Truppen in einer sumpfigen Gegend auf Java kampiren mußten, der ganzen aus 3000 Mann bestehenden Armee Abführmittel verabreichen ließ, um sie gegen Fieber zu schützen! Am folgenden Morgen brachten wir die Schaluppe an's Land. Benkulen (von den Eingeborenen Benkahulu genannt) ist ein sehr freundlicher Küstenort mit mehreren europäischen Häusern, die theilweise aus Stein aufgeführt, aber ebenso wie die Häuser der Inländer mit Atap gedeckt sind. Die eingeborene Bevölkerung besteht aus Malayen, sowie überhaupt der mittlere Theil Sumatra's von Benkulen an nordwärts bis zur Grenze der kannibalischen Battaer, vom Malayenvolke bewohnt ist. Südlich von Benkulen gegen das Lampong-Gebiet bewohnen Stämme javanischen Ursprungs die Küsten, während in einzelnen Distrikten noch die durch dunklere Gesichtsfarbe, rohere Sitten und den heidnischen Glauben erkennbaren Ureinwohner sich befinden. Da wir den Sitten, Gebräuchen, der Religion und Geschichte der Malayen ein eigenes Kapitel widmen, welches weiter unten

mitgetheilt wird, so übergehen wie hier diese Punkte. Wir bemerken nur, daß die malayischen Dörfer im Allgemeinen weniger reinlich als die javanischen sind und des großen Baumgürtels entbehren, durch welchen sich letztere auszeichnen.

Mitten in einem Parke von Palmen verschiedener Art, umgeben von Muskatnuß- und Gewürznelkenbäumen, steht das Haus des Assistent-Residenten, aus dessen oberen Zimmern sich eine herrliche Aussicht nach der Rhede und den Gebirgskämmen gegen Osten hin bietet. Nahe am Strande bemerkt man ein altes Gebäude aus der Zeit der englischen Herrschaft. Vor demselben befindet sich das Monument des englischen Residenten Parr, der im Jahre 1805 durch die Eingeborenen ermordet wurde. Nicht weit davon ist auch dem holländischen Residenten Knoerle ein Monument gesetzt, der im Jahre 1830 auf gleiche traurige Weise sein Leben endigte.

Zur Beschützung der Stadt und der Umgegend dient das von den Engländern erbaute Fort Marlborough, das von einem tiefen Graben umgeben und von 72 Kanonen vertheidigt wird. Die unentbehrlichen Chinesen haben sich auch hier angesiedelt. Ihre Niederlassung befindet sich im nordwestlichen Theile der Stadt. Ihre Zahl beläuft sich auf 600—700. Die ganze Bevölkerung von Benkulen beträgt 3500 Seelen.

Die erste Niederlassung der Engländer zu Benkulen geschah im Jahre 1686 unter dem Befehle von Ord. Bald darauf vernichteten aber die Franzosen unter dem Grafen D'Estaing alle englischen Faktoreien an der Westküste Sumatra's und übergaben Benkulen den Niederländern gegen andere Faktoreien. Am Ende des vorigen Jahrhunderts kamen die Engländer durch Eroberung wieder in den Besitz der Festung. Durch den Vertrag vom 17. März 1824 aber gelangte die Besitzung in die Hände der Holländer zurück, welche dafür Malakka und die Besitzungen auf dem Festlande Asiens den Engländern abtraten.

Die Gegend um Benkulen, wenn man sich ostwärts gegen die waldigen Gebirgskämme wendet, ist ungemein reizend und bietet das Bild einer wilden, großartigen Landschaft. Der hinter dem Fort sich schlängelnde stattliche Strom fließt über Quarz und Granit und hat ein krystallhelles Wasser, deshalb nennen ihn die Eingeborenen Ajer bajus, d. i. helles Wasser. An seinen Ufern sind hie und da Muskatnußgärten angelegt, die aber nicht mit solchem Fleiße gepflegt werden, wie dies auf den molukkischen Eilanden der Fall ist. Die Engländer haben im Jahre 1798 die ersten Muskatnuß- und Gewürznelken-Pflanzungen angelegt; sie verwendeten große Summen auf deren Kultur, die dennoch nicht zur gewinnreichen wurde, da die Bevölkerung ihre Bemühungen nur in sehr geringem Grade unterstützte und die Arbeitskräfte nur durch verhältnißmäßig hohe Bezahlung gewonnen werden konnten. Die Kultur der Felder befindet sich bei Weitem nicht in so blühendem Zustande als auf Java; dennoch ist es den Bemühungen der holländischen Regierung geglückt, die Einwohner im Allgemeinen arbeitsamer zu machen und ihnen mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen. So sah man noch vor zwei Dezennien an der Westküste Sumatra's fast kein Sawah-Feld. Die Bewässerung der Reisfelder wurde einzig dem Regen überlassen (Ladang), wodurch aber viel geringere und

schlechtere Ernten erzielt wurden. Um dem abzuhelfen, ließ die Regierung bewährte Landbauer aus Java kommen, welche die Bevölkerung in der Anlegung von Sawah-Feldern unterrichteten. Noch jetzt wird alljährlich durch die Regierung eine gewisse Summe für den Unterricht im Landbau ausgesetzt. Die günstigen Folgen dieser Bemühungen zeigen sich mit jedem Jahre mehr.

Der Reichthum von Sumatra an Bächen und Flüssen wird zum Nutzen des Landbaues verwendet, und der Wanderer erblickt in den weiten Ebenen und an den sanften Bergabhängen ausgebreitete Sawah-Felder angebaut. Die ganze Residentschaft Benkulen, welche einen Flächenraum von 455 Quadratmeilen einnimmt und nach der neuesten Zählung 114,000 Einwohner hat, lieferte im Jahre 1859 eine Quantität von 254,000 Pikul Reis gegen 229,000 im Jahre 1858 und 209,000 im Jahre 1857.

Außerdem produzirte die Residentschaft noch 2100 Pikul Pfeffer, 380 Pikul Muskatnüsse und 61 Pikul Blüte. Auch Cassia und Kaffee wird angebaut. Gummi elasticum bildet einen Artikel für den Handel.

Während noch vor wenigen Jahrzehnten die Bevölkerung sich widerspenstig gegen alle Neuerungen und Einrichtungen zeigte, besonders wenn sie von der europäischen Regierung ausgingen, hat sich jetzt dieser Geist in hohem Grade gemindert. Als ein Zeichen des vermehrten Vertrauens, das sich die Regierung, insbesondere in den Lampong-Distrikten, zu erwerben wußte, wird angeführt, daß die Bevölkerung sehr häufig Streitsachen vor die europäischen Beamten bringt, die eigentlich von ihren Dorfhäuptlingen geschlichtet werden sollten. Die holländischen Beamten, welche die Annahme der betreffenden Rechtsfälle nicht verweigern, sehen sich auf diese Weise mit Geschäften überhäuft, so daß die Regierung einerseits zur Vermehrung der Beamten schreiten mußte, andrerseits den inländischen Häuptlingen Entschädigungen zugesichert werden mußten für den Sportelausfall, der durch die verminderten gerichtlichen Fälle sich ergab. Benkulen hat in neuester Zeit auch durch Verbindungsstraßen mit den Centraltheilen der Insel und mit Ostsumatra sehr gewonnen. Ein wohlgebauter Weg zieht sich quer durch das Gebirge bis zum Flusse Musi und von da nach Palembang. Wo die Straße den Gebirgspaß überschreitet, an der Grenze der Distrikte Ampat-Betulai und Ampat-Lawang, wurde in neuester Zeit zur Sicherheit des Verkehrs und zur Abwehr innerer Aufstände ein Fort erbaut, das die Gegend in weitem Umkreise beherrscht. Noch andere Straßen verbinden Benkulen mit Padang, Lampong und anderen Plätzen.

Setzen wir nun die Reise längs der Westküste fort, so treffen wir zunächst an den malerischen Küsten auf die Dörfer Ipu und Moko-Moko, hinter welchen aus den Gebirgskämmen sich der Pik von Benkulen erhebt, dessen Höhe auf 8161 Fuß geschätzt wird. Die Gestalt des Berges, sowie der Rauch, den das bewaffnete Auge aus dem Gipfel emporsteigen sieht, beurkunden ihn als einen noch thätigen Vulkan.

Unter den Inseln, die bald in größerer, bald in geringerer Entfernung sichtbar werden, befinden sich außer den flachen auch solche, die mit einer centralen Erhöhung versehen sind, und die dann gewöhnlich ein anmuthiger, mit rauschenden

Wipfeln versehener Kokoshain bedeckt. Auch hohe basaltische Eilande, deren höchster Punkt 300—400 Fuß über die Meeresfläche emporragt, sowie nackte Basaltsäulen steigen thurmähnlich aus dem Wasser und gewähren einen imposanten Anblick.

Schlucht von Kurbow Hole.

Die ganze Gegend trägt das Gepräge einer großartigen Landerhebung, und auch das Centralgebirge erhält unter dem 2. Grade südlicher Breite eine Höhe, wie sie dieselbe nach Norden hin nie wieder erreicht. Es kann daher angenommen werden, daß hier der Kern des sumatranischen Gebirges sich befindet. Aus diesen Gebirgen entspringen zahlreiche Bäche, deren Sand Goldkörnchen enthält. Hier erhebt sich auch der Pik von Indrapura. —

Die ausgezackte, in Buchten einlaufende Küste, vor welche, wie die Vor=

Digitized by Google

werke einer ungeheuren Festung, die thurmähnlich sich erhebenden Felsen sammt einigen hochgelegenen Inseln hingelagert sind, die terrassenförmig anlaufenden, mit Dörfern besetzten Gebirgsabhänge, die bläulich-grünen, mit einem Wolkensaum

Zugang zur Höhle Boo-Wo.

umhüllten Bergrücken, welche Thäler und Hochebenen begrenzen, gewährten von unserm Schiffe aus, das sich langsam in den nur wenig gekräuselten Wellen bewegte, ein herrliches Bild. Windstille war eingetreten, als wir gegen Abend im Anblick dieser reizenden Tropenlandschaft ankerten. Die Sonne hatte sich bereits unter die Wellen gesenkt, während der Gipfel von Indrapura noch in ihren goldenen Strahlen erglühte. Endlich erblaßte auch er, und die Mondsichel goß ein bläuliches Licht über das Meer und das Gebirge, das jetzt in feierlicher Ruhe dalag.

Digitized by Google

Der Küstensaum schmälert sich von nun an noch mehr, so daß die Gebirge in der Gegend der Chinko- und Babi-Bai steil von der Küste aufzusteigen scheinen. Auch sind einige längs der Küste sich erhebende Inseln von kegelförmiger Form, wodurch sie als vulkanische Erhebungen sich kund geben. Eine dieser Inseln, Pulo Babi Kitschil (die kleine Schweine-Insel), besteht aus einem hohen Felsen, dessen dunkle Abhänge aus großer Tiefe emporsteigen. Südlich von derselben liegt eine flache Insel mit sanft anstrebenden Ufern, die nur an einigen Stellen etwas schroff emporsteigen. Ihr längster, von Nordost nach Südwest, also parallel mit dem großen Gebirgszug im Innern Sumatra's, gehender Durchmesser mag etwa zwei Meilen betragen. Anmuthige Kokoshaine wechseln auf ihrer Oberfläche mit Laubwäldern. Etwa fünf bis sechs malayische Familien bewohnen diesen glücklichen Fleck Landes, der wol einer hundert Mal größeren Anzahl Menschen alles Das bieten würde, was sie in diesem milden Klima zum Lebensunterhalt bedürfen.

Große landschaftliche Reize bieten die Schluchten und Höhenzüge des pittoresken Centralgebirges, namentlich in der Umgegend von Fort de Kock, dessen wir später noch einmal gedenken. Ganz besonders gerühmt wegen seines malerischen Vegetations-Charakters wird der Thalgrund Kurbow Hole, während die in letzter Zeit wegen ihrer großartigen Scenerien vielfach aufgesuchte Grotte von Boo-Wo, nach welcher man auf schwankendem Steg über grausige Schlünde hin emporsteigt, die Aufmerksamkeit des Reisenden durch ihre schroff- und kühn gestalteten Gesteins- und Felsenformen auf sich zieht. Unsere Abbildungen sind nach an Ort- und Stelle aufgenommenen Stereoskopen-Bildern gezeichnet.

Das Centralgebirge Sumatra's senkt sich in seiner mittleren Höhe nur um Weniges bis zur Parallele von Padang, welche Hauptstadt der Westküste Sumatra's unter 0°57′ südlicher Breite liegt. Noch erhebt sich in dieser Breite ein kegelförmiger Berg, der Gunong Talang, den man, noch bevor man die Rhede von Padang erreicht, zu Gesicht bekommt. Die Rhede selbst kündigt sich durch acht kleine basaltische Inseln an, zwischen welchen das Schiff durchsegelt, bis es endlich hinter der von einem Korallensaum umgebenen Insel „(Pulo) Pisang" Anker wirft.

Die Erinnerung an das schöne Eiland Pisang mit seinen dicht bewachsenen Felsenhügeln, seinen kühlen Quellen, seinen einladenden Badeplätzen und seinen historischen Erinnerungen bleibt jedem Seemann, der die Westküste Sumatra's besucht hat, noch lange Zeit im Gedächtniß. Da aber diese Insel sowol hinsichtlich ihrer geologischen Struktur, als in den Hauptcharakteren ihrer Flora als Repräsentant Tausender ähnlicher Inseln, welche im Indischen Archipel verbreitet sind, dienen kann, so kann man aus einer Beschreibung derselben auf das Allgemeine schließen. Das Eiland hat eine dem Dreieck ähnliche Gestalt und gehört in geologischer Hinsicht zu jener Klasse von Inseln, die wir schon früher die gemischten nannten. In seinem Innern erheben sich einige Hügel, die bis zu ihren Gipfeln mit dichter Waldung und Schlingpflanzen bedeckt sind. Gegen Osten, wo die Küste Sumatra's das Eiland beschützt, sowie zum Theil gegen Westen, hat sich um diesen Kern eine Strecke Korallengrund gebildet, der sich noch unter dem Meere fortsetzt. Nahe am Ufer bildet dieser Grund kleine beckenförmige, zu Bade-

plätzen sehr geeignete Vertiefungen, in welche das bläuliche, übrigens bis zur Tiefe von mehreren Fußen ganz durchsichtige Seewasser durch die Sonne bis zu 25° R. sich erwärmt.

Gegen Südwesten aber senken sich die Felsblöcke unmittelbar in die See und die anschlagenden Wellen, statt sich sanft zu verlieren, wie an der Ostseite, und endlich ganz ruhige, von Korallen begrenzte Becken zu bilden, schlagen vielmehr mit großer Gewalt an die Felsen an, und die spritzende Flut benetzt beständig das dichte Gesträuch, das sich zudringlich bis in die innersten Ritzen der Felsen einnistet. Die Schiffe liegen gewöhnlich an der westlichen Seite der Insel, so daß nur die wellenförmig gebogene Küstenkette ihnen als Schutz gegen Osten dient. Am sichersten gegen die herrschenden Winde läge man freilich östlich von der Insel, zwischen derselben und der Küste, aber hier breitet sich der unterirdische Korallenbau dergestalt aus, daß er an sehr vielen Stellen Untiefen bildet. Nur kleine, nicht tiefgehende Schiffe können es wagen, dort an dem übrigens ganz stillen und vor den herrschenden Westwinden geschützten Ort zu ankern. Am Strande findet man eine große Menge herrlicher Conchylien, die theils noch das lebende Weichthier enthalten, theils als todte, aber glänzende Muschelschalen ausgeworfen sind. Ein hoher, weit ausgebreiteter Hibiscus-Strauch mit goldgelben, zollgroßen Blüten lacht dem aus der Schaluppe steigenden Besucher freundlich entgegen, als ob er ihm ein Willkommen zurufen wollte. Unsere schönsten Königsgärten, worin mit Mühe und Sorgfalt die Erzeugnisse fremder Zonen gepflegt und zur Schau ausgestellt werden, bieten bei Weitem jene Blumenpracht nicht, welche diese wilde und unbewohnte Küsteninsel in sich schließt. Ein ziemlich großer Rasenplatz, der aber durch Schiffsleute, wie es scheint, in dem ursprünglichem Forste ausgehauen wurde, begrenzt einen etwa 100 Fuß hohen Felsen, der sich jählings aus dem Korallengrunde erhebt. Er dient den auf der Rhede liegenden Schiffen zum Exerzierplatze, und den Schmieden und Zimmerleuten zum Aufschlagen ihrer Werkstätten. Der Reichthum der Insel an nutzbarem Holze, besonders aus der Familie der Cäsalpinien und Melostomen, kommt den Schiffen vortrefflich zu Statten, und gar mancher Stamm fällt unter der Art der holländischen Matrosen, die eine solche Arbeit in ihrem waldarmen Vaterlande wol nie verrichteten. Um das hübsche Eiland auch in seinen inneren Theilen kennen zu lernen, suchte ich mir mit Hülfe einiger Matrosen einen Weg über die Hügel nach der Südseite der Insel zu bahnen. Bald entdeckten wir aber die Spuren eines alten Weges, der mit geringer Mühe zu einem Pfade wieder hergestellt werden konnte. Der Hügelkamm des Eilandes, welcher parallel mit dem Küstengebirge läuft, besteht aus vier durch Joche miteinander verbundenen Hügeln, deren höchster 240 Fuß über dem Meere sich erhebt. Außer den schon genannten Bäumen schmücken die Hügel einige Palmenarten, wie **Nipa fruticans**, **Cicas circinalis**, deren Wedel nicht selten hoch über die Laubbäume hinausragen und den Anblick des Eilandes vom Schiffe aus zu einem echt tropischen gestalten. Auch eine Calamus-Art sowie mehrere Farrnkräuter, worunter eine **Chnoophora**, zieren die abschüssigen Felsenabhänge. Gegen Südwesten senken sich die Felsen unmittelbar in's Meer. Eine Quelle des herrlichsten Wassers ent-

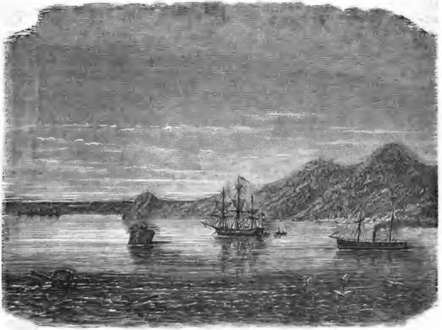
springt zwischen den letzten südwestlichen Hügeln und ergießt sich in einen wie durch Kunst ausgehöhlten Felsenblock, wo sie einen krystallhellen Teich bildet, der eine Temperatur von 18° R. hat. Von hier läuft das Wasser etwas seitwärts, eine Felsenecke umspülend, von wo es endlich, eine prachtvolle, in Regenbogenfarben schillernde Kaskade bildend, in das unten rauschende Meer sich stürzt.

Von dem östlichen Theil der Insel bis zum südwestlichen mag der Umfang des Eilandes, wenn man den Krümmungen des an vielen Stellen ganz unwegsamen Sandes folgt, anderthalb geographische Meilen betragen. Durch unsern theils neugebahnten, theils schwer gangbaren Weg über die centralen Hügel der Insel kürzten wir die Strecke auf etwa 3/4 Meilen ab. Dabei hatte man auf letzterem Wege die angenehme Kühle des dunklen Waldes und auf dem höchsten Punkte der Insel eine entzückende Aussicht über das weite, mit Inseln besetzte Meer und das nahe, waldbewachsene Küstengebirge. Fast an jedem Morgen ließ ich mich mit einer Schaluppe an den Landungsplatz, nahe dem großen Hibiscus-Strauch bringen, von wo aus ich den Weg über die Hügel zur südwestlichen Felsenecke machte. Die seitlichen Abwege während dieses Ausfluges lohnten sich häufig durch die bunt blühenden Pflanzen oder andere naturhistorische Gegenstände. Am Ziele des Weges erfrischte das stärkende Seebad. Fest muß man sich an die Felsenzacken anklammern, um nicht durch die in gemessenen Zwischenräumen mit Ungestüm wiederkehrenden Wellen erfaßt und an das Gestein geschlagen zu werden. Gewöhnlich stand die Sonne bei meiner Rückkehr an Bord schon hoch, doch ihre Strahlen waren nicht lästig, sondern fielen erwärmend und stärkend auf den durch den Naturgenuß und die kräftige Bewegung mit neuer Lebens-Energie sich verjüngenden Körper.

Für die auf der Rhede von Padang stationirten Schiffe wäre es eine wahre Wohlthat, wenn auf dem ihnen so nahen Pulo Pisang ein Marine-Hospital errichtet würde. Bis jetzt müssen die Kranken, will man sie nicht in den engen Kajüten im Zwischendeck schmachten lassen, nach dem dreiviertel Meilen vom Schiffe entfernten Landungsplatz gebracht werden, von wo aus sie entweder zu Fuß in der brennenden Hitze oder auf einem von Karabauen gezogenen Karren nach dem, eine Viertelstunde-weiter liegenden Hospital gebracht werden. Nicht selten aber ist die Verbindung zwischen der Rhede und dem Lande gänzlich aufgehoben, denn die oft mit Heftigkeit wehenden Nordwestwinde, gegen welche die der Mündung des Flusses sich nähernde Schaluppe anrudern muß, treiben die Wellen mit ungeheurer Gewalt gegen den Affenberg (Gunong Monjet) und die in seiner Nähe liegenden Klippen, so daß die Einfahrt, wo nicht unmöglich, doch mit großer Gefahr verbunden ist. In solchen Fällen wird auf der Spitze des 320 Fuß hohen Affenberges eine rothe Flagge aufgesteckt, um den auf der Rhede liegenden Schiffen als Signal zu dienen, daß die Einfahrt in die Flußmündung gefährlich ist.

Der eben erwähnte Affenberg, so genannt wegen der zahlreichen kleinen Affen, welche seinen waldbedeckten Rücken bewohnen und nicht selten scharenweise in dem vorbeiströmenden Fluß zur Ergötzung der in der Schaluppe sitzenden Personen sich baden, besteht, sowie die ihn umgebenden Klippen, aus Mandelstein mit

Chalcedon, in welchem auch Quarzkrystalle eingeschlossen sind. Er hat die Gestalt einer Kuppel und hängt mit dem übrigen Küstengebirge durch ein nur 45 Fuß hohes Joch zusammen; von diesem Joch aber steigt das Gebirge wieder rasch aufwärts, so daß der höchste Punkt des Küstengebirges, Gunong Batu Surat, das ist „der Berg mit dem beschriebenen Stein," wegen der dort von Reisenden gemachten Inschriften, 950 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Dort oben erblickt man auf der einen Seite die See mit acht Inseln von verschiedener Größe, während gegen Osten das hohe Central-Gebirge Sumatra's vor den Augen des überraschten Beschauers sich entschleiert.



Rhede von Padang.

Man erhält einen Ueberblick in den Bau dieses Theiles von Sumatra; deutlich erkennt man das Küstengebirge als einen Zweig des nur 5 — 6 Meilen entfernten Gebirgsstockes. Der Lauf des Centralgebirges ist von SO. nach NW. Zwischen diesem und der Küstenkette ist, wie von den Seiten eines Dreiecks eingeschlossen, dessen Basis die Meeresküste bildet, die Ebene von Padang ausgebreitet, auf welcher man die Stadt Padang ähnlich einem von Bambuhäusern unterbrochenen Park erblickt. Längs des Küstengebirges schlängelt sich der Padang, der, vom Berge Talang entspringend, als ein wilder Gebirgsbach nach der Ebene rauscht, dort einige Seitenbäche aufnimmt und endlich nicht weit von der Stadt zu einem

Digitized by Google

etwas breiteren Fluß wird, der für Prauen fahrbar ist. Der Mangel einer ausgebreiteten Alluvialfläche, in welcher der Fluß durch Aufnahme von Seitenflüssen sich vergrößern könnte, hindert auch hier, wie fast auf der ganzen Westhälfte Sumatra's, die Bildung von einigermaßen bedeutenden Strömen, wie solche die Ostküste mehrfach aufzuweisen hat. Es wiederholt sich hier in der ungleichen Vertheilung der Ländermasse zwischen Ost und West, was wir am südamerikanischen Kontinent in noch viel auffallenderem Grade und bei einer ungleich größeren Ländermasse erblicken.

Wahrscheinlich war der dreieckige Raum, welcher zwischen dem Centralgebirge und den Küstenbergen von Padang sich ausbreitet und der jetzt den Namen „Fläche von Padang"*) trägt, einst eine Meeresbucht, die aber bald theils durch das von den Gebirgen herabgeführte Gerölle, theils durch den Meeressand und die Schalen der Meerthiere ausgefüllt wurde. Wirklich besteht der Grund in der Gegend von Padang aus Sand und Muscheln, sowie aus kleineren oder größeren Stücken des Gesteins der benachbarten Gebirge. Nördlich erhebt sich die Padangfläche sanft und fast unmerklich bis zu dem 380 Fuß über dem Meere liegenden Dorf Kaju tanam; über diesem steigt der majestätische Berg Pingalang in die Höhe, dessen Spitze 9040 Fuß über dem nahen Meeresspiegel erhaben ist.

Steigen wir nun herab von dem Scheitel des Gunong Batu Surat und begeben wir uns auf dem durch das dicke Gesträuch von Laubbäumen und Palmen gebahnten Pfade neben rosenblütigen Psidium-Sträuchern hinab nach der Stadt Padang. Wie so Vieles, aus der Ferne gesehen, als reizendes Bild erscheint, dessen Einzelnheiten aber in der Nähe weniger anziehend uns vorkommen, so verliert auch Padang von seiner Schönheit, wenn man in die Straßen der Stadt sich begiebt. Schon diesseits des Flusses, an dessen rechtem Ufer die Stadt liegt, sind mehrere malayische Bambuhütten im Gebüsche zerstreut, die nicht selten bei hohem Wasserstande fußtief von den Fluten überströmt werden, und auch außer einer solchen Zeit von feuchter Atmosphäre umgeben sind.

Jenseit des Flusses steht eine Reihe größerer, von Europäern bewohnter Bambuhäuser, wovon eines, welches durch seine schiefe Stellung an den Thurm von Pisa erinnert, von einem französischen Gastwirth bewohnt ist, der von der Regierung eine jährliche Vergütung von 600 Gulden erhält, damit er den Reisenden für enorme Preise alte und schlecht zubereitete Speisen verabreiche. Fast die meisten Häuser der Europäer zu Padang sind aus Bambu erbaut. Sie unterscheiden sich aber von den Wohnungen der Inländer nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch die rings um das Haus laufende Galerie. Vier gewöhnlich gleich große Zimmer, zu welchen noch eine Art Korridor kommt, dienen als Empfang-, Wohn- und Schlafzimmer, während für die Küche und die Wohnungen

*) Eigentlich ein Pleonasmus, indem Padang in der malayischen Sprache „Fläche" bedeutet und sich bei mehreren malayischen Ortsnamen wiederholt, wie Padang Panjang, „große Fläche", weite Aussicht, welchen Namen ein 2390 Fuß über der Meeresfläche am Abhange des Sagalang liegendes Dorf trägt. Ebenso „Padang ribu", tausendfache Fläche.

der malayischen Dienerschaft eigene Bambugebäude im Hofraume stehen. Die mit Atap gedeckten Dächer überragen ähnlich wie bei den Schweizer-Häusern die Galerie, so daß man bei den häufigen und heftigen Regen unter denselben die durch den Niederschlag verursachte Kühle empfindet, ohne benetzt zu werden.

Unter den Gebäuden mit Steinfundamenten zu Padang sind außer der Wohnung des Gouverneurs, der zugleich militärisches Oberhaupt der Westküste Sumatra's ist, besonders die zur Zeit der englischen Ansiedelung erbauten und zum Theil noch von den Engländern bewohnten Häuser bemerkenswerth. Die Engländer hatten schon um das Jahr 1666, als die holländische Handelscompagnie zu Padang festen Fuß faßte, einige Plätze an der Westküste Sumatra's im Besitz. Die Rivalität beider Nationen bewirkte schon damals ein Streben, sich gegenseitig vom Handelsschauplatze zu verdrängen; beide Theile hofften durch Aufwiegelung der Malayen gegen ihre Rivalen zum Ziele zu gelangen. Doch erhielten sich sowol die niederländische als englische Handelsgesellschaft fast zwei Jahrhunderte hindurch nebeneinander. Als eben die Engländer durch Eroberung von Batavia (20. Mai 1811) allmälig in den Besitz von Java kamen und die Holländer sich in keiner ihrer Kolonien mehr halten konnten, nahmen erstere auch von Padang und den übrigen Plätzen an der Westküste Sumatra's Besitz, worauf bald englische Familien von Madras und Kalkutta nach Sumatra übersiedelten. Nach Zurückgabe der Kolonien an Holland blieben die in Padang ansässigen englischen Familien in der nun wieder unter holländischer Herrschaft stehenden Stadt, während Benkulen, wie oben erwähnt, erst im Jahre 1824 an Holland kam. Die in Padang noch jetzt wohnenden Engländer, deren Zahl verhältnißmäßig gering ist, halten noch fest an ihrer Muttersprache und den englischen Sitten. Insbesondere benehmen sich die englischen Frauen, als ob sie der holländischen Sprache durchaus unkundig wären, obwol die meisten derselben auf holländischem Boden geboren sind. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der Bewohner Padang's auf 15,000 Seelen, von welchen der größte Theil aus Malayen besteht. Außerdem wohnen zu Padang einige hundert Chinesen, die sich hinsichtlich ihrer Beschäftigung und Lebensweise von ihren übrigen im Archipel zerstreuten Brüdern kaum unterscheiden. Sie bewohnen einige Straßen, und ihre Verkaufsbuden sind gewöhnlich mit englischem Kattun, chinesischen Waaren und sonstigen, aus Verlassenschaften und Versteigerungen zusammengebrachten Gegenständen gefüllt. Auch Araber, deren kaukasische Gesichtsbildung mit spitzigen Nasen und lebhaften schlauen Augen einen auffallenden Gegensatz zu den Malayen und Chinesen bildet, finden sich in Padang, sowie einige Bengalesen und Bugi-nesen oder Einwohner von Celebes, welche alle mit dem Handel sich beschäftigen.

Man wird bei der Beschreibung der Städte Indiens kaum ein nur einigermaßen treues Bild derselben im Leser erwecken, wenn nicht auch der die Stadt zierenden und belebenden Flora Erwähnung geschieht. Glaubt man doch beim Anblick Padang's von der Ferne nur eine Anzahl dunkelgrauer Hütten mitten in einem ausgebreiteten Palmenhaine zu erblicken! Aber auch in der Stadt selbst, die man in keiner Weise mit einer europäischen vergleichen darf, drängen sich die hoch über die Häuser hinausragenden Kokos-, Pinang- und Areng-Palmen dem Auge

Elephantenheerde, eine Furt durchwatend.

des Wanderes viel mehr auf, als die bescheidenen, hinter Blumengärten und Pisang-Gebüschen erbauten Häuser. Außer den genannten Palmen zieren die Gärten, Hofräume und Wege auch die Kattunpalme (**Bombax pentandrum**, malayisch **Kapok**), aus welcher ein roher, zu Stricken und Segeltuch verwendeter Stoff verfertigt wird. Auch hohe Melastomen mit gefiederten Blättern, sowie Pandanen, **Cassia strophora**, **Urena lobata** findet man am sandigen Strande Padang's. Erst nach allmäliger Erhebung des Grundes bedeckt er sich mit einer tiefern Lage fruchtbarer Erde; man sieht die Sago-Palme mit dickem Strunke und verhältnißmäßig kleinen Wedeln, sowie das lebhafte Grün der Reisfelder den Fuß der Gebirge begrenzen.

Zeigt uns hier an der Küste Flora sehr interessante Erscheinungen aus ihrem

Digitized by Google

Reiche, so bietet das Innere der Insel neben dieser herrlichen Pflanzenwelt auch Repräsentanten der Thierwelt, welche unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen müssen.

Während, wie schon erwähnt wurde, der Elephant ursprünglich auf der Insel Java fehlt, kommt dieses größte aller lebenden Säugethiere in den Wäldern Sumatra's sehr häufig vor. Schon ein kurzer Ausflug von Padang in's Innere der Inseln, nach den gebirgigen Gegenden zu, genügt, um dort mit den Rüsselträgern zusammenzutreffen. Die Wege, die nach dem holländischen Fort de Kock, bei welchem die Elephanten vorkommen, führen, sind meistentheils schlecht beschaffen. Von der „Kloof van der Anee", Schlucht des Anee-Flüßchens, an wird der Weg besser. Büffel-Karawanen, welche Kaffee und andere Produkte von der fruchtbaren Hochebene Anam Kotas herabbringen und von dunkelbraunen Malayen geführt werden, begegnen dem europäischen Reisenden, der entzückt die großartige Tropen-Vegetation betrachtet, welche ihn umgiebt. Auffallend erscheint, daß die Menschen hier die Lasten nicht auf den Schultern, wie auf Java, sondern in Packen auf dem Kopfe tragen.

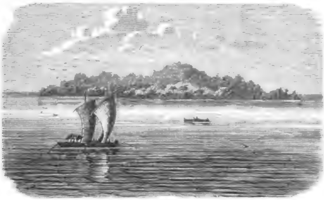
Ueber den erwähnten Sattel, zwischen den Bergen Merapi und Singalang, führt die Straße nach Fort de Kock, das 3000 Fuß über dem Meere auf der Hochebene liegt. Im Osten erhebt sich der Sagu, während in weiter Ferne nordwestlich der Gipfel des Ophir emporsteigt. Man passirt den Ort Kota Gedang, bei Fort de Kock, einen großen und ziemlich reichen Kampong, der durch seine wunderhübschen Gold- und Silberfiligran-Arbeiten berühmt geworden ist. Mehrere Familien bewohnen ein langes, kasernenartiges, aus Holz und Bambu aufgeführtes Gebäude gemeinschaftlich. Das Haus ist der Länge nach in Säle getheilt, hinter denen sich kleine Kammern befinden, welche den Kajüten eines Schiffes gleichen. Die Häuser sind von Innen und Außen mit reicher, bemalter und vergoldeter Schnitzarbeit versehen, und das Ganze ähnelt einem Schweizerhause.

Zweiundzwanzig Palen von Fort de Kock entfernt liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene der Ort Paja Kombo. Ueberall wird hier die Kokospalme angebaut und weit und breit versieht man das Land von hier aus mit Kokosöl. Zum Pflücken der Nüsse richtet man seltsamer Weise hier eine große braune Affenart mit einem kleinen Schwänzchen ab. Der Affe wird an einem langen Seile festgebunden und besteigt dann den Baum, wo er die Nüsse durch wiederholtes Herumdrehen vom Stiele zu trennen weiß. Auch lehrt man diese Thiere, die Eichhörnchen aus den Kokospalmen fortjagen.

Die gebirgige Gegend im Innern ist meistens mit herrlichen Wäldern bedeckt, zwischen denen sich viele lichte, mit trefflichem Graswuchse bestandene Ebenen ausdehnen. Dort hausen die Elephanten, die von da ihre gelegentlichen Besuche in den Kampongs anstellen, Kokospalmen niederwerfen und Pisang-Stauden abschälen. Wenn die Thiere sich im Walde befinden, so erkennen die Malayen dieses gleich an einer gewissen Bewegung der Baumgipfel und brechen in die Worte aus: **Inie apa gadja** — da sind die Elephanten! Die Jagd auf Elephanten ist gerade nicht sehr schwierig und die Zähmung des Thieres auch leicht, darum fällt es auf, daß

man ihn auf Sumatra noch gar nicht nutzbar machte, während auf dem benachbarten Kontinente dies überall in hohem Grade geschieht. Dasselbe ist mit dem afrikanischen Elephanten der Fall, denn während die Römer und Karthager ihn selbst für Kriegszwecke dienstbar machten, hat der Neger bis zum heutigen Tage ihn nicht zu zähmen gewußt. In Indien steht der Elephant seit den ältesten Zeiten mit der Geschichte des Götterglaubens und der Menschen auf das Engste in Verbindung; er ist von den Indiern zum Symbol des höchsten Wissens erhoben worden, und deshalb trägt auch Batara Guru oder Ganesa, wie wir gesehen haben, einen Elephantenkopf. Die Bewohner von Sumatra machen die einzige Ausnahme unter den asiatischen Völkern, bei denen der Elephant vorkommt, da sie allein ihn nicht gezähmt haben, während die Birmanen, Siamesen, Kambodschaner, die Bewohner von Tonkin und der malayischen Halbinsel dies mit großem Geschick vollführen.

Nach Norden hin kommt der Elephant nicht über den 30. Grad hinaus; die Grenze seiner Verbreitung liegt nach jener Himmelsgegend hin im Terai, dem heißfeuchten, ungesunden Waldgestrüpp, welches sich vor dem Himalaya hinzieht. Auf der Insel Ceylon ist er bekanntlich sehr häufig; sein Vorkommen auf Sumatra ist in vieler Beziehung interessant; er ertheilt der Thierwelt jener Insel einen Charakter, welcher von dem der übrigen ostasiatischen Eilande sehr abweicht.



Koralleninsel an der Küste Sumatra's.

Vulkan Lubu Radscha. (Originalzeichnung.)

Zweites Kapitel.

Die Bai von Tapanoli und das Volk der Battaer.

Abreise. — Die Casuarinen-Wälder. — Das Schiff auf einer Klippe. — Die Berge Singalang und Salassi. — Rhede von Tiku. — Ophir oder Gunong Pasaman. — Der Küstenort Ajer Bangis. — Wanderung an der Küste. — Gewitter. — Der Kampher-Baum. — Einsammeln des Kamphers. — Das Benzoe-Harz. — Der Vulkan Lubu Radscha. — Die Bai von Tapanoli. — Die Insel Pontschang. — Die Battaer; ihre Wohnsitze; Gastfreundschaft; Körperbau; Sprache; Literatur. — Batta-Dörfer. — Kriege der einzelnen Dörfer. — Verfassung der Battaer. — Einstige Königreiche. — Industrie. — Märkte. — Sagen. — Religiöse Ansichten. — Gesetze. — Ceremonien bei der Geburt. — Leichen-Begängnisse. — Der Kannibalismus. — Seine wahrscheinliche Entstehung. — Civilisations-Versuche der Holländer. — Die Zinn-Insel Banka.

Die Korvette „Boreas" hatte den Befehl erhalten, ihre Küstenfahrt weiter nach Norden hin auszudehnen. Wir verließen daher Padang nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt und steuerten den angegebenen Cours. Bald eröffnete sich die Aussicht auf eine flache, sandige Gegend, die Ebene von Padang. Nur selten zeigt sich ein kleines Malayendorf zwischen niedrigen Gesträuchen. Das Centralgebirge

Digitized by Google

ist nur undeutlich zu sehen und größtentheils hinter Wolken versteckt. Etwa nach vier Meilen Entfernung von der Rhede naht das Schiff sich der Küste, welche ein dichter Wald von Casuarinen bedeckt. Dieser eigenthümliche, zur Familie der Myriceen gehörige Baum hat sein ursprüngliches Vaterland in Neuholland, wo er ungefähr dieselbe Rolle wie die Tanne und Fichte in unseren nordischen Wäldern vertritt. Auch hat er in seinem Blütenstande und der Vertheilung der Geschlechtsorgane Aehnlichkeit mit diesen Bewohnern des Nordens, so daß man früher die Casuarinen zu der Familie der Tannen und Fichten zählte. Der Casuarinen-Baum, der sehr häufig im nordwestlichen Sumatra gefunden wird, ist blattlos, dafür aber mit fadenförmigen Zweigen versehen, an deren Gelenken häutige gezähnte Scheiden hängen.

Schon hatten wir den Küstenort Priaman im Gesichte, wo der niedrige Strand sich erhöht und ein Hügelsaum das Meer vom Lande trennt, als die Schiffswache den erschreckenden Ruf: „Brandung vor dem Schiff!“ hören ließ, und noch ehe der Steuermann Zeit hatte abzulenken, fühlten wir einen heftigen Stoß. Zugleich schlugen die Wellen mit Gewalt an das Schiffshintertheil, das Wasser drang zum Theil durch die Geschützöffnungen, und beim Zurücktreten der Wellen sah man den mit Muscheln besetzten Korallengrund. Das Schiff saß auf einem Korallenriff fest, das sich unweit Priaman von Nordost gegen Südwest parallel der Küste hinstreckt. Nach Verlauf einer Stunde gelang es uns, die Korvette durch angestrengte Arbeit aus ihrer gefahrvollen Lage zu befreien. Nach diesem Abenteuer warfen wir in der Nähe des Küstenortes Priaman Anker, um nicht während der Nacht auf ein zweites Riff zu gerathen. Priaman liegt am Flusse gleiches Namens, da, wo dieser seine krystallhellen Fluten in's Meer ergießt. Die Küste verliert jetzt ihr flaches Ansehen; es erheben sich steile, rothe Felsen unmittelbar aus dem Meere, von deren Höhen aus das Land sanft bis an den Fuß der Centralberge ansteigt. Gegen Nordosten sieht man aus dem Wolkenmeere zwei kegelförmige Gipfel emporsteigen, von denen der eine der Berg Singalang, dessen Höhe von Horner zu 9040 Fuß angegeben ist, und der andere Merapi (ebenfalls ein Vulkan) genannt wird. Sie scheinen sich einst zugleich aus Grunde erhoben zu haben; auch sind sie durch ein Querjoch, ähnlich wie der Merapi und Merbabu auf Java, verbunden. Zwischen dem noch südlich von Padang gelegenen, etwa 8000 Fuß hohen Berg Salasi und den genannten beiden Vulkanen breitet sich ein fruchtbares, ziemlich bevölkertes Thal von etwa 12 Meilen Länge aus, das den Namen „die dreizehn Cottas“ (Tigablas Cotta) führt. Das Thal hat eine Höhe von etwa 1400 Fuß; die mittlere Temperatur beträgt 19° R. Zahlreiche, aus den nahen Bergen entspringende Bäche und Flüsse durchschneiden den fruchtbaren Boden, der seit uralten Zeiten den Sitz einer Malayen-Bevölkerung bildet. Etwa in der Mitte des Thales liegt der schöne See Singkara, 1175 Fuß über dem Meere, an dessen palmenreichen Ufern zahlreiche Malayen-Dörfer liegen. Am Fuße des Singalang breitet sich die schöne Hochebene Agam aus, deren mittlere Höhe 3200 Fuß über der Meeresfläche beträgt und die ein überaus angenehmes und gesundes Klima hat. Die Uferfelsen gehören der sekundären Formation

an, durch welche in späteren geologischen Perioden Trachyt- und Basaltgebilde durchgebrochen sind. Wie an der ganzen Westküste, so sind auch in dieser Gegend die kleinen Küsteneilande mit Korallenunterlage und einem Centralfelsen sehr zahlreich. Da wir seit dem verhängnißvollen Aufstoßen bei Priaman vorsichtiger segelten, ankerten wir auch an jedem Abend hinter einem solchen lieblichen Eilande, das bis zum späten Abend den Lustwandler ergötzte. Das Sich-Ergehen auf wildem, jungfräulichem Boden gewährt einen eigenthümlichen, mit keinem Spaziergang in kultivirten Ländern zu vergleichenden Reiz, den ich mit der Anmuth vergleiche, welchen der naive, schuldlose Blick des Kindes gewährt, und der dem erwachsenen, bereits durch die Schule des Lebens gegangenen Menschen nie in solcher Weise eigen ist.

Die felsige Beschaffenheit der Küste und die Aussicht auf den Singalang dauert bis zum Küstenorte Tiku, wo der Anblick nördlich vom Flusse Tiku schnell sich ändert. Die Küsten werden flach und sandig, die sanft aufsteigende Ebene gestattet eine weite Aussicht bis zu den wolkenumhüllten Gebirgen, deren Umrisse bei bedecktem Himmel kaum erkennbar sind. Nur der Merapi und Singalang ragen über alle anderen hervor. Aus ersterem erhebt sich beständig eine weiße Rauchsäule. Der Rauch erscheint weiß wegen seiner Höhe, sowie die hochgehenden Wolken als weiße Haufenwolken oder Schafwölkchen erscheinen. Die Höhe des Merapi wurde von Horner auf 8940 Fuß angegeben, während Raffles ungenau ihn auf 13,000 Fuß schätzt. Wir befinden uns hier gegenüber der Hochebene Agam. Zahlreiche Ortschaften schmücken noch jetzt die sehr bevölkerte und den Rinderherden zum Aufenthalt dienende Hochebene. Wir finden auch hier die Erfahrung bestätigt, daß ein gemäßigtes Klima die Kultur, die Energie und den Unternehmungsgeist des Menschen erhöht. Gleichwie mit der Erhebung über die Meeresfläche mitten in den Tropen die Vegetation der gemäßigten Zone zum Vorschein kommt, so verliert auch der menschliche Bewohner auf Hochebenen nach mehreren Generationen das dem Bewohner der heißen Tropenküste eigenthümliche Phlegma, der Geist scheint sich aus dem schlummernden Zustande zu erheben, in welchen die der freien Entwickelung der Kräfte weniger zusagende brütende Hitze ihn versetzt. Die von hoher Kultur zeugenden alten Denkmäler auf den Hochebenen Meriko's beweisen Dasselbe für die Neue Welt, denn auch dort standen die in den Niederungen wohnenden Menschen auf einer niedrigeren Civilisationsstufe, im Gegensatz zu denen, die auf den Höhen angesiedelt waren.

Zwischen dem Singalang und Merapi liegt die alte malayische Ortschaft Gugur Singandang mit einem europäischen Fort gleichen Namens in einer Höhe von 3440 Fuß über der Meeresfläche, sowie nördlich vom Singalang die Forts de Kock (3000 Fuß Höhe ungefähr), Kuririe und Motua (3200 Fuß Höhe) angelegt sind. Während von dem südlichen Theile Sumatra's bis zu diesen mächtigen Vulkanen ein Centralthal ununterbrochen und parallel mit den dasselbe umgebenden Randgebirgen sich erstreckt, unterbrechen die genannten Vulkane dieses Thal, das erst weiter gegen Norden, von Südost nach Nordwest laufend, wieder zum Vorschein kommt.

Die Rhede von Tiku bietet gegen Nordost die Aussicht auf ein eigenthümlich gestaltetes Gebirge, die Fortsetzung der Centralberge Sumatra's. Es hat das Ansehen einer eingestürzten, ungeheuren Ruine und in der That scheint die Höhe dieser Gebirge in früherer Zeit viel bedeutender gewesen sein.

Diese Bergzacken, deren Höhe die von 3500 Fuß nicht übersteigt, umschließen den schönen See Dano. Sein Spiegel liegt 1500 Fuß über der Meeresfläche, aber die schroff von seinen Ufern aufsteigenden Gebirge überragen den See um 2000 Fuß. Vielleicht mögen hier durch die gewaltigen Hebungen der eben genannten Vulkane bedeutende Senkungen und Bergeinstürze der Gebirge stattgefunden haben, wodurch in schwindelerregender Tiefe dieser sonderbare Thalkessel gebildet wurde, dessen Boden mit dem Wasser der von den Bergabhängen herabstürzenden Bäche sich füllte. Nördlich von Tiku an dem Küstenorte Muara Putus ergießt sich ein kleiner Fluß in's Meer, der aus dem See Dano seinen Ursprung nimmt. Dieser Gebirgsbach bahnt sich durch Granit-Felsen einen Weg, bis er, mehrere Kaskaden bildend, zu dem schmalen Küstensaum gelangt, wo sein Lauf ruhig und sanft durch Wiesen sich hinschlängelt.

Segelt man nordwestlich an einigen Kokos-Eilanden vor dem Kap Udschong Radscha (Königseck) vorbei, dann erhebt sich immer deutlicher und kühner der berühmteste, wenn auch nicht der höchste Berg Sumatra's, der Ophir oder Gunong Pasaman. Dieser Berg gewährt einen um so majestätischeren Anblick, als er, nur von niedrigen Hügeln umgeben, zu einer Höhe von 9010 Fuß ansteigt. Er hat eine kegelförmige Gestalt, deren Totaleindruck durch einige Seitengipfel nur wenig beeinträchtigt wird. Sowol sein aus Trachyt bestehendes Gerippe, als seine Form lassen ihn als einen Vulkan erkennen, wenn er auch gegenwärtig nicht mehr thätig ist. Wegen seiner plötzlichen Erhebung aus der Fläche überschätzten frühere Beobachter seine Höhe. Raffles und nach ihm L. v. Buch geben ihn zu 15,000 Fuß an. Der Name Ophir erinnert lebhaft an das im Buche der Könige genannte Land desselben Namens, wohin die Hebräer und Phönikier segelten, um Gold zu holen. Wäre dem Berge oder der Gegend von jeher durch die Eingeborenen dieser Name beigegeben, so wäre dieser Umstand allerdings ein Anhaltepunkt zur Vermuthung, daß West-Sumatra einst Ziel jener kühnen Seefahrer des Alterthums gewesen sei; aber der einheimische Name des Berges ist Gunong Pasaman, während der Name Ophir von den Portugiesen stammt, welche verschiedene Berge und Länder mit diesem Namen belegten. Dennoch kann man der Vermuthung, daß Salomon's Schiffe nach Sumatra segelten, wol Raum geben. Den Namen Gunong Pasaman hat der Berg von einem Küstenorte gleiches Namens, bei welchem auch ein Fluß (der Kali Sassak) sich in's Meer ergießt.

Vom Pasaman aus sieht man den Berg gegen ONO. am schönsten. Auch führt ein Weg in östlicher Richtung gegen den Ophir, welcher mehrere reizend gelegene Dörfer, Allang, Malasir, Pasin, Penapal passirt und den Berg umschließt, bis er bei dem Dorfe Timbu Abu sich mit der Heerstraße, welche von Padang bis zu den Batta-Ländern führt, vereinigt. Diesen Weg kann man vom

Schiffe aus eine gute Strecke weit sehen, wie er sich hinschlängelt zwischen zerstreuten Gebüschen und dazwischen liegenden grauen Hütten, über welche der Riesenberg mit wolkengekröntem Haupte hinausragt. Der jugendliche und eifrige Naturforscher Horner, welcher diese Gegenden untersuchte, holte sich durch zu große Anstrengung und mühsame Excursionen in der heißen Tropensonne den frühzeitigen Tod. Denn Sumatra hatte, wenigstens damals, nicht wie Java allenthalben europäische Niederlassungen, wo der Reisende Schutz, Erholung und Unterstützung finden konnte.

Verfolgt man die Küste über Pasaman nach Nordwest weiter, so sieht man zunächst die Gebirge ganz nahe an das Meer herantreten. Man sieht sich, wenn das Schiff in eine der Buchten geräth, welche sich längs der Küste hinziehen, mitten in eine Gebirgsgegend versetzt, ein Anblick, der dem Seefahrer nur selten geboten wird. Wenn man dem Küstenorte Ajer-Bangis (helles Wasser) sich nähert, tritt ein Zweig des Centralgebirges bis an die Küste, so daß die Berge unmittelbar aus dem Meere sich erheben; der Anblick ist ein wunderbar reizender; man möchte das Schiff gern mit tausend Ankern an diesem Orte fesseln, um am Lande seine Wohnung aufzuschlagen. Die Berge von Ajer-Bangis sind weit höher als jene von Padang; sie haben auch ein viel wilderes Aussehen, da düstere Urwaldung ihren wellenförmig gebogenen Rücken bedeckt. Leider war es mir nicht vergönnt, eine der Höhen zu erklimmen, wie ich solches bei Padang durch Ersteigung des Batu Surat gethan. Wahrscheinlich ist das Verhältniß dieses Küstenzweiges zum Centralgebirge ein ähnliches wie bei Padang. Auch der Lauf der Flüsse hält eine ähnliche Richtung wie dort ein, nämlich eine südwestliche. —

Nördlich von Ajer-Bangis wird die Küste flach und sandig, ein gelber Streifen trennt das üppig bewachsene Land vom Meere, doch bei der Insel Pankaleran erheben sich wieder Küstenhügel. Schöne Baien, in welchen die Schiffe ruhig wie in einem Hafen liegen können, sind von hier bis zum Küstenorte Natal sehr häufig. Wir ankerten auf der Rhede von Natal gegen Abend. Hochanstrebende Berge erhoben sich zum sternbesäeten Himmel und spiegelten sich wider in dem glatten, im Silberglanze des Mondes schillernden Meere. Feierliche Stille herrschte im Umkreise. Nur ein sanfter Westwind säuselte durch die oben aufgerollten Segel. Bis gegen Mitternacht blieb ich auf dem kühlen Verdecke, der einsamen Wache Gesellschaft leistend, um mich an dem schönen Landschaftsbilde zu erfreuen.

Schon früh stand ich auf, um eine Fahrt nach dem Lande zu machen. Im feuchten Morgendunst und mit vergoldeten Gipfeln lag das Gebirge von Sidoadoa vor mir. Der hügelige Küstensaum verdeckte nur zum Theil seine vielgefurchten Abhänge, während die Spitzen theils kegelförmig, theils einen breiten Rücken bildend, über die Hügel emporstiegen. Das Ansehen des Gebirges gleicht dem der aufgerichteten Sediment-Formationen. Ein frischer Landwind wehte von den bewaldeten Hügeln der Küste uns zu, wir spannten in der Schaluppe ein kleines Segel auf und lavirten bis zum Landungsplatz. Natal ist ein nicht unbedeutender Küstenort, der Sitz eines Assistent-Residenten und einer Besatzung von etwa 50 Mann. Die dortigen Goldschmiede verfertigen niedliche Goldwaaren. —

Wir wandelten um den mit reichlichem Gebüsch umgebenen Ort. Die Morgenluft von 18,5° R., die in Thau gehüllten Laub- und Palmbäume, das an die Felsen schlagende Meer und die nahen riesigen Berge machten einen lebhaften Eindruck. Aus den Schluchten des Gebirges zog sich eine Nebelmasse nach oben, und graue Wolken lagerten sich ziemlich tief an die Seiten der Berge. Als das Tagesgestirn mit seinen Strahlen hervorbrach, zogen sich die Nebel in die Höhe und ließen die grünen Furchen der Berge erkennen, deren tiefste Aushöhlungen einige herabstürzende Bäche füllten. Noch selten sah ich die üppige tropische Fruchtbarkeit mit einem so gesunden Klima verbunden als hier. Die kühlenden Land- und Seewinde wechseln hier beständig, während die reichlichen, aber nur kurze Zeit dauernden Regen die Luft ebenfalls bedeutend abkühlen. (Die Temperatur des frisch gefallenen Regenwassers ist auf Sumatra in den Niederungen und am Strande nach mehreren von mir angestellten Beobachtungen im Mittel 17,8° R.) Gegen 11 Uhr trübte sich der Himmel. Ein heftiges Gewitter entlud sich aus den düsteren Höhen, und zolllange Regentropfen fielen herab.

Von der Heftigkeit der Gewitterregen in den Tropenländern kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß nicht selten nach einem einstündigen Regen der Regenmesser bis zu einem Zoll Höhe sich füllt. Etwa 20 solcher Regen würden eine eben so große Menge Niederschlag geben, als in Mitteleuropa etwa das ganze Jahr fällt. Das Gewitter dauerte nur eine halbe Stunde. Die Vögel hatten sich unterdessen in das dickste Laubdach verkrochen, auch die Käfer und Schmetterlinge, die kurz vorher zahlreich und in mannichfaltigen Farben die Gebüsche umgaben, hatten sich in ihre Schlupfwinkel begeben. Die kurz vorher so freundliche Natur zeigte ein ernsthaft-zürnendes Ansehen, das jedoch nur kurze Zeit währte; denn auf die triefenden Gebüsche und die schnell zur doppelten Stärke angeschwollenen Gebirgsbäche schien bald wieder die wärmende Sonne, um die scheinbar unterbrochene, schaffende Kraft wieder fortzusetzen. Wir erstiegen einen der nahen Hügel. Zweige und Palmenwedel, die der heftige Regen gewaltsam herabgerissen, lagen umher, aber die Luft war ungemein heiter und erquickend. Von dem Hügel, der etwa 175 Fuß hoch sein mochte, bot sich eine entzückende Aussicht über die Gegend, doch konnte man über die nahen Berge nicht sehen, um den Zusammenhang des Küstenzweiges mit der Centralkette zu überblicken.

In der Gegend von Natal werden viele Kampherbäume (Dryobalanops Camphora) gefunden. In den Wäldern erreichen sie eine Höhe von 80—100 Fuß; sie haben ovale, spitz zulaufende Blätter, welche, zwischen den Fingern gerieben, den deutlichen Kamphergeruch hinterlassen. Ueberhaupt scheinen die Kamphertheile in allen Organen der Pflanze vertheilt zu sein. Der in Europa in den Handel kommende Kampher ist nichts Anderes, als der eingedickte, aus den Kampherbäumen erhaltene Saft. Hingegen giebt es eine viel vorzüglichere Kamphersorte, welche nur wenige Kampherbäume liefern und die unter der Rinde mancher Bäume nur in der Tiefe von 3 — 4 Zollen als dünne und kleine Blättchen gefunden wird. Unter tausend Bäumen ist kaum einer, der diese edle Kamphersorte hat.

Der Kampher-Lorbeer (Dryobalanops Camphora).

Digitized by Google

Die Malayen jener Gegend beschäftigen sich mit dem Aufsuchen dieses Kamphers, das viel Zeit und Mühe erfordert. Sie haben durch lange Erfahrung sich einen praktischen Blick erworben, wodurch sie unter den vielen Kampherbäumen jenen heraussuchen, der den von der Natur fertig abgesonderten Kampher enthält. Sobald sie einen solchen gefunden zu haben glauben, wird eine Oeffnung in denselben gebohrt, und wenn sie aus verschiedenen Kennzeichen schließen, daß der Stamm Kampher enthält, so wird er gefällt und sorgfältig untersucht. Die Quantität des im ganzen Stamme enthaltenen Kamphers beträgt oft nur ein halbes Loth. Selten sind jene Fälle, wo mehrere Lothe oder ein halbes oder ganzes Pfund Kampher in einem Stamm gefunden wird. Indessen ereignet es sich, daß ein Baum unmittelbar nach der Fällung keinen Kampher enthält, daß sich aber dieser erst einige Zeit nach derselben bildet. Aus diesem Umstande und weil der fertig abgesonderte Kampher zu den Ausnahmen gehört, betrachte ich diese Absonderung überhaupt als ein krankhaftes Produkt, wie auch die krankhaften Auswüchse der Perlenmuscheln. Ich stelle indessen diese Sache nur als Vermuthung hin, die in den angeführten Umständen ihre Begründung findet.

Die Malayen, welche sich mit dem Suchen des Kamphers beschäftigen, ziehen in Gesellschaften von 6—20 Personen 60—80 Tage lang in die Wälder und theilen dann entweder den gefundenen Kampher unter sich in gleiche Theile, oder jeder behält seine eigene Ausbeute. Hat der Kamphersucher nach zwei= bis dreimonatlichem Aufenthalte in den Wäldern 3—4 Pfunde zusammengebracht, so ist seine Ernte schon eine vorzügliche, denn er erhält für genannte Quantität etwa zweihundert Gulden. Oefters aber ist das Resultat seiner Bemühungen ein viel geringeres, indem er nur ein, ja selbst nur ein halbes Pfund Kampher aus den Wäldern heimbringt. Der Erlös für den gewonnenen Kampher der feinen Sorte würde indessen, auch bei mittelmäßiger oder schlechter Ernte hinreichen, für ein ganzes Jahr die Bedürfnisse des Sammlers zu decken, doch das leichtsinnige Volk denkt weder daran, sich durch die Arbeit Etwas zu erübrigen, noch gehen Malayen überhaupt an die Arbeit, so lange die Noth sie nicht dazu zwingt. Sobald der Erlös für den Kampher in der Tasche, oder vielmehr in dem Zipfel des Sarong sich befindet, so wird so lange gespielt, Opium geraucht, Leckerbissen gegessen und unnöthige Ausgaben aller Art gemacht, bis das Geld zu Ende ist und selbst Schulden gemacht sind. Jetzt ist die Zeit gekommen, um wieder zum Kamphersuchen in die Wälder zu gehen. Ein menschenfreundlicher malayischer Wucherer leiht dann dem herabgekommenen Schwelger gegen Zurückerstattung des Doppelten oder Dreifachen des Darlehns etwa 15 oder 20 Gulden zum Ankauf von Reis, Salz, getrockneten Fischen, Sambal (Capsicum) und Betel, worauf dann eine neue Expedition in die Kampherwälder unternommen wird. —

Eine nicht minder wichtige, in dieser Gegend bis nach Sinkel, dem nördlichsten Etablissement der Holländer auf Sumatra, wachsende Kulturpflanze ist der Benzoë=Baum. Er erreicht eine Höhe von 30—40 Fuß, und das gesuchte Produkt, das Benzoë=Harz, erhält man von jedem Baume, sobald er das neunte Jahr erreicht hat, durch Einschnitte in denselben. Der graue oder weiße Saft

fließt aus der Oeffnung und erhärtet zu dem bekannten Harz. Ein Baum liefert jährlich etwa 2—3 Pfund. Auf Sumatra bezahlt man den Pikul des wohlriechenden Harzes mit 60—70 Gulden. Das Benzoin dient bekanntlich zu Räucherungen in den Kirchen, und zwar machen von demselben die Katholiken, die Muhamedaner und Javanen Gebrauch.

Auch der Pfeffer gehört zu den Pflanzen der Insel, namentlich wird er im nördlichen Theile derselben, in Atschin kultivirt, wo er auf dem verschiedenartigsten Boden gedeiht. Doch mußte die Sorgfalt des Menschen auch dieses Klettergewächs erst erziehen, wie den Reis und so viele andere, um den großen Gewinn davon zu tragen, der durch den Weltverkehr zur Hebung der Civilisation das Seinige beitragen sollte. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, wozu die Ausläufer alter Pflanzen genommen werden. Das ganze Feld wird in regelmäßige Vierecke abgetheilt, die 5—6 Fuß Länge haben. Auf jedes derselben kommt eine Pflanze. Zuerst werden die Stangen gesteckt, an denen das Gewächs emporklimmen soll; doch wählt man am liebsten schlanke Bäumchen, damit die junge Pflanze einigen Schatten erhält. Nach drei bis vier Jahren ist die Pflanze 8 bis 12 Fuß hoch und trägt die ersten schlanken, fingerlangen Aehren, an denen 20 bis 30 kugelige erbsengroße Beeren sitzen. Vom 5. bis 7. Jahre trägt die Pflanze reichliche Früchte, so daß man oft 5 bis 6 Pfund von einem Strauche erntet; im 14. Jahre nimmt sie ab, trägt im 20. nicht mehr und stirbt dann ab. Da die Beeren 4 bis 5 Monate zur Reife brauchen und die Pfefferpflanze zweimal im Jahre blüht, so werden in der Regel jährlich zwei Ernten gehalten. Kurz vor der Reife, sobald die grünen Früchte sich zu röthen anfangen, werden sie in Körbe gepflückt, auf Matten ausgebreitet, getrocknet, wodurch sie eine runzelige Oberfläche bekommen und schwarze Farbe annehmen. In Ballen gepackt kommen sie dann als unser bekannter schwarzer Pfeffer in den Handel.

Die Pfefferpflanze.

Die Rhede von Natal verlassend, segelt man nordöstlich an dem felsigen Eiland Kara-Kara vorbei, wo die Küste mit hohen, säulenförmig gereihten Kampherbäumen besetzt ist. Das Sidoadoa-Gebirge zeigt sich jetzt schroff ansteigend, ohne sich allmälig in kleinen Hügeln zu verlieren. Mehrere Koralleninseln, worunter Pulo Tello, Pulo Tabujong, an dem Küstenorte gleiches Namens, und einige andere ziehen an unserm Auge vorüber. Die Gewässer dieser Gegend sind wenig von Schiffen besucht. Einzelne arabische Schiffe, die, von Bengalen kommend, an den Küstenorten englischen Kattun, bengalische Zwiebeln (die von besonderer Güte sind, so daß sie roh gegessen werden können), sowie andere Produkte absetzen, kreuzen an diesem einsamen Strande umher. Schon von ferne erkennt man sie an der nachlässigen Befestigung ihrer Segel und des Tauwerkes.

Sobald man an die ausgestreckte und mit kleinen Malayendörfern besetzte Insel Pulo Illah kommt, wird der Vulkan Lubu Radscha sichtbar. Er ist ein Doppelberg, dessen Höhe 5800 Fuß beträgt und an dessen Abhängen noch rauchende Kegel sich erheben. Die Hochebene Sipirok, welche sich vom Fuße dieses Berges bis zu dem 7 Meilen nördlicher liegenden Dolog-Dsaut ausbreitet und von Battaern bewohnt ist, liegt in einer mittlern Höhe von 2800 Fuß. Auf ihr herrscht eine mittlere Temperatur von 16° R. Die steile Küste dieser Gegend steigt mauerartig aus der schäumenden Brandung und wird nur bisweilen durch ein kleines Stück eines niedrigen Küstenstriches unterbrochen. Endlich erreicht man unter 1 Grad 36 Minuten n. Br. das Kap Batu Mana, von welchem aus sich eine Bucht, die Bai von Tapanoli, in's Land hineinzieht.

Außer der Bai von Rio Janeiro, die, länglich und schmal, von Granitfelsen umgeben, in ihrem Hintergrunde die von riesigen blauen Bergen überragte Stadt zeigt, ist jene von Tapanoli die schönste, die ich je gesehen habe. In der geräumigen, mit zahlreichen felsigen Inseln besetzten Bucht, deren Ränder sich an die sumatranischen Centralgebirge anschließen, könnten wol die vereinigten Flotten aller seefahrenden Nationen gegen Wind geschützt vor Anker liegen.

Das oben erwähnte Kap Batu-Mana bildet die südwestliche Grenze der Bai. Von dem gegen Norden den Eingang der Bai begrenzenden Vorgebirge Batu-Borro ist es gerade zwei geographische Meilen entfernt. Innerhalb dieser beiden Felsenvorsprünge erweitert sich die Bai derart, daß sie in ihrem Innern in der größten Ausdehnung von Süd nach Nord $4\frac{1}{2}$ geographische Meilen beträgt und eine durchschnittliche Tiefe von $1\frac{1}{2}$ geographischen Meilen hat. Außer dem genannten Kap befinden sich noch im Innern der Bai fünf Gebirgsvorsprünge. Ein kaum dreiviertel Meilen im Umfang messendes Inselchen würde ich kaum der Erwähnung für werth erachtet haben, wenn nicht gerade dort die Niederlassung der Holländer und die Garnison sich befände. Ein kleines, auf einem Hügel gelegenes, mit etwa acht Kanonen versehenes Fort beherrscht die Insel, welche den Namen Pulo Pontschang Kitschil, d. h. die Insel Klein-Pontschang trägt. Hundert Mann mit einigen Offizieren und einem Arzt machen die Besatzung aus. Außer dem Militär wohnt auf dem Eiland noch ein Resident, welcher die Verwaltung über die den Holländern unterworfenen Battaer führt, in deren Gebiet wir uns befinden.

Das zweihornige Rhinozeros.

Mit Recht wird man beim Anblick der an verschiedenen Seiten der Küste sich erhebenden und leicht zu vertheidigenden Hügel, neben welchen sich zahlreiche Quellen und Bäche in das Meer stürzen, sowie der größeren, weit anmuthigeren Inseln der Bai, fragen, weshalb gerade dieses unansehnliche, wasserarme und deshalb weniger gesunde Eiländchen zum Sitze der holländischen Niederlassung gemacht wurde. Auf meine deshalb eingezogenen Erkundigungen konnte mir keine befrie-

Digitized by Google

digende Auskunft hierüber ertheilt werden. Wir sehen auch hier, wie man dies an noch mehr Orten zu beobachten Gelegenheit hat, daß der Holländer bei Anlegung von Faktoreien, Gründung von Städten und Niederlassungen die gebirgigen und gesunderen Gegenden meidet und die niederen, flachen Orte aufsucht, die an das heimatliche Dorado erinnern. Indessen hatten vor den Holländern auch die Engländer auf dem kleinen Pontschang eine Niederlassung, sowie man auch schon während meines dortigen Aufenthaltes mit dem Plane umging, auf dem nahen Kap Siboga eine Niederlassung zu gründen, wohin sich das Militär und die Beamten zu Pontschang begeben sollten. Dieses Unternehmen hat nicht nur wegen des weit gesunderen und für die Besatzung und die Beamten zweckmäßigeren Aufenthaltes an den festen Küsten, sondern auch in administrativer und politischer Hinsicht größere Vortheile. Ich verweilte in der schönen Bai Tapanoli zu verschiedenen Zeiten sowol mit der Korvette „Boreas“ als den Schoonern „Daphne“ und „Egmont“ und der Brigg „Zwaluw“, und da ich öfter kleine Exkursionen nach den Küsten und in das Innere machte, so hatte ich Gelegenheit, die interessante Natur des Landes genauer kennen zu lernen, als mancher flüchtig Durchreisende. Einmal bietet Sumatra's Thierwelt Vieles, was auf den übrigen ostasiatischen Inseln nicht zu finden ist, und dann zeichnet sich unter den Menschen wieder das merkwürdige Volk der Battaer aus. Namentlich sind Java's und Sumatra's Thierwelt gründlich von einander verschieden, was allein schon durch das Vorkommen des Elephanten auf Sumatra ausgesprochen wird. Sumatra besitzt ferner einen Tapir und das zweihörnige Rhinozeros (Rhinoceros bicornis). Schon die zwei Hörner unterscheiden diese plumpen Geschöpfe von dem auf Java heimischen, nur ein Horn tragenden Thiere; außerdem wird es noch durch starke Schilder und tiefe Hautfalten, sowie dadurch charakterisirt, daß es die Schneidezähne nicht verliert, was bei andern Rhinozeros-Arten der Fall ist, wenn auch seine Lebensweise von diesen nur wenig abweicht. Auch einen eigenen wilden Hund (Canis sumatrensis) besitzt die Insel, von dem keineswegs angenommen werden darf, daß er nur ein verwilderter Sprößling unseres gewöhnlichen Haushundes sei.

Auch der schöne seltene Nebelpanther oder Rimau Dahan (Felis macroscelis) ist ein echter Bürger Sumatra's. Die Grundfarbe seines Pelzes ist aschgrau mit verwachsenen unregelmäßigen Flecken. Sein Haar ist länger als bei andern Katzenarten und wunderbar fein. Die Eingeborenen versichern von diesem erst seit neuerer Zeit den Zoologen näher bekannt gewordenen Thiere, daß es nicht sehr wild sei und sich meistens von kleinen Säugethieren und Vögeln nähre, namentlich aber gern den Haushühnern nachgehe. Es wird behauptet, daß es den größten Theil seines Lebens auf den Zweigen der Bäume verbringe, dort auf seine Beute laure und als geschickter Kletterer sie namentlich in den Aesten verfolge. Erscheint so der Nebelpanther im Ganzen wenig gefährlich, so machen seine beiden Verwandten, der Königstiger und gewöhnliche Panther, die beide auch auf Java vorkommen, desto mehr von sich reden.

Wie die erste mächtige Katze auf Java ihre Raubzüge ausführt und Menschen wie Thiere überfällt, so verschont sie eben so wenig Sumatra und ist dort in

der Nähe mancher Orte zur förmlichen Landplage geworden, auf deren Ausrottung schon Preise ausgesetzt wurden.

Wenn auch nicht dem Menschen, so wird doch dem Vieh namentlich der Panther gefährlich, der oft mit den Büffeln wüthende Kämpfe ausführt und sie nicht selten übermannt. Auch die Vogelwelt Sumatra's bietet manches von Java Abweichende, was aber beiden Inseln zugleich angehört, ist auf Sumatra kräftiger von Wuchs, prächtiger und reiner von Farbe.

Weit mehr aber als die Thierwelt zogen mich die Landeingeborenen an und unter diesen vor allen wieder das Volk der Battaer, nach deren Dörfern ich wiederholt Ausflüge machte, sowie auch öfter eine Anzahl Radscha's aus dem Innern der Batta-Länder nach Pontschang kam, um sich mit dem Residenten zu besprechen, wodurch ich Gelegenheit hatte, dieses Volk in physiologischer und ethnographischer Beziehung, und zwar nicht wie ein auf schneller Durchreise begriffener Fremdling, sondern mit Muße zu beobachten. Die folgenden Skizzen dürften daher nicht ohne Interesse sein.

Unstreitig bietet eine Schilderung der Battaer in ethnographischer Hinsicht dem denkenden Leser nicht nur Befriedigung seiner Wißbegierde, sondern, was weit wichtiger ist, sie wird ihm Wahrheiten zur Anschauung bringen, die für das Leben der Völker wie des Einzelnen von hoher Bedeutung sind. Man wird vorzüglich erkennen, daß nichts für den Menschen in seiner individuellen und staatlichen Entwickelung schädlicher ist, als der moralische und geistige Stillstand, der noch durch enge Abgeschlossenheit und Mangel an Aufmunterung und Nacheiferung von außen verstärkt wird. Sobald nämlich das geistige und sittliche Streben nach höherer Entwickelung schweigt, gewinnt die sinnliche Lust, die sittliche Verderbtheit, das Laster in allen seinen häßlichen Gestalten die Ueberhand und bemächtigt sich des Menschen, so daß er in vieler Hinsicht unter dem Thiere steht, das kraft der Vormundschaft der schöpferischen Natur sich innerhalb der ihm gesteckten Grenzen bewegen muß.

Die Battaer bewohnen vorzüglich die Hochebenen von Tobah, Sipirok, Situnna und erstrecken sich nördlich bis über Sinkel, wo das Pupa- und Dura-Gebirge die Grenze zwischen ihnen und den Atschinesen bildet. Im Süden reichen sie bis in die Gegend von Ajer Bangis. Die holländischen Niederlassungen und Befestigungen sind bereits bis innerhalb ihrer Grenzen gerückt. So sind das Fort Elout, die Niederlassungen zu Rau und die Küstengegenden von Tapanoli von den Dörfern der Battaer umgeben. Mit Ausnahme etwa der Bai von Tapanoli finden wir aber die Battaer nur im Innern des Landes seßhaft, die Küsten haben sie seit undenklichen Zeiten gemieden, während die Malayen dieselben einnahmen. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, daß die Battaer auch wenig Handel mit anderen Völkern treiben und sich nie auf den Ozean wagen, charakterisirt sie schon als ein abgeschlossenes, eigenthümliches Volk. Noch jetzt ist es jedem Battaer verboten, sein Land zu verlassen. Jeder, der nur die entfernteste Lust zeigt, sich in's Ausland zu begeben, geräth in den Verdacht der Landesverrätherei und wird, wie der im Verdacht der Auskundschaftung stehende Fremde, nach dem Adat mit dem Tode

bestraft, der in der Regel nicht abgekauft werden kann. Eine traurige Anwendung dieses Gesetzes geschah im Jahre 1855 bei zwei katholischen Missionären, die für Spione angesehen, getödtet und verzehrt wurden. Dennoch ist die Schwierigkeit, in's Innere des Landes zu dringen, für Reisende mit einem muthigen Gefolge nicht sehr groß. Denn ist einmal der Battaer überzeugt, daß der Zweck der Reise kein politischer, sondern Befriedigung der Neugierde ist, so legt er dem Fremdling nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern zeigt sich selbst gastfreundlich und zuvorkommend. Zu einer solchen Ueberzeugung bringt man den Battaer, wenn man sich mit dem Radscha eines Küstendorfes bespricht und ihn ersucht, einen Boten bis zum nächsten befreundeten Dorfe mitzuschicken, welchen Dienst die Majestät selbst für eine Flasche Branntwein oder ein altes Gewehr versieht. Bei der Ankunft im nächsten Dorfe hält der Protektor an seinen Kollegen eine Ansprache, worin mit vielem Wortgepränge — denn auch der Battaer liebt, wie der Malaye, lange Reden — erklärt wird, daß der Fremdling freundliche Gesinnung hege und auf die Gastfreundschaft der Landesbewohner rechne. Der Radscha des nächsten Dorfes sorgt dann für die Empfehlung des Schützlings an die Bewohner des folgenden Dorfes. Aber auch ohne solche Empfehlungen kann man einen großen Theil der Batta-Länder bereisen, nur wird man etwaigen räuberischen Anfällen mit Kühnheit entgegentreten müssen, die dem feigen Battaer allemal Achtung abzwingt.

Der Battaer zeigt in seinem Körperbau und seinen Gesichtszügen unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Malayen, welchem Volksstamme er auch meiner Ansicht nach einst angehörte. Es scheint jedoch schon vor vielen Jahrhunderten eine Trennung des Batta-Stammes von den Malayen in politischer und sozialer Hinsicht stattgefunden zu haben. In der Schädelbildung und in den Gesichtszügen sind übrigens einige Verschiedenheiten beider Völker von einander zu bemerken. Unter den Battaern findet man häufig braune, ja selbst in's Blonde fallende Haupthaare, sowie die Hautfarbe etwas heller, als jene der malayischen Küstenbewohner ist. Die hervorstehenden Backenknochen der letzteren treten bei dem Battaer zurück und machen einem mehr ovalen Gesichte Platz. Ebenso findet man seltener die eingedrückte Nase, den wulstigen Mund, wodurch eine Annäherung zur indo-kaukasischen Rasse wahrnehmbar wird. Es berechtigen uns aber diese Abweichungen in der Gesichts- und Schädelbildung der Battaer und der Malayen nicht, eine ursprüngliche Verschiedenheit beider Völker anzunehmen. Nicht unmöglich ist es, daß die Battaer vor Zeiten eine Beimischung von Hindu-Blut erhielten, in Folge deren ihr Typus ein dem indo-europäischen mehr ähnlicher wurde. Sie selbst halten sich für die ersten Einwanderer aus dem Osten und glauben, ihr Reich sei, wie China und Rum, ein Theil von dem Alexanders des Großen.

In der Batta-Sprache, die übrigens mit der malayischen sehr verwandt ist und sich zur letzteren wie die holländische und dänische Sprache zur deutschen verhält, findet man eine größere Anzahl von Wörtern mit indischen Wurzeln als im Malayischen. Besonders enthält die Vulgärsprache (Hata Tohop) mehr Sanskrit, als die dem Malayischen ähnlichere Hofsprache (Hata-itan).

Zur Vergleichung der malayischen und der Batta-Sprache wollen wir hier eine Anzahl häufig vorkommender Wörter nebst Beifügung der deutschen Uebersetzung anführen:

Deutsch.	Malayisch.	Battaisch.	Deutsch.	Malayisch.	Battaisch.
Wasser	ajer	aik	trinken	menom	minom
Feuer	api	api	suchen	tjari	tjalei
Stein	Batu	Batu	eins	satu	sada
Oel	merjak	miak	zwei	dua	dua
Holz	Kaju	haju	drei	tiga	tollu
Ecke	Utjong	Vdang	vier	ampat	oppat
Auge	mata	mata	fünf	lima	lima
Nase	idong	aigong	sechs	anam	annam
Haar	rambut	obu	sieben	tudju	wittu
Zähne	gigi	ningi	acht	telapan	wallu
Hand	tangan	tangan	neun	sembilan	sembilan
Sonne	Matahari	Matahari	zehn	sepulu	sapulu
Ohr	Kuping	Suping	Pflanze	Ojot	Duhut
Löffel	Sindak	Sondok	Kokosnuß	Kalapu	Krampi
Tag	Ari	hari	Reis	Bras	Dahano
kurz	pendek	pondok	Fisch	Ikan	Dakai
dünn	tipis	na-nipis	Schwein	Babi	babi
wohlfeil	murra	momo	Monat	Bulan	Bulan
theuer	mahal	maul	Gott	Allah-talah	Daibatta.
essen	makan	mangan			

Die Battaer haben auch eine eigene Schrift, die von jener der übrigen Völker des Archipels verschieden ist. Als Papier gebrauchen sie weichen jungen Bambu. Zum Schreiben von Briefen, Verträgen und anderen Schriftstücken benutzt man Bambu von kleinerem Umfang, während für größere literarische Erzeugnisse die innere Rinde des Dammar-Baumes gebraucht wird. Diese wird in einer Länge von 2—3 Ellen und einer Breite von $^1/_2$—1 Fuß abgeschält, getrocknet, mit einem hölzernen Hammer plattgeschlagen und mit Reiswasser bestrichen. Als Federn dienen die steifen Stengelchen, die sich in dem Idschu genannten Stoff unter den Blattstielen der Zuckerpalmen finden. Der mit Zucker vermengte dunkle Saft des Dammar-Baumes wird als Tinte benutzt. Die langen Papierstreifen werden in viele kleinere Stücke zusammengefaltet und die äußern Blätter mit schwarz angestrichenem Holze belegt, so daß das Ganze einem Buche ähnlich sieht. Die Zahl derer, welche lesen und schreiben können, übersteigt die Derjenigen, welche es nicht verstehen, bei weitem. Die Battaer schreiben mit einem eigenthümlichen Alphabete und eigenen Vokalen, ohne Trennung der Worte, von unten nach oben, und die Reihen laufen von links nach rechts. Der Gebrauch von unten nach oben zu schreiben, mag von dem gewöhnlich als Papier verwendeten Bambu herrühren, dessen cylinderförmige Gestalt die Schrift mit wagrechten Linien unbequem macht.

Die Form der Batta-Buchstaben ist in den folgenden Typen dargestellt:

Anfangsbuchstabe bei einem mit einem Vokale beginnenden Worte.
= h
= m
= n
= r
= t
= s
= p
= l
= g
= dem englischen j in joke
= d
= ng in „Ding", „Wange"
= b
= w
= j
= ng oder n
= i
= u

Jeder dieser Buchstaben, mit Ausnahme der letzten beiden, wird für sich stehend mit dem Vokal a ausgesprochen, wie = hara. Um den Buchstaben mit einem anderen Vokale auszusprechen, werden verschiedene Zeichen gebraucht, deren Anführung uns aber von unserm Zwecke, den Leser mit der battaischen Schrift im Allgemeinen bekannt zu machen, zu weit abführen würde.

Die Battaer haben verschiedene Bücher, gewöhnlich astrologischen Inhalts. Am Anfange derselben sieht man häufig sonderbare Figuren gezeichnet, die Skorpione, Krokodile und andere schädliche Thiere vorstellen. Manche Buchstaben sind mit rother oder blauer Farbe geziert.

Die Dörfer der Battaer zeichnen sich im Allgemeinen durch ihre Unreinlichkeit aus. Die einzelnen Häuser sind, wie die der Malayen, auf Pfählen gebaut. Das Erdgeschoß bewohnen die Schweine, Hunde, Ziegen und Affen. Die Pisangstaude, Kokospalmen und andere Fruchtbäume fehlen in der Umgebung des Hauses und des Dorfes, denn der Battaer pflanzt seine Fruchtbäume nur in seinen Ladangs (unbewässerten Reisfeldern). Doch schafft sich die thätige Tropennatur Rath gegen die mit schädlichen Ausdünstungen erfüllte Luft und läßt häufig wildes Gesträuch mit üppigem Blätterwerk in den Zwischenräumen aufsprießen, so daß die durch Unreinlichkeit ungesund gewordene Luft durch die Pflanzen wieder gereinigt wird. Naht man sich am kühlen Morgen dem Batta-Dorfe, wie ich solches öfter bei Ausflügen nach Tapanoli und landeinwärts nach dem vom Flusse Batangtaroh durchschnittenen Gebirge that, so hört man schon von ferne außer dem Krähen der Hähne noch das Stoßen des im ausgehöhlten Block (Cossung) für das Bedürfniß des Tages gestampften Reises, welches, taktmäßig erfolgend, an das Dreschen erinnert, das während des Herbstes und Winters aus unseren heimatlichen Dörfern dem Wanderer entgegentönt. Gewöhnlich umfassen die Dörfer 15—20 Häuser, die, mit steilen Dächern versehen, 20—60 Fuß Höhe haben. Der Aufgang zur Wohnung, die gewöhnlich aus einem großen Zimmer besteht, wird durch eine Leiter vermittelt, die des Nachts aufgezogen wird, so daß das Haus eine kleine Festung bildet. Aber nicht blos das Haus des Battaers, auch

das ganze Dorf kann man als ein Fort betrachten, denn es ist mit Pallisaden umgeben und stachlige Bambugebüsche sind in doppelten Reihen gepflanzt, welche den kühnen Eindringling verwunden und ihn wehrlos gegen die von innen auf ihn gerichteten Angriffe machen. Diese Einrichtungen deuten schon auf ein feindseliges Verhältniß der verschiedenen Kampongs unter sich, und in der That sind die einzelnen Dörfer sehr häufig in Kriege gegen einander verwickelt. Die geringfügigste Ursache kann Anlaß zum Krieg geben. In der Regel sind es Beleidigungen, begangene Morde, auch Schuldforderungen, welche die feindliche Haltung zweier Dörfer gegeneinander veranlassen. Sobald die Feindschaft ausgebrochen ist, getraut sich kein Dorfbewohner ohne bewaffnete Begleitung aus den sicheren Pfählen hinaus; denn in der Regel suchen die Gegner sich im Hinterhalte zu überfallen und zu tödten. Selten kommt es zum Handgemenge auf freiem Felde, und selbst in diesem Falle halten sich die streitenden Parteien in respektvoller Entfernung von einander. Die feindliche Haltung zweier Dörfer kann oft Jahre lang dauern und mit der gänzlichen Verarmung beider Parteien, sowie Aufreibung der Einwohnerschaft enden.

Aus dem Umstande, daß die einzelnen Dörfer sich gegenseitig bekriegen, geht hervor, daß sie, gegenwärtig wenigstens, durch keine politische Vereinigung verknüpft sind, sondern daß jedes Dorf einen kleinen Staat für sich bildet. Der Radscha des Dorfes ist die höchste Person, der jedoch nur eine sehr beschränkte Gewalt über die Dorfbewohner eingeräumt ist. Seine Vorrechte bestehen hauptsächlich darin, daß er Anführer im Kriege ist und die Zusammenkünfte der Gemeindemitglieder im Balei oder Gemeindehause anordnet. Bestimmte Einkünfte genießt er nicht, doch bauen ihm die Dorfbewohner sein Haus, das aus Brettern besteht und höher ist als die Wohnungen der übrigen Dorfbewohner. Diese Unabhängigkeit der einzelnen Dörfer und ihr Bestehen als selbständiger Staat datirt sich aber erst aus neuerer Zeit. Früher hatten die Battaer allerdings Könige, und damals mag es überhaupt um den politischen und sittlichen Zustand des Volkes besser gestanden haben. Noch im vorigen Jahrhundert war das Batta-Land in drei Fürstenthümer getheilt, nämlich in jenes von Simamora, Batu Salindong, und Batu Gopit. Die Macht der Fürsten scheint aber durch die untergeordneten Vasallen und Dorfhäuptlinge sehr beschränkt gewesen zu sein, bis sich endlich letztere ganz unabhängig machten und der ganze Staatskörper in lose Trümmer zerfiel.

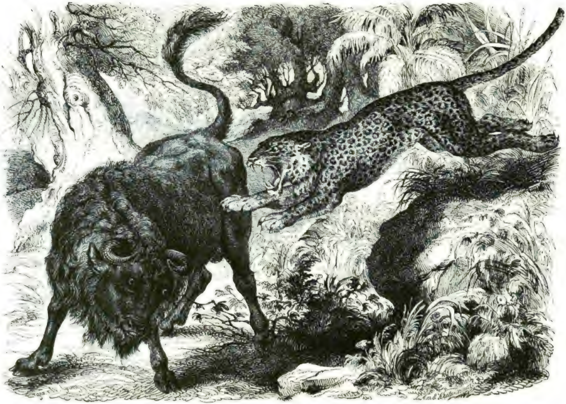
Der Battaer steht dem Malayen in der industriellen Thätigkeit bei weitem nach, und insbesondere entbehrt er jede Anregung für die Industrie in ihren verschiedenen Abzweigungen, sowie überhaupt für geistige Thätigkeit, Handel, Verkehr und Schifffahrt. Dennoch sehen wir den Battaer in Schmiedewerkstätten seine Waffen verfertigen, die in Gewehren mit Schlössern oder Lunten, in Lanzen mit eisernen Spitzen und langen Messern bestehen. Auch sein Schießpulver macht sich der Battaer selbst, und zwar holt er den Salpeter aus der Erde unter alten Häusern. Dieser hier gewonnene Salpeter ist freilich nicht rein, sondern mit Ammoniak-Salzen vermengt, doch ist er für den Gebrauch genügend.

Die Erzeugnisse der Battaer lernt man am besten an den wöchentlich an manchen Orten abgehaltenen Markttagen kennen. Zu Tapanoli ist gewöhnlich am Mittwoch Markttag, und an solchen Tagen ziehen aus verschiedenen Gegenden Käufer und Verkäufer dahin, so daß es von Fremden wimmelt. Merkwürdig fand ich es, daß die Männer sämmtlich bewaffnet erscheinen, was doch gegenseitiges Mißtrauen voraussetzt. Zwar gebietet es die Sitte, daß an solchen Tagen jede Fehde unter streitenden Parteien aufhört und die sonst feindlich im Kampfe sich Gegenüberstehenden hier ihre Geschäfte ruhig, ohne sich gegenseitig zu belästigen, ausführen können; trotzdem aber kommt es nicht selten zu Streitigkeiten und oft zu meuchlerischem Morde.

Auf dem Markte werden Geschirre verschiedener Art, Messingpfeifen, Tabak, Benzoë, Kampher, Waffen, blaue und rothe Zeuge, Idschu, Cassia, Elfenbein und andere Landeserzeugnisse verkauft. Was das Elfenbein betrifft, so könnte der Handel in diesem Artikel auf Sumatra weit bedeutender sein, da die Elephanten in vielen Gegenden der Insel in großer Zahl gefunden werden, doch hat man dieses Thier, von welchem man auf dem asiatischen Kontinent so bedeutenden Nutzen zu ziehen weiß, auf dem Indischen Archipel bis jetzt noch gar nicht als Hausthier benutzt. Es wäre höchst wünschenswerth, wenn die holländische Regierung in dieser Hinsicht anregend auf die Bevölkerung wirken würde. Die Einwohner Sumatra's tragen die Erzeugnisse ihres Bodens, namentlich auch Reis, Kaffee, Zucker, bei Ermangelung von Landstraßen über die Gebirge nach dem Strande auf ihrem Rücken, während die Elephanten nach gehöriger Abrichtung ihnen diese Mühe abnehmen könnten.

Die holländische Regierung hat in neuester Zeit auch angefangen, die in der Nähe ihrer Niederlassungen wohnenden Battaer zur Kultur von Kolonial-Produkten anzuhalten, und hat der zu Pontschang wohnende Resident von Tapanoli für die Thätigkeit der Battaer in dieser Hinsicht zu sorgen. Die erzeugten Produkte werden, wie auf Java, für einen bestimmten Preis den Regierungs-Magazinen eingeliefert. So gering indessen die Quantität der Produkte ist, die ein jedes Dorf zu liefern hat, und so sehr die Mühe des Bebauers durch gute Bezahlung belohnt wird, so betrachtet der Battaer doch auch diese Arbeit als eine unerträgliche Last, der er sich zu entziehen wünscht. Nur sehr langsam wird es der Regierung gelingen, den Battaer zur Arbeit und zu einer höhern sittlichen Entwickelung zu bringen.

Auffallend mag es sein, daß ein Volk von gutmüthigem Charakter, welches dem Ackerbau und der Industrie nicht fremd ist, eine originelle Schrift und eine, wenn auch sehr ärmliche Literatur besitzt, und bei welchem — was sehr bemerkenswerth ist — die Mehrzahl der männlichen Bevölkerung des Lesens und Schreibens kundig ist, daß ein solches Volk der fürchterlichen Sitte der Menschenfresserei ergeben ist. Bevor wir über deren Ursprung und die Art, wie sie gegenwärtig noch ausgeführt wird, sprechen, wollen wir noch Einiges von der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen dieses räthselhaften Volkes anführen, woraus vielleicht geschlossen werden kann, daß das Batta-Volk als ein entarteter Stamm zu betrachten ist, der, einst einer höheren Kultur theilhaftig, durch Abschließung von den Nach-



Büffel, vom Panther überfallen.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

barvölkern und durch Vernachlässigung der geistigen Fortbildung allmälig zu dem tiefsten Grad menschlicher Verkommenheit gesunken ist.

Das Batta-Volk liefert dem Studium der sozialen Verhältnisse wichtige Lehren; sein gegenwärtiger Zustand zeigt die Nothwendigkeit des Völkerverkehrs zur Aufrechthaltung einer gewissen sittlichen Höhe, wenn nicht bereits durch andere Institutionen bei kultivirten Völkern für die sittliche Verbesserung gesorgt ist. Wir sehen ferner, daß ein Stehenbleiben in der Kultur nicht wohl möglich ist und daß ein Volk, welches nicht vorwärts schreitet, unvermeidlich Rückschritte thut.

Frägt man den Battaer nach seinen Voreltern, nach den Dingen, die sich in früheren Zeiten zugetragen, und auf welche Weise sein Volk zu den gegenwärtigen Zuständen gekommen, so weiß er darauf nur Unbestimmtes zu antworten, aus dem jedoch so viel hervorzugehen scheint, daß er eine längst dahin geschwundene glücklichere Zeit beklagt. In alten Tagen, erzählt er, war die Welt (wahrscheinlich das Batta-Volk) glücklich. Alles lebte in Friede und Eintracht. Aber da kam der böse Geist (Begu Nolalain) und streute Zwietracht zwischen die Bewohner der einzelnen Dörfer, so daß sie Kriege führten und sich unter einander aufzehrten. Nach dieser unter den Battaern verbreiteten Sage scheint in früheren Jahrhunderten ein einiger Battaer-Staat mit vernünftigen Einrichtungen bestanden zu haben. In der That ist wahrscheinlich, daß erst durch die Kriege der einzelnen Dörfer gegen einander und endlich durch die Wuth, den Durst nach Rache und insbesondere durch die Versunkenheit in sinnliche Lust der Kannibalismus entstanden ist. Laut den Berichten europäischer Reisender bestand dieser letztere bei den Battaern schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Nicolo di Corti berichtet uns vom Jahre 1449: „In einem gewissen Theile dieses Eilandes (Sumatra), genannt Batach, ißt das Volk Menschenfleisch. Sie sind beständig im Kriege mit ihren Nachbarn, bewahren die Skelette ihrer Feinde als Kleinode, gebrauchen sie wie Geld, und Derjenige wird für den reichsten Mann gehalten, der die meisten Skelette von Feinden besitzt."

Auf eine früher bestandene höhere Kultur deuten auch noch die durch Ueberlieferung bekannten und noch jetzt zur Richtschnur dienenden Gesetze (Adat).

Wir haben oben durch die Aehnlichkeit der Batta-Sprache mit der malayischen es als wahrscheinlich hingestellt, daß die Battaer einen Theil des Malayen-Volkes ausmachten. Wir finden in der That bei den Battaern alle jene üblen Eigenschaften in verstärktem Grade wieder, welche den Malayen zur Last gelegt werden. Sehen wir uns zuerst in den häuslichen Verhältnissen um. Wenn schon der Malaye sein Weib nicht allzu schonend behandelt, so finden wir bei dem Battaer das weibliche Geschlecht unter allen Verhältnissen zur Sklaverei verurtheilt. Dem Manne steht es frei, seine für eine gewisse Summe vom Schwiegervater gekaufte Frau wieder zu verhandeln und mit ihr überhaupt nach Willkür zu verfahren. Es hat mich unangenehm überrascht, die Frauen der Battaer auf dem Felde arbeiten zu sehen, während die Männer dem Spiele sich überließen oder aus ihren großen kupfernen Pfeifen rauchten. Der tyrannische Ehemann steht nicht einmal auf dem Felde mit seiner Flinte Schildwache, um die arbeitenden Frauen vor den Ueberfällen von

Tigern zu schützen; erstere müssen unter großen Körben ihre Arbeiten verrichten, welche in der Regel Schutz gegen die Tiger bieten. Da nämlich dieses Raubthier sein Opfer durch einen Sprung aus dem Hinterhalte überfällt und sich sogleich zurückzieht, wenn der erste Ueberfall mißlang, so geschieht dies auch in dem Falle, wenn seine Tatzen wol den Korb, nicht aber die darunter befindliche Frau ergriffen. In Fällen von Ehebruch wird der Mann mit dem Tode bestraft, die Frau hingegen wird als Sklavin verkauft. Wir ersehen aus diesem eigenthümlichen Gesetze, daß nur der Mann als zurechnungsfähig, die Frau hingegen als willenlos betrachtet wird.

Die Sklaverei ist bei den Battaern allgemein eingeführt. Für eine verhältnißmäßig geringe Summe kann Jemand in den Fall kommen, seine Person verpfänden zu müssen und seinem Gläubiger als Sklave zu dienen.

Merkwürdig ist das Verbot des Verkaufes von Grundstücken bei den Battaern, wodurch in jeder Familie eine Art Fideicommiß besteht, indem bei einem Sterbefalle nur die Erben in den Grundbesitz des Verstorbenen treten dürfen, welche ihrerseits das Erworbene zeitlebens behalten müssen. Ein solches, den Besitz in einer Familie sicherndes Gesetz kann nur die Folge eines langen, civilisirten Völkerlebens sein. Viele Erfahrungen über die Verarmung durch Entäußerung der Grundstücke führten zu diesem Gesetz, das neuerdings unsere Vermuthung befestigt, daß früher eine höhere Kultur und stärkere Bevölkerung unter den Battaern vorhanden war. Denn nach der jetzigen Bevölkerung des Batta-Landes, das sehr fruchtbar und gemäß seines Aequatorial-Klimas einer beständigen Bebauung fähig ist, hat man eine solche Vorsicht zur Verhütung von Verarmungen nicht nöthig. Letztere treten vielmehr gegenwärtig häufig in Folge der ewigen Fehden und durch die Trägheit der Bewohner, die ihre Felder brach liegen lassen, ein. Nach den von mir vielfach eingeholten Erkundigungen und nach den annäherungsweise in holländischen Journalen angegebenen Schätzungen, mag die Einwohnerzahl der Batta-Länder nicht mehr als 200,000 Seelen betragen, welche auf einem Terrain von 800 Quadratmeilen vertheilt sind, so daß auf eine Quadratmeile ungefähr 250 Menschen kommen, während das Land, nur mäßig gut bebaut, die zehnfache Einwohnerzahl ernähren könnte, selbst wenn man die höhern Gebirgsländer abrechnet. Denn von den genannten 800 Quadratmeilen sind gegenwärtig nur etwa 65 wirklich angebaut, so daß eine Quadratmeile 2460 Menschen ernährt. Hingegen finden sich in den Batta-Ländern über 150 Quadratmeilen Land, welche die Merkmale eines alten Kulturbodens an sich tragen und jetzt mit Alang oder Gesträuch bewachsen sind.

Außer den die Bevölkerung aufreibenden Kriegen waren es auch die Malayen, welche einen Theil der Batta-Länder unterjochten und die Einwohner mit Härte und Grausamkeit behandelten. Wenn man von Siboga östlich über die 2000 Fuß hohen, das Thal von Batang toruh begrenzenden Gebirge, welche der Fluß gleiches Namens durchströmt, kommt, so gelangt man in ein reizendes, viele Meilen von Südwest nach Nordost ziehendes Thal, welches gegenwärtig unbewohnt ist, aber noch im Anfange dieses Jahrhunderts zahlreiche Dörfer in sich schloß. Die

Bevölkerung wich den Bedrückungen und Beraubungen der Malayen, welche einen großen Theil der Ernte für sich in Anspruch nahmen, die muthigsten Männer zu Sklaven machten und die Frauen schändeten.

Die oben erwähnten, den Frauen aufgebürdeten Feldarbeiten, wozu noch die häuslichen Geschäfte kommen, müssen dieselben auch während der Schwangerschaft verrichten. Nur den Frauen des Radscha's wird es vergönnt, vom siebenten Monate an zu Hause zu bleiben und sich der schweren Arbeiten zu enthalten. Hebammen kennt man bei den Battaern nicht. Bei der Geburt, die in der Regel leicht von Statten geht, helfen einige Nachbarinnen. Wenn das Kind zur Welt gebracht ist, erhält die Frau ein kleines Geschenk von ihrem Manne. Einige Feierlichkeiten finden bei der Namengebung statt, welche gewöhnlich am vierten Tage nach der Geburt erfolgt. Das Kind wird in Begleitung der meisten Dorfbewohner zum nächsten Bach getragen, dort gewaschen, und der Vater spricht den Namen des Kindes, den es fortan trägt, laut und deutlich aus. Was die Erziehung der Kinder anlangt, so lernen diese das Meiste eigentlich nur durch den täglichen Umgang mit den Dorfbewohnern und insbesondere in den öffentlichen Versammlungen, welche sie schon, wie die Malayen, im Knabenalter besuchen. Die Kenntniß von den Adats (Gesetzen, Gebräuchen), sowie der Gebrauch der Waffen ist das Wesentlichste, was ein Batta-Knabe sich anzueignen hat, und dies erlernt er gleichsam spielend. Anders verhält es sich mit der Schreibkunst. Die Radscha's und die reichern Bewohner schicken zu einer Zeit, wo der Sohn oder die Tochter in's reifere Alter gelangt, zu einem Manne, der im Rufe steht, die Schreibkunst besonders zu verstehen. Der nöthige Unterricht dauert zwei bis drei Monate, nach deren Ablauf die literarischen Studien des Battaers vorläufig beendet sind.

Größer als die Ceremonien bei der Geburt, sind die bei einem Sterbefall. Stammt der Verstorbene aus keiner angesehenen Familie, so wird er schon am vierten Tage nach dem Tode begraben, und zum Leichenschmaus wird ein Schwein oder einige Hühner geschlachtet. So sehr ist der Battaer den sinnlichen Genüssen ergeben, daß er selbst den Tod der nächsten Angehörigen, der den tiefsten Eindruck auf die meisten Menschen macht, zur Befriedigung seiner Gefräßigkeit benutzt. Ist der Verstorbene der Radscha eines Dorfes, und war er nicht reich, so bleibt er einen Monat über der Erde. Die Weiber heulen täglich ein paar Stunden in und vor dem Hause; am Begräbnißtage werden ein oder einige Karabauen geschlachtet, welche die Leidtragenden verzehren, und nicht leicht findet sich ein Beispiel, daß der Schmerz der Hinterbliebenen über den erlittenen Verlust ihren Appetit vermindert hätte. Ein angesehener, über ein großes Dorf gebietender und mit mehreren Kollegen in Verbindung stehender Radscha bleibt so lange nach seinem Tode unbegraben, bis der an seinem Sterbetage ausgesäete Reis zur Reife gelangt ist. Von dem aus dem verwesenden Körper sich entwickelnden üblen Geruche werden die Hausbewohner jedoch nicht sonderlich belästigt, weil der gewöhnlich aus dem Stamme des Moschusbaumes (**Durio Zibethinus**) verfertigte Sarg fast hermetisch geschlossen ist. Der Stamm wird in der nöthigen Länge abgehauen, hierauf in der Mitte gespalten und jede Hälfte so weit ausgehöhlt, daß der mit Tüchern

umwundene Leichnam in der Höhlung Platz hat. Wenn die beiden aufeinander passenden Baumhälften den Leichnam in sich schließen, dann werden sie, mit Rotang fest umwunden, bis zur Beerdigung bewahrt. Das Begräbniß findet mit vielen Ceremonien statt. Eine große Zahl Karabauen wird geschlächtet, deren Hörner und Kinnbacken das Grab zieren. Bevor der Sarg in das Grab gesenkt wird, tritt der älteste Sohn oder der Bruder des Verstorbenen zum Sarg und spricht die Worte: „Jetzt wirst du nie mehr die Sonne sehen.“

Aus Allem, was wir bis jetzt von den Battaern erzählten, wird man wol schon entnehmen können, daß sie nur sehr dunkle und verwirrte religiöse Begriffe haben. Dennoch läßt sich der einstige Einfluß der Hindu nicht verkennen, und es bestehen noch Nachklänge des freilich fast ganz verwischten Brahma- oder Buddhadienstes. Die Battaer haben eine Art Priesterstand oder Zauberer, Guru (ein bekannter indischer Name) geheißen. Diese Leute nehmen die Eide ab, verkündigen bei verschiedenen Unternehmungen die glücklichen oder fatalen Tage und bringen auch den Gottheiten Opfer. Als solche erkennen sie drei, nämlich Batara Guru, Sori-Pada und Mangalla-Bulang. Der erste ist der Herr des Himmels, der Vater aller Menschen und Schöpfer der Erde, welche Anfangs auf den Schultern und dem Haupte des Naga-Padoha ruhte. Als die Erde immer größer wurde, schüttelte der Träger das Haupt, so daß die Erde sank und nichts als Wasser übrig blieb. Da schickte Batara Guru seine Tochter Puti-Orla-Bulan in die niederen Regionen. Zugleich fiel das Gebirge Bakarra vom Himmel, um welches herum die Erde sich wieder von Neuem bildete. Die Erde wurde wieder von Naga-Padoha getragen und Batara Guru band ihm Hände und Füße fest, damit er seine Last nicht wieder fallen ließ.

Die zweite Gottheit hat über die Luft zwischen Himmel und Erde zu gebieten und die dritte über die Erde selbst. Außerdem giebt es noch allerlei Götter, und besonders böse Geister. Die letzteren sind die Ursache aller üblen Zufälle, und um ein Unglück abzuwenden, werden die Priester gefragt, welcher der bösen Geister es herbeigeführt und durch welches Mittel derselbe beschwichtigt werden kann. Die Antwort lautet stets dahin, daß ein Opfer gebracht werden muß, und zwar ein Büffel, eine Ziege, ein Pferd, ein Schwein oder Geflügel, je nach den Vermögensverhältnissen des vom Unglück Heimgesuchten.

Beim Tode, sagen die Battaer, entweicht die Seele aus den Nasenlöchern und wird durch den Wind weiter geführt, und zwar in den Himmel, wenn der Mensch hier tugendhaft gelebt. Im entgegengesetzten Falle kommt der Mensch in einen großen Kessel, der so lange dem Feuer ausgesetzt wird, bis Batara Guru verkündet, die Sünden seien gebüßt, worauf er den im Fegefeuer Gereinigten in den Himmel aufnimmt. Einst wird eine Zeit kommen, wo die Fesseln von Naga-Padoha gelöst werden, und die Erde wird zu Grunde gehen. Batara Guru wird dann die Seelen aller Guten zu sich nehmen, die der Bösen aber der Qual aussetzen.

Wenn der Battaer eines Verbrechens angeklagt wird und betheuert, unschuldig zu sein, so wird er bisweilen zur Ablegung eines Eides verurtheilt. Der Beklagte nimmt etwas Reis in den Mund und wünscht, es möge derselbe zu Stein werden

und seine Eingeweide verzehren, wenn er des Verbrechens schuldig sei, dessen man ihn bezüchtigt. Auch hält der Beschuldigte eine Flintenkugel in die Höhe und betheuert, er möge im Gefechte fallen, wenn er nicht unschuldig sei.

Geht aus dem Gesagten mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Battaer früher einer höheren Kultur sich erfreuten und zum Malayenvolk gehörten, später aber durch Isolirung, durch Mangel an Verkehr mit andern Völkern, durch das Aufgeben von Handel und Schifffahrt und besonders auch durch inneren politischen Zerfall in Moral und Sitte tief gesunken sind, so erscheint auch die endliche Einführung der Menschenfresserei uns weniger räthselhaft.

Der Königstiger auf Sumatra.

Diese ist nämlich nichts Anderes, als der höchste Ausdruck der Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit, welche beide überhaupt beim Battaer im höchsten Grade sich zeigen. Seine unbändige Eßlust erstreckt sich auf alle Thiere, welche den civilisirten Völkern ekelhaft erscheinen, als Katzen, Ratten, Leguane, kranke Hunde und dergleichen. Die rohe Sinnlichkeit und moralische Entartung des Battaers zeigt sich auch in geschlechtlicher Hinsicht auf eine entwürdigende Weise, indem unnatürliche Laster, Erfindungen gemeiner Sinnlichkeit an der Tagesordnung sind, so daß sie in

Digitized by Google

dieser Beziehung weit unter das Thier herabgesunken sind. Selbst die Gräber ihrer Verwandten zieren sie mit gemein-sinnlichen Figuren. Vielleicht wollen diese Menschen sich über den Verlust der Ihrigen dadurch trösten, daß durch die Zeugung neue Geschöpfe an die Stelle der dahingeschiedenen treten. Sowie Zorn und Rachsucht beim sinnlichen Menschen hervorragende Eigenschaften sind, so haben sich dieselben auch beim Battaer in hohem Grade ausgebildet. Seine Wuth nach erlittener Beleidigung kennt keine Grenzen. Denken wir uns nun einen solchen wuthentbrannten, der Sinnlichkeit ohnehin ergebenen Menschen im blutigen Kampfe gegen seinen Feind begriffen, so läßt sich die Möglichkeit wohl denken, daß der Gedanke, den Feind zu verschlingen, im Paroxysmus der Leidenschaft entsteht. So wie der Kannibalismus gegenwärtig bei den Battaern besteht, macht er einen integrirenden Theil der Gesetzgebung aus. Gewisse Verbrechen werden mit dem Tode und nachfolgender Verzehrung bestraft. Außerdem sind es die Kriegsgefangenen, denen das schreckliche Loos vorbehalten ist, dem Sieger als Schmaus zu dienen. Der Adat schreibt vor, daß die außerhalb des Kampong mit den Waffen in der Hand gefangenen Feinde lebendig verzehrt werden müssen, d. i. ohne vorausgegangene Tödtung. Der Unglückliche wird an einen Pfahl außerhalb des Dorfes gebunden, der Radscha hält vor der zum Feste versammelten Menge eine Rede, worin er zu beweisen sucht, daß der Verurtheilte der schlechteste und dem Kampong feindseligste Mensch sei, und daß man nichts Besseres thun könne, als ihn aufzuessen. Hierauf zieht jeder der Versammelten ein Messer, und mit teuflischer Wuth wird das wimmernde Schlachtopfer zerstückelt. Augenzeugen haben mir noch manche bei solchen Exekutionen stattfindende Umstände erzählt, die zu berichten zu widerlich sind.

Spione und Landesverräther werden ebenfalls verzehrt, doch geht bei diesen erst die Tödtung durch Lanzenstiche voraus. Zu erwähnen ist noch, daß die Todesstrafe durch eine gewisse Summe Geldes abgekauft werden kann. Tödtung durch Lanzenstiche mit nachfolgender Aufzehrung findet auch statt, wenn jemand wegen Ehebruches mit der Frau des Radscha zum Tode verurtheilt wurde.

Der Pfahl, an welchem der Verurtheilte gebunden war, während er den Tod erlitt, wird gewöhnlich von dem Guru genommen, in den Wald getragen und während dreier Tage dort mit allerlei eingekerbten Figuren versehen. Am vierten Tage kehrt der Guru mit seinem Pfahl zurück, den er nun als Zauberstab benutzen kann.

Andere Fälle, als die drei genannten, geben keinen Anlaß zur Menschenschlachtung, und unwahr ist die in Ostindien umlaufende Behauptung, daß die Battaer Menschenfleisch als gewöhnliche Nahrung zu sich nehmen. Allerdings giebt es einige Erzkannibalen, welche Sklaven kaufen, sie wie das Vieh eine Zeitlang mästen und dann schlachten. Doch sind solche Leute selbst von den Battaern verachtet. Merkwürdig ist, daß die Battaer aus ihrer Gewohnheit, sich bisweilen an dem Fleische ihrer Mitmenschen gütlich zu thun, nicht nur kein Geheimniß machen, sondern gar nicht daran denken, daß sie sich hierdurch bei andern Völkern in Verachtung setzen. Als ich zu Pontschang einen der dort versammelten Radscha's aus dem Innern des Landes fragte, ob er auch schon Menschenfleisch gegessen, antwortete er ganz naiv: „In diesem Jahre sind in unserer Gegend nur 16 gegessen

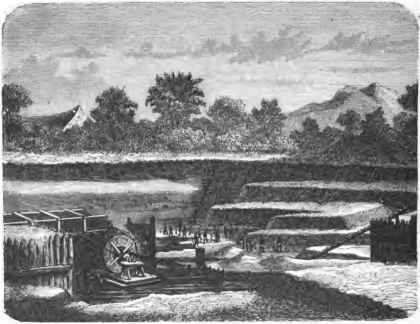
worden." Ich sah ihn mit Entsetzen an, er aber schien nicht zu wissen, daß den Europäern die Menschenfresserei ein Greuel ist. Anders verhält es sich freilich mit den Küstenbewohnern und jenen Battaern, welche an der malayischen Grenze wohnen. Diese scheinen sich allerdings der Gewohnheit ihrer Landsleute zu schämen und dieselbe abgelegt zu haben. Die Holländer scheinen hier nicht die Pflichten der Humanität beachtet zu haben, da sie bis jetzt die Anthropophagie nicht durch strenge Maßregeln unter den Battaern ausrotteten. Bei der politischen Zersplitterung des Batta-Landes in einzelne, kaum 60—80 wehrhafte Männer zählende Dörfer, könnte man mit einer geringen Zahl Truppen in kurzer Zeit das ganze Batta-Land zur Unterwürfigkeit zwingen und auf's Strengste die Fortsetzung der wilden Sitte verbieten. Die Anlegung einiger Forts im Innern der Batta-Länder könnte diesem Verbote den gehörigen Nachdruck und die Sicherung eines guten Erfolges geben. Indessen haben die Kultivirungs-Versuche der Holländer in neuester Zeit ziemliche Fortschritte gemacht. Die Regierung begünstigt namentlich die Ausbreitung des Muhamedanismus unter den Battaern. Auch hat man in neuester Zeit battaische Jünglinge in den Schullehrer-Seminarien zu Batavia und Padang ausgebildet und dieselben veranlaßt, in ihrem Vaterlande Schulen zu errichten.

Ich habe später Gelegenheit gehabt, auch die Ostküste Sumatra's und die weltberühmte Zinn-Insel Banka flüchtig kennen zu lernen. Mit der Brigg Zwaluw (Schwalbe) segelte ich im Februar 1845 von Batavia nach den Philippinen und Makao, und auf dieser Fahrt, während welcher wir von heftigen Gegenwinden vielfach aufgehalten wurden, war es, daß wir die Ostküste Sumatra's berührten. Sie zeigte sich nach zweitägigem Segeln als niedriger bewaldeter Saum gegen Nordnordwest. Ausgedehnte Alluvialgründe, bedeckt mit undurchdringlichen Wäldern, bilden einen großen Theil der nordöstlichen Küste Sumatra's bis zur Mündung des Flusses Palembang, an dessen Ufern die alte malayische Hauptstadt gleiches Namens erbaut ist. Die schon früher erwähnte alluviale Ausbreitung von Ostsumatra, im Gegensatze zur gebirgigen westlichen Hälfte der Insel, macht auch die von manchem Geographen geäußerte Vermuthung unwahrscheinlich, daß Sumatra einst mit dem Festlande Asiens und namentlich mit Malakka zusammenhing. Im Gegentheil ist die Länderbildung Ostsumatra's ein Erzeugniß der jüngsten geologischen Thätigkeit, durch die das Meer zwischen Sumatra, Malakka und Borneo eingeschränkt wurde.

Sobald wir die Küste in Sicht hatten, wandten wir uns wieder östlicher und segelten durch die Straße von Banka, die sich zwischen der mit hohen felsigen Ufern versehenen Insel dieses Namens und Sumatra hinzieht. Oft zeigten sich dem bewaffneten Auge die wolkenumhüllten Umrisse der blauen Berge, deren Formen mich lebhaft an das südbayerische Gebirge erinnerten.

Die Insel Banka, ein wahrer Schatz für die Holländer, ist wegen des dort vorkommenden Zinnes berühmt. Das über den Erdboden nicht sehr weit verbreitete Metall wird von Banka in Blöcken von 50 niederländischen Pfund nach Holland geführt, wo es wegen seiner vorzüglichen Reinheit schnell Absatz findet.

Wie bei den meisten Gebirgsarbeiten im asiatischen Archipel, sind es auch auf Banka die Chinesen, welche die Schachte schlagen und die Verhüttung der Erze in den Schmelzwerken besorgen. Ungefähr 14,000 Söhne des himmlischen Reiches finden durch Handel und Bergbau hier ihren Unterhalt. Schon im Jahre 1740 gewannen sie 25,000 Pikul Zinn. Seit jener Zeit hat sich die jährliche Ausbeute dieses Metalles bedeutend gehoben; sie beträgt gegenwärtig zwischen 70,000 und 80,000 Pikul. Alles gewonnene Zinn wird in die Regierungs-Magazine geliefert, in denen von der Regierung 16 Gulden für den Pikul bezahlt werden.



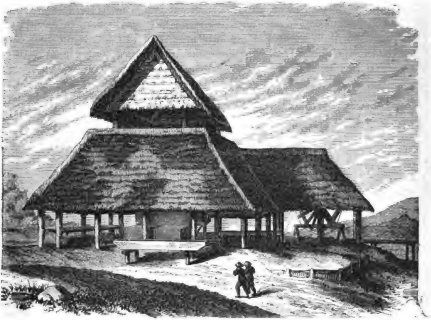
Zinnmine auf Banka.

In Holland dagegen wird der Pikul durchschnittlich für 70 bis 80 Gulden verkauft. Schon diese einfachen Zahlen beweisen, welch glänzendes Geschäft die niederländische Regierung mit diesem Monopolhandel macht. Die Rechnungsabschlüsse zwischen dem Mutterlande und den ostindischen Kolonien weisen für das Jahr 1859 eine Einnahme von 6,450,000 Gulden für Banka-Zinn aus, während die Auslagen nur 1,550,000 Gulden betrugen.

Die gewöhnlichste Form, in welcher das Zinn in der Natur vorkommt, ist die als ein sehr hartes und schweres Gestein, Zinnstein, das theils derb, theils in Krystallen gefunden wird. An gewissen Oertlichkeiten sind die ursprünglichen Muttergesteine der Zinnerze durch gewaltige Naturkräfte zertrümmert, pulverisirt,

verwaschen und weggeführt werden, und alle Metalle, die den Zinnstein sonst begleiteten, spurlos verschwunden; er selbst aber, unangreifbar für Luft, Wasser und Säuren, ist in Schutt und Erdreich eingebettet zurückgeblieben.

In dieser Art des Vorkommens war das Zinnerz nicht allein am leichtesten zu entdecken, sondern man erhielt auch mit geringer Arbeit sogleich das schönste Zinn, denn das Erz hat hier durch Naturwirkungen eine Säuberung erfahren, wie sie auf künstlichem Wege gar nicht oder doch nur mit schweren Kosten beschafft werden könnte.



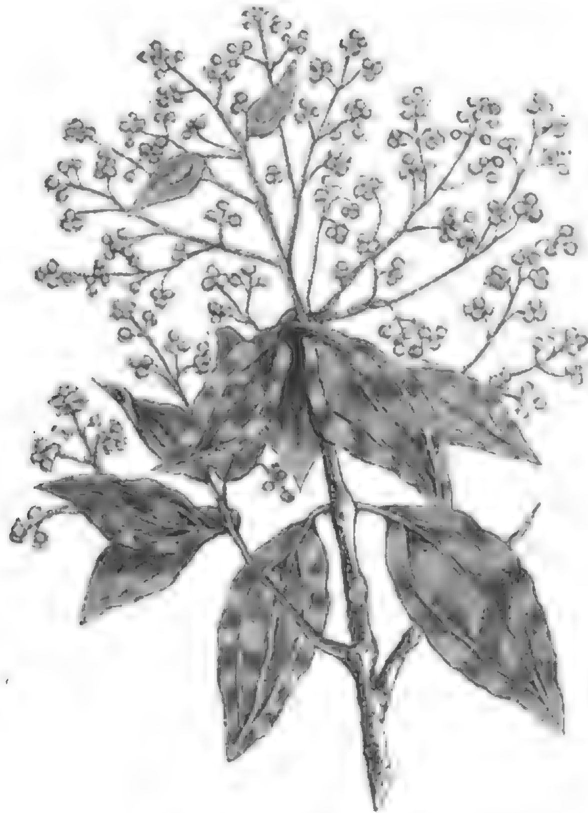
Schmelzhaus auf Banka.

Die Orte, wo derartige Zinnerze gewonnen werden, heißen **Seifen**, was so viel bedeutet wie Wäschen, denn in der That besteht die ganze Arbeit, um das Erz in schmelzwürdigem Zustande zu gewinnen, nur in einem Verwaschen des aufgegrabenen Erdreichs und Gruses.

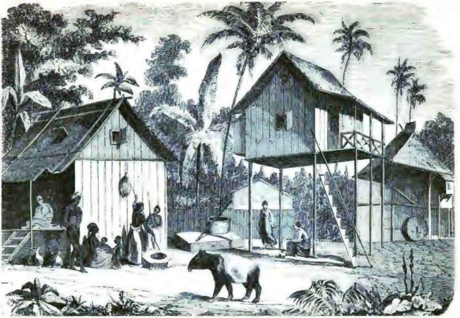
In Banka beruht die Zinngewinnung zum bei weitem größten Theil auf Wäscharbeit. Man gräbt und wäscht das Erdreich dort entweder ganz oberflächlich oder wenigstens nur bis zu verhältnißmäßig geringer Tiefe und hält sich hauptsächlich an das Anschwemmungsland von Gebirgsflüssen. Die Abbildung giebt uns eine Vorstellung von einer Zinnmine der größten Art (Kolong-Mine), die auf Banka fast ausschließlich von Chinesen bearbeitet wird. Der primitive Charakter

der ganzen Behandlungsweise prägt sich noch entschiedener in der Abbildung von dem Schmelzhause aus, welches die andere Figur uns vor Augen führt.

Zinnbergbau wird schon seit uralten Zeiten auf Banka betrieben, und man glaubt, daß die Alten einen Theil des Zinns zu ihren Bronzewaffen von hier bezogen. Das Zinnerz ist das einzige Material, aus dem es gewonnen werden kann, und dieses kommt nur spärlich vor. Die malayischen Gegenden, England, das nördliche China und das Erzgebirge sind die bis jetzt bekannten Fundorte. Die Alten bedurften des Zinns so gut wie der Seide und der Gewürze, und sie verschafften es sich sowol von Osten als Westen; die Phönikier holten bekanntlich Zinn von den englischen Küsten, ein großer Theil kam aber von Hinterindien, von Banka, auf dem Ueberlandwege nach dem Mittelmeere und wurde dort zu Bronze verarbeitet. Dies ist wenigstens die allgemein giltige Ansicht, wenn auch einige Gelehrte widersprechen, daß von Banka aus jemals Zinn nach den Ländern am Mittelmeere gekommen sei.



Zweig des Zimmtbaums.



Malayische Wohnhäuser.

Drittes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Malayen.

Ursprünglicher Sitz und Ausbreitung der Malayen. — Körperliche Eigenthümlichkeiten. — Ihre Zahl, Sprache, Literatur. — Die Sekte der Padries und Vernichtung derselben durch die Holländer. — Aufstand der Malayen gegen die Niederländer. — Heldenmüthige That eines holländischen Sergeanten. — Nationalstolz. — Das Amok-Laufen. — Staatsverfassung. — Titel des Maharadscha. — Verwaltungs-System der Holländer. — Industrielle Thätigkeit der Malayen. — Ihre Waffen. — Goldwaaren und Gewinnung des Goldes. — Flechtwerke. — Das malayische Haus und seine Einrichtung. — Verschiedene Ehe-Verhältnisse. — Rechtspflege. — Hochzeits- und andere Feste. — Frühzeitiges Altern der Frauen. — Abfeilen der Zähne. — Ceremonien bei Sterbefällen. — Spiele. — Malayische Händler.

So wie die malayische Sprache sich im ganzen Indischen Archipel Eingang verschaffte und von den Gebildeteren aller dortigen Völker gesprochen wird, so war es auch das Volk selbst, das durch seine Eroberungen in früheren Jahrhunderten, durch zahlreiche Ansiedelungen und durch den Handel sich den meisten politischen Einfluß verschaffte, weshalb es auch in kulturhistorischer Hinsicht noch heutigen Tages als die herrschende Nation des Archipels betrachtet werden kann. Die Malayen können schon wegen der vorzüglich durch ihre Priester bewirkten Ausbreitung des

Digitized by Google

Islam als Herrscher im Archipel gelten; als besonders wichtig ist hierbei hervorzuheben, daß mit der Glaubensveränderung auch die Rechtspflege und die Sitten der früher heidnischen Völkerschaften eine gänzliche Umgestaltung durch malayischen Einfluß erfuhren.

Schon bei der Schilderung Sumatra's wurde angeführt, daß man dort einen Ausgangspunkt der Verbreitung des Malayen-Volkes zu suchen habe. Denn während diese im ganzen übrigen Archipel vorzüglich an den Küsten gefunden werden, in den centralen Theilen der Inseln dagegen die Ureinwohner seßhaft sind, sehen wir auf Sumatra das Malayen-Volk im Innern der Insel seit undenklichen Zeiten heimisch. Das alte Reich Menang-Karbau war selbst entfernt von den Küsten. Sein Sitz war auf der Hochebene Agam. Die Sage erzählt, daß an der Stelle der alten Hauptstadt einst ein großer Kampf zwischen den Büffeln und Tigern wüthete. Erstere blieben Sieger, und da man dies für ein gutes Vorzeichen ansah, so baute man auf der Stelle die Stadt, deren Name „Sieg des Büffels“ bedeutet. Gegenwärtig erstrecken sich die Malayen im Osten Sumatra's von dem Flusse Sink bis Palembang, im Westen der Insel aber von Indrapura bis Sinkel, so daß sie den mittleren Theil der Insel völlig einnehmen. Nördlich von ihnen wohnen die Battaer und Atschinesen, südlich die Rejang und Lamponger. Man glaubte früher allgemein, daß die Malayen von der Halbinsel Malakka abstammen und sich von dort aus über Sumatra und die übrigen Inseln des Archipels ausgebreitet hätten; neuere Forschungen aber haben gezeigt, daß, wie schon früher erwähnt, von Sumatra aus die Kolonisation Malakka's stattfand, wo die Malayen noch jetzt Orang Menang-Karbau heißen. Der Name Orang Malayu, herumschweifende Menschen, wurde ihnen erst später gegeben, als sie, handeltreibend und erobernd, sich im ganzen Archipel ausbreiteten.

Man kann die Malayen in Bezug auf Körperbildung als Typus für die Bewohner des ostasiatischen Archipels annehmen, der hiernach von der malayischen Rasse bewohnt ist. Wer sich indessen im Indischen Archipel umgesehen und die Verschiedenheit der körperlichen Organisation, der Physiognomie und der Hautfarbe unter den einzelnen Volksstämmen beobachtet hat, wird finden, daß viele derselben vom Typus der Malayen sehr stark abweichen. Man vergleiche die Alfuren oder die Negriten mit schwarzer Hautfarbe, gedrungenem Körper und aufgeworfenen Lippen, oder die Küstenbewohner der Philippinen mit spitzigen Nasen und hellerer Hautfarbe mit den Malayen, so wird man das Zusammenbringen dieser verschiedenen Volksstämme in eine Menschenrasse nicht anders als willkürlich bezeichnen können. Hingegen sind die Javanen, Maduresen, die Bewohner von Bali, Lombok, Nias und noch anderen Inseln des Archipels, den Malayen in körperlicher Bildung so ähnlich, daß die genannten Stämme allerdings zur malayischen Rasse gezählt werden müssen.

Häufig trifft man unter den Malayen Physiognomien an, die ganz an die indo-germanische Rasse erinnern; dies deutet darauf hin, daß viel indisches Blut in den gegenwärtigen Malayen fließt. Denn wenn auch bestimmte historische Nachrichten fehlen, so weisen doch die malayische Sprache und die wenigen, aus

ältester Zeit stammenden Baudenkmäler darauf hin, daß auch nach Sumatra hin einst Einwanderungen aus Indien stattgefunden haben, und daß der Brahma- oder Buddha-Dienst vor der Einführung des Islam herrschend war. Aus den in neuester Zeit entzifferten und von Lassen mitgetheilten Inschriften geht hervor, daß die Lehre Buddha's im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung neben der brahmanischen Lehre herrschte. Die in Sanskrit-Lettern geschriebenen Inschriften rühren von einem König Aditschadharma her, der zu Menang-Karbau herrschte und auch einen Theil Java's eroberte.

Die malayische Sprache hat einen großen Wortreichthum; auch ist sie wohlklingend, besonders wenn sie von Frauen mit weicher, biegsamer Stimme gesprochen wird. Man berechnet, daß von dem bedeutenden Wörterschatz der malayischen Sprache nur 27 Prozent der Ursprache eigenthümlich zukommen, während 50 Prozent polynesischen, 16 sanskritischen, 5 arabischen und 2 Prozent unbestimmten Ursprungs sind. Die Erlernung der Sprache ist nicht mühsam, da die grammatischen Regeln sehr einfach sind und weder eine Beugung der Hauptwörter, noch eine Konjugation stattfindet, sondern beides durch einige, den Haupt- und Zeitwörtern vorgesetzte Präpositionen geschieht. Eine nicht geringe Zahl malayischer Wörter ist selbst nach Europa gedrungen, da nicht blos eine Menge der in der Geographie bekannten Namen von Inseln, Vorgebirgen, Küsten und Ortschaften aus malayischen Wörtern bestehen, sondern auch die Benennungen einiger Thiere und Pflanzen der malayischen Sprache entnommen sind, wie Orang-Utang, wilder Mensch, Kaju Puti, weißes Holz, und andere. Die Malayen bedienen sich gegenwärtig der arabischen Buchstaben, doch haben sie vor der Annahme des Islam eine eigene Schrift gehabt, die noch auf den Inschriften einiger Denkmäler zu sehen ist.

Gesichtstypus und Kopfputz der Malayen.
(Nach Molins.)

Nicht unbedeutend ist die Literatur der Malayen. Dieselbe besteht außer Uebersetzungen und Kommentaren zum Koran auch aus juristischen und historischen Werken, sowie aus poetischen Erzählungen, die theils originell, theils aus anderen orientalischen Sprachen übertragen sind. Die poetischen Erzeugnisse aus der vorislamischen Zeit, welche vielleicht von den Göttern der alten Malayen handelten, mag wol der Religionseifer der muhamedanischen Priester zerstört haben. Die Kultivirung der Theologie und der mit derselben innig verbundenen Jurisprudenz,

da die richterlichen Sprüche bei den Muhamedanern sich auf Aussprüche des Koran stützen, geschah vorzüglich in dem ehemaligen Reiche Menang-Karbau, dessen Hauptstadt auch als Wallfahrtsort galt, wohin Diejenigen zogen, die sich näher mit dem Koran und seinen Lehren bekannt machen wollten. Wer keine Gelegenheit hatte, nach Mekka zu wandern, konnte seinem frommen Eifer und seinem Wissensdurst auch bei den Priestern von Menang-Karbau Genüge leisten.

Als handeltreibendes Volk, welches mit vielerlei Nationen in Berührung kommt, sind die Malayen duldsam gegen Bekenner anderer Glaubenslehren und theilen den Fanatismus vieler ihrer Priester nicht. Auch nehmen sie es mit den eigenen religiösen Vorschriften nicht allzu genau. Gegen diese Indifferenz in religiösen Dingen eiferten die Priester von jeher, und insbesondere bildete sich im Anfange dieses Jahrhunderts eine religiöse Sekte, die Padries, deren Geschichte in vieler Beziehung Merkwürdiges bietet. Sie zeigt uns ein Bild der Priestergewalt, die, nicht zufrieden mit der Herrschaft über religiöse Gesinnungen, alsbald, wenn sie sich mächtig genug fühlt, auch die politische Gewalt an sich reißt. Andererseits waren diese Padries die mittelbare, unwillkürliche Ursache der Ausbreitung der niederländischen Herrschaft auf Sumatra.

Drei im Jahre 1805 von einer Pilgerfahrt aus Mekka zurückgekehrte Priester, Miskien (der Arme), Prabong und Sumanik, faßten den Entschluß, den Islam in seiner ganzen Strenge unter ihren Landsleuten einzuführen. Einige Radscha, und besonders Verwandte regierender Fürsten, welche selbst die Herrschaft an sich reißen wollten und sich deshalb den Priestern anschlossen, verschafften ihnen die Macht, Dasjenige durch Zwang durchzusetzen, was durch bloßes Predigen nicht erreicht werden konnte. Die Priester und Anhänger der Orthodoxen wurden auch Orang Puti (weiße Leute, da sie weiße Talare trugen) genannt. Sie verboten das unter den polynesischen Völkern allgemein eingeführte Betelkauen, ebenso die beliebten Hahnenkämpfe, das Abfeilen der Zähne, ja selbst das Tabakrauchen. Mit der größten Strenge wurden die Uebertreter der religiösen Vorschriften bestraft, und es war nichts Seltenes, öffentliche Hinrichtungen wegen des Genusses verbotener Speisen oder wegen Arbeitens am Freitag zu sehen. Diejenigen Radscha's, welche sich den Eiferern nicht anschlossen, wurden mit den Waffen verfolgt; zwei malayische Fürsten wurden meuchlerisch getödtet, ein dritter rettete sich durch die Flucht. Der fanatische Eifer flößte den Anhängern dieser Priester wilden Muth ein, und bald erstreckte sich ihre Herrschaft über den größeren Theil des malayischen Reiches auf Sumatra. Da riefen die bedrängten Fürsten die niederländische Regierung zu Hülfe gegen ihre geistlichen Tyrannen.

Man sandte Truppen von Java, die im Verein mit den den Fürsten treu gebliebenen Malayen gegen die Anhänger der Padries zu Felde zogen. Drei Jahre (1837—1840) dauerte der Krieg gegen die Anhänger der Priester-Sekte, obwol schon im Jahre 1838 ihre Hauptfestung und Waffenplatz Bondschel mit Sturm genommen ward; denn immer sammelten sich in den Gebirgsschluchten und den Centralthälern Sumatra's neue Scharen, die für die „heilige Sache" kämpften. Als aber auch das letzte Häuflein der Anhänger der Padries theils

zerstreut, theils vernichtet war und die malayischen Fürsten das Schwert in die Scheide steckten, da bemerkten sie erst, daß sie allmälig unter die Botmäßigkeit Derjenigen gekommen waren, die sie aus den Händen der freilich viel unerträglicheren Padries gerettet hatten. Die von den Niederländern eroberten festen Plätze behielten holländische Besatzung, ebenso noch mehrere kleine Festungen (Benting), die während der Kriegsjahre erbaut worden waren. Die Radscha's lebten unter dem Einflusse der Residenten, welche die bewaffnete Macht hinter sich hatten. Die Malayen auf Sumatra empfanden nun freilich erst, was es für Bewandtniß mit der vollkommenen Sicherheit der Person und des Eigenthums und der alleinigen Unterwerfung unter das Gesetz habe, während jede Willkürherrschaft ein Ende hatte; aber wie auf Java waren es vorzüglich die Prinzen und hohen Beamten, denen die europäische Herrschaft am lästigsten fiel, so daß sie ihre Unzufriedenheit bald auf unzweideutige Weise zu erkennen gaben. Obwol die Herrschaft der Niederländer auf Recht, Gesetz und Humanität gegründet ist und namentlich vollkommene Freiheit in religiösen Ansichten und in der Lebensweise gewährt wurde, so glaubten doch die malayischen Fürsten, daß die Niederländer nach Besiegung der Gegner lieber ruhig von dannen ziehen und keinen Antheil an der Regierung des besiegten Landes nehmen sollten. Die holländischen Beamten ihrerseits suchten den malayischen Radscha's begreiflich zu machen, daß einerseits nach Abzug der holländischen Truppen aus den Festungen leicht neue Aufstände ausbrechen könnten, andererseits es billig wäre, daß die Holländer für ihre Kriegskosten und für die dem Lande erzeugte Wohlthat einige Entschädigung durch einen entsprechenden Einfluß auf die Verwaltung des Landes erhielten, das nur sie aus erniedrigendem Drucke befreiten. Die malayischen Fürsten ließen sich scheinbar zufrieden stellen. Aber ohne daß die europäischen Beamten Kunde erhielten, bildeten sich geheime Verschwörungen, die endlich im Februar 1841 plötzlich als allgemeiner Aufstand sich zeigten, indem wie mit einem Zauberschlage zahlreiche bewaffnete Scharen sich um die Fürsten sammelten, welche gegen die für einen Angriff ganz unvorbereiteten holländischen Forts anstürmten. Es gelang ihnen in der That, einige kleinere Forts durch ungeheure Uebermacht zu erstürmen, wo sie Alles ermordeten, was in ihre Hände fiel. Selbst Frauen und Kinder fanden bei den Anfällen der Barbaren keine Schonung, und mancher einzeln auf dem Lande wohnende holländische Beamte wurde sammt seinen Familien-Angehörigen grausam ermordet. Die elenden Horden hielten es nicht unter ihrer Würde, die in ihre Hände gefallenen Kriegsgefangenen durch empörende, komplizirte Todesarten zu martern. Aber durch solche kannibalische Kriegsführung fachten sie den verzweifelten Muth der kleinen, gewöhnlich nur aus 50—100 Mann bestehenden Besatzungen der im Lande zerstreuten Forts noch mehr an. Besonders verdient eine zu jener Zeit verrichtete heroische That eines Sergeanten rühmliche Erwähnung. Dieselbe erinnert an den holländischen Seeoffizier van Spyk, der im Jahre 1830 bei dem Kriege der Holländer gegen die aufständischen Belgier sein Kanonenboot, welches die Feinde schon im Besitz zu haben glaubten, durch Anzündung der Pulverkammer in die Luft sprengte. Gegen ein blos durch 50 Mann besetztes Fort zogen die mit Schieß-

gewehren, Säbel und Lanzen und selbst einigen Kanonen (Cilat) bewaffneten Scharen zu Tausenden einher. Die Besatzung leistete kurze Zeit Widerstand, doch die Unmöglichkeit einsehend, die Erstürmung des Forts durch die zahlreichen Feinde länger verhindern zu können, beschloß der Kommandant, nach jener Seite hin, wo die Feinde am wenigsten zahlreich waren, einen Ausfall zu wagen, um wo möglich den Rückzug nach Padang antreten zu können. Ein verwundeter Sergeant jedoch, dem die Kameraden anboten, ihn zu tragen, schlug das Anerbieten aus und verlangte, im Fort bleiben zu dürfen. Die Besatzung zog durch ein kleines Thor aus. In Masse zogen jetzt die Feinde über den von Vertheidigern entblößten Wall. Doch als das Fort von den lärmenden Scharen erfüllt war und nur ein kleiner Theil derselben der ausgezogenen Besatzung ihre Schüsse nachsandte, da erfolgte plötzlich ein fürchterlicher Knall; die Folge einer Pulver-Explosion, welche eine ungeheure Verheerung unter den Malayen anrichtete. Diejenigen, welche die Katastrophe überlebten und nach einigen Minuten unverletzt oder leicht verwundet aufstanden, sahen um sich her Alles in schrecklicher Zerstörung. Der Pulverthurm, von dem muthigen Sergeanten angezündet, war verschwunden, während die Trümmer seines Mauerwerks und Gebälkes in und außerhalb des Forts zerstreut umherlagen. Die Wälle desselben waren durch die Erschütterung geborsten, der Graben verschüttet. Fürchterlich aber war der Anblick der getödteten und schwer verwundeten Menschen. In weitem Umkreise sah man Leichen der Malayen, die theils durch das Pulver verbrannt, theils durch Stücke des Mauerwerks oder durch die im Thurme bewahrten Kugeln getroffen, oder endlich durch die Lufterschütterung in die Höhe geschleudert und mehr oder weniger beschädigt zur Erde niedergefallen waren. Von den körperlichen Ueberresten des Sergeanten fand man keine Spur.

Die Zahl der damals in den Oberländern Padangs im Aufruhr begriffenen Malayen ward auf 30,000 geschätzt. Die Kunde von der massenhaften Erhebung kam nach Padang, als der damalige Gouverneur, General Michiels, kaum 2000 Mann schlagfertig zu machen im Stande war. Da nahm dieser die entbehrlichen Mannschaften der auf der Rhede stationirten Kriegsschiffe „Boreas“ und „Panther“ zur Aushülfe, welche auch alsbald ausgeschifft wurden und Anfangs den Garnisonsdienst in Padang versahen, später jedoch einen Streifzug in's Innere des Landes mit einem Theile der Landmacht unternahmen. Die geringen strategischen Kenntnisse der Malayen verschafften den wohlgeübten und unter einem trefflichen Führer stehenden europäischen Truppen ungeheure Vortheile. Sogleich wurden die militärisch wichtigen Punkte besetzt, was die Malayen zu ihrem Nachtheil zu thun unterlassen hatten. Letztere wurden einige Mal in den Hinterhalt gelockt und nach wiederholten Niederlagen vernichtet. Das Haupt der Aufständischen, der Tuanko von Pertibi, wurde gefangen genommen und nach Java in die Verbannung geschickt (Mai 1841). Kurz darauf unternahm General Michiels noch einige Streifzüge in's Innere des Landes, wo alle Fürsten ihm huldigten und sich willig der holländischen Regierung unterwarfen. Trotz des abgeschlossenen Friedens sannen jedoch hinterlistige Malayen noch auf Meuchelmord. Einer meiner Freunde, der Arzt Dr. Klee, welcher mit einem Bataillon in den Oberländern von Padang

einen Streifzug mitmachte und sich, während die Soldaten durch ein Gehölz marschirten, von der Truppe etwas entfernte, wurde von einigen Malayen ermordet, ohne daß es gelang, der ruchlosen Thäter habhaft zu werden.

Werfen wir einen Blick auf den Charakter der Malayen, so zeigt sich bei ihnen ein ziemlicher Grad von Stolz und Ehrgeiz. Die Geschichte einer rühmlichen Vergangenheit prägt sich in der Regel in den Gesichtszügen eines Volkes und in seinem Charakter aus, ohne daß das Andenken an die Größe der frühern Tage jedes Mal vortheilhaft auf die weitere Entwickelung in der Kultur einwirkt. Oefter bleibt bei einem Volke, das in früheren Jahrhunderten in der That durch Bildung und Fortschritte vor seinen Nachbarn sich auszeichnete, noch immer ein schädlicher Eigendünkel und die Verachtung gegen alles Ausländische zurück, obgleich die Zeiten sich geändert haben, die Nachbarvölker vorangeschritten und die früheren Rivalen überflügelt worden sind. Dies sehen wir bei den Chinesen und Japanesen, die allerdings vor den europäischen Völkern geordnete soziale Zustände hatten und lange vor ihnen den Kompaß, die Buchdruckerkunst und das Schießpulver kannten, aber seit Jahrhunderten in ihrer Bildung stehen geblieben sind, während welcher Zeit Europa Riesenschritte in der Kultur machte.

Den Malayen wohnt die Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit inne, es kann ihnen Muth und Tapferkeit nicht abgesprochen werden, doch sind sie falsch, verrätherisch, rachsüchtig und auf Meuchelmord sinnend. Die Führung der Waffen halten sie für ehrenvoll, während sonstige Beschäftigungen weniger in Ehren stehen. Deshalb kostet es der holländischen Regierung weit mehr Mühe als auf Java, den Ackerbau bei den Malayen zur Hauptbeschäftigung zu machen und sie namentlich zur fleißigen Kultivirung der Kolonial=Gewächse für den europäischen Markt zu veranlassen. Dennoch ist es in neuester Zeit gelungen, auch in dieser Hinsicht mehr durchzudringen, und auch die Malayen fangen an, die friedliche und nützliche Beschäftigung des Ackerbaues zu lieben und zu ehren. Die Kultur des Reises und des Mais ist indessen bei den Malayen eben so alt, als bei den Javanen; erstere bearbeiten selbst die Felder in mancher Hinsicht auf eine zweckmäßigere Weise, als die Javanen.

Die Malayen sind sehr leidenschaftliche Menschen, und ihre Leidenschaftlichkeit kommt beim Amok=Laufen am schrecklichsten zum Vorschein. Ueber dasselbe sind viele Fabeln und manche Uebertreibungen mitgetheilt worden, doch auch dann, wenn man die nackte Wahrheit nimmt, behält diese viel Entsetzliches. Wir lassen hierüber den neuesten Gewährsmann, den Engländer John Cameron sprechen, der im Jahre 1865 ein Werk über die Bewohner an der Malakka=Straße herausgab, in welchem auch die Malayen ausführlich geschildert werden. Durch einen plötzlichen Entschluß getrieben, bewaffnet sich ein Malaye mit einem langen Kriß oder Dolch, nimmt denselben in die rechte Hand und stürzt in die belebtesten Straßen, um alle Menschen, die ihm entgegenkommen, niederzustoßen. Es ist der Fall vorgekommen, daß in Singapore von einem einzigen Amok=Läufer 15 Menschen getödtet oder schwer verwundet wurden, bevor der Mörder erschlagen werden konnte. Sobald ein Amok=Läufer auf der Straße erscheint, hört man einen warnenden Schrei

Verfolgter Amok-Läufer.

ausstoßen, und alle unbewaffneten Menschen flüchten in die Häuser. Wer aber Waffen trägt, hat das Recht, den Amokläufer wie ein wildes Thier niederzuschlagen; Alles haut und schießt auf ihn ein, besonders da ein Amok-Läufer sich nie gefangen giebt.

Es ist unmöglich, die Beweggründe aufzufinden, welche zu dieser schrecklichen Sitte führen. Viele haben sie einem übermäßigen Genusse von Opium zugeschrieben. Aber die Malayen sind gerade diesem Laster am wenigsten unterworfen, und man hat Amok-Läufer in Singapore gekannt, welche nie in ihrem Leben Opium gekostet hatten. Cameron glaubt, daß nur Diejenigen Amok laufen, welche des Lebens überdrüssig sind und durch andere Hand fallen wollen, da ihnen ihre Religion den Selbstmord verbietet. Dies stimmt aber nicht mit der Thatsache, daß sich viele Amok-

Läufer alle Mühe geben, ihr Leben zu bewahren. Einst ward im Kampong Java Amok gelaufen von einem Manne, der allgemein als fleißiger und freundlicher Mensch bekannt war. Er war auch ein frommer Muhamedaner und hatte noch kurz vorher, ehe die Raserei bei ihm ausbrach, im Koran gelesen. Durch einen Schlag auf das Hinterhaupt ward er betäubt, gefangen genommen und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Den Tod erlitt er mit dem größten Gleichmuthe, und als man ihn nach den Beweggründen seiner That fragte, antwortete er nur, daß er gefühlt habe, daß seine Zeit gekommen und daß er den Tod habe suchen müssen. Amok bedeutet im Malayischen „Wuth, Raserei“.

Das Amok-Laufen war auf der Insel Pinang (an der Küste Malakka's) einmal so arg geworden, daß der dortige englische Justizbeamte, Sir William Norris, anordnete, der Körper jedes Amok-Läufers müsse in kleine Stücke gehackt werden, von denen ein Theil in das Meer geworfen, ein anderer auf den öffentlichen Plätzen ausgestellt werden sollte. Viele Engländer erklärten sich gegen diese anscheinend barbarische Verordnung, allein sie war von Wirkung, denn es wurde weit weniger Amok gelaufen, weil die Muhamedaner einen Abscheu gegen die Zerstückelung ihrer Leichname haben, und Norris kannte diese Anschauung.

Da die Malayen sich ihre Felder gern von Leibeigenen bebauen lassen, so haben sie immer danach getrachtet, sich Sklaven zu verschaffen. Wenn der Krieg und die überwundenen Völker solche in nicht genügender Zahl lieferten, so waren es die Aermeren unter ihnen und insbesondere die in Schulden Verfallenen, welche ihre Person dem Gläubiger verpfändeten. Noch heutigen Tages bestehen unter den Malayen verschiedene Grade der Leibeigenschaft, in welche derjenige verfällt, der seine Schulden nicht bezahlen kann. Nicht selten sind es Spielschulden, in Folge deren ein Malaye sich selbst als Leibeigener verpfändet. Solchem Unfug suchte in neuester Zeit die Regierung mit Strenge zu steuern, indem sie das Spielen an öffentlichen Plätzen beschränkte und namentlich jede Spielschuld vor Gericht als ungiltig erklärte.

Die politische Staats-Einrichtung der Malayen hat einen aristokratischen Charakter. An der Spitze des Staates steht der Monarch mit dem Titel Raja, Maha-Raja, Jang di Pertuan. Ihm zur Seite stehen die Großen des Reiches, die Orang Kaja. Sie verwalten die einzelnen Provinzen als Vasallen des Monarchen, dem sie ihren Tribut zusenden. Der Thronfolger heißt Raja-Muda, junger König. Unter den Orang Kaja wählt der Fürst die höchsten Beamten des Reiches, welche in dieser Eigenschaft Mantri geheißen werden. Unter den Mantris ist der erste im Range der Perdara Mantri. Ihm zunächst steht der Bandara oder Finanzminister, auf diesen folgt der Caksamana oder Kommandant der Land- und Seemacht, endlich der Sabandara, der den Dienst eines Hofmarschalls hat und über die Gewerbe und die Sitten wacht.

Unter den hohen Beamten stehen noch mehrere andere von niederem Range. Im Ganzen ist der Malaye nicht so unterwürfig, als der Javane, auch betrachtet er seine Fürsten nicht, wie der letztere, als von Gott bevorzugte Geschöpfe, denen man unter allen Umständen unbedingten Gehorsam schuldet.

Um sich mit einem ungewöhnlichen Glanz zu umgeben und die Ehrfurcht ihrer Unterthanen zu vermehren, legten sich die malayischen Fürsten phantastische Titel bei, in welchen sie sich als Herren über nicht existirende Wunderdinge, sowie über Naturereignisse und Naturkräfte bezeichnen.

In einem Dokumente, das einen Befehl des Sultans von Menang-Karbau enthält, giebt sich dieser folgenden Titel:

Der Maha-Raja von Menang-Karbau, dessen Residenz zu Pagar-Rinjong ist und welcher der König der Könige ist, ein Abkömmling des Königs Iskorden Sul Karnain; Besitzer: Der Krone, die der Prophet Adam vom Himmel gebracht; eines Drittels des Waldes Lamat, dessen äußerste Enden im Königreiche Rom einerseits und in China andrerseits sind; der Lanze, genannt Lambing lambura, die geziert ist mit Hacken von Janggi; des Schwertes, genannt Semandang Giri, das 190 Scharten erhielt im Kampfe mit dem Feinde Si Katimuro, den es tödtete; des Kriß, der aus dem Stahle gefertigt ist, welcher sich unwillig zeigt, wenn er eingesteckt wird und freudig, wenn er zum Kampfe ausgezogen wird; der Goldminen, genannt Kudarat-Kudarati, die reines Gold liefern; der sich aus der Schöpfung der Welt datirt und Herr von süßem Wasser ist im Umkreise einer Tagreise; der Sultan, der seine Steuern in Gold nach dem Maße Lassong erhebt, dessen Siridose aus Gold und Diamanten gemacht ist; Besitzer des Gewebes, genannt Sangsista Kola, das sich selbst webt und jährlich einen mit Perlen verwebten Faden hinzusetzt, und wenn dieses Gewebe beendet sein wird, ist das Ende der Welt zu erwarten; Besitzer der Pferde von der Rasse Lorimhorasi; Besitzer aller Gebirge, welche Palembang und Jambi trennen; Besitzer des Elephanten, genannt Hasti Dewa, der göttliche Kraft besitzt; Herr der Luft und der Wolken ꝛc. Er, der Sultan Sri Maha-Raja Durja erklärt. . . .

Das Reich von Menang-Karbau bestand bis zum Jahre 1680, als der Sultan Alif ohne direkte Erben starb und seine Verwandten und hohen Beamten sich in das Reich theilten. Noch leiten mehrere Tuanko's (Bezirksvorsteher) ihre Abkunft von den Sultanen von Menang-Karbau ab, deren Reich jetzt, wie jenes von Modschopahit auf Java, nur noch in der Erinnerung besteht, welche die wenigen Denkmäler aus der Vorzeit an dasselbe uns bieten. — Dennoch existiren in allen malayischen Ländern nicht nur die alten Gesetze mit wenigen, von der Humanität gebotenen Ausnahmen und Modifikationen, sondern auch die inländischen Beamten und Fürsten sind in ihrer Funktion geblieben, doch werden sie von den holländischen Beamten beeinflußt und überwacht. Ohne Zweifel haben die Fürsten ihre Unabhängigkeit verloren, aber das Volk findet sich weder in seiner Religion, seinen herkömmlichen Gesetzen und Gebräuchen, noch in irgend einer Aeußerung seiner Nationalität beeinträchtigt, sicher aber ist ihm durch die Unterdrückung der einheimischen Fehden und der Willkür der Beamten der Weg zur Entwickelung in der Kultur geöffnet, die auch allmälig unter den Malayen fortschreitet.

In wenigen Worten finde ich den Weg bezeichnet, welchen die holländische Regierung bei der Kultivirung der ihrer Obhut anvertrauten Völker beobachtet und den alle europäischen Nationen zum Vorbilde nehmen sollten, welche fremde

Völkerschaften unter ihrer Herrschaft haben, in einem zufällig vor mir liegenden Reskripte des Kolonial-Ministers an den General-Gouverneur von Niederländisch-Indien vom Jahre 1849. Es heißt darin:

„Mit Ausnahme jener Fälle, wo ein Inländer oder eine ihm gleichgestellte Person sich feierlich durch einen schriftlichen Akt dem niederländischen Gesetze unterwirft, sind bei ihnen die religiösen Gesetze, Volkseinrichtungen und Gebräuche in Kraft und dienen dem inländischen Richter als Richtschnur, insofern sie nicht mit den allgemein anerkannten Prinzipien von Gerechtigkeit und Billigkeit im Widerspruch stehen."

Malayischer Geräthhändler und Wagen.

Diese Worte verdienen in Marmor geschrieben zu werden, denn sie sind getragen vom Geiste der Humanität und von der Vernunft. Es entspricht die Schonung und die Pflege der Nationalität in allen ihren Aeußerungen nicht nur der Klugheit, indem einem Volke gewiß jeder Grund zur Unzufriedenheit benommen ist, wenn es sich frei nach seiner ihm eigenthümlichen Weise bewegen darf, sondern man wird auch dem anzubahnenden Fortschritt ein um so sichereres Feld öffnen, wenn man ihn auf die Vergangenheit stützt.

Die Malayen sind treffliche Arbeiter in Holz, Eisen, Kupfer und Gold. Sehen wir uns um in den Werkstätten der Holzarbeiter, vornehmlich der Zimmerleute (**Tukanan Kaju**), an den Küstenplätzen Priaman, Ajer Banjis, Natal und andern Orten Sumatra's, so finden wir sie mit der Erbauung und Reparirung

der Prauen beschäftigt, welche bekanntlich alle Eigenschaften von guten Seeschiffen besitzen, obwol dieselben nicht einmal so groß als unsere Schooner sind. Das malayische Beil ist besonders zweckmäßig. Sein Stiel ist etwa anderthalb Fuß lang, und besteht aus einem sehr harten, elastischen Holze, das mit Rotang an den keilförmigen Eisentheil befestigt ist. Durch die Elastizität des Stiels und die Leichtigkeit des Instruments kann man ihm eine ungeheure Schwungkraft ertheilen, so daß mit demselben weit kräftigere Hiebe als mit unsern Beilen geführt werden können.

Um den unwissenden Battaern, von welchen ein Theil bis vor kurzer Zeit unter der Botmäßigkeit der Malayen stand, einen fabelhaften Begriff von der Güte ihrer Beile und ihrer Waffen überhaupt zu geben, führten die Malayen dieselben zu Baumstämmen, die Tags zuvor bis nahe an die Rinde durchgesägt waren und die sie an der durchsägten Stelle mit einem Hiebe fällten, wobei die erstaunten Battaer glaubten, das Beil habe den ganzen Stamm durchdrungen und gefällt.

Ausgezeichnete Arbeiten liefern vornehmlich die malayischen Goldschmiede. Wenn man zu Padang bis an's nördliche Ende der Stadt geht, so findet man noch einige Bambu-Häuschen, deren Bewohner sich mit Goldarbeiten beschäftigen und so zierliche Schmucksachen zu Tage fördern, daß sie kaum von den besten europäischen Produkten dieser Art erreicht werden.

Uhrketten aus den feinsten Goldfäden, Ohrringe und andere Schmucksachen mit so feinen Verzierungen, daß man sich zu ihrer genauen Besichtigung einer Lupe bedienen muß, sowie Arbeiten der verschiedensten Art nach Modellen oder Zeichnungen, gehen aus den Werkstätten dieser geschickten Arbeiter hervor. Zur Anfertigung aller dieser Dinge hat der malayische Goldarbeiter nur sehr wenige Geräthschaften; ein kleines Hämmerchen, ein Amboß, ein Zängelchen, einige Kohlen und ein Bambu-Röhrchen, welches als Löthrohr dient, bilden das gesammte Werkzeug des malayischen Goldschmiedes. Das Gold gewinnen die Malayen aus dem Sande vieler Bäche auf Sumatra. Aus dem Reichthum dieses Sandes an edlem Metalle läßt sich schließen, daß die Aufsuchung und kunstgerechte Bearbeitung der Golderze selbst bedeutende Quantitäten Goldes zu Tage fördern würde. Die Malayen beschäftigen sich allerdings auch mit der Bearbeitung von Minen, und man berechnet, daß sie an den vielen Orten der Hochebene Agam, sowie in den ausgestreckten Gebirgen der Tigablas Kottas (dreizehn Distrikte) alljährlich 2500—3000 Theil Gold (500 Mark) gewinnen. Die Holländer überlassen die Bearbeitung der Goldbergwerke den Malayen und haben nicht einmal eine Abgabe auf die Gewinnung des Goldes gelegt, obgleich Marsden glaubt (History of Sumatra, S. 165), daß die Niederlassung der Holländer auf Padang vorzüglich der Goldminen wegen geschah. Das aus den Minen (tabang) von den Bergleuten (Orang gulla) gewonnene Gold ist von zweierlei Art, nämlich Mas Supeyang und Mas Surgai-Abu, je nach der Beschaffenheit des Terrains, aus welchem das Gold gewonnen wurde. Das erstere ist das mit Quarz vermengte, sogenannte Felsgold, welches gewöhnlich von ausgezeichneter Reinheit ist. Das letztere besteht aus glatten, von Sandstein umgebenen Stücken reinen Goldes. Man findet Stücke von 1 bis 10 Unzen Schwere, die ihre Glätte durch jahrelanges

Rollen im Wasser erhalten zu haben scheinen. Endlich erhält man sowol von dem Ufersand, als von dem durch heftige Regen nach den Ebenen geschwemmten Sand Staubgold, welches von den Dorfbewohnern Sumatra's an vielen Plätzen gewonnen und verkauft wird.

Nicht minder geschickt sind die Malayen als Waffenschmiede. Die Waffen von Menang-Karbau sind seit uralten Zeiten im ganzen Archipel berühmt, und von jeher wurde mit denselben viel Handel getrieben. Als Handwaffe gebrauchen die Malayen den Klewang, ein etwa $2^1/_2$ Fuß langes Schwert, dann den Pedang, den Pamondop und endlich den im ganzen Archipel eingeführten Kriß. Letzterer ist ein Dolch von $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Fuß Länge und hat entweder eine gerade oder eine wellenförmig geschlängelte Klinge. Er wird von hartem Stahle verfertigt, und man prüft die Güte seiner Spitze gewöhnlich dadurch, daß man sie heftig auf eine Kupfermünze stößt. Biegt sich in diesem Falle die Spitze, so ist der Stahl schlecht, wird aber im Gegentheil ein Eindruck in die Münze hervorgebracht, ohne daß die Spitze der Waffe sich verändert, so wird die Klinge für werthvoll gehalten. Außerdem erkennen die Malayen und die übrigen Völker des Archipels am Kriß noch andere, abergläubische Zeichen, aus welchen man ersehen soll, ob die Waffe im Kampfe siegreich sein werde oder nicht. Die Malayen bedienen sich nämlich einer aus Zitronensaft und noch einigen Ingredienzen bestehenden Mischung, um der Klinge eine schöne damaszirte Oberfläche zu ertheilen, wobei sich auf dem Stahl allerlei Linien und Figuren bilden. Aus der Form dieser durch den Zufall gegebenen Linien weissagt der Aberglaube oder vielleicht der Betrug das Schicksal des mit dieser Waffe Kämpfenden. Die mit sehr günstigen Zeichen versehenen Krisse werden batua, unverletzlich genannt, und sie stehen in sehr hohem Werthe. Auch manche Personen, die im Kampfe sehr glücklich waren, kommen in den Ruf der Unverletzlichkeit. Die Scheide des Kriß ist gewöhnlich aus Holz oder Kupfer und der Griff bei hohen Personen aus Gold und mit Edelsteinen besetzt. Einen hohen Werth hat auch jene Waffe, welche schon einen Menschen getödtet hat. Die Malayen sagen dann: Suda makan orang, er hat schon einen Menschen verzehrt. Selten findet man die Krisse vergiftet. In diesem Falle sind sie mit dem Safte des Giftbaumes (Antiaris toxicaria) bestrichen, und dann wird jede, auch noch so kleine Wunde tödtlich.

Nachstehende Abbildung zeigt uns Blätter und Blüten der berüchtigten Antiaris toxicaria, von der man auf Java und den Sunda-Inseln jenes gefürchtete „Königsgift" erhält. Rechts neben dem Blattzweig ist ein Blütenzweig dargestellt, der beiderlei Befruchtungs-Organe in verschiedenen Blüten vertheilt zeigt. Zu oberst bemerken wir vier Staubblüten; eine derselben ist links unten vergrößert gezeichnet und läßt vier Blütenblätter und innen eben so viele, zu einem Häufchen zusammengestellte Staubgefäße erkennen. Am untern Theile des Blütenzweigs fallen uns vier gestielte Körper auf, welche uns in ihrer Form an Pilzbildungen erinnern. Es sind die weiblichen Blütenstände. Jeder derselben besteht, wie an dem rechts unten befindlichen Durchschnitt zu sehen ist, aus einem scheibenförmigen, mit winzigen Blattansätzen umgebenen Blütenboden, der auf seiner oberen Seite eine

große Menge dicht gedrängter Samenblütchen trägt. Was man von dem Antschar sich hier und da erzählt, daß nämlich die Ausdünstung des Baumes schon von fern tödten könne, daß nur die zum Tode Verurtheilten dem Baum sich nahen, um den tödtlichen Saft zu gewinnen, gehört jedoch zu den Fabeln. Ich selbst habe den Baum in der Residentschaft Banjuwangie gesehen, und einen kleinen Zweig desselben sammt der Blüte getrocknet, ohne daß die Berührung der Pflanzentheile mich benachtheiligt hätte. Auch sieht man, wie auf andern Bäumen, Ameisen und andere Insekten auf denselben herumspazieren, ohne daß sie durch die Ausdünstung des Baumes getödtet werden.

Blätter und Blüten des Antschar.

Die Malayen bedienen sich schon seit Jahrhunderten der Kanonen, die sie selbst gießen. Sie gebrauchen dieselben nicht nur im Kriege, sondern auch bei Festlichkeiten aller Art. Auch Pulver verfertigen sie, doch hat dasselbe zu viel Schwefel, so daß hierdurch seine explodirende Kraft gemindert wird.

Als Werkzeuge zu ihren **Bergwerksarbeiten** dienen den Malayen ein etwa drei Fuß langes Brecheisen (Tabah), eine Schaufel (Djankul) und ein großer, eiserner Hammer, mit welchem sie die Felsstücke zerschlagen und pulverisiren. Die gestoßene Masse wird in einen fünf Fuß langen und anderthalb Fuß breiten Behälter geschüttet, hierauf auf Matten ausgebreitet und durch Wasser die Quarztheile abgeschwemmt, worauf das Gold auf den Matten bleibt.

Die Stollen, welche die Malayen in das Gebirge schlagen, sind freilich nicht nach Art der europäischen angelegt, und so kommt es denn, daß sie trotz der Stützbalken, welche die horizontalen Gänge befestigen sollen, öfter einstürzen und die Arbeiter verschüttet werden. Indessen geschieht dies weit häufiger durch die dort oft sich zeigenden Erdbeben, als durch den Druck der auf den Balken lastenden Masse. Selten graben die malayischen Bergleute tiefer als 50 Fuß. Sie gelangen in solcher Tiefe auf einen rothen Sandstein, den sie batu kawi nennen und der als Zeichen dient, daß jetzt bald Goldlager kommen.

Die Bergwerke auf Sumatra sind bis jetzt noch in Privatbesitz. Der Eigenthümer erhält die Hälfte des gewonnenen Goldes, während die andere Hälfte den Arbeitern gehört. Seit dem Jahre 1682, wo die holländische Regierung zur Bearbeitung der Goldwerke auf Sumatra aus Sachsen Bergleute kommen ließ, die aber durch Krankheiten zu Grunde gingen, sind unseres Wissens durch die Regierung keine weiteren Versuche zur regelmäßigen Bearbeitung der Goldminen Sumatra's angestellt worden. Dennoch aber würde es meines Erachtens zweckmäßig sein, tüchtige europäische Ingenieure und Aufseher an die Spitze von malayischen Arbeitern zu stellen, welche letztere bei gehöriger Anleitung ihr Werk trefflich verrichten würden, ohne daß zu fürchten wäre, daß die europäischen Beamten, ja nicht einmal europäische Arbeiter in den hochgelegenen und gesunden Bergdistrikten durch Krankheiten viel zu leiden hätten.

Um endlich unsere goldene Bulle zu schließen, bemerke ich nur noch, daß die Malayen das Gold nicht mit Kupfer, sondern mit Silber vermengen. Das Padang'sche Gold ist 18—21karatig, das von Natal 21—23karatig. Gold, das bis zur Hälfte oder zum großen Theil mit Silber vermengt ist, heißen die Malayen Mas muda, junges Gold. —

Sehr geschickt sind die Malayen in Anfertigung von Flechtwerken aller Art, die auf vielfache Weise zum Nutzen und zur Bequemlichkeit verwendet werden. Als Material zu diesen Arbeiten werden die Rispen von Palmblättern, mehrere Pandanus-Arten, Bambu und Reisstroh verwendet. Aus gröberen, aber sehr dauerhaften Flechtwerken bestehen die größeren Körbe, die gewöhnlichen Matten und häufig auch die Zwischenwände der Zimmer und selbst die Wände der Häuser. Man kann mit solchem Flechtwerk, Bambu-Pfählen und einigen Bündeln Palmblättern zur Bedachung, in wenigen Stunden ein ziemlich wohnliches Haus verfertigen, das gegen Sonne und Regen schützt und dabei luftig ist, ohne dem Winde den Durchgang zu gestatten.

Zierlich sind die feinen Flechtwerke der Malayen, welche die venetianischen Arbeiten an Feinheit bei Weitem übertreffen, da sie so dünn wie Kattun sind, an Dauerhaftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen und überdies mit lebhaften Farben in gestreiften oder karrirten Mustern versehen sind. Aus solchem feinen Flechtwerk werden Matten für vornehme Personen, Siri-Dosen, kleine Körbe und Cigarrentaschen verfertigt.

Die Malayen haben eine weiche, gelblich-braune Haut. Vier charakteristische Merkmale sind es, welche die Physiognomie des Volkes besonders kennzeichnen

nämlich eine platte, mit großen Nasenflügeln versehene Nase, hervorstehende Backenknochen, wodurch sie ein breites Gesicht erhalten, ein großer Mund mit wulstigen Lippen und endlich eine breite, niedrige Stirn. Sie haben wenig Bart, hingegen sind sie am Kopfe mit reichlichen schwarzen, nicht gekräuselten Haaren versehen.

Nach den neuesten Zählungen vom Jahre 1859 beträgt die Zahl der auf ganz Sumatra wohnenden Malayen 1,209,800 Seelen. Diese vertheilen sich auf das Gouvernement Padang mit der Hochebene von Agam mit 848,500 und auf das Gouvernement Palembang mit 361,300 Seelen. Es ist jedoch zu bemerken, daß unter dieser Zahl auch viele Individuen sind, welche eigentlich nicht zum malayischen Stamme gehören, sondern zu den Rejang oder den Battaern, die aber einer alten Gewohnheit nach sich Orang-Malayu nennen, nachdem sie den muhamedanischen Glauben angenommen.

Belauschen wir nun den Malayen in seinem häuslichen Leben. Wie ist sein Haus beschaffen? In welchem Verhältniß steht er zu seiner Frau oder seinen Frauen, und wie sucht er durch Familien- oder religiöse Feste sein Leben mit Lust und Freude zu würzen?

Einfach, aber zweckmäßig, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, sind die Wohnungen der Malayen. Die Kunst hat daran wenig Antheil, nur an den Häusern der Vornehmen sind in Holz ausgeschnittene Arabesken, die an eine alte, seit der Einführung des Islam ziemlich erloschene Kunstperiode erinnern.

Steinerne Gebäude sieht man bei den heutigen Malayen nie. Abgesehen davon, daß des Landes Reichthum an Holz sie einladet, sich dieses leicht zu bearbeitenden Materials zum Bau ihrer Häuser zu bedienen, sind auch die häufigen Erdbeben ein vorzüglicher Grund, keine steinernen Wohnungen zu errichten, unter welchen bei einem Erdbeben die Bewohner ein sicheres Grab finden, während die leichten und elastischen Holz- und Bambu-Häuser nicht nur den geringern Erschütterungen widerstehen, sondern bei einem etwaigen Einsturze die Bewohner in der Regel unbeschädigt bleiben. Ich selbst empfand öfter in meinem Bambu-Hause in Padang solche Erschütterungen, wobei Weingläser auf dem Tische umfielen und ich Anfangs der Meinung war, daß ein Karabau oder ein Rhinozeros an der Gallerie sich reibe. Die Erdbeben gehen aber in der Regel auf Sumatra ohne viel Schaden anzurichten vorüber, während steinerne Gebäude durch dieselben sicherlich umgestürzt würden.

Jedes malayische Haus ruht auf Pfählen von 6—8 Fuß Höhe. Diese allgemein eingeführte und von den Europäern nachgeahmte Bauart ist in vieler Hinsicht nützlich und nothwendig. Vom Standpunkte der Gesundheit betrachtet, sind die auf Pfählen über der Erde ruhenden Häuser zweckmäßig, weil sie die feuchten, mit schädlichen Gasen vermengten Ausdünstungen aus dem Boden abhalten, welche sich über der Erde zerstreuen und von den Blättern der Pflanzen aufgesogen werden. In waldigen Gegenden würden die Landblutegel, eine Plage für Fußgänger, in die Häuser dringen, wenn der Eingang auf dem Niveau des Bodens wäre. Endlich gewähren die auf Pfählen ruhenden Häuser mehr Schutz gegen Tiger. Nachdem die Eckbalken und einige kurze Pfähle eingesetzt sind, werden für den Fußboden Bambu-Rohre von 4—5 Zoll Durchmesser hori-

zontal nebeneinander gelegt und durch Rotang (biegsames Rohr) verbunden. Die Vertiefungen des Bambu werden mit Stücken von gespaltenem Bambu ausgelegt und auf das Ganze Matten als Fußteppiche gebreitet. Dieser Fußboden ist sehr fest, aber elastisch, so daß der Europäer sich Anfangs wegen seiner schwingenden Bewegung beim Gehen etwas unsicher fühlt und kaum fest aufzutreten wagt. Die Wände des Hauses werden entweder aus Brettern oder aus gespaltenen, senkrecht nebeneinander gestellten, unten und oben durch Rotang oder Nägel befestigten Bambu-Stücken verfertigt. Auch bedient man sich zu diesem Zwecke des sogenannten Kuli Kaju oder Rindenholzes. Dieses besteht aus der innern, sehr starken Rinde mancher Bäume, die zu diesem Zwecke in Stücken von drei Ellen Länge abgeschält, getrocknet, dann mit Stöcken geschlagen und beim Gebrauche auf Bambu-Stäben befestigt wird. Eine sehr biegsame und feste Rinde liefert zu diesem Zwecke eine Spezies von Artocarpus. Die Malayen nennen diese Rinde Kalawi.

In der Regel werden die Häuser mit Atap, dem Laube der Nipah-Palme, bedeckt. Man legt die Palmblätter mit ihren Rippen nebeneinander, entfernt die holzartige Ansatzstelle und bildet daraus Bündel von 5 Fuß Länge und 2 Fuß Breite, welche durch dünnen Rotang zusammengehalten werden. Zu Padang und an anderen Orten verkaufen die Malayen die auf diese Weise hergerichteten, zur schnellen Bedachung oder Reparirung der Häuser dienenden Blätter für ein Geringes, so wie man überhaupt alles Baumaterial sich kaufen und zugleich die, freilich nicht sehr gelehrten Architekten dazu bestellen kann. Innerhalb zwei Tagen kann man sich auf diese Weise ein ganz bequemes und hübsches Haus herstellen. Zur Bedachung dienen auch wie auf Java halbirte Bambu-Rohre, die man wie unsere Hohlziegel nebeneinander legt und an der Verbindungsstelle durch einen mit der konvexen Seite nach oben gerichteten Bambu befestigt. Das oben beschriebene Kuli Kaju wird ebenfalls häufig zur Bedachung der Häuser verwendet, so wie endlich das sogenannte Idschu eine sehr gute Bedachung liefert. Dieser vegetabilische Stoff, welcher unter der Rinde der Zuckerpalme gefunden wird, hat das Aussehen von groben Roßhaaren, ist sehr stark und läßt das Wasser nicht durch.

Der Zugang zum Hause des Malayen ist für den in Turnerkünsten unbewanderten Europäer etwas unbequem. Es sind nämlich keine ordentliche Treppen angebracht, um zu der erhöhten Thür oder der Galerie zu gelangen, sondern ein mit einigen Einkerbungen versehener Block, oder ein dicker Bambu, liegt beim Hause, auf welchen man sich, mit der einen Hand sich oben festhaltend, hinaufschwingt. Die einsam stehenden Gebäude, Talang genannt, stehen auf höheren, nämlich 10—12 Fuß hohen Pfählen, und die zum Eingang führende Leiter wird Abends hinaufgezogen, so daß die Hausbewohner sich in einer kleinen Festung befinden, die wenigstens gegen Ueberrumpelung von Seiten eines Tigers schützt. Man erzählt sich, es sei schon vorgekommen, daß ein Elephant, deren es auf Sumatra viele giebt, zwischen die Pfähle eines solchen Talang sich drängte, dasselbe aus dem Boden hob und auf seinem Rücken eine Strecke weit fort trug.

Wie die Häuser selbst, ist auch die innere Einrichtung derselben sehr einfach. Nur selten findet man eine Art Bettstätte (bali-bali); in der Regel schlafen die

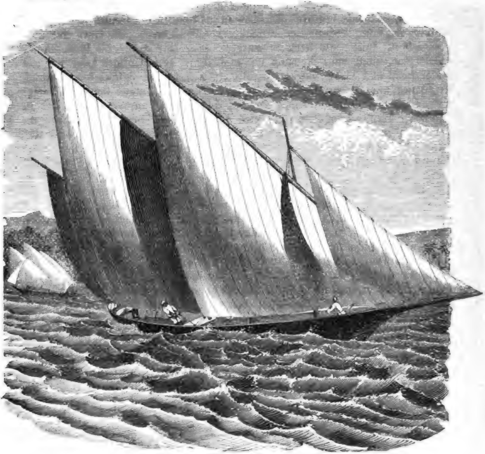
Malayen auf Matten, die auf dem Boden ausgebreitet werden. Oefter haben sie auch runde, mit Baumwolle gefüllte Kissen (**Gulong**). Ein Holzblock (**Rulang**) dient als Tisch, der Reisstampfer (**Talam**) wird in jedem malayischen Hause als unentbehrliches Möbel gefunden. Stühle haben die Malayen nicht nöthig, denn sie sitzen auf dem Boden, und zwar nicht wie die Javanen mit gegeneinander gekehrten Fußsohlen, sondern auf der linken Hüfte, wobei die linke Hand den Körper ebenfalls stützt, während die Rechte frei sich bewegt. Löffel und Gabel kennen die Malayen ebenfalls nicht, sie essen den Reis mit den Fingern, und zwar ohne ein Körnchen fallen zu lassen. Als Teller dient ein Stück Pisangblatt.

Die Speisen bereitet der Malaye in der Nähe seines Hauses, nicht in diesem selbst, da er darin keine Feuerstelle und kein Abzugsloch für den Rauch hat. Zum Feuermachen bedienen sich die Malayen des Stahls und des Feuersteins, welchen letzteren sie durch den Handel beziehen. Wahrscheinlich war in früheren Zeiten die noch jetzt häufig in Anwendung gebrachte Art, Feuer zu machen, in allgemeinem Gebrauche. Die Landbewohner nehmen ein Stück poröses, trocknes Holz, legen es horizontal nieder, und bohren mit einem anderen, sehr harten Holze ein Loch in dasselbe, indem sie es schnell zwischen den Händen umdrehen, wodurch das weiche poröse Holz Feuer fängt.

Viel Geschick zeigt der Malaye auch als Seemann, eine Beschäftigung, die mit seiner großen Verbreitung über die ganze asiatische Inselwelt zusammenhängt. Wol bei wenig Völkern ist der gemischte Typus von Land- und Seemann so ausgeprägt, wie bei den malayischen Stämmen, von denen viele Ackerbauer und Seefahrer zugleich sind, das heißt, beide Gewerbe in einer Person vereinigen. Der friedliche Ackerbauer, der heute seiner Reisernte nachgeht, segelt morgen vielleicht als Seeräuber in einer schnellen Praue dahin, oder er treibt Küstenschifffahrt. Das abenteuernde Leben auf den Schiffen, das Umherziehen von einem Hafenorte zum andern, von Sumatra im Westen bis zu den östlichen Sunda-Inseln, sagt dem Charakter des Malayen ungemein zu und trug nicht wenig zur Besiedlung ferner Gegenden durch Menschen dieses Stammes bei.

Daß die Malayen keine sonderlichen Freunde der Arbeit sind, ist schon oben angedeutet worden. Sie liegen im Allgemeinen viel lieber auf der linken Hüfte in der bezeichneten Weise, als daß sie ihren Körper durch Bewegungen anstrengen. Die Folgen hiervon zeigen sich, wie bei allen arbeitsscheuen Völkern, vorzüglich durch zwei Uebel, nämlich durch Ausbreitung und Vervielfältigung der Sklaverei und durch üble Behandlung der Frauen, die, selbst in einer großen Zahl der Ehen, als Sklavinnen betrachtet werden. Abgesehen, daß Jemand bei den Malayen, wie bereits erwähnt, Schulden halber dem Gläubiger als Leibeigener verfallen kann, giebt es auch eine Art Heirat, **Ampel anak** genannt, wobei der glückliche Ehegatte ein Sklave seiner Schwiegereltern wird. Es wird hiedurch bei den Malayen eine Thatsache durch das Gesetz sanktionirt, die freilich auch bisweilen bei anderen Völkern und in anderen Ländern faktisch vorkommt. Der Malaye muß nämlich, den herkömmlichen Gebräuchen (**Adat**) gemäß, seine Frau kaufen. Er giebt den Eltern seiner Braut eine gewisse Summe, die sich in neuerer Zeit

auf 150 spanische Matten beläuft, wofür er unumschränkter Herr über seine Frau wird, die er selbst wieder verkaufen darf und die nach seinem Tode seinen Erben zufällt.



Malayische Praue.

Diese Art der Heirat heißt **Tjutjur.** Ist aber der Bewerber arm und will er nicht darauf verzichten, eine Frau zu besitzen, dann tritt die eben angeführte ehrenvolle Heiratsart des Ampel anak ein. Es giebt aber auch noch eine dritte, der Humanität und der Billigkeit mehr entsprechende Heiratsweise, welche von den holländischen Behörden besonders begünstigt wird und die **Samundo suka sama suka** heißt. Bei solchen Ehen haben Mann und Frau gleiche Rechte, und nach dem Tode des einen Theils ist der überlebende Erbe. Der Bräutigam

Digitized by Google

giebt bei diesen Heiraten seinen Schwiegereltern nur ein kleines Geschenk (**Kasiarta**).

Die Gesetze der Malayen sind theils dem Koran entnommen, theils sind sie Ueberreste altmalayischer und indischer Rechtsgebräuche. Diebstahl wird bei ihnen durch Geldbuße bestraft. Die Todesstrafe kann in den meisten Fällen durch Zahlung abgekauft werden, wie überhaupt das Geld bei den Malayen eine noch größere Rolle spielt, als selbst in Europa. Nur eine Frau, die ihren Mann getödtet hat, muß ohne Nachsicht wieder sterben. Im Uebrigen zeigt sich das Malayenvolk auch in der Gesetzgebung als ein kriegerisches, welches den Gebrauch der Waffen und die Selbsthülfe begünstigt. Wer von Jemand thätlich beleidigt wird, hat das Recht, mit seinem Gegner einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen. Wenn ein nicht verheiratetes Frauenzimmer schwanger geworden ist, so muß es eine Geldbuße entrichten. Bei Zahlungsunfähigkeit verliert sie ihre Freiheit. Höchst sonderbar ist die Einrichtung, daß bei dem Todesfall eines Mannes nicht die eigenen Kinder, sondern die Schwestersöhne und Töchter als Erben eintreten.

Wenn ein junger Mann Wohlgefallen an einem Mädchen hat und sie als Frau zu besitzen wünscht, so gebraucht er gewöhnlich eine Matrone als Unterhändlerin. Die Eltern werden davon benachrichtigt, und wenn man die Zustimmung derselben erlangt und über die Art der Heirat übereingekommen ist, dann schickt der Werber den Eltern ein Geschenk, und diese bestimmen dann die Zeit der Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit wird ein Fest (**limbang**) gegeben, das 1—7 Tage dauern kann. Ein Karabau und einige Ziegen werden geschlachtet, alle Einwohner des Dorfes eingeladen und bisweilen noch Leute aus der ganzen Umgegend herbeigezogen, um dem Feste beizuwohnen. Der Malaye betrachtet die Gäste als „Zeugen" für die geschlossene Ehe. Kontrakte, sagt er, können gefälscht und geleugnet werden, aber Hunderte von Zeugen können nicht Lügen gestraft werden. Wir sehen schon hieraus, daß unter den Malayen Täuschung und Betrug nicht zu den Seltenheiten gehören. In der That übertreffen sie hierin an Schlauheit die meisten anderen Nationen. Die Heirats-Kontrakte werden bisweilen in so zweideutiger Weise aufgesetzt, daß entweder der Schwiegersohn, ohne daß er es weiß, zum Leibeigenen der Schwiegereltern wird, oder es werden diese und die junge Frau getäuscht, je nachdem der eine oder der andere Kontrahent seinen Mitkontrahenten an Schlauheit übertrifft. Deshalb giebt es nach der Hochzeit oft Prozesse, wobei die in der Redekunst sehr bewanderten Malayen ihre Sache selbst vertheidigen. Die holländischen Behörden haben es sich seit Jahren angelegen sein lassen, diese Mißbräuche zu vertilgen. Gegenwärtig sind deshalb in den unter unmittelbarer Oberhoheit der holländischen Regierung stehenden Distrikten bestimmte Formulare für Heirats-Kontrakte festgesetzt worden, die nur nach einem bestimmten Sinne aufgefaßt werden können.

Wenn das Mittagsmahl zu Ende ist, unterhält sich ein Theil der Gesellschaft durch Spiel und Hahnenkämpfe, oder die jungen Leute tanzen nach dem Takte der Musik. Bei den Malayen ist der Tanz nicht so verpönt, als bei den Javanen; selbst die Töchter vornehmer Malayen geben sich dieser Unterhaltung gern hin.

Der Hochzeitsschmaus und die übrigen zum Feste gehörigen Vorgänge werden gewöhnlich im Gemeindehause (Dusun) abgehalten. Dort findet auch die Trauung durch einen Priester statt. Nach derselben kann der Bräutigam jedoch seine Braut noch nicht in sein Haus führen, weil dies die aus alten Frauen bestehende Leibgarde der letztern verhindert. Erst nach Beendigung des Festes, das bei Bemittelten 7 Tage währt, bei weniger Bemittelten am siebenten Tage seine Wiederholung findet, wird die junge Frau in's Haus ihres Gatten gebracht. Zum Zeichen der geschehenen Vermählung wird in manchen Distrikten ein Pflock in den Boden vor dem Hause der Neuvermählten gesetzt, welche Ceremonie sie tako Kaju nennen.

Den Malayen ist erlaubt, so viele Frauen zu nehmen, als sie ernähren können, doch machen sie nur selten von dieser, von ihrer Religion und dem Staate gegebenen Erlaubniß Gebrauch und leben in der Regel in der Monogamie. Die malayischen Frauen erfreuen sich indessen nicht jener schonenden Behandlung von Seiten ihrer Männer, deren die Javaninnen theilhaftig sind. Sie müssen nicht nur die häuslichen Geschäfte versehen, die Pflege der Kinder übernehmen, Kattune weben und färben, Netzeflechten, sondern auch einen Theil der Feldarbeit verrichten. Trotzdem gebären die malayischen Frauen leicht, doch sind sie nicht sehr fruchtbar. Nach dem dreißigsten Jahre bekommen sie in der Regel keine Kinder mehr und nach dem vierzigsten sind sie ergraute Mütterchen. Man schreibt das frühzeitige Altern der Frauen in vielen Tropenländern in der Regel dem Einfluß des Klima's zu. Aber abgesehen davon, daß es Tropenländer giebt, wo ein solches frühzeitiges Altern der Frauen nicht bemerkt wird, ist kein physiologischer Grund denkbar, weshalb das Tropenklima diese Wirkung auf den Eingeborenen, und zwar ausschließlich auf das weibliche Geschlecht ausüben soll. Dazu kommt, daß wir diese Erscheinung bei den auf der Hochebene wohnenden Malayen ebenso wie bei den in den Niederungen wohnenden finden, obgleich erstere in einem ziemlich gemäßigten Klima leben. Der Grund des frühzeitigen Hinwelkens der Frauen in vielen Tropenländern liegt vielmehr, wie wir schon früher erörtert haben, in der zu frühen und unnatürlichen Verheiratung.

Nach der Geburt wird dem Kinde ein Name gegeben, den es aber selten während des ganzen Lebens behält. Eine Namensveränderung oder wenigstens eine Erweiterung des Namens findet statt, entweder bei einem wichtigen Familien-Ereignisse, oder nach Ausführung irgend einer für wichtig gehaltenen That. Der erste Name, der dem Kinde gegeben wird, heißt namo daging, der spätere golar. Die Malayen sprechen ihren eigenen Namen nicht gerne aus, da sie solches für unbescheiden oder unschicklich halten. Wenn ein mit dieser Sitte unbekannter Europäer einen Malayen nach seinem Namen frägt, so kommt er sichtlich in Verlegenheit, aus welcher ihn gewöhnlich einer der Anwesenden durch Beantwortung der Frage reißt.

Die malayischen Frauen tragen ihre Kinder gewöhnlich nicht auf dem Arm, sondern auf dem Rücken, mehr gegen die rechte Seite, und zwar in der sackartigen Höhlung eines vorn festgebundenen Tuches. Diese Sitte weist schon darauf hin, daß die Frauen bei dem Herumtragen der Kinder noch andere Arbeiten verrichten, bei welcher sie die Hände frei haben müssen.

Selten bedienen sich die malayischen Frauen der Wiegen zum Einschläfern der Kinder. In diesem Falle sind es kleine Hängematten, die an zwei entgegengesetzten Enden aufgehängt sind. Die Kinder entwickeln sich in der Regel bald und lernen frühzeitig laufen. Im Uebrigen bleiben sie sich selbst überlassen, gehen nackt und brauchen gegen Kälte nicht geschützt zu werden. Das Tropenklima ist der Entwickelung in den Kinderjahren günstig, und die Sterblichkeit im zarten Lebensalter zeigt sich im Allgemeinen um so geringer, je milder das Klima der betreffenden Länder ist.

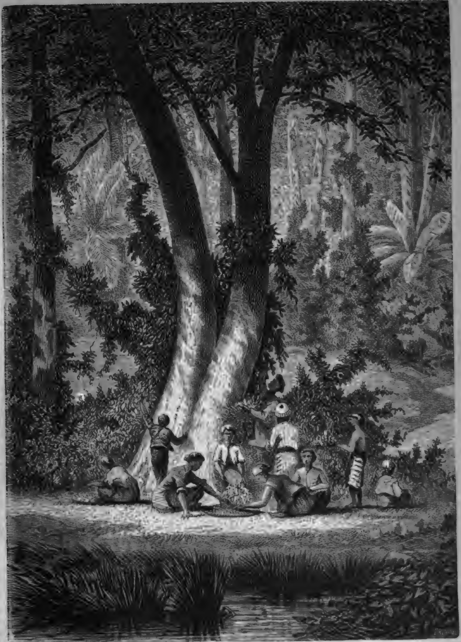
Die Beschneidung (lepas molu) der Knaben, welche gewöhnlich zwischen dem siebenten und zwölften Jahre vorgenommen wird, gilt ebenfalls, wie bei den Javanen, als ein Familienfest, bei welchem ein Bimbang veranstaltet wird. Auch die Durchbohrung der Ohren bei den Mädchen, sowie das Abfeilen der Zähne, wird als Familienfest betrachtet. Bei Mädchen geschieht letzteres nach dem zehnten Jahre, und schon von dieser Zeit an werden Unterhandlungen mit Freiern nicht abgewiesen. (!)

Sehr frühe gehen die Knaben zu öffentlichen Versammlungen, wodurch sie mit den Verhältnissen der Gemeinde und des Landes bekannt werden. Auch wird dort ihr Redner-Talent ausgebildet, worauf die Malayen, wie erwähnt, kein geringes Gewicht legen. Es ist nur zu verwundern, daß ein Volk, welches so gern lange Reden bei verschiedenen Gelegenheiten hält, dennoch die zum deutlichen Sprechen so nothwendigen Organe, nämlich die Zähne absichtlich verstümmelt. Was die Europäer, und besonders die schönere Hälfte, künstlich zu ersetzen suchen, wenn es durch Krankheit oder Alter verloren geht, zerstören die Völker des Archipels in absichtlicher Weise.

In Fällen von Krankheiten werden männliche oder weibliche Aerzte (Tukun) zu Rathe gezogen, welche theils durch Kräuter, theils durch abergläubische Gebräuche die Krankheit bekämpfen.

Stirbt der Kranke, so wird die Leiche auf ein für solchen Gebrauch im Dusun aufbewahrtes Bret gelegt und dem Grabe (Kubur, offenbar gleichen Ursprungs mit dem Hebräischen „Keber," Grab) zugeführt. Letzteres wird so gegraben, daß in einer gewissen Tiefe eine Seitenhöhlung in die Erde gemacht wird, in welche man die in weiße Tücher gehüllte Leiche auf die rechte Seite legt. In diese Höhlung werden auch verschiedener Blumen gelegt und dann die senkrechte Oeffnung mit Erde zugeschüttet. Die Frauen weinen bei dieser Gelegenheit hergebrachtermaßen und heulen laut bis die Bestattung vorüber ist. Im Umkreise des Grabes werden kleine Flaggen aufgesteckt. Auch pflanzen die Malayen gern den mit weißen Blüten versehenen Strauch Plumeria obtusa in die Nähe des Grabes. Nach Verlauf eines Jahres kommen die Verwandten des Verstorbenen wieder auf das Grab, verrichten Gebete und schlachten einen Karabau, dessen Kopf sammt den Hörnern auf dem Grabe der Verwesung überlassen wird. Die Malayen betrachten die Gräber als heilige Stätten und bestrafen eine Entweihung dieser Plätze sehr streng.

Zur Vervollständigung des ethnographischen Bildes der Malayen müssen wir nun auch noch einen Blick auf ihre Unterhaltungen und Spiele werfen.



Einsammeln der Betelblätter.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Außer dem Würfel- und Kartenspiel, bei welchem letzteren chinesische Karten gebraucht werden, spielen die Malayen häufig Schach (**Main gadjah**, Elephantenspiel), in welchem Spiele sie es mit den Europäern wohl aufnehmen. Der König im Schachspiel heißt **Radja**, die Königin **Mantri**, d. i. Minister oder Feldherr. Die asiatischen Völker, von denen bekanntlich das Schachspiel nach Europa gekommen, kennen keine Königin im Spiele; die Dame wußte sich nur bei den galanten Europäern eine hohe Bedeutung im Schachspiel, wie im Leben zu erringen. Der Läufer heißt **Gadjah** (Elephant), der Springer **Kuda** (Pferd), der Thurm **Ter** und die Bauern **Bidak**. „Schach dem König!" wird durch „**Sah**" ausgedrückt und „Schachmatt" heißt **Mati** (todt), aus welchem Worte vielleicht das deutsche „Matt" sich gebildet hat.

Die Malayen wissen sich in zierlicher und höflicher Sprache auszudrücken. Sie sprechen nie die Person selbst an, sondern nennen entweder den Rang der Person oder „**Duan**" Herr, wie: „**Duan suka djalang por Natal?** Beliebt der Herr nach Natal zu gehen?"

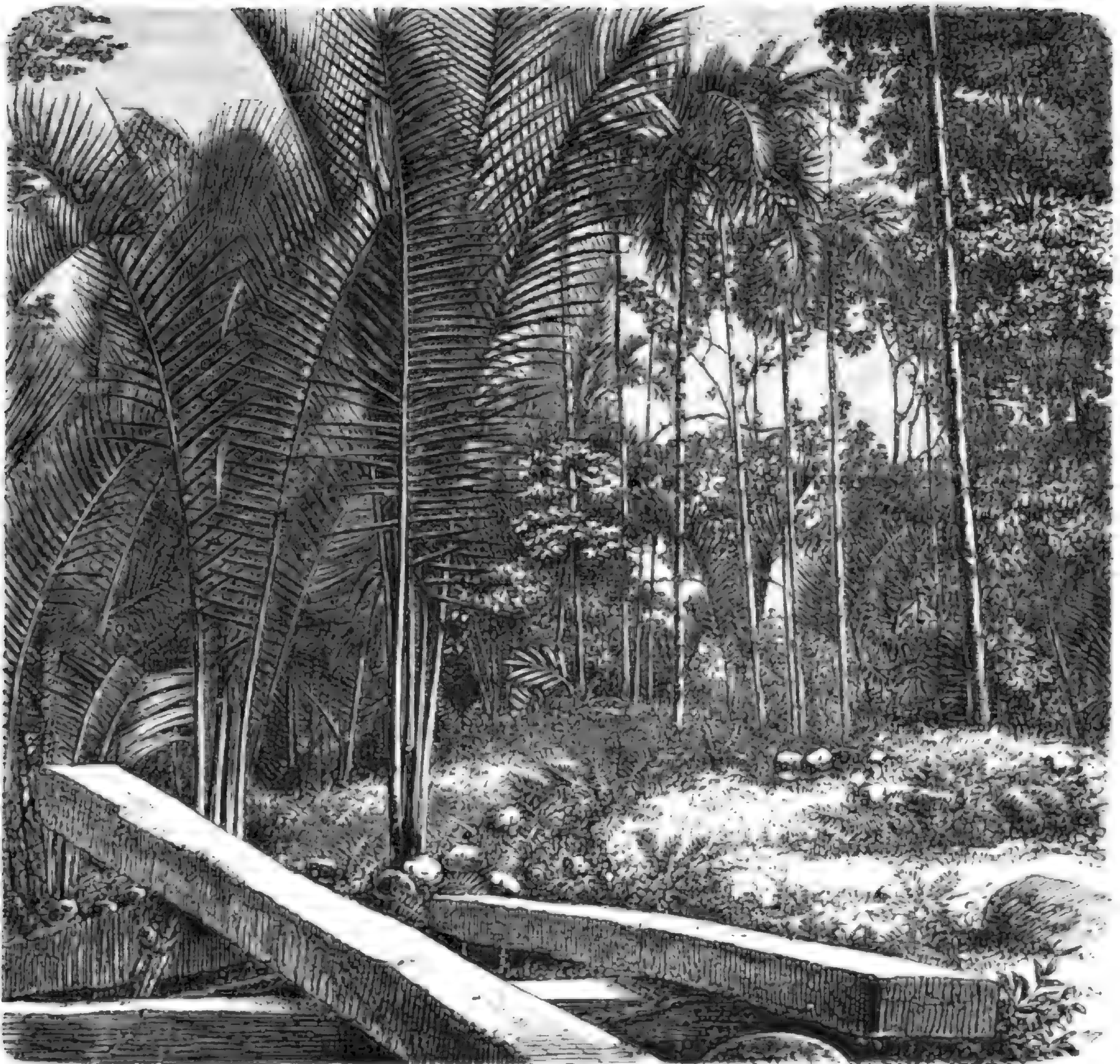
Unzertrennlich von dem Malayen erscheint auch die Siri-Dose, in der er die Blätter der Betelpfeffer-Rebe in Verbindung mit Areka-Nüssen aufbewahrt. Die aromatisch brennenden und bitter schmeckenden Blätter sind dem Malayen so gut wie dem Javanen und anderen hinterindischen Völkern ein so unentbehrliches Lebensbedürfniß geworden, daß jeder, der ein Stückchen Ackerland besitzt, sich seine Betelblätter gern selbst zieht. Doch kommen sie auch auf dem Markte zum Verkaufe. An Stangen von 10 Fuß Höhe klettern die Siri-Pflanzen mit ihren großen herzförmigen Blättern in die Höhe, so daß die Pflanzungen von Ferne unseren Bohnenfeldern gleichen; nur stehen die einzelnen Stangen weiter auseinander und das schön geformte Blatt mit seinem lichten Grün gewährt der ganzen Anpflanzung eine viel lieblichere Erscheinung.

In der voranstehenden Schilderung haben wir namentlich diejenigen Malayen im Auge gehabt, welche auf Sumatra seßhaft sind. Da das merkwürdige Volk jedoch über den ganzen ostasiatischen Archipel verbreitet ist, so hat es hier und da auch Manches von den Sitten der anderen Stämme, mit denen es in Berührung kam, angenommen, und hiernach wäre das Bild denn abzuändern. Die weite Ausdehnung der Malayen hängt entschieden mit ihrer Begabung zur Schifffahrt zusammen, und diese wurde wieder ein Grund, daß sie sich als Seeräuber einen berüchtigten Namen machten. Ueber diesen Gegenstand werden wir in einem der folgenden Kapitel noch ausführlich sprechen.

Von der Kleidung der Malayen müssen wir hier auch noch einige Worte sagen; in mancher Beziehung gleicht sie der javanischen. Sie ist im Allgemeinen hübsch und geschmackvoll zu nennen, und wie zerrissen und elend auch ihre Werktagskleider sein mögen, an Festtagen erscheinen sie stets sauber und nett. Die Tracht der Männer besteht aus dem Baju, einer meistens weißen Jacke, dem Sluar, einer kurzen Hose, und dem Sarong, der um die Hüfte gewunden wird und bis an die Kniee reicht. Um das Haupt wird der Saputargan getragen. Die Kleidung der Frauen ist noch einfacher. Ein Sarong fällt bei den jungen Mädchen von dem Busen bis auf die Knöchel herab, während er bei den älteren Frauen nur von den Hüften bis zu

den Füßen reicht. Ueber die Schultern wird die Kabia, ein vorn offenes, loses Gewand, geworfen. Einzelne tragen auch, wie die Männer, ein Tuch um den Kopf gewunden; die meisten aber sind barhaupt und schmücken ihr Haar mit Kupfer- und Goldzierrathen.

Es wurde schon einmal hervorgehoben, daß die Malayen keineswegs fleißig sind; ihnen fehlt aller Erwerbssinn und wenn sie die Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen können, sind sie längst zufrieden. Diejenigen, welche in den Landdistrikten leben und nicht als Arbeiter in den Pflanzungen beschäftigt sind, bauen nur ungern Reis und andere Gewächse. Wenn die Jahreszeit es erlaubt, gehen sie auch auf die Jagd oder auf den Fischfang aus. Die Beschäftigung der Malayen in den Städten ist mannichfaltiger. Viele werden Matrosen und bilden die Mannschaften der meisten Handelsschiffe in der Malakka-Straße; so lange sie in der warmen Zone segeln, gelten sie für sehr tüchtige Schiffer. Im Verein mit den Chinesen bringen sie Fische auf den Markt der Städte, doch haben die arbeitsameren und geschickteren Chinesen ihnen hierin den Vorrang abgelaufen. Fast alle Kutscher und Diener der Europäer in den Städten des Archipels sind Malayen; sie lieben die Pferde ungemein und behandeln sie gut. Einen chinesischen Kutscher giebt es eben so wenig, wie einen malayischen Schneider. Dagegen sind sie gute Gärtner und treiben einen schwunghaften Handel mit Federvieh und Früchten. Malayische Handelsleute kommen von allen Inseln des Archipels nach Singapore, aber unter ihnen kein einziger Kaufmann. Die Parsis, Chinesen, Klings und Bengalesen haben dort kaufmännische Geschäfte errichtet, welche mit denen der Europäer wetteifern, aber der Malaye erhebt sich nie über den Höker hinaus und das hängt sicher mit dem geringen Erwerbstrieb und der Gleichgiltigkeit gegen Reichthum zusammen.



Vegetationsbild von Sampit (Süd-Borneo).

Viertes Kapitel.

Die Insel Borneo und ihre Natur.

(Von der Redaktion des „Buchs der Reisen“.)

Allgemeiner Ueberblick. — Der Berg Kina-balu. — Das Pflanzenreich. — Die Nepenthes-Arten. — Kulturgewächse. — Der Orang-Utan. — Die Thierwelt Borneo's. — Verwilderte Elephanten. — Vögel. — Alligatoren. — Riesenschlangen. — Wassermusik der Fische. — Insekten. — Mineralreichthum. — Diamanten.

Borneo, die größte Insel unserer Erde, nimmt einen Flächenraum von 12,962 (nach Andern 13,597) geographischen Geviertmeilen ein, übertrifft somit an Ausdehnung noch die zum ehemaligen deutschen Bunde gehörigen Länder.

Herrlich hat die Natur das ausgedehnte, in seiner Mitte vom Aequator durchschnittene Land mit der reichen Fülle ihrer Erzeugnisse versehen, die nur der menschlichen Thätigkeit und der Ausbeute warten, um den europäischen Markt zu bereichern.

Zahlreiche Ströme, deren Quellen an hohen Gebirgsknoten liegen, durchfurchen nach allen vier Himmelsgegenden die Insel und überall, bis zu den hoch in den Wolken sich erhebenden Bergen im Innern, überdeckt ein dicke Lage fruchtbarer Dammerde den Boden, der zum Anbau aller Kolonial-Erzeugnisse einladet.

Das Gerüst der Insel, an welches sich die ebeneren Theile anschmiegen, besteht aus einer Reihe von Gebirgssystemen der primären Formation, die ihre Zweige nach den verschiedenen Richtungen der Windrose ausschicken. An der bei Weitem am besten erforschten und bekannt gewordenen Nordwestküste zieht sich eine Gebirgskette von Südwest nach Nordost bis zum äußersten Norden der Insel hin, erreicht in dem unabhängigen Dajaken-Staate Sarawak eine Höhe von 6000 Fuß und gipfelt sich allmälig an ihrem Nordende zu dem Riesenberge Kina-balu (St. Pietersberg), der nach Belcher eine Höhe von 13,698 Fuß hat. Eine andere Gebirgskette zieht sich von der Südwestspitze Borneo's aus im Distrikte Kirdawangan nordostwärts, nähert sich dem ersterwähnten Gebirgszuge und bildet in Vereinigung mit ihm ein Hochland im Centraltheile Borneo's, das uns bis jetzt sehr wenig bekannt geworden ist. Von diesem Hochlande zweigen sich verschiedene Bergzüge ab; ein Zweig geht ostwärts nach der Landschaft Kutei, ein anderer südlich nach Banjermassing zu. Granit, Syenit, Glimmerschiefer und Kalk sind die Hauptbestandtheile dieser Gebirge.

Zwischen diesen Gebirgen liegen ausgedehnte und fruchtbare Ebenen, und rings um die Insel hat sich ein mehr oder weniger breiter Saum von Alluvialgrund gebildet, der mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist. Bedeutende, wasserreiche Ströme ergießen sich an verschiedenen Stellen der Küste in's Meer; sie sind weithinauf selbst für größere Schiffe fahrbar und führen bis in's Herz der Insel. So sind von der Natur selbst die besten und billigsten Handelsstraßen geschaffen worden, auf denen ein leichter Absatz der reichen Landeserzeugnisse ermöglicht wird. Doch hat der Mensch auf Borneo noch sehr wenig zu deren Ausbeute gethan. Noch liegen die reichen Gaben der Natur ziemlich brach, und die spärliche Bevölkerung (nach von Kessel $2^1/_2$ Million, nach dem „**Aardrijksundig en statistisch Woordenboek van Nederl. Indië**“ 1861 gar nur 1,200,000) lebt inmitten der reichen Schätze des gesegneten Landes in Armuth. Die größten an der Nordwestküste mündenden Ströme sind der Limbang bei Bruni, der Redschang, Seribas, Batang-Lupar und Sarawak. An der Ostküste bildet der Gebirgszug Sakuru die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Bulungan und Berau-Stromes und jenem des majestätischen Kutei-Flusses. Ebenso macht die südlich verlaufende Meratus-Kette die Grenzscheide zwischen dem letztgenannten Strom und dem von Banjermassing.

An der Westküste mündet der mächtige Kapuas- oder Pontianak-Strom in's Meer; nördlich von diesem ergießt sich der Sambas, südlich dagegen der Pawan

und Simpang in's Meer. Alle diese Ströme und deren Nebenflüsse bahnen sich ihren Weg durch ungeheure Wälder, die zu vielen lokalen Regenergießungen Anlaß geben und den Wasserreichthum der Insel erstaunlich vermehren. Da schwellen die wilden Gebirgswasser zu breiten Fluten an, die sich oft über weite Strecken ergießen und das ebene Land in nasse Flächen verwandeln.

Einzig in ihrer Art sind durch ausgezeichnete, bald bizarre, bald majestätische Formen, die vereinzelt stehenden Berge der Inseln, während andere wieder, gleich richtigen Riesen, ihr Haupt kühn über die emporliegenden Gebirgszüge emporheben und schon von Weitem die Blicke anziehen. Zu diesen gehört namentlich der schon erwähnte Kina balu, der nicht fern von der Nordspitze Borneo's in die Wolken strebt. Der englische General=Konsul Spencer St. John, welcher lange Zeit auf Borneo lebte, hat einen zweimaligen Versuch gemacht, den Berg zu erklimmen; doch beide Male mißglückte sein Unternehmen; der höchste Punkt, den er erreichte, lag etwa 9000 Fuß über dem Meere, und von da hatte er noch mindestens 4000 Fuß bis zum Gipfel. Die erste Ersteigung ward im April 1858 angetreten. Längs des Tampasuk=Flusses, der vom Kina=Balu nach Norden zu fließt, drang man vorwärts; die Schwierigkeiten waren nicht geringer Natur, denn bald war der Fluß zu durchwaten, bald ging es über zerbröckelte Granitfelder, bald durch Urwälder. Tief hatte der Strom und seine zahlreichen Nebenflüsse den Boden durchwühlt; Landstürze und Erdrutsche bedrohten die Reisenden von allen Seiten und selbst ungeheure Granitblöcke, die ursprünglich auf dem Gipfel des Berges gelegen haben mochten, waren durch die Gewalt des Wassers weit in's Land hineingeführt. Nach den starken, wolkenbruchartigen Regengüssen, die im Innern Borneo's keineswegs zu den Seltenheiten gehören, steigen die wilden Ströme oft binnen wenigen Stunden fünfzig Fuß hoch und reißen dann mit unwiderstehlicher Gewalt Alles, was ihnen in den Weg kommt, selbst die schwersten Felsmassen, wie leichte Spielbälle mit sich fort. Die von ihnen weggeschwemmte Erde wird lange Zeit im Wasser schwebend erhalten und erst an den Küsten abgesetzt, wo sie dann den fruchtbaren Alluvialboden bilden hilft.

Die Eingeborenen, welche Spencer St. John bei seiner Expedition begleiteten, konnten sich den wissenschaftlichen Zweck derselben nicht vorstellen. Sie verfielen auf allerhand Muthmaßungen. Bald glaubten sie, er suche Schätze, bald vermutheten sie, er jage der Frucht des Legundi=Baumes nach, die auf dem Gipfel des Kina=balu wächst und Demjenigen, der sie ißt, die verlorene Jugend wiedergiebt. Die Natur an den Abhängen des Kina=balu ist ungemein reich, namentlich wachsen hier die schönen Nepenthes=Arten und rothe, violette oder gelbe Alpenrosen. Die Kälte nimmt zu, je näher man dem Gipfel kommt, und als die Reisenden die zweite Nacht nach ihrem Aufbruche in einer Höhle zugebracht hatten, fanden sie am andern Morgen alle Gebüsche mit Reif überzogen. Auf die Rhododendron=Büsche folgte nacktes granitisches Gestein, und aus diesem erhob sich, 3000 Fuß hoch, noch fast senkrecht ansteigend, der Gipfel des Berges. Hier und da strömten kleine Wassergeriesel über den Granit, und kleines Strauchwerk wuchs spärlich in den geschützten Winkeln der Felsvorsprünge. Da die Felsen fast unter 40 Grad anstiegen, so versuchte

Spencer St. John die Ersteigung mit wollenen Strümpfen durchzusetzen; diese zerrissen jedoch bald und seine Füße begannen zu bluten. Außer einigen Moosen und Gräsern wuchs an dieser Stelle nichts weiter. Von dem Moose, so erzählten die Eingeborenen, nährten sich die Geister ihrer Vorfahren, und das Gras diente als Futter der geisterhaften Büffel, die ihren Herren in die andere Welt nachfolgten.

Bei seiner zweiten Expedition, die einige Monate später stattfand, gelangte Spencer St. John zu keinem glücklicheren Resultate. Diesmal drang er längs des Flusses Tawaran vor, der vom Kina-balu nach Westen zuströmt. Der Berg zeigte sich nun von der Westseite, von wo er den schönsten Anblick bietet. Eine weiße luftige Wolke, deren Ränder vom Glanz der Abendsonne goldig gefärbt erschienen, umlagerte die obere Hälfte, doch so, daß der Gipfel noch frei aus ihr herausstrat. Jede Spalte, jeder Riß war in dem ungeheuren Granitkoloß deutlich zu erkennen, nur zur Rechten und Linken lagen die zwei tiefen Thalschluchten, aus welchen der Dahombang und Pinokok hervorrauschen, in Dunkel gehüllt; aber gleich einem Silberband glänzte aus dem Schatten dieser Thäler eine Reihenfolge von Wasserfällen hervor. Um das herrliche Bild zu vollenden, spannte sich über dem Berge, der hier 5000 Fuß über die benachbarten Gebirge fast senkrecht ansteigt, ein doppelter Regenbogen aus.

Anders gestaltet sich die Flora an diesen Bergen im Innern des Landes, anders in den tiefen Alluvial-Ebenen, die sich bisweilen Hunderte von Meilen längs der Küste hin erstrecken. An der letzteren entfaltet sie ganz besonders ihren Reichthum. Casuarinen, Cäsalpinien, Rhizophoren, Avicennien und namentlich Palmen treten in seltener Mannichfaltigkeit auf. Neben ausgedehnten Urwäldern von dem geschätzten Teckholz, Eisenholz, Gutta-Percha und Ebenholz sind Farbenhölzer, Muskatbäume, Sagopalmen, Kampher, Zimmt, Citronen, Pfeffer, Ingwer, Betel, Reis, Getreide, Bataten, Yams, Bambu und Zuckerrohr die wichtigsten Erzeugnisse der Pflanzenwelt. Die Kokospalme, diese Universalbürgerin der Tropen, fehlt eben so wenig wie die Nipa-Palme (Nipa fruticans). Sie ist für die Borneaner von hohem Werthe. Aus dem Saft bereiten sie einen groben Zucker, mit den Blättern decken sie ihre Hütten, deren Wände aus den Kejang-Matten hergestellt werden, die aus dem Laub dieser Pflanze geflochten sind. Die Eingeborenen zählen mit Leichtigkeit ein Dutzend Nutzanwendungen der Nipa her; die wichtigste ist aber die Salzbereitung aus den Wurzeln. Da die Nipa-Palme nur im salzigen oder brakigen Wasser wächst, so nimmt sie eine bedeutende Menge Chlornatrium auf; um dieses aus den Wurzeln zu gewinnen, werden letztere verbrannt und die entstandene Asche ausgelaugt. Das starke kochsalzhaltige, übrigens sehr unreine Laugensalz wird von den Eingeborenen bei Weitem dem gewöhnlichen Seesalz vorgezogen. Charakteristisch für die Nipa-Palme ist, daß sie stets im tiefen Wasser wächst, während die Rhizophoren seichte Stellen aufsuchen.

An zahllosen farbenprächtigen Blumen, Kräutern und Sträuchern, die dem warmen und feuchten Boden entkeimen, ist eben so wenig Mangel wie an Schlingpflanzen, die als luftige Laubgewinde an den Baumstämmen in die Höhe klettern. Hier findet man auch die schönsten Orchideen, unter welchen die Phalaenopsis

amabilis ihre atlasweißen großen Blütenblätter gleich einem Schmetterlinge an den Bäumen ausbreitet, von denen sie in Büscheln herniederhängt.

Dringen wir weiter in's Innere des Landes, wo der Boden sich erhebt und die Hitze abnimmt, so gesellt sich zum Reichthum der Natur auch die frische, gesunde Luft, ohne welche der Mensch alle die vor ihm ausgebreiteten Herrlichkeiten nicht dauernd zu genießen vermag. Gern verweilt das Auge auf den goldgelben, weißen oder rosigen Blüten der **Bauhinia**, der schönen **Hoja imperialis** oder den prächtigen Alpenrosen, deren Büsche das ganze Jahr hindurch mit Blüten geschmückt sind.

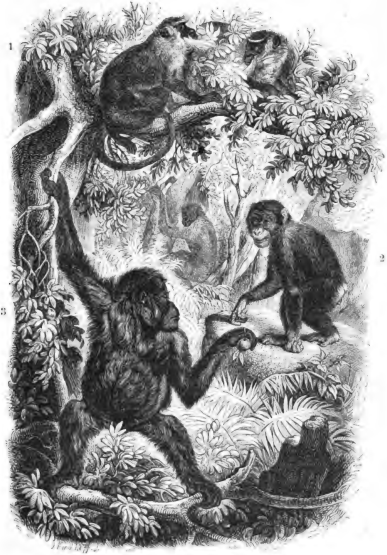
Nepenthes und Edwardsiana villosa.

Durch Seltsamkeit der Form und Pracht der Farben stechen aber die auf Borneo heimischen Nepenthes-Arten alle anderen Blumen aus. Ihre im verschiedensten Farbenschmelz prangenden, riesigen, becher- oder krugförmigen Blüten sind bis zur Hälfte mit einem aromatischen Wasser gefüllt, das die Pflanze selbst absondert und das dem Wanderer, der die Berge besteigt, einen

Digitized by Google

Labetrunk bietet. Die schönsten Arten, welche Low entdeckte und der britische Botaniker Hooker beschrieb, wachsen am Kina-balu. Im Ganzen kennt man von Borneo 22 Arten, unter denen die **Nepenthes Edwardsiana, villosa** und **Rajah** die schönsten sind. Die größte darunter ist die nach Sir James Brooke benannte **N. Rajah**, eine Pflanze von nur etwa 4 Fuß Länge, die jedoch zahlreiche große Blumenkrüge trägt. Die Länge eines solchen beträgt durchschnittlich 15 Zoll. Der ovale Rand desselben ist mit einem gefältelten Saume von etwa 2 Zoll Breite umgeben, dessen fleischrothe Färbung von dem tief violetten Purpur des eigentlichen Kruges stark absticht. Ein breiter blattartiger, grüner Auswuchs, der vom oberen Theil des fleischfarbigen Randes sich abhebt, überschattet die Oeffnung des Kruges. Diese herrliche Pflanze wurde von Low in einer Höhe von 5000 Fuß am Kina-balu entdeckt. Ihre größten Blumenkrüge hatten einen Umfang von zwei Fuß; sie glichen also kleinen Eimern. In einem derselben fand Low eine ertrunkene Ratte. Einige tausend Fuß höher am Kina-balu wächst **N. Edwardsiana.** Diese hübsche Pflanze, welche eine Länge von 20 Fuß erreicht, schmarotzt auf Bäumen, von denen man die cylinderförmigen, fein gerippten Krüge herabhängen sieht. Der nach der Basis zu angeschwollene Blumenkrug ist unten erbsengrün und geht nach oben in ein lebhaftes Roth über. Die Mündung ist fast kreisrund. Die Länge des Cylinders beträgt gegen zwei Fuß bei ausgewachsenen Exemplaren. In der gleichen Höhe mit ihr kommt am Kina balu **N. villosa** vor, die sich durch pfirsichfarbene, mit Karmoisin gesprenkelte Krüge auszeichnet.

Reichlich wird auf Borneo der Fleiß des Pflanzers belohnt. Kaum giebt es ein Kulturgewächs des ostasiatischen Archipels, das nicht einen günstigen Boden zur Vervielfältigung auf dieser Insel fände. In den wasserreichen Ebenen gedeiht der Reis, doch tummeln sich hier nicht, wie auf Java, Millionen fleißiger Hände, welche die Fruchtbarkeit des Bodens zu benutzen verstehen. Von trefflicher Beschaffenheit ist das auf Borneo wachsende Zuckerrohr. Auf den Hügeln und an den Bergabhängen erhebt sich im Schatten riesiger Waldbäume der Kaffeestrauch, der hier ein vorzügliches Produkt liefert. Mit dem besten Erfolge wird auf den Höhen und in den Ebenen die Baumwolle gepflanzt, doch ist die Ausfuhr von diesem nützlichen Erzeugniß nur sehr gering. Der Kakaobaum trägt in den wenigen Gärten, die zu Pontianak und Sambas mit ihm bepflanzt sind, reichliche Früchte; von einer größeren Kultur ist jedoch noch nicht die Rede. Die saftigen Fruchtarten Borneo's sind dieselben, die schon bei Java erwähnt wurden. Der Pisang mit seinen Varietäten, die Mangostan, die Mangka, die saftige Bilimbi, die Brotfrucht, die Rambutan und die verschiedenen Citrus-Arten sind vertreten. Die Gewürznelke und der Muskatnußbaum kommen vor, letzterer jedoch nicht wild, sondern angepflanzt. Unter den Palmen sind noch die Zucker- und Sago-Palmen zu erwähnen. In der Gegend von Bruni am Limbang-Strome unterscheiden die Eingebornen zwei Arten von Sago-Palmen, deren eine dornig ist, während die andere einen glatten Stamm hat. Die erstere ist dadurch gegen die wilden Schweine geschützt, während die letztere, obgleich ihr dieser Schutz abgeht, dennoch eine reichlichere Ernte liefert.



1 Der Schlankaffe. 2 Der Siamang. 3 Der Orang utan.

Digitized by Google

Wie die Natur Borneo begünstigt, das erkennt man auch wieder an der Sago-Palme; sie ist nur eingeführt, wächst jetzt aber überall gleichsam wild. Nach drei oder vier Jahren entstehen neben dem Hauptstamme junge Schößlinge aus den Wurzeln, die, wenn im achten Jahre die Palme zur Sago-Gewinnung gefällt wird, an die Stelle des Mutterbaumes treten. In alten, gut eingerichteten Pflanzungen kann man alljährlich einen Baum aus demselben Wurzelstock fällen. An dem Aussehen der Blüte erkennen die Eingeborenen genau, wann die Reifezeit des Sago gekommen ist und die Palme den besten Ertrag liefert.

In der Thierwelt Borneo's fällt uns zunächst das äußerst zahlreiche Affen-Geschlecht auf, mit dem die Bewohner beständig im Krieg liegen, da die Affen die ärgsten Reisdiebe sind und auch die andern Anpflanzungen durch ihre Räubereien schädigen. Der einfarbige, langarmige Wauwau (**Hylobates concolor**), der von den Eingeborenen Melampiau genannt wird, ist auf Borneo sehr häufig. Mehrere Arten von Semnopithecus sind nur auf dieser Insel allein gefunden worden. Wie auf Sumatra die Malayen, so zähmen die Dajaks von Borneo auch einen Affen, den **Inuus nemestrinus**, der zum Abpflücken der Kokosnüsse abgerichtet wird.

Am berühmtesten unter den borneanischen Affen ist aber der Orang utan geworden, dessen eigentliche Heimat die Nordwestküste Borneo's ist. Alle Eingeborenen stimmen darin überein, daß es zwei besondere Arten gebe, und daß bei der größeren Art, dem Pappan, Männchen, Weibchen und Junges durch Schwielen auf den Wangen sich von der andern Art, dem Rambi, unterscheiden. In manchen Gegenden findet man nur die eine oder andere Art allein. Der Rambi ist die kleinere Art und hat keine Schwielen auf den Backen. In der Zoologie ist bis jetzt kein Unterschied unter den Orang utans gemacht worden.

Ueber das Leben dieser „Waldmenschen“ liegen vielerlei Beobachtungen vor, namentlich von Seiten der Engländer, welche Borneo's Nordwestküste genau kennen lernten, von Brooke, Low und Spenser St. John. Sie berichten, daß der Affe sehr träge und langsam in seinen Bewegungen sei; selbst wenn die Jäger schreien und ihre Gewehre abfeuern, eilen sie nur allmälig von Baum zu Baum weiter. Im Allgemeinen suchen sie die allerhöchsten Baumäste auf und bleiben dort unbeweglich, wenn auch auf sie geschossen wird, und die Gegenwart des Menschen scheint sie wenig zu kümmern. Wird der Orang utan verwundet, so läßt er ein grunzendes Gebell hören; seine Lebenskraft ist ungemein zäh, und Brooke erzählt, wie ein Männchen erst nach der siebenten Kugel starb. Beide Arten, der Rambi und der Pappan, bauen sich Nester oder Behausungen auf den Bäumen aus zusammengeflochtenen Blättern und Zweigen, die einem großen Krähenneste ähneln. Die Eingeborenen suchen das Nest auf, schlagen an den Baum, auf welchem sich ein solches befindet, und der Orang utan giebt dann einen grunzenden Laut von sich. Wenn er reife Früchte vermuthet, kommt er gern in die Nähe der menschlichen Wohnungen, um dort kleine Raubzüge zu unternehmen. Gewöhnlich hält er sich jedoch im Innern der Wälder auf und die Beschaffenheit seiner Zähne beweist deutlich, daß er auch von Früchten mit harter Schale sich nährt.

Man findet die Thiere fast stets einzeln und nur dann und wann Männchen und Weibchen in Gesellschaft. Ueber die Größe, die ein ausgewachsener Orang utan erreichen kann, weichen die Angaben unter einander sehr ab. Die Eingeborenen übertreiben gewöhnlich. Der Naturforscher Wallace, der am Sadong-Flusse jagte, hat keinen geschossen, der größer als vier Fuß war, während Spenser St. John einen solchen von 5 Fuß 2 Zoll Länge erwähnt.

In Sarawak sind zahme Orang utans nicht selten. Der letztgenannte Reisende erzählt von einem halberwachsenen Weibchen, Betsy, das ein sehr sanftes, zuthunliches Geschöpf war. Man hätte es frei umhergehen lassen können, aber dann würde es unter den Kohlpalmen allzugroßen Schaden angerichtet haben. Das Thier hatte einen großen Käfig, mochte aber nicht gern allein sein und folgte den Menschen, wo sich nur irgend Gelegenheit dazu bot. Bei Nacht oder kühlem Wind hüllte es sich sorgfältig in eine Decke oder in einen Pelz und suchte die wärmste Stelle des Lagers aus. Spenser St. John theilt noch folgende Geschichte mit, die ihm die Eingeborenen erzählten. Ein junger Dajak wanderte an einem heißen Tage durch das Dickicht; er kam zu einem kühlen Bache, dessen klares Wasser ihn zum Bade einlud. Schnell entkleidete er sich, legte seine Waffen, Schwert und Blasrohr, auf die Seite und sprang in den Fluß. Als er sich erfrischt hatte und wieder an's Ufer stieg, bemerkte er, wie ein mächtiges Orang utan-Weibchen vor seinen Kleidern Wache hielt und auf ihn zukam. Sprachlos vor Erstaunen stand er da; dasselbe steigerte sich jedoch noch mehr, als das Thier ihn beim Arme ergriff und ihn zwang, mit auf einen laubreichen Baum zu klettern. Dort mußte er sich zu ihm setzen und bekam Früchte zu essen, doch bewachte es ihn eifersüchtig und litt nicht, daß er hinabstieg. Dies dauerte einige Zeit, bis die Wächterin sorgloser wurde. Der Mann benutzte den günstigen Augenblick und entschlüpfte nach dem Platze, wo er seine Waffen gelassen hatte. Als der Orang utan ihm dahin folgte, erschoß er ihn aus dem Blasrohr mit einem vergifteten Pfeile. Wir überlassen es jedem Leser, von dieser Geschichte so viel zu glauben, wie ihm beliebt.

Eins der merkwürdigsten Thiere Borneo's ist der **Potamophilus barbatus**, welcher die Mitte zwischen Fischotter und Civettekatze hält und sich durch dichte wollige Behaarung, aus der einzelne steife Haare hervorstehen, durch ein breites Maul und durch lange Borsten auf der Oberlippe, den Wangen und über den Augen auszeichnet. Der kleine malayische Bär (**Ursus malayanus**) ist im Innern ziemlich häufig. Dieser auch unter dem Namen Bruan bekannt gewordene Bär lebt keineswegs ausschließlich auf Borneo; er ist vielmehr auch auf anderen Sunda-Inseln, in Nepal und Hinterindien gefunden worden. Vorzugsweise nährt er sich von Vegetabilien, liebt aber besonders Süßigkeiten, saftige Früchte, Zucker und Honig. In den Zuckerplantagen und Kokospflanzungen richtet er manchmal bedeutenden Schaden an. Auf den Bäumen befindet sich dieser geschickte Kletterer außerordentlich wohl, doch weiß er auch auf dem Boden sich schnell fortzubewegen und gilt als gutmüthiger, harmloser Geselle, der sich leicht zähmen läßt. Sir Stamford Raffles, welcher einen dieser Bären besaß, durfte ihm den Aufenthalt in der Kinderstube gestatten und hatte niemals nöthig, ihn

durch Anlegen einer Kette oder Schläge zu bestrafen. Mehr als einmal kam er ganz artig an den Tisch und bat sich von der Gesellschaft Etwas zu essen aus, wobei er lüstern die lange Zunge zeigte. Er war ein Gourmand, der neben süßen Früchten auch Champagner genoß. Dieser Bruan wurde im ganzen Hause von Jedermann gern gesehen und geliebt; sein ganzes Betragen war musterhaft, da er nicht einmal dem kleinsten Thiere Etwas zu leide that und oft mit Katzen oder Papageien sein Mahl aus einer Schüssel theilte. Andere behaupten dagegen, daß der malayische Bär dumm und tückisch sei. In den europäischen Thiergärten sieht man ihn jetzt sehr häufig und dort ist er genau beobachtet worden; über sein Leben in der Wildniß fehlen aber noch immer eingehende Nachrichten. Der Tiger, welcher auf der Halbinsel Malakka und auf Java mit Recht so sehr gefürchtet wird, fehlt dagegen auf Borneo gänzlich. Statt seiner tritt in den gebirgigen Theilen des Landes ein mittelgroßer Panther mit gestreiftem Felle (**Felis macrocelis**) auf, dessen Fell die Eingeborenen als Kriegsgewand tragen. Eine eigene Art wildes Schwein mit weißem Barte, das Babi puta, ist die Lieblingsnahrung dieser Raubkatze. Man findet dieses Schwein nur allein auf Borneo; es zeichnet sich durch einen langen schmalen Kopf, helle braungelbe Haare, lange Borsten auf den Wangen und eine eigenthümliche Anschwellung am Ende des Schwanzes aus. Herdenweise durchzieht der wilde Ochse die Grasebenen an den Flüssen der Insel, die ihm saftige Weide gewähren. Die Bergratte, welche namentlich am Kina balu häufig vorkommt, wird von den Eingeborenen gegessen, während sie diejenigen Ratten verschmähen, die in ihren Häusern leben. Charakteristisch für Borneo sind auch die verschiedenen Hirscharten, der große Pferdehirsch, das schöne Kanschil oder der kleine malayische Hirsch.

Es wurde bereits angeführt, daß der Elephant einzig und allein auf Sumatra vorkommt, während er auf den übrigen Sunda-Inseln fehlt. Auch auf Borneo hat er keineswegs sein ursprüngliches Vaterland, so wenig wie das Nashorn, er ist dort nur an der Nordostküste verwildert. Die Malayen bringen von diesen Elephanten Elfenbein in den Handel, so daß an deren Vorkommen keineswegs gezweifelt werden kann. Spenser St. John sah viele Männer, welche die Elephanten an Ort und Stelle beobachtet hatten. Wie sie in jene borneanischen Wälder kamen, darüber erzählt man sich verschiedene Geschichten. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Ostindische Compagnie vor etwa 100 Jahren dem Sultan von Sulu mehrere Elephanten zum Geschenk sandte; dieser erschrak über die ungeheuren Thiere, von denen er glaubte, sie würden seine ganze Insel auffressen, so sehr, daß er sie nach der Nordostküste Borneo's überführen ließ, wo sie sich bald sehr stark vermehrten und in den Pflanzungen großen Schaden anrichteten. Das borneanische Elfenbein wird meistens von den Elephanten gewonnen, die man todt in den Wäldern liegen findet.

Spenser St. John berichtet von einem Eingeborenen, der in dunklen Nächten, nur mit einem scharfen Speer bewaffnet, sich an die Elephantenherden vorsichtig heranschleicht und einem der Thiere seine Waffe in den Bauch rennt. Durch das Gebrüll des verwundeten Elephanten erschreckt, flieht die ganze Herde davon.

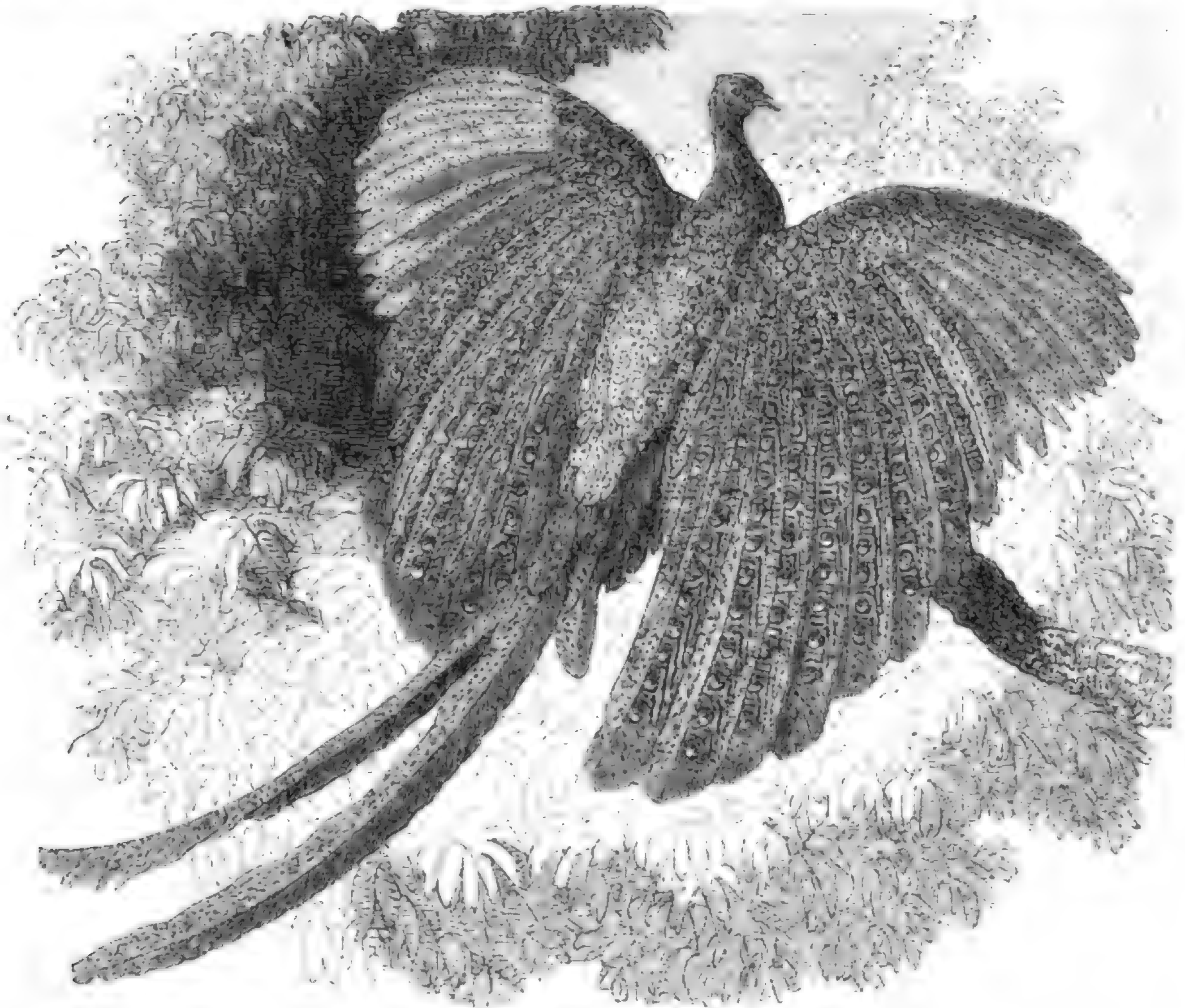
Digitized by Google

Der malayische Bär.

Der kühne Jäger folgt am andern Morgen der Blutspur und findet das verwundete Thier dem Verenden nahe. Er giebt ihm den Gnadenstoß und bemächtigt sich der Zähne.

Unter den Vögeln Borneo's finden wir auch manchen durch glänzendes Gefieder ausgezeichneten Waldbewohner, wenngleich der Artenreichthum dieser Insel gegenüber anderen Tropengegenden nicht bedeutend genannt werden kann. Insbesondere ergötzen durch die Pracht ihres Federschmuckes die Pitta-Arten, namentlich P. Baudii, die ihren Namen nach dem General-Gouverneur Baud trägt. Unter den Raubvögeln zeichnet sich ein Fischadler (Falco ichthyaetus) aus, der auf den hohen Bäumen an den Flußufern horstet und von dort aus mit scharfem Blicke die unter ihm strömende Flut beobachtet. Sobald er einen Fisch erspäht hat, schießt er pfeilschnell in schiefer Richtung auf ihn zu, ergreift ihn und taucht oft eine halbe Minute lang unter das Wasser, wo er seine Beute überwältigt und endlich mit ihr zum Neste zurückkehrt. Das harmlose Taubengeschlecht nistet meistens an den Rändern der Wälder; es ist durch mehrere Arten vertreten, die sich sowol durch Anmuth der Form, als durch glänzendes Gefieder auszeichnen. In den bergigen Gegenden kommt der Nashornvogel vor; finken- und sperlingsartige Vögel leben in den grasigen Ebenen an der Küste. Dort kommt auch ein schöner weißer Kranich vor. In den Wäldern, die sich längs den rauschenden Strömen hinziehen, hört man allabendlich ein tausendstimmiges Konzert, das die Affen, Insekten und mancherlei Vögel verursachen. Wenn Alles still geworden, dann ertönt nur noch ein seltsamer Schrei; laut und deutlich, weithin schallend werden die Silben Tu-wau drei Mal hintereinander wiederholt. Das ist der Ton, den der schöne Argusfasan (Argus giganteus) von sich giebt, wenn er das Weibchen lockt, welches in ähnlicher Weise antwortet. Dieser Prachtvogel unterscheidet sich von allen bekannten Vögeln dadurch, daß die Federn des Ober- und Vorderarmes außerordentlich verlängert, die an der „Hand" dagegen sehr kurz sind, umgekehrt wie wir es sonst in der Vogelwelt finden. Auf diesen langen, schön dunkelbraunen Federn, welche mit vielen helleren und dunklen Streifen und Pünktchen überzogen sind, stehen große schillernde Augenfedern, denen ähnlich, die der stolze Pfau in seinem Schweife zeigt. Dieses gilt jedoch nur vom Hahne, bei der Henne ist das Gefieder viel einfacher gezeichnet. Außer den herrlichen Flügelfedern zeichnen den Argus noch zwei getüpfelte, 4 Fuß lange Mittelschwanzfedern aus, die den größten Theil der Gesammtlänge des Vogels wegnehmen, welche bis 6 Fuß beträgt. Auch die Salangan-Schwalbe (Hirundo esculenta) baut an den Küsten, mehr jedoch in den zahlreichen Höhlen im Innern des Landes, ihr gelatinöses Nest. Zuweilen wird der Reisende von seltsamen Erdhügeln im Innern der Wälder überrascht, die ihn an die Bauten der Termiten erinnern. Sie sind vier bis fünf Fuß hoch und haben bisweilen 60 Fuß im Umkreise. Im Innern finden sich verschiedene Zellen, die mit Moos und trocknen Blättern ausgefüttert sind. Hier legt der Megapodius, ein zum Hühnergeschlecht gehöriger Vogel, seine Eier, und er ist es auch, der diese riesigen Nester baut.

Zahlreicher als die Vögel sind auf Borneo die **Reptilien** vertreten. Der Alligator oder Kaiman (**Crocodilus biporcatus**) ist der Schrecken vieler Gegenden. Boote auf den Flüssen greift er selten an, desto häufiger jedoch die Menschen. Besonders ist der Lingga-Fluß wegen der vielen Alligatoren berüchtigt, die sich dort ungehindert vermehren, da die Eingeborenen aus einer Art Aberglauben das Thier nie tödten. Bei den Bewohnern des Sarawak-Flusses herrscht jedoch kein Vorurtheil und dort verfolgt man die gefräßigen Ungeheuer auf verschiedene Weise.



Der Argusfasan.

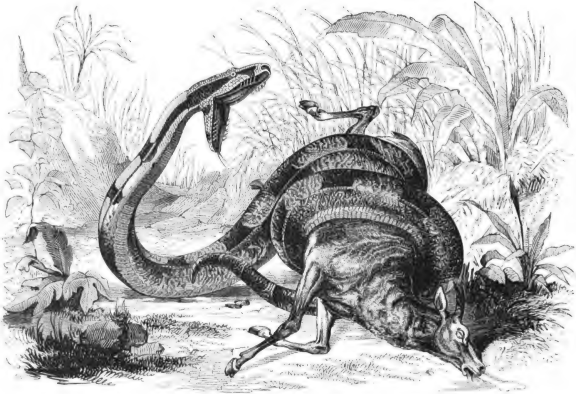
Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Alligator keinen Köder frißt, der auf irgend eine Art befestigt ist. Gewöhnlich fängt man ihn an einem eisernen Haken, auf den ein Hund, eine Katze oder ein Affe angesteckt wurde und der an ein vier bis fünf Klafter langes Rotangseil gebunden wurde. Damit der Alligator das Rotangseil nicht durchbeißen kann, wenn er den Köder verschlungen hat, so wird es auf etwa sechs Fuß Länge zu Fasern geklopft. Diese gefährliche Angel wird dann an einem über das Wasser hinragenden Baumaste aufgehangen; das daran steckende Thier, welches durch den Haken nur leicht verwundet ist, beginnt zu schreien; der

Alligator springt darauf aus dem Wasser und verschlingt den Köder sammt dem Haken. Nach einiger Zeit wird er an's Land gezogen, wobei er sich still verhält. Nun werden ihm die Beine auf den Rücken gebunden, wobei die Eingeborenen ihn als Fürst oder Großvater anreden und die Qualen bedauern, die er erleiden muß. Darauf wird er todt gestochen und der Magen untersucht, ob sich vielleicht menschliche Körpertheile in demselben befinden. „Ich habe oft gesehen", schreibt Spenser St. John, „wie die Knöpfe einer Weiberjacke oder der Zopf eines Chinesen aus dem Magen genommen wurden." Es scheint, als ob der Alligator seine Beute immer ganz verschlinge. Manche Leute verstehen den Fang vortrefflich. Ein Malaye fing im Sarawak binnen wenigen Monaten dreizehn Stück, und da die Regierung einen Thaler und fünf Groschen für jeden Fuß, den das Thier maß, bezahlte, so verdiente er eine hübsche Summe.

Manche Alligatoren werden bis 25 Fuß lang. Dies sind jedoch die größten. Die Dajaks erzählen, daß die Thiere sterben müßten, wenn sie nur die geringste Wunde in den Unterleib erhielten, weil die Würmer sich dort einnisteten und die Heilung verhinderten. Auf den Flüssen Borneo's findet man häufig Haarballen von fünf bis sechs Zoll im Durchmesser schwimmen, welche die Alligatoren ausspuckten. Es sind die unverdaulichen Theile der verschlungenen Thiere.

Unter den Schlangen nimmt die riesige **Boa constrictor** den ersten Rang ein. Die Eingeborenen erzählen von ihr viele übertriebene Geschichten, z. B. daß es Boa's von der Länge und Dicke eines großen Baumes gebe. Folgendes sind die Berichte Spenser St. John's über die borneanischen Riesenschlangen. Eines Nachts kam eine Boa unter das Haus eines Dajak (das auf Pfählen steht, wie landesüblich), drang durch einen gegitterten Bambu-Verschlag und tödtete ein großes Ferkel. Als sie sah, daß sie mit demselben nicht durch die Gitterstangen hindurchkonnte, fraß sie dasselbe auf der Stelle. Am Morgen fand sie der Hausbesitzer und sie wurde ihm eine leichte Beute. Er zog die Haut ab, die volle 19 Fuß maß.

Eine andere Boa wurde auf der kleinen Insel Labuan getödtet; sie maß, nachdem der Kopf und ein beträchtlicher Theil des Nackens abgehauen worden waren, noch über zwanzig Fuß. Eines Tages sah der Diener eines Herrn Coulson, der gerade mit dem Decken des Tisches beschäftigt war, daß urplötzlich eine mächtige Schlange auf einen Hund zuschoß, der ruhig im Schatten der Veranda lag; sie schleppte ihn fort. Jetzt kam Coulson, ergriff eine Lanze, einige Dajaks und Malayen thaten ein Gleiches, und man verfolgte das Ungethüm. Der Hund lag vor einem hohlen umgestürzten Baume, in welchen Coulson von oben herab mit der Lanze stieß. Er traf die Boa; sie steckte den Kopf aus einem Loche hervor; aber sogleich versetzte ihr ein Malaye einen Säbelhieb, der tödtlich war. Man zog sie heraus und fand, daß sie 24 Fuß lang war. Derselbe Engländer besitzt auch die Haut der größten Boa, welche je im nordwestlichen Theile Borneo's erlegt worden ist. Im März 1859 ging ein Malaye mit Frau und Kind an der Mündung des Bruni-Flusses auf einem schmalen Pfade, wo einer sich hinter dem anderen bewegen mußte. Ein kleiner Hund lief voran. Rasch wie der Blitz schoß eine Boa hervor, packte ihn und eilte mit der Beute wieder in's Gebüsch.



Pythonschlange.

Die Malayen rannten fort und erzählten Coulson, daß die Schlange sehr groß sei, worauf er sie zu erlegen beschloß. Nachdem er eine Miniébüchse geladen, ging er mit drei anderen Engländern, welche sich mit scharfen Säbeln bewaffnet hatten, in den Busch. Er wollte der Boa bis auf Klafterweite nahe gehen und ihr dann, um die Haut nicht zu beschädigen, eine Kugel durch den Kopf jagen. Wenn die Schlange ihn etwa verwunden wollte, sollten seine Gefährten auf sie einhauen, aber nicht eher, als bis die größte Gefahr vorhanden sei, denn ihm lag Alles an der Haut. Sie fanden die Boa unweit von der Stelle, wo sie den Hund überfallen hatte, den sie gerade umringelte. Als die Männer ihr nahe kamen, hob sie sich empor, schoß die Zunge heraus, hielt aber ihre Beute fest. Coulson ging ihr kalten Blutes bis auf fünf Schritte entgegen, paßte einen günstigen Augenblick ab und jagte ihr die Kugel in's Gehirn. Der Preis war der Mühe werth, denn das Ungethüm hatte wohlgemessen 26 Fuß 2 Zoll.

Auch andere, namentlich giftige Schlangen kommen häufig auf Borneo vor. Sie brechen in die Hühnerhöfe ein oder lauern, an die Baumstämme und Aeste fest angedrückt, regungslos auf die Pargam, die schönen grünen Tauben, welche die Wälder beleben. Die Malayen haben einen großen Abscheu vor Schlangen, besonders vor der Cobra, die auch in's Wasser geht und unbehindert durch die Ruderschläge hinter den Booten herschwimmt.

Unter den Schildkröten nimmt eine große Flußschildkröte den ersten Platz ein. Sie ist im Bruni-Flusse sehr häufig und zeichnet sich durch eine rüsselförmige Schnauze aus.

Eine eigenthümliche akustische Erscheinung auf Borneo, die mit der Fischwelt zusammenhängt, ist die sogenannte Wassermusik, die man an den Mündungen der Flüsse wahrnimmt. Schon der leider so früh verstorbene deutsche Naturforscher Dr. Schwaner beobachtete sie. Er vernahm melodische Töne, die in der Tiefe des Wassers erzeugt wurden, jetzt stark und anhaltend, dann kurz und abgebrochen. Es klingt wie ein Sirenengesang, den man unten aufsteigen hört; einmal voll und kräftig, einmal sanft und schmelzend, wie jene Melodien, die ein leises Lüftchen der Aeolsharfe entlockt. Die Eingeborenen schreiben diese Erscheinung einfach der Vermischung des süßen Flußwassers mit dem bitteren Meereswasser zu, denn je weiter das Seewasser in den Strom dringt, desto weiter wird die Wassermusik vernommen. Ein Holländer, Namens Präger, der in den Jahren 1860 und 1861 den größten Theil Süd-Borneo's zu Wasser und zu Land durchirrte, hat neuerdings seine Beobachtung über die Wassermusik veröffentlicht, wonach es scheint, als ob die Erzeugung derselben nur den Fischen zugeschrieben werden könne. Auch Professor Martins hat sich in diesem Sinne ausgesprochen.

Präger war im April 1860 mit dem holländischen Kriegsdampfer „Madura" auf dem größten Flusse an der Westküste, dem Pontianak. Am meisten hörte er hier die Musik während der Flut und des Hochwassers. Bei voller Flut fehlte sie. Man hörte sie bald höher, bald tiefer; deutlich vernahm man sie am Ufer, deutlicher jedoch, wenn man den Kopf halb in's Wasser tauchte. Legte man das Ohr an die Wand des eisernen Schiffes, so verstärkte sie sich; man hörte dann deutlich

abgebrochene Töne, wie wenn man die Saiten einer Baßgeige bearbeitet. Zu Anfang der Flut hört man einen, zwei, vier und endlich unzählige besondere Töne. Der Ton ist ziemlich tief, stoßend, gleichartig. Auch im Tawa-Fluß, und zwar an einer Stelle, wohin kein Seewasser mehr dringt, vernahm Präger dieselbe Musik. Präger vermuthete zuerst, daß Fische diese Wassermusikanten seien, und seine Vermuthung wird von Autoritäten unterstützt. Jede andere Hypothese reicht nicht aus, und dann giebt es ziemlich viele Fische, welche Töne erzeugen. Welche Arten dies jedoch in den Flüssen Borneo's thun, darüber verlautet noch nichts.

In reicher Entfaltung belebt Wald und Flur auf Borneo's mildem Boden die Insektenwelt. In den Wäldern und Grasflächen findet man prachtvolle Schmetterlinge von außerordentlicher Größe, von welchen manche ausgespannt bis neun Zoll messen. Den Boden beleben Käfer in unendlicher Mannichfaltigkeit, unter welchen ein grünlicher aus dem Geschlechte Aromia einen angenehmen Rosengeruch verbreitet. Zahlreiche Bienenschwärme häufen Wachs und Honig in den Wäldern an. Sie nisten am liebsten in den 150 bis 180 Fuß hohen Tapang-Bäumen, die zu den Ficus-Arten gehören. Die Biene Borneo's ist übrigens nicht so unschuldig, wie die kleine javanische. Sie besitzt einen tüchtigen Stachel, mit dem sie die Eindringlinge züchtigt. Man räuchert daher die Bienen erst aus, ehe der nackte Dajake auf den hohen Baum hinaufklettert. Der Stich der Hornisse zieht auf Borneo große Schmerzen nach sich; der Stich einer einzigen macht den Arm um das Doppelte seines Umfanges schwellen. Auch die Moskiten, die in den niedrigen Alluvial-Ebenen zu Millionen die Luft durchschwärmen, machen sich unangenehm bemerkbar und verbittern namentlich den Europäern den Aufenthalt in jenen Gegenden. Indessen ist nicht unwahrscheinlich, daß der durch die Moskitenstiche verursachte Hautausschlag theilweise die größeren Uebel verhütet, welche durch die Einathmung der feucht-heißen und mit fremdartigen Gasen vermengten Luft entstehen. Diese kleinen Plaggeister mögen daher als ein, wenn auch keineswegs angenehmes Schutzmittel gegen Fieberkrankheiten u. s. w. angesehen werden. Wenn Abends der Insektenchor sein Konzert beginnt, dann zeigt sich an den Flüssen die Feuerfliege mit ihrem wunderbaren Schein. Besonders in der Nähe der herrlichen Rambi-Bäume, wo sie am liebsten ihren Aufenthalt nimmt, schwärmt sie gleich flammenden Lichtern umher, die ihren Widerschein in der dunklen Flut des Wassers finden. Wohin wir unsere Blicke wenden, auf der Erdoberfläche, in der Luft, im Meer und in den Strömen, überall blickt uns das üppigste Leben in nie endender Mannichfaltigkeit entgegen, und ein ewiges Entstehen und Vergehen zeigt uns das Gesetz, dem die organischen Wesen unterworfen sind.

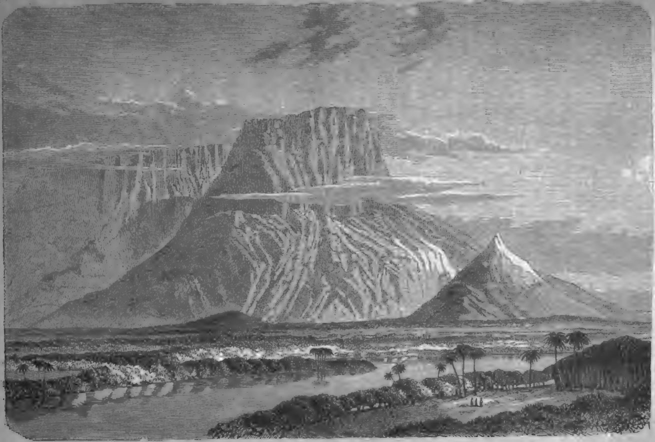
Mit dem Reichthume der Thier- und Pflanzenwelt wetteifern die mineralischen Schätze, welche der Erdboden in sich schließt. Reiche Golderze finden wir in den Gebirgen Borneo's, Goldstaub im Sande der Flüsse und Bäche. Mit der Gewinnung beschäftigen sich namentlich die Chinesen, und wir werden im folgenden Abschnitte Gelegenheit haben, hierüber noch näher zu sprechen. Weltberühmt sind die Diamanten Borneo's. Einer borneanischen Sage zu Folge sind die Diamanten die versteinerten Thränen einer unglücklichen, liebenden und betrogenen

Fürstin, Batu Intan genannt, welche dieselben in der Wildniß vergossen hat. Die Gewinnung der Diamanten, welche theils von Chinesen, theils von Eingeborenen betrieben wird, steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung. Die Lagen, in welchen sie mit Gold zusammen vorkommen, gehören der Diluvialzeit an und sind die Folgen einer Wasserflut. Im Gebiete von Banjermassing liegen sie, wie von Strantz berichtet, längs der Sohle der Thäler, der wasserscheidenden Landgürtel und längs dem Flusse des Gunong Bebaris in einem flach oder sanft ansteigenden Terrain verbreitet. Ferner findet man sie an den Flüssen Batu Api und Karang Intan und deren Nebenflüssen, auch in den Flächen, die an dem südwestlichen Ende des Gunong Bebaris und der östlichen Wasserscheide südlich von Martapura sich anschließen.

Um sie zu gewinnen, treibt man kleine, bis 12 Fuß tiefe Schachte, in welche man auf Leitern, Tanga, hinabsteigt. Das Wasser und der diamanthaltige Sand (Lambakan) werden in Körben und Eimern ausgeschöpft, worauf letzterer einer rohen Wascharbeit unterworfen wird. Was im Waschsieb (Ajakh) zurückbleibt, wird sorgfältig untersucht; dabei werden die Arbeiter von Aufsehern überwacht, die ihrerseits wieder unter Kontrole stehen. Einer derselben nimmt die großen Diamanten in Empfang, während ein anderer die kleinen oder Staubdiamanten in Verwahrung nimmt. Die Anzahl der Arbeiter in den Minendistrikten ist sehr verschieden und hängt von der Ausdehnung derselben ab. Es giebt Minen, in denen 250 Arbeiter, andere, in denen bis 1000 Leute arbeiten. Jedem Eingeborenen ist erlaubt, sich in einem Distrikte Diamanten zu waschen. Er bekommt vom Besitzer weder Lohn noch Unterhalt, dagegen das beim Waschen etwa abfallende Gold und alle Diamanten, die unter 2 Karat schwer sind. Die schwereren muß er gegen 20 Gulden per Karat ausliefern. Der Ertrag der Minen ist zwar sehr verschieden, doch sollen solche mit 200 Arbeitern jährlich 40,000 Gulden abwerfen, und die dem Thronfolger von Banjermassing gehörige Mine Gunong Sawak soll diesem Fürsten jährlich 240,000 Gulden einbringen. Es ist vorgekommen, daß man früher einen Diamanten von 74 Karat und vor einigen Jahren von 106 Karat gefunden hat.

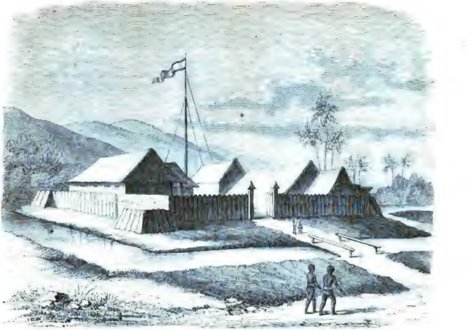
Spießglanz findet man in mehreren Gegenden der Westküste, namentlich in Sarawak und am Sambas. Eisen ist in Menge über die ganze Insel verbreitet, ebenso Zinn. Nickel und Kupfer kommen an mehreren Orten vor; auch Quecksilber hat man entdeckt. An Wichtigkeit übertrifft alle diese Mineralstoffe jedoch die Steinkohle, welche in unerschöpflichen Lagern über das ganze gesegnete Eiland verbreitet ist. Sie harrt ihrer Gewinnung, um ihren gewaltigen und wohlthätigen Einfluß nach allen Seiten hin zu erstrecken.

Für die Erforschung Borneo's ist noch viel zu thun, noch liegen ungeheure Strecken jungfräulichen Bodens brach, noch rauschen Ströme durch das Land, die nie das Boot eines Weißen trugen, und noch stehen dort Urwälder, die kaum der Fuß eines Wilden, geschweige denn eines Europäers betrat. Hier ist noch ein ergiebiges Feld für Reisende, das schöne Früchte zu tragen vermag.



Der Kina Balu auf Borneo.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Holländisches Fort zu Sambas auf Borneo.

Fünftes Kapitel.

Bewohner und politischer Zustand von Borneo.

Verschiedene Volksstämme auf Borneo. — Die Dajaks. — Albinos. — Körperbeschaffenheit. — Sagen, Räthsel. — Kleidung und Waffen. — Alte Vasen. — Lebensweise. — Geburt, Trauung, Begräbniß. — Das Kopfabschlagen. — Kämpfe. — Meuchelmord. — Gottesurtheile. — Die Malayen. — Chinesische Ansiedlungen. — Eintheilung in Kongis. — Aufstände der Chinesen. — Politische Zustände von 1825 — 1830. — James Brooke erlangt den Besitz der Landschaft Sarawak. — Sein Leben und seine Unternehmungen. — Die Steinkohlen-Insel Labuan. — Die Stadt Bruni. — Prin's Reise. — Andere Expeditionen. — Schwaner's Expedition. — Banjermassing und der große Aufstand gegen die Holländer.

Man sollte glauben, je mehr ein Land durch die Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse und durch die Milde seines Klima's den Menschen der Mühe überhebt, beständig für sein leibliches Dasein zu sorgen, und die Lebensbedürfnisse sich ihm mit Leichtigkeit darbieten, desto mehr würde er sich der Veredelung seiner geistigen Funktionen hingeben, es würde Bildung, Wissenschaft und feine Gesittung in demselben Maße einen hohen Grad erreichen, als die Natur schon für die Unterhaltung des Körpers gesorgt und der Mensch nur die Kultivirung seines Geistes

Digitized by Google

zu pflegen hat. Die Erfahrung lehrt uns jedoch das Gegentheil. Wenn auch ursprünglich die Kultur von der milden Tropenzone Asiens ausgegangen ist, so findet sich doch seit Jahrtausenden die höchste Kulturstufe nur in der gemäßigten Zone, wo theils der Wechsel der Jahreszeiten dem Menschen zur geistigen Anregung wird, theils aber auch die größere Mühe und Sorgfalt, die er bei weniger günstigen äußeren Verhältnissen auf die Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse verwenden muß, ihn zum Nachdenken veranlassen, so daß durch erhöhte geistige Thätigkeit Wissenschaften und Künste geboren wurden.

Was Borneo betrifft, so besteht dort noch ein schroffer Gegensatz zwischen Land und Leuten, indem ersteres durch Schönheit und Milde, letztere durch Rohheit und Wildheit im Allgemeinen sich auszeichnen.

Wir haben schon der geringen Bevölkerung Erwähnung gethan, die Borneo's ausgebreitete Ebenen und Hochebenen bewohnt, doch gilt solches nur von den uns bekannten Theilen des Landes. Viele Gegenden der Centraltheile sind uns noch völlig unbekannt, doch dürften auch diese kaum von einer sehr dichten Bevölkerung bewohnt sein.

Nach den neuesten Angaben (1863) besteht die Bevölkerung der unter unmittelbarer Herrschaft der Niederländer stehenden Länder der West-Abtheilung von Borneo aus 341,073 Seelen, darunter befinden sich etwa 24,000 Chinesen und nur etwas über 100 Europäer.

Die Bevölkerung der südlichen und östlichen Abtheilung Borneo's, so weit die Herrschaft der Niederländer reicht, besteht nach derselben Zählung aus 610,679 Seelen, wonach die unter niederländischer Herrschaft stehende Bevölkerung Borneo's sich auf 951,752 Seelen beläuft. Rechnen wir für die Nordküste und die noch unabhängigen oder unbekannten Stämme etwa eine eben so große Seelenzahl, so würde sich für ganz Borneo eine Bevölkerung von etwa 2 Millionen herausstellen. Wenn wir zuerst von der der Zahl nach größten Bevölkerung Borneo's sprechen und sie „Ureinwohner" nennen, so wollen wir nicht behaupten, daß sie nicht mit andern Völkern Asiens verwandt seien, oder nicht als ein Glied derselben betrachtet werden könnten. Es giebt überhaupt kein Land in der Welt, von dem sich sagen ließe, daß den gegenwärtigen bodenständigen Ursassen nicht eine frühere Bevölkerungsschicht vorausgegangen wäre. Wir finden im Gegentheil in den meisten Ländern, außer jenen Volksstämmen, von welchen die Geschichte in bestimmter Weise ihre Einwanderung nachweist, noch eine andere Bevölkerung, die man gewöhnlich Ureinwohner nennt und von deren erstem Auftreten im Lande allerdings keine geschichtlichen Nachweise vorhanden sind; doch bemerkt der Sprachforscher und Ethnograph selbst bei diesen Ureinwohnern immerhin noch viele Anhaltepunkte, die ihn auf ihre Verwandtschaft mit andern, zuweilen sehr entfernt wohnenden Völkern hinweisen. Ohne mich nun in die Untersuchung einzulassen, mit welchen Völkern die Bewohner Borneo's unverkennbare Verwandtschaft zeigen, will ich dieselben nur wie sie jetzt gefunden werden, und zwar vorzüglich an der von mir besuchten Westküste Borneo's, an der Mündung des Kapuas-Stromes bis nach Pontianak und Sambas, in allgemeinen Zügen zu beschreiben suchen.

Die ursprünglichen oder ältesten Bewohner Borneo's werden unter dem Namen „Dahahs" oder „Dajaks" zusammengefaßt, obgleich die Eingeborenen selbst sich diesen allgemeinen Namen nicht beilegen, sondern sich in zahlreiche Stämme vertheilen, von welchen jeder einen besonderen Namen trägt.

Außer den Dajaks bemerken wir am zahlreichsten an den Küsten, doch sich gegen die Centraltheile des Landes allmälig verlierend, die Malayen, welche offenbar einst als eroberndes Volk Borneo, wie die meisten andern Länder des Archipels, besetzt und die Dajaks sich unterworfen haben. Noch heutigen Tages sehen wir die Urbewohner auf einem großen Theile der Küstengegenden bis tief in's Land hinein unter der drückenden Herrschaft dieser Malayen seufzen, welche den besiegten Stämmen an Intelligenz und Bildung allerdings überlegen sind. Neben den Malayen erblicken wir eine zwar nicht sehr zahlreiche, aber in Bezug auf Kultur und Strebsamkeit höher stehende chinesische Bevölkerung, die an jenen Orten, wo sie numerisch einigermaßen stark vertreten ist, selbst über die Malayen ein bedeutendes politisches Uebergewicht erlangte.

Endlich ist noch die, wenn auch sehr geringe, doch herrschende europäische Bevölkerung Borneo's noch zu nennen, der das Schicksal der übrigen Stämme, ihre geistige und moralische Förderung, in die Hände gegeben ist und von der wir hoffen wollen, daß sie ihre geistige und materielle Macht zu Nutz und Frommen der in jeder Hinsicht ihr untergeordneten einheimischen Bevölkerung verwenden wird.

Wir wenden unser Augenmerk zunächst auf die Dajaks. Diese sind im Allgemeinen kleiner Statur. Ihre mittlere Größe beträgt blos 5′ 2″ 2‴ rheinländisch. Beide Geschlechter sind im Ganzen wohl gebaut, Verunstaltungen des Körpers sieht man bei ihnen selten, welcher Umstand wol davon herrühren mag, daß die schwächlichen Kinder, zu welchen in der Regel die verunstalteten gehören, schon in früher Jugend wegen Mangels an sorgsamer Pflege und zweckmäßiger Behandlung sterben. Was die dajak'schen Frauen angeht, so übertreffen sie an Schönheit durch ihre schlanke Gestalt, durch Feinheit der Gesichtszüge und selbst durch eine hellere Hautfarbe die malayischen und javanischen Frauen. Obwol die Muskelkraft der Dajaks nicht sonderlich entwickelt ist, so können sie doch sehr weite Fußreisen ohne Ermüdung unternehmen und Entbehrungen mancherlei Art ohne zu unterliegen ertragen. Die Hautfarbe der Dajaks ist mehr braun, als die der Malayen, welchem Volke sie übrigens im Ganzen in ihrem Körperbau sehr ähnlich sind. Die Jochbeine sind wie bei den Malayen hervorstehend, die Augen schwarz oder dunkelbraun, das Haar schwarz, bisweilen etwas gekräuselt, und die Zähne blendend weiß, insofern sie nicht die alberne Gewohnheit der Malayen angenommen, sich wenigstens die Schneidezähne abzufeilen. Ferner ist das Kinn des Dajakers weniger breit, als bei den Malayen, die Nase nicht so breit gedrückt, so daß die Abweichungen der Gesichtszüge des Dajakers von jenen der Malayen zum Vortheil des ersteren sich gestalten. Noch kräftiger und schöner mögen die unabhängigen Stämme in den gebirgigen Centraltheilen des Landes sein, von welchen hie und da einzelne Familien auf ihren Zügen bis in die Nähe der Küstenstämme gelangen.

Nicht selten bemerkt man unter den Dajaks sogenannte Albino's oder Individuen mit weißer Hautfarbe und hellgefärbter Regenbogenhaut, die aber wegen Mangels des zur Aufsaugung der überflüssigen Lichtstrahlen nöthigen schwarzen Pigments im Auge das helle Tageslicht nicht vertragen können. Weit entfernt, daß diese Individuen sich, wie manche Reisende und Anthropologen glauben, mehr der edleren kaukasischen Rasse wegen ihrer weißen Hautfarbe nähern, ist ihre Körperbeschaffenheit vielmehr eine krankhafte. Bei ihnen hat sich weder unter der Oberhaut des Körpers noch unter der Regenbogenhaut des Auges jenes Pigment gebildet, welches die Haut mancher Menschenrasse dunkel färbt, dem Auge aller Menschen aber das zum Sehen in einem hellen Medium nothwendige Vermögen verleiht, nur eine gewisse, zur Abgrenzung eines deutlichen Bildes nöthige Zahl von Lichtstrahlen zur Netzhaut gelangen zu lassen. Als Beweis, daß die Albino's keine veredelte, sondern krankhafte Individuen sind, dient der Umstand, daß sie außerdem in der Regel schwächlich sind und frühzeitig sterben. Als Ursache des oft vorkommenden Albinismus und mancher andern Krankheiten unter den Dajaks betrachte ich die Häufigkeit der Ehen unter Blutsverwandten. Die Dajaks leben, wie wir später ausführlicher mittheilen werden, in kleinen, von den oft feindlichen Nachbarstämmen isolirten Gemeinden, welche seit mehreren Generationen nur unter sich verheirathet sind, so daß oft Heirathen unter Blutsverwandten kaum vermieden werden können. Es ist aber eine nicht bestreitbare Thatsache, daß Albinismus, Taubstummheit, überhaupt Krankheiten der verschiedensten Art durch häufige Heirathen unter Blutsverwandten entstehen und sich fortpflanzen.

Landdajak.

Was die geistigen Thätigkeiten der Dajaks betrifft, so findet der Europäer bei ihnen im Allgemeinen ein weit schärferes Urtheil, ein mehr entwickeltes Denkvermögen, als er den ihm schon bekannten barbarischen Sitten dieser Volksstämme gemäß erwartet hatte. Die deutschen, holländischen und amerikanischen Missionäre loben die Fassungskraft der ihrem Unterricht anvertrauten dajak'schen

Knaben und die Leichtigkeit, mit welcher sie das Lesen mit europäischen Buchstaben erlernen.

Im täglichen Leben, im Handel und im Landbau zeigen sie oft richtige Ansichten und verschließen ihr Ohr keineswegs den Verbesserungen, die man in Bezug auf ihre Lebensweise, ihre Sitten und ihre bisherigen moralischen Prinzipien einführen will, wenn es überhaupt geglückt ist, sich ihr Vertrauen zu erwerben. Damit aber solches geschehe, wird die Regierung vor Allem die Verwaltung des Landes selbst in die Hand nehmen müssen und die armen Dajaks vor den Bedrückungen der Malayen-Häuptlinge zu schützen haben, die einen guten Theil ihrer Ernte und ihrer Habe für sich in Anspruch nehmen, Frohndienste fordern und Gewaltthaten ausüben. Bis jetzt bestand in vielen Gegenden noch ein Mißtrauen der dajak'schen Bevölkerung gegen die holländische Regierung, weil sie diese im Bunde mit ihren Bedrückern, den Malayen, glaubten.

See-Dajak.

Aus der Sprache eines Volkes läßt sich ungefähr sein Bildungsgrad, sein Ursprung und ein Theil der Hauptbegebenheiten seiner Geschichte erlernen. Was nun die Sprache der Dajaks betrifft, so zerfällt sie in viele Dialekte, denen eine gleich große Anzahl von Stämmen entspricht, die jedoch unter einander wenig in Verbindung stehen. Beim Mangel einer Schrift geschah auch der beständigen Veränderung der Sprache kein Einhalt, so daß es mühsam ist, aus den vielen Sprachzweigen den ursprünglichen Stamm herauszufinden. Gegenwärtig sprechen die unweit der Küste wohnenden Dajaks eine dem Malayischen mehr oder weniger verwandte Sprache, ja manche Stämme haben sich die malayische Sprache, als die des Siegers, wie einst die Bewohner von Spanien und Frankreich die Sprache Roms annahmen, gänzlich angeeignet. Unter den uns bekannten Stämmen der Dajaks haben die Kajanen ihre ursprüngliche Sprache am reinsten beibehalten, da nur der zehnte Theil der Wörter aus fremden Sprachen entlehnt ist. Aber schon der an die Kajanen grenzende Stamm besitzt eine andere Sprache, denn die ewigen, seit undenklichen Zeiten zwischen den Stämmen herrschenden Fehden haben sie auch in ihrer Sprache getrennt, so daß wir auf Borneo ein Bild der babylo-

nischen Sprachenverwirrung besitzen. James Brooke sammelte ein vergleichendes Verzeichniß einer Anzahl Wörter in neun ihm bekannten Dialekten Nord-Borneo's, die unter sich selbst in den alltäglich gebrauchten Benennungen und Ausdrücken Verschiedenheit zeigen. So fanden sich unter den neun Dialekten nur zwei, die ein und dasselbe Wort für „Frau" besaßen.

Merkwürdig ist es, daß sich bei einigen Stämmen von West-Borneo Lieder und Erzählungen in einer Sprache erhalten haben, welche die gegenwärtigen Bewohner nicht mehr verstehen, und daß sie dennoch diese Ueberbleibsel aus einer uralten und wahrscheinlich glücklicheren Zeit mit einer gewissen Ehrfurcht anhören und sie, wenn auch nur mechanisch, auswendig lernen, so daß sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Aber auch in den gegenwärtig gesprochenen Mundarten giebt es bei den Dajaks Kriegs-, Trauer- und Liebeslieder, die in einem eigenthümlichen, melancholischen und einförmigen Ton vorgetragen werden, so daß sie, wenn sie bei Nacht in der Mitte der Urwälder und bei dem Schimmer der Damar-Fackeln, welche die über den Wohnungen hängenden Todtenköpfe mit ihren verzerrten Gesichtszügen beleuchten, gesungen werden, einen eigenthümlich schauerlichen Eindruck machen.

Durch die schon seit Jahrhunderten bestehende Berührung der Dajaks mit den Malayen, Chinesen und Europäern sind sie natürlich zur Kenntniß des Bestehens einer Schriftsprache bei diesen Völkern gekommen. Es mußte ihnen auffallen, daß sie selbst von ihren Vorfahren diese Kunst, abwesenden Personen Gedanken mitzutheilen, nicht überkommen hatten. Gleichsam zur Entschuldigung hierfür erzählen sie folgende Legende: Als der Schöpfer allen Völkern der Erde eine Sprache verliehen hatte, rief er die Aeltesten eines jeden Volkes herbei, um ihnen auch eine Sprache zu geben, aber die Männer von Borneo verschluckten ihre Buchstaben, die sich mit ihrem Körper vereinigten und ihr Gedächtniß schärften. Deshalb bedürfen die Einwohner Borneo's, um das Andenken an ihre Götter und Helden, ihre Gesetze und Einrichtungen zu bewahren, keiner Bücher.

In der That besitzen die verschiedenen Stämme der Dajaks viele ihre Vergangenheit betreffende Ueberlieferungen, die aber durch Entstellungen und abergläubische Zusätze den Charakter historischer Erzählungen verloren haben und höchstens zu Vermuthungen über einst stattgehabte Ereignisse führen. Sehr bemerkenswerth sind die Sagen, die in Bezug auf die allmälige Vergrößerung des Landes bestehen, und zwar um so mehr, als dieselben mit den Lehren der Geologie vollkommen übereinstimmen. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß die ausgebreiteten Alluvial-Ebenen, die sich besonders an der südlichen und westlichen Küste Borneo's befinden, ein Werk der neuesten geologischen Periode sind, und daß die Landbildung von den Gebirgen aus durch die gewaltigen Wassermassen in der Art vor sich ging, daß zuerst an den Mündungen der Ströme sich durch angespültes Land Inseln bildeten, die sich allmälig mit dem Festlande vereinigten. Die Legende sagt hierüber Folgendes:

Einst kamen aus fernem Lande viele Menschen in einer großen Prau an. Das Schiff aber blieb nahe am Berge Sunjang fest sitzen und das Wasser unter demselben wurde immer seichter, bis es sich endlich ganz verlief. Die Schiffs-

bewohner hatten nun Mangel an Nahrungsmitteln. Da fiel vom Himmel ein Reiskorn von ungeheurer Größe herab, das sie zur Hälfte verzehrten, während sie die andere Hälfte dem Schoße der Erde anvertrauten. Inzwischen kam immer mehr und mehr Land aus dem Meere, die Zahl der Menschen vermehrte sich, während sie fortfuhren, stets die Hälfte der Ernte zu verzehren und die andere Hälfte auszusäen. Die Ankömmlinge verbreiteten sich über die Landschaften Sangau, Landak, Sarawak und die mehr abgelegenen Theile des Landes.

Eine andere Legende erzählt, daß früher, als das Land noch nicht so groß war als jetzt, vier wilde, beständig unter einander hadernde Stämme die Gebirge und ihre Abhänge bewohnten. Aus jener Zeit stammen die noch heute unter den Dajaks herrschenden Fehden.

Außer Erzählungen verschiedenen Inhalts sind unter den Dajaks auch Räthsel und Gleichnisse in Gebrauch, die jedenfalls Zeugniß ablegen, daß ihnen Phantasie und Witz nicht fehlt. Wir wollen ein Paar dajak'sche Räthsel (tingke) anführen: Welches Frauchen geht gekleidet aus und kehrt nackt zurück? Antwort: Das Reiskorn, wenn es enthülst wird. Welcher Sarg enthält 30 Leichen? Antwort: Der Sarabak (eine Bohnenart, die gewöhnlich 30 Bohnen in einer Schote enthält).

Die Zeitrechnung der Dajaks ist eine sehr einfache. Sie rechnen nicht nach Jahren, sondern nach Ernten und nach dreijährigen Perioden, nach welchen sie ihre Felder verwechseln. Die Zeit des Säens erkennen sie an dem Stand der Sterne. Ausdrücke, um die Tageszeit anzudeuten, besitzen sie nicht. Fragt man sie nach der Tageszeit, wann etwas geschehen soll, dann zeigen sie mit der Hand an, wie hoch die Sonne zu jener Zeit stehen wird. Fragt man ferner nach dem Abstand eines Ortes, so zeigen sie ebenfalls den Stand der Sonne bei der Ankunft an jenem Orte, wenn man mit Sonnenaufgang die Reise beginnt.

In Fällen von Erkrankungen werden, wie bei fast allen rohen Völkern, die bösen Geister zu vertreiben gesucht, welche die Krankheit herbeiführten. Die Dajaks der Westküste machen in solchen Fällen einen gewaltigen Lärm mit dem Ketebong, d. i. eine große Trommel, welche aus Holz verfertigt und mit der Haut eines Affen überzogen ist.

Wenn aus dem eben Mitgetheilten hervorgeht, daß die Dajaks auf einer geistig sehr niedrigen Stufe stehen, so können wir ihnen dagegen da, wo es sich um ihre gewerbliche Thätigkeit, um Geschicklichkeit und Fertigkeit im Arbeiten handelt, ungleich mehr Anerkennung zollen.

Die Küstenbewohner bauen treffliche, schnell segelnde Prauen. Eben so wissen sie das Eisen aus dem Erze zu gewinnen und vorzügliche Waffen daraus zu schmieden. Kupferne Ringe und andere Zierrathen aus diesem Metall wissen die Dajaks ebenfalls zu verfertigen, sowie sie auch Matten und Körbe aus Rotang und Stroh flechten, Zeuge aus Kattun weben und demselben verschiedene Farben geben.

Sehr viel Eigenthümliches zeigen uns die Dajaks in Bezug auf ihre Kleidung und Lebensweise, in ihren Sitten und Gebräuchen. Während viele wilde

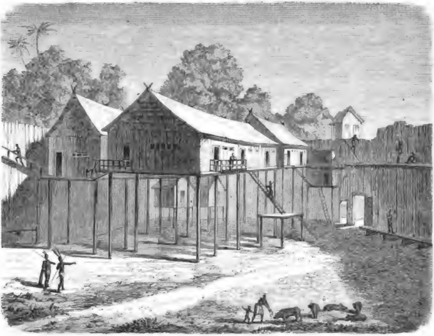
Stämme ihre Kleidung auf das Allernothwendigste beschränkten und nur die Schamtheile eine Bedeckung erhielten, hat der Urbewohner Borneo's eine etwas reichere Kleidung, die in ihrem Haupttheile aus dem Tschawat, einem etwa neun Fuß langen und $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten Stücke Kattun oder aus dünn geklopfter Baumrinde besteht, und wird dasselbe in der Art um die Mitte des Leibes gebunden, daß vorn und rückwärts ein Ende des Zeuges etwa bis zu den Knieen nach abwärts hängt. Das Haupt ist ebenfalls mit einem Kattuntuche oder einer feinen, biegsamen Baumrinde in der Art umwunden, daß der Scheitel unbedeckt bleibt. Bei stürmischer feuchter Witterung trägt der Dajak auch noch eine Art Leibrock von grobem Kattun, der Rücken, Brust und Bauch sammt den Armen bedeckt. Zu dieser Kleidung wird auch in Friedenszeiten stets der Parang, ein kurzes, starkes Schwert getragen, welches nach Art unserer Rasirmesser mit dickem Rücken und breiter Klinge versehen ist. Die Scheide des Parang besteht aus zwei durch Rotang verbundenen Stücken Holz. Bisweilen vertreten auch kupferne Reife die Stelle des Rotang. Der Griff ist aus Holz und gewöhnlich mit Menschenhaaren verziert. Diese Waffe wird an der linken Seite an einer aus Rotang geflochtenen Schnur getragen, und zwar mit der Schneide nach oben, damit man nach dem Herausziehen das Schwert nicht erst umzukehren braucht, sondern sogleich einen Hieb in horizontaler Richtung damit führen kann. Oft aber genügt dem Dajak diese Waffe noch nicht, um sich gegen unerwartete und meuchlerische Anfälle seiner Feinde zu schützen. Deshalb nimmt er auch, sobald er seine Wohnung verläßt, seine kurze, mit Widerhaken versehene Lanze zu sich, die ihm zugleich als Spazierstock dient und, da der Schaft hohl ist, auch als Blasrohr gebraucht wird, um die mit Ipu vergifteten Pfeile, mit welchen sein neben dem Parang hängender Köcher stets gefüllt ist, eine ziemliche Strecke weit gegen den Feind zu schleudern. Ziehen die Dajaks in den Krieg, so bedienen sie sich noch anderer Waffen zum Angriff oder zur Vertheidigung. Außer diesen Waffen führt der Dajak bei seinen gewöhnlichen Ausflügen noch einige kleine Bambu-Köcher mit sich, in welchen Siri, Tabak, ein kleines Messer und andere kleine Gegenstände enthalten sind. Bei längerer Abwesenheit trägt er auch einen mit Reis und anderen Lebensmitteln gefüllten Korb auf dem Rücken mit sich.

Die meisten Stämme der Dajaks tragen große, sehr geschmacklose Zierrathen an den Ohren, die in ihrer abweichenden Form als Erkennungszeichen der verschiedenen Stämme dienen können. Außerdem tragen sie noch kupferne Ringe um Hals, Arme und Beine, Schnüre von Korallen oder von Menschen- und Thierzähnen um den Hals, sowie Fasanen- und andere farbige Federn an dem Parang oder auf dem Kopfe. Das Recht, die Schweiffedern des Nashornvogels zu tragen, kommt nur jenem Manne zu, welcher schon Menschenköpfe abgehauen hat; die Zahl der aufgesteckten Federn entspricht der Zahl der erschlagenen Menschen.

Die Frauen sind ebenfalls sehr sparsam mit Kleidung versehen; der größere Theil des Körpers bleibt gewöhnlich nackt. Das hauptsächlichste Kleidungsstück der dajak'schen Frauen besteht in einem eng anliegenden, kurzen Rocke, Kain oder Ridang genannt. Bisweilen tragen sie eine Art Jäckchen, das oft an den

Rändern mit Stickereien versehen ist. Die langen Haare sind aufgerollt und gebunden, ein Rotang-Hut bedeckt bisweilen das Haupt. Kinder gehen meistens nackt. Bemerkenswerth ist, daß die Eingeborenen des Gold- und Diamanten-Landes diese von anderen Völkern so sehr geschätzten Kostbarkeiten nie als Schmuck tragen.

Die Häuser der Dajaks zeigen die eigenthümliche Einrichtung, daß sie fast nie für eine einzige Familie, sondern kasernenartig für mehrere bestimmt sind. Manchmal bewohnen 30 bis 40 Familien ein einziges Gebäude, doch so, daß jede derselben ihre eigene Abtheilung besitzt.


Pfahlwohnungen der Dajaks.

Man kann hiernach diese Häuser als Dörfer bezeichnen, die unter einem Dache stehen. Vielleicht stammt dieser eigenthümliche Gebrauch von den oft wiederholten feindlichen Ueberfällen her, denen die Dörfer ausgesetzt sind und denen die in einem Gebäude beisammen wohnende Bevölkerung leichter Widerstand leisten kann, als eine einzelne Familie. Der Fußboden beginnt, wie bei den malayischen Häusern, erst 6—9 Fuß über dem Boden. Den unteren Raum zwischen Pfählen nehmen, wie bei den Battaern, die Hausthiere und besonders die Schweine ein. Man kann sich wohl denken, welcher Wohlgeruch von diesem untersten Hausräume durch den aus Brettern und Matten bestehenden Fußboden in die oberen Räume des Hauses dringt. Die Breite einer solchen Kaserne beträgt

Digitized by Google

24—30 Fuß, die Länge dagegen richtet sich nach der Zahl der darin wohnenden Familien. Es giebt deren, die eine Länge von 6—700 Fuß haben. Jede Familie hat zu ihrem Privatgebrauch ein bis zwei Zimmer und vor denselben einen durch das überhängende Dach bedeckten Platz für den Herd. Nach vorn verbindet eine durch das ganze Gebäude laufende Galerie alle Wohnungen, ohne daß der Antheil der einzelnen Familie von dem benachbarten durch eine Wand geschieden ist. Aber auch die rückwärts angebrachten Zwischenwände, welche nur aus Baumrinde bestehen, werden bisweilen bei gemeinschaftlichen Festen weggenommen, so daß die ganze Einwohnerschaft des Dorfes zu solcher Zeit eine gemeinschaftliche Wohnung besitzt.

Schon aus diesen Einrichtungen sieht man, daß der Dajak keine Vorkehrungen trifft, um sein Eigenthum vor seinem Nachbar sicher zu stellen. In der That gehört es zu den lobenswerthen Eigenschaften dieses bis jetzt so verwahrlosten Volkes, daß es den Diebstahl verabscheut. Man kann dem Dajak seine Habe ruhig anvertrauen, er wird sich nicht leicht am Eigenthum eines Fremden vergreifen, was von ihren Unterdrückern, den Malayen, durchaus nicht behauptet werden kann. An beiden Enden des gemeinschaftlichen Ganges befindet sich ein mit Stufen versehener Balken, der als Aufgang zum gemeinsamen Gebäude dient. Jede einzelne Wohnung hat eine in den Gang führende Thür, durch welche das Licht in die Wohnung fällt und die des Nachts durch Holzblöcke geschlossen wird. Fenster sind nirgends angebracht. Auf dem gemeinsamen Gange schlafen die unverheiratheten jungen Männer, von welchen je zwei bei Nacht Wache halten.

Machen die bisher angeführten Einrichtungen der ziemlich rein gehaltenen Dajak-Wohnungen keinen unangenehmen Eindruck auf den fremden Besucher, so schreckt er um so mehr zurück, wenn er sich nach rückwärts zu den Feuerherden begiebt, über welchen in einer fortlaufenden Galerie die erbeuteten Menschenköpfe im Rauche aufgehängt sind. Vergebens trachtete ich in verschiedenen Kampongs danach, mir einen solchen Schädel durch Kauf zu erwerben. Der Dajak betrachtet diese Trophäen als sein kostbarstes Gut, dessen er sich nur in der äußersten Noth entäußern würde.

Im Innern der Zimmer sieht man bei Tag die während der Nacht zum Lagerplatz dienenden Matten aufgerollt. Auch die umherstehenden Holzblöcke finden eine doppelte Verwendung. Am Tage dienen sie als Stühle, in der Nacht als Kopfkissen. Außerdem bemerkt man noch allerlei Gegenstände an den Wänden aufgehängt, metallene Gonggong und andere Musik-Instrumente, Körbe, Kleidungsstücke, Metallringe und allerlei oben genannte Gegenstände des Schmuckes. Mit Reis und andern Lebensmitteln gefüllte Körbe stehen neben Lanzen, Parangs, Schilden und anderen Waffen in den Ecken der Zimmer.

Zu den merkwürdigsten Besitzthümern, besonders der reicheren Dajaks, gehören die sogenannten Tampajan. Es sind dies irdene, mit plastischen Figuren gezierte Töpfe von hohem, unbekanntem Alter. Die Dajaks knüpfen an die Herkunft dieser Vasen allerlei Mythen und glauben, daß sie eine besondere schützende Kraft auf den Besitzer ausüben. Die Vasen haben sicherlich ein Alter

von einigen Jahrhunderten und mögen vielleicht einst das Eigenthum von Hindu-Kolonisten gewesen sein. Der Werth solcher Tampajan ist verschieden, je nach ihrer Art und den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften, und werden solche von 50 Gulden bis selbst zu 3000 Gulden geschätzt. Die schlauen Chinesen säumten nicht, als sie bemerkten, daß die Dajaks einen so hohen Werth auf die Tampajan legen, sie so genau als möglich nachzumachen; doch der geübte Blick der Dajaks unterschied sehr gut die nachgeahmten Tampajan von den echten und setzte man auf erstere nur einen sehr niedrigen Preis.

Für die Mahlzeit haben die Dajaks keine besonderen Geräthschaften nöthig. Statt der Teller gebrauchen sie, wie selbst die gebildeteren Völker des Archipels, die Blätter der Pisangstaude oder der **Dalenia speciosa**. Löffel und Gabel kennen sie nicht. Reis und Gemüse wird im Bambu-Kessel gekocht, nur zum Braten des Fleisches verwendet man eiserne Pfannen.

Einfach ist die Lebensweise des Dajaken. Die Vertheilung der Arbeit nach verschiedenen Gewerben und Ständen, eine Frucht der fortgeschrittenen Kultur, kennt man bei diesen Stämmen nicht. Jeder Hausvater bebaut sein eigenes Feld, ist sein eigener Schmied, Zimmermann und Baumeister. Nur in der Landschaft Landak beschäftigen sich viele Dajaks ausschließlich mit der Diamantgräberei.

Mit Tagesanbruch erhebt sich der Dajak von seinem Lager und badet sich im Flusse, während die Frauen das für den Tag nöthige Wasser schöpfen. Hierauf wird das gewöhnlich aus Reis bestehende Frühstück genommen, worauf alle Bewohner des gemeinsamen Hauses, mit Ausnahme der Greise und Kinder, sich zur Feldarbeit begeben, oder in den Wald gehen, um Holz, Wurzeln oder Wild zu holen. Hierauf wird, wenn die Sonne am höchsten steht, ein zweites Mahl genossen, etwa eine Stunde lang ausgeruht, worauf sich wieder ein Theil der Frauen und Männer in's Feld begiebt. Die zu Hause gebliebenen Männer beschäftigen sich mit dem Verfertigen von Kähnen, Waffen oder Flechtwerken, während die Frauen Reis oder Sago stampfen, Zeuge weben und Kleider verfertigen. Als Werkzeug zum Zimmern haben die Dajaks blos ihr Beil; die Säge ist ihnen unbekannt. Kähne von 6—50 Fuß Länge verfertigen sie aus einem großen Baumstamm, der in der Mitte getheilt, mit dem Beile ausgehöhlt und mittels Feuers in der Breite ausgedehnt wird.

Mit einbrechender Nacht geht es in den großen Dajakhäusern am lebendigsten zu, weil alle Hausgenossen sich an den Herden zu traulichem Gespräche bei dem hellen Schein der Damar-Kerzen vereinigen und bis zum späten Abend beisammenbleiben.

Wir müssen, als einen lobenswerthen Charakterzug der Dajaks, besonders die Dankbarkeit hervorheben, welche sie gegen Denjenigen hegen, der ihnen irgend einen Dienst geleistet, oder von dem sie Ueberzeugung gewonnen haben, daß er sich für ihr Wohl interessirt und ihnen zugethan ist. Um so leichter könnten die Beamten, welche mit diesen einfachen Stämmen in Berührung kommen, sich ihre Anhänglichkeit erwerben und sie für eine höhere Kulturstufe gewinnen. Ohne gegen die holländischen Beamten im Allgemeinen nur im Geringsten einen Tadel

aussprechen zu wollen, den sie in ihrer Mehrzahl nicht verdienen, wünsche ich nur im Interesse der Humanität und der holländischen Regierung, daß sich unter den Holländern ebenfalls Männer finden möchten, die, wie James Brooke, nicht blos im persönlichen Interesse nach Indien sich begeben, sondern mit Ausdauer und Beharrlichkeit die Civilisation eines Volksstammes zu bewerkstelligen suchen, der nicht ohne gute geistige Anlagen, jedoch bisher den traurigsten Irrthümern und überdies der Unterdrückung preisgegeben war. Zugleich aber muß der Wunsch ausgesprochen werden, daß die Regierung, wenn sich solche Männer finden sollten, mit weniger Engherzigkeit, Furcht oder Gleichgiltigkeit ihnen gegenüber sich zeige und ihren Bestrebungen sich nicht widersetze, sondern im Gegentheile dieselben unterstütze.

Obgleich bei Festen, insbesondere bei denjenigen, die nach der Rückkehr von einem Feldzuge und nach der Erbeutung von Köpfen stattfinden, Ausgelassenheit, Trunkenheit und andere unsittliche Handlungen nicht selten vorkommen, so läßt es sich dennoch nicht bestreiten, daß die gewöhnliche Lebensweise des Dajak eine mäßige genannt werden muß. Europäer, welche bei plötzlich eintretenden Krankheitsfällen genöthigt waren, die Gastfreundschaft der Dajaks in Anspruch zu nehmen, wurden häufig von den Töchtern ihres Gastherrn gepflegt und hatten in der Regel Ursache, sich lobend über die Aufmerksamkeit und die Gutmüthigkeit der dajak'schen Schönheiten auszusprechen. Eben so sehr aber finden Diejenigen sich zu ihrer Beschämung enttäuscht, welche dieser Vertraulichkeit und rückhaltslosen Hingebung eine andere Deutung geben und ihre Pflegerinnen zu mißbrauchen versuchen. Dennoch soll es bei den See-Dajaks in Bruni nach dem Zeugnisse von Low gebräuchlich sein, einem geehrten Gast ein junges Mädchen zur Verfügung zu stellen. Doch habe ich diesen Gebrauch an der Westküste nicht bemerkt.

Die Dajaks begnügen sich in der Regel mit einer Frau und nur ausnahmsweise kommt die Vielweiberei vor. Die Folge dieser Mäßigkeit der Dajaks ist ein friedliches, häusliches Leben, eine bessere Behandlung der Frauen, als man solche bei den Malayen auf Borneo bemerkt. Ehescheidungen kommen unter den Dajaks weit seltener vor, als unter den Malayen. Die Frauen werden selbst bei manchen Stämmen, besonders an der Südküste, mit einer gewissen Ehrerbietung behandelt, und bei wichtigen Unternehmungen gilt der Ausspruch mancher Frauen als eine Art Orakel. Bei der Geburt eines Kindes finden keine besonderen Festlichkeiten statt. Aber der Vater des Kindes ist zur Zeit der Niederkunft besonders aufmerksam auf den Inhalt seiner Träume und glaubt, daß sein künftiges Glück von denselben abhängig sei. Ja, man hat Beispiele, daß Väter ihre neugeborenen Kinder ermordet haben, weil ein Traum ihnen sagte, daß sie durch dieses Kind einst Unglück haben würden.

Auch die Trauungen sind nicht mit Festlichkeiten verbunden, wie solches bei anderen Völkern des Archipels bemerkt wird. Ob es früher gebräuchlich war, daß ein junger Mann zur Erlangung des Rechtes, um die Hand eines Mädchens werben zu dürfen, einen oder mehrere Köpfe abschlagen mußte, ist ungewiß.

Floßfahrt der Dajaks durch die Katarakten des Lembang.

Digitized by Google

Gegenwärtig jedenfalls ist dieser barbarische Gebrauch, wenigstens an der Westküste, nicht mehr im Schwange. Bisweilen geschieht die Verlobung schon im kindlichen Alter, nachdem die beiden Eltern über die Ehe einig geworden sind. War dies aber in früher Jugend nicht der Fall, und wünscht ein Jüngling sich mit einem Mädchen zu verheirathen, so geht er den Häuptling des Dorfes oder des gemeinsamen Hauses (Samba) an, er möge sein Verlangen den Eltern des Mädchens mittheilen. Dieser Mann regelt mit den beiderseitigen Eltern auch den Brautschatz (Antaran), die von den Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut zu entrichtende Summe. Sie richtet sich im Ganzen nach dem Stand und den Vermögens-Verhältnissen der beiden Eltern und wird oft gar nicht gefordert. Bei Reicheren besteht der Brautschatz in der Regel in einem oder mehreren Tampajan. Am Hochzeitstage sitzen Braut und Bräutigam auf zwei Gongs unter freiem Himmel, mit dem Antlitz nach der aufgehenden Sonne gerichtet. Sie werden hierauf von den Eltern mit dem Blute eines Huhns besprengt. Braut und Bräutigam kauen dann mit einander Siri, worauf die Eltern den Anwesenden mit lauter Stimme bekannt machen, daß die Verbindung vollzogen ist. Nun erst beginnen die Mahlzeiten, deren Dauer sich nach den Vermögens-Verhältnissen der Verheiratheten richtet.

Bei manchen Stämmen in den Centraltheilen Borneo's ist noch das Verbrennen der Leichen und Aufbewahrung der Asche und Knochen in Urnen gebräuchlich. Es mag dieser Gebrauch noch aus den Zeiten herstammen, als Hindu im Lande sich niederließen und ihren Einfluß auf die Bevölkerung ausübten. In anderen Gegenden werden die Leichen über Feuer zu Mumien ausgetrocknet und dann begraben.

An der Westküste Borneo's ist das einfache Begräbniß der Todten Gebrauch, welches aus Furcht vor den Geistern so bald als möglich nach dem erfolgten Tod vorgenommen wird. In Baumrinden eingehüllt, wird die Leiche von den Verwandten des Verstorbenen oder in manchen Gegenden auch von einem bestimmten Todtengräber auf dem Rücken nach dem Begräbnißplatz gebracht, dort in das etwa 4 Fuß tiefe Grab gelegt und die Erde wieder auf den Sarg geworfen. Man tödtet hierauf ein Huhn und wirft die Stücke desselben nach verschiedenen Richtungen zur Abwehr der bösen Geister, wobei man auch Beschwörungsformeln anwendet. Es wird endlich ein Bambu, eine Schüssel, oder endlich ein werthvoller Tampajan, je nach den Vermögens-Verhältnissen der Familie des Verstorbenen, auf das Grab gelegt und die Theilnehmer an der Trauerfeierlichkeit werden mit Schweinefleisch bewirthet.

Wir haben im Laufe dieses Kapitels schon öfter der fürchterlichen und abscheulichen Gewohnheit der Dajaks erwähnt, feindliche Köpfe zu sammeln und in ihren Häusern als Siegeszeichen zu bewahren, und wollen jetzt einiges Nähere über diese Sitte mittheilen. Köpfe zu erbeuten ist der vorzüglichste Zweck, weshalb sowol ganze Stämme sich bekriegen, als auch einzelne Personen in meist verrätherischer oder meuchlerischer Weise auf Mord ausziehen, entweder um alte Beleidigungen oder Morde zu rächen oder sich den Namen eines Tapferen zu erwerben.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der sonst gutmüthige Dajak, um seine wahnsinnige Liebhaberei zu befriedigen, selbst schuldlose Frauen und Kinder aus feindlichen Stämmen nicht schont.

Wenn wir dem Ursprung und dem Grund dieser Sitte nachgehen wollen, müssen wir uns vor Allem daran erinnern, daß sie nicht blos bei den Bewohnern Borneo's, sondern auch bei anderen Völkern des Archipels, bei den Einwohnern der Centraltheile von Timor, bei manchen Stämmen auf Celebes und einigen Alfur'schen Stämmen gefunden wird. Schon Herodot, der berühmte Geschichtschreiber, erzählt uns von den Tauriern, den früheren Bewohnern der Krim, daß sie den in ihre Hände gefallenen Feinden die Köpfe abschnitten und diese auf langen Pfählen dem von ihren Häusern aufsteigenden Rauche aussetzten, in der Meinung, daß sie durch diese Köpfe vor feindlichen Ueberfällen geschützt seien. Es scheint, daß in früheren Zeiten die abgehauenen Köpfe nur als Siegeszeichen mit nach Hause genommen wurden, daß aber gegenwärtig die Kämpfe selbst nur des Siegeszeichens wegen unternommen werden und eben kein anderer Beweggrund vorhanden ist.

Wenn auch, wie bereits erwähnt, gegenwärtig das Aufweisen eines abgeschlagenen Hauptes bei den bekannten Stämmen der Dajaks nicht mehr für die Werbung einer Braut nöthig ist, so steht doch ein solcher „Held" auch gegenwärtig noch in hoher Achtung, und wird es ihm leichter sein, eine Lebensgefährtin zu finden, als dem frommen Landbauer, der nie seine Hände mit dem Blute seiner Mitmenschen befleckt hat. Was die grausame Sitte ferner verbreitete und erhält, ist außer der Erziehung, der Gewohnheit und dem Verlangen, die Sitte der Voreltern beizubehalten, auch der Aberglaube, indem der Dajak meint, daß die Seelen der durch ihn Ermordeten in einem künftigen Leben ihm befreundet und ergeben sein werden. Deshalb ist es auch gebräuchlich, daß nach dem Tode eines Häuptlings eine Anzahl Köpfe fallen müssen, damit der Verstorbene im künftigen Leben einige Diener habe. Es erinnert dieser Gebrauch an das Verbrennen der Wittwen und das Opfer der Sklaven bei den Hindu, die doch sonst auf ziemlich hoher Kulturstufe stehen. Low erzählt, daß einst ein Häuptling der Seriwas-Dajaks mit einem zahlreichen Gefolge zu Brooke kam mit dem Ersuchen, einen der benachbarten Stämme überfallen zu dürfen. „Denn", sagte der Häuptling, „mein Bruder ist gestorben, und es kann das Begräbniß nicht stattfinden, ohne daß wir ihm einige Häupter nachschicken." Die Bitte wurde natürlich abgewiesen.

Die Dajaks betrachten die Eroberung vieler feindlicher Köpfe auch als ein Gottesurtheil bei Zwisten zwischen Personen sowol als zwischen Stämmen, die seit uralter Zeit sich feindlich gegenüber stehen und die noch stets fortfahren, sich gegenseitig durch meuchlerische Anfälle in schreckliche Unsicherheit zu versetzen. Wenn zwei Männer über den Besitz eines Mädchens Streit bekommen, über einen Acker oder über was immer, und der Streit auf keine andere Weise geschlichtet werden kann, so geben die Streitenden einander eine Lanze mit der Herausforderung, Köpfe zu holen. Jeder der Beiden zieht dann aus, und wehe dem Manne, der Frau oder dem Kinde, das einem solchen Köpfe suchenden Barbaren in die Hände kommt! Wer von den beiden Streitenden die meisten Köpfe zurückbringt, wird als Sieger betrachtet.

In der Regel sind es aber nur feindliche Stämme, die der Dajak anzufallen für Pflicht hält. Den Begriff von Feind dehnt er aber in unnatürlicher Weise aus, indem, wie erwähnt, uralte Feindschaften noch immer aufrecht erhalten werden und kein Friedensschluß stattfindet, da immer derjenige Stamm, welcher eine größere Zahl von Köpfen verloren hat, als der gegnerische, die Ausgleichung dieser Schuld als eine Verpflichtung betrachtet. So hörte ich erzählen, daß der Häuptling der Dajaks von Dschambu sich eines Tages erinnerte, daß sein Urgroßvater von einem Häuptling der Kajans in der Landschaft Sintang enthauptet wurde und daß dieser Mord noch keine Vergeltung gefunden habe. Plötzlich springt er auf und begiebt sich auf den Weg nach den Wohnplätzen jenes Stammes. Nach einigen Tagen kommt er zurück mit dem Haupte eines vierjährigen Mädchens, das er Abends, in das Haus des dortigen Häuptlings eindringend, spielend am Eingange fand, und dessen Haupt er unter tausend Gefahren und verfolgt von den durch den Lärm aufmerksam gewordenen Einwohnern durch die dunklen Pfade der Wälder mit sich führte.

Die Waffen, deren sich die Dajaks beim Anfall auf ihre Feinde bedienen, bestehen außer dem schon angeführten Parang und dem Blasrohre noch aus verschiedenen Arten von Lanzen und Wurfspießen (Saligi) mit Bambu-Schäften. Bogen und Pfeile scheinen auf ganz Borneo unbekannt zu sein, hingegen haben in neuester Zeit viele Dajaks durch die Malayen, Chinesen und Europäer das Schießgewehr kennen gelernt. In der Regel hat der Kriegsmann das Blasrohr in der rechten, den Schild in der linken Hand, während er die Lebensmittel in einem mit Tragbändern versehenen Korbe auf dem Rücken trägt.

Aus dem bisher Angeführten ist schon zu entnehmen, daß es bei den Dajaks zweierlei feindliche Streifzüge giebt, nämlich die kleineren, von einzelnen Individuen, deren Zahl sich bis zu zehn steigern kann, unternommen, welche die Dajaks Ngoju nennen, und die größeren, von einem ganzen Stamme ausgeführt, welche Assan genannt werden.

Der Zweck der Ngoju-Züge ist lediglich, unbewaffnete Personen heimlich und unerwartet zu überfallen und mit den eroberten Köpfen sich in die Wälder zu flüchten. Bevor ein solcher unternommen wird, werden allerlei Vorzeichen und Orakel zu Rathe gezogen. Lauten diese für die Unternehmung günstig, dann begeben sich die Abenteurer auf den Weg, beobachten aber alle mögliche Vorsorge, um unbeachtet zu bleiben, damit sie ihre Morde ausüben können, ohne die Rache der Blutsverwandten der Erschlagenen fürchten zu müssen. Deshalb suchen sie ihre Opfer auch in der Regel unter möglichst entfernt wohnenden Stämmen und unternehmen zu diesem Zwecke oft Züge von 15—20 Tagereisen weit. Selten wagen sie in einen Kampong zu dringen; der einsame Arbeiter auf dem Felde, der Bewohner eines einzeln stehenden Hauses, der friedliche Wanderer oder der am Strande beschäftigte Fischer ist in der Regel das Opfer dieser Mörder. Selbst die niederträchtigste List und den ärgsten Betrug scheuen diese Menschen nicht, um ihren Zweck zu erreichen. Bisweilen hält sich die Bande in einem Walde verborgen, während einer aus ihrer Mitte sich nach einem Kampong begiebt und dort als harmloser Reisender um ein

Nachtquartier bittet. Des Nachts überfällt er seine Opfer im Schlafe, weiß ihnen mit ungemeiner Behendigkeit die Köpfe abzuhauen und kehrt dann zu seinen Spießgesellen im Walde zurück. Die Assan-Züge sind seltener vorkommende Kriegsunternehmungen ganzer Stämme, bei welchen oft tausend Kämpfer theilnehmen und natürlich eine nicht geringe Menge Köpfe von beiden Seiten erobert wird.

Wir glauben die Urbewohner Borneo's in ihren guten natürlichen Anlagen und ihren schlimmen Gewohnheiten dem Leser in hinlänglicher Weise bekannt gemacht zu haben, und obwol wir noch manche Einzelnheiten über diesen Gegenstand anführen könnten, wollen wir denselben dennoch verlassen, um uns auch in Kürze mit der übrigen Bevölkerung Borneo's zu beschäftigen.

Wir haben schon angeführt, daß die Malayen die Dajaks auf Borneo unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben. Wann solches geschah und durch welche Kämpfe, darüber besitzen wir keine historische Ueberlieferungen. Doch sehen wir noch heutigen Tages, welche Mittel die Malayen anwenden, um die dajak'sche Bevölkerung zu schwächen und widerstandsunfähig zu machen. Die Malayen sehen nämlich mit Vergnügen die Fehden, welche die Dajak-Stämme beständig entzweien, und begünstigen dieselben, indem sie die feindlichen Parteien gegen einander aufhetzen. Es ist also das alte divide et impera, welches die Dajak-Stämme unter das Joch der Malayen gebracht hat.

Wir haben bereits die Malayen auf Sumatra kennen gelernt, haben ihre politischen Einrichtungen, die Hauptzüge ihres National-Charakters, ihre Sitten und Gebräuche skizzirt und können bezüglich derselben auf Borneo den allgemeinen Satz aufstellen, daß alle jene schlimmen Eigenschaften und Anlagen, die sich bei ihnen auf Sumatra nur in geringem Grade und durch den vieljährigen Einfluß der europäischen Regierung und die Handhabung der Gesetze gemildert zeigen, auf Borneo in schroffer Weise hervortreten. Wie bei den Malayen überhaupt, ist die Herrschaft der Fürsten auch auf Borneo keine absolute, sondern sie gestaltet sich zu einer aristokratischen. Der gemeine Malaye aber, und nicht minder der bedrückte Dajake, hat durch diese Staatseinrichtung keinen Vortheil, sondern er sieht nur statt eines Tyrannen deren mehrere über sich. Die Gesetze scheinen nur zur Bereicherung der Vornehmen gehandhabt zu werden, da alle Vergehen und Verbrechen durch Geldbußen gesühnt werden können. Dem Reicheren werden häufig Schlingen und Fallen gelegt. Durch falsche Beschuldigungen sucht man ihn in Angst zu versetzen und droht ihm mit Strafen, denen er sich durch Zahlung bedeutender Summen entziehen muß.

Trägheit, Unreinlichkeit, Spielsucht und Schwelgerei haben bei den Malayen auf Borneo in hohem Grade überhand genommen. An den Höfen der Sultane von Banjermassing, Pontianak, Sambas und Borneo Proper ist die Verderbniß und die sittliche Entartung auf's Höchste gestiegen. Aber auch die Tapferkeit scheint den Malayen auf Borneo ganz abhanden gekommen zu sein, denn der Krieger hat keine Anhänglichkeit an seine Gebieter, von welchen er weiß, daß sie sich seiner nur zur Erreichung von Privat-Interessen bedienen. Ein reiches Feld für die niederländische Regierung, um all' diesem Unwesen zu steuern und selbst die Zügel der

Regierung in die Hand zu nehmen, um sich eine glücklichere und dankbare Bevölkerung heranzuziehen!

Mit den innern Angelegenheiten der Dajaks beschäftigen sich die Malayen wenig; nur die Beziehungen eines Stammes zum andern suchen sie zu regeln, und häufig wählen die Dajaks selbst die Malayen als Schiedsrichter bei entstandenem Zwiste. Was die Malayen vorzüglich von der dajakschen Bevölkerung fordern, ist, für ihr Einkommen zu sorgen. Die malayischen Unterthanen entrichten ihren Fürsten nur geringe Abgaben, desto mehr aber wird dem armen Dajak abgenommen. Die Abgaben tragen verschiedene Namen; die bedeutendsten sind der Hassil und der Serah. Erstere ist eine direkte Steuer in Form von Kopfgeld, welche jedem Hausvater auferlegt ist, der Serah aber ist ein gezwungener Tauschhandel, bei welchem der Dajak gewisse Quantitäten von Eisen, Kupferdraht, Salz, Tabak, Kopftüchern gegen einen hohen, den wirklichen Werth wol um das Zwanzigfache übersteigenden Preis von den malayischen Fürsten annehmen muß. Die Steuern werden von den Dajaks vorzüglich durch Reis, Katschang (eine Bohnenart), Zucker, Rotang, Wachs, Kähne, Pflanzenbutter, dajakiche Webereien und andere Erzeugnisse entrichtet. Um sich eine Vorstellung machen zu können, zu welchem Preise der Dajak die genannten Waaren von seinen malayischen Herren übernehmen muß, sei hier nur angeführt, daß für ein Stück Eisen, welches zur Verfertigung eines Beiles hinreicht, ein Pikul (125 Pfund) Reis bezahlt wird.

Außer den genannten Steuern werden noch andere bei besondern Umständen gefordert. Bei Festen, wie bei der Geburt eines malayischen Prinzen, bei Beschneidungen, Hochzeiten und Todesfällen müssen die Dajaks der Umgegend Hühner, Reis, Kleidungsstücke und Anderes liefern. Zu Sintang werden diese außergewöhnlichen Steuern „Pupul“ genannt, und selten bleiben die Dajaks ein Jahr lang mit denselben verschont.

Eine andere, obgleich nicht den Dajaks selbst auferlegte Steuer zeigt am deutlichsten, daß diese Stämme von den malayischen Fürsten fast wie Leibeigene betrachtet werden. Die Chinesen nämlich, welche sich mit einer dajak'schen Frau verheirathen wollen, entrichten gleichsam als Lösegeld dem malayischen Fürsten eine gewisse Summe, die in der Landschaft Tajan auf 48 Gulden, in Sangau auf 60, in Sekadau auf 80 und in Sintang sogar auf 200 Gulden festgestellt ist.

Viele der genannten Steuern sowie andere Mißbräuche, sind indessen durch die holländische Regierung in neuester Zeit in mehreren Provinzen aufgehoben worden. Daß das fortgesetzte Streben der holländischen Regierung zur Verbesserung der Zustände in Borneo, wie es sich seit dem Jahre 1855 zeigt, diesem schönen und reichen Lande bald eine weit zahlreichere, glücklichere und gebildetere Bevölkerung, als es bisher hatte, verschaffen wird, unterliegt keinem Zweifel.

Ein sehr wichtiges Bevölkerungs-Element auf Borneo bilden noch die Chinesen, die, obwol nicht sehr zahlreich vertreten, sich einen großen Einfluß zu verschaffen und die in ihrer Nähe wohnenden Dajaks und Malayen durch Wucher von sich abhängig zu machen wußten. Sie verstanden es überdies, in den Gold-

bergwerken bedeutende Summen zu erübrigen, die sie zum Theil nach China zurückbrachten, da Viele von ihnen, nachdem sie sich im Auslande bereichert, mit ihren Schätzen in ihr Geburtsland zurückkehrten. Es war im Jahre 1760, als der Sultan von Sambas, Amar Almudin, der von dem industriellen Eifer der Chinesen gehört hatte, einer Anzahl derselben erlaubte, sich in seinem Lande niederzulassen, um dem Handel und der Industrie einen höheren Schwung zu geben. Ein Jahr danach betrug die Zahl der an der Westküste Borneo's angesiedelten Chinesen bereits über 1000 Köpfe. Sie mußten jährlich 4 Gantang (Körbe von 1/2 Kubikfuß Inhalt) Staubgold dem Sultan als Abgabe entrichten.

Chinesische Häuptlinge auf Borneo.

Malayen und zum Islam bekehrte Dajaks hatten Anfangs noch die Aufsicht über die Chinesen, welche jedoch sich bald der drückenden Herrschaft zu entziehen wußten. Ihre Zahl nahm immer mehr zu, sie wurden kühner und zettelten schon zehn Jahre nach ihrer Ankunft eine Verschwörung an, wobei es auf Ermordung aller in ihrer Nähe wohnenden Dajaks abgesehen war. Als diese nämlich ihr Fest Tadschan nach Erbeutung vieler Köpfe feierten, bei welcher Gelegenheit sie sich berauschten, fielen die Chinesen mit Einbruch der Nacht über sie her und ermordeten eine große Anzahl. So schwach und unthätig war aber schon damals die malayische Regierung, daß sie solche Greuelthaten weder rächen konnte, noch ernsten Willen hierzu zeigte. Die Chinesen bezahlten zwar den bedungenen jährlichen Tribut, lebten aber außerdem fast ganz unabhängig. Viele von ihnen kehrten mit den erworbenen Schätzen in die Heimat, aus welcher alsbald, durch das Glück ihrer

Landsleute angeregt, eine viel größere Menge neuer Glücksucher herbeiströmte. Die Chinesen auf der Westküste Borneo's gehören größtentheils zu den kräftigen Gebirgsbewohnern der Provinzen Kanton und Hokian. Sie haben sich auf Borneo zu kleinen Staaten, Kongsi genannt, vereinigt, wählen Häupter (Parglima) aus ihrer Mitte und üben ihre eigene, zum Theil in grausamen Strafen und Körper-Verstümmelungen bestehende Rechtspflege aus. So lange der Sultan Amar Almudin lebte, bezahlten die Chinesen den ausbedungenen Tribut; als aber nach dem Tode desselben sein Sohn Abu Bahar zur Regierung kam, weigerten sie sich, ferner Abgaben zu entrichten, da sie vorgaben, daß sie durch ihren langen Aufenthalt im Lande auch ein Recht auf dasselbe erworben hätten, ihre Abgaben überdies nur der Person des verstorbenen Sultans gebührten und jetzt kein Grund für sie vorhanden sei, ferner Tribut zu entrichten. Da rief der Sultan im Jahre 1818 die Holländer gegen die widerspenstigen Chinesen zu Hülfe. Der General-Gouverneur von Indien, statt bewaffnete Macht nach Borneo zu schicken, um seinen Vorschlägen auch den nöthigen Nachdruck geben zu können, begnügte sich, die Kommissäre Bockholz und Elout zu senden, um die Angelegenheiten von Sambas zu ordnen. Unverrichteter Sache jedoch kehrten die Kommissäre zurück, die Chinesen blieben unabhängig und kümmerten sich nicht um den Sultan von Sambas. Eine zweite Kommission unter Nahuis wurde im Januar 1819 abgeschickt. Da derselben eine Abtheilung Soldaten beigegeben, so war diese Sendung, Dank der beredten Logik der Bayonnette, glücklicher als die vorige. Die Chinesen wurden unter die unmittelbare Herrschaft der Holländer gebracht, denen jeder Erwachsene 2 Gulden Kopfgeld jährlich entrichten mußte. Der Sultan von Sambas selbst wurde unter holländisches Protektorat gestellt und mit einem Jahrgeld bedacht. Ferner wurden chinesische Vögte, welche von der eingetriebenen Steuer den zwanzigsten Theil erhielten, angestellt, so daß das eigene Interesse der Vögte das genaue Eintreiben der Steuern erforderte. Damals waren zu Sambas fünf Kongsi, zu Mentado, Lakoti, Lumar, Sepang und Budak, mit 41,000 Bewohnern angesiedelt.

Nicht lange währte der versprochene Gehorsam der Chinesen. Die Niederländer, welche mit ein paar hundert Bayonnetten so viele Tausende streitbarer Männer zum Gehorsam zwingen wollten, konnten auf keine andauernde Unterwerfung hoffen. Schon im März 1819 entstand ein Aufstand zu Mampaua, wobei mehrere Soldaten meuchlerisch getödtet und der holländische Resident verwundet wurde. Um diese Schmach zu rächen, erschien eine neue, aber wieder unbedeutende Abtheilung Soldaten von Batavia. Die durch Uebermacht trotzig gewordenen Chinesen beruhigten das Häuflein, wie man Kinder besänftigt. Sie versprachen, künftig ruhig zu bleiben und ihren schuldigen Tribut zu entrichten, ohne jedoch Wort zu halten. Ob sie Unrecht daran thaten, ist jedoch noch eine große Frage, denn jeder Unparteiische wird sich wol die Frage aufwerfen: Welches Recht hat eine Nation, Gehorsam und Steuern von einem Lande zu fordern, für dessen Wohl sie noch nichts gethan. Dabei beobachteten sie aber auch nicht die Handelsweise jener Völker, die ihre, wenn auch unbilligen Forderungen wenigstens durch Waffengewalt unterstützen und sich so das Recht des Stärkern sichern. Wir wollen

indessen hiermit keineswegs behaupten, daß die Ansprüche Hollands auf die Oberherrschaft Borneo's unbegründet seien, aber wer ernten will, muß auch säen, und wie der Vater für die Erziehung seines Kindes sorgen muß, so ist auch dem Besitzer eines, besonders so verwahrlosten Landes, die heilige Pflicht auferlegt, für die sittliche und geistige Bildung der Bewohner zu sorgen. Aber, wir müssen es wiederholen, nicht nur aus dem Gesichtspunkte der Humanität, sondern auch für das materielle Interesse der Niederländer ist es nöthig, daß sie kräftig die Zügel der Regierung in die Hand nehmen und momentane Opfer nicht scheuen, wo viel zu gewinnen und im Unterlassungsfalle Alles zu verlieren ist.

Im September 1821 wurde der Kommissär Tobias nach Borneo geschickt. Er sollte vorzüglich untersuchen, welche Gesinnung die verschiedenen Volksstämme gegen die niederländische Regierung hätten und was die Ursache der Widerspenstigkeit der Chinesen wäre, ob vielleicht die ihnen auferlegte Steuer unpassend oder zu bedeutend sei. Tobias entledigte sich seines Auftrags mit Einsicht und Sachkenntniß. Sein amtlicher Bericht lautete dahin, daß die Gesinnungen der verschiedenen Rassen Borneo's gegen die niederländische Regierung im Allgemeinen günstig seien, ebenso sei die den Chinesen auferlegte Steuer weder zu groß, indem sie ihrem Reichthume gemäß wol das Zehnfache entrichten könnten, noch sei sie unzweckmäßig, aber es herrsche ein Geist der Widerspenstigkeit unter den Chinesen, der nur zu besiegen sei, wenn stärkere Garnisonen nach Borneo gesendet, sie selbst durch holländische Beamte regiert und besonders ihre politische Macht gebrochen würde, so daß sie aufhörten, Staaten im Staate zu bilden. Ebenso müsse die gesetzgeberische und administrative Gewalt der Regierung zur Abschaffung von Mißbräuchen der verschiedensten Art, zur Beschützung der unterdrückten Bewohner und zur Regelung der Einkünfte sich auf alle Schichten der Bevölkerung ausdehnen.

Die erste Sendung des Kommissärs Tobias nach Borneo war, wie die vorhergehenden, nur aus Kommissären ohne militärische Macht bestehenden, fruchtlos. Diplomatische Unterhandlungen und selbst Drohungen konnten die unwilligen Chinesen nicht zum Gehorsam bringen. Im August 1822 landete dieser Kommissär zum zweiten Male an der Westküste Borneo's, diesmal jedoch von Soldaten begleitet, welche den auf ihre Ueberzahl trotzigen Chinesen mehr Ehrfurcht einflößen sollten. In der That hatte auch jetzt wie früher der Anblick der wohldisziplinirten europäischen Truppen eine ganz andere Wirkung, als die früheren diplomatischen Unterhandlungen. Zwar scheinen die Chinesen auf die Ankunft einer bewaffneten Macht vorbereitet gewesen zu sein, denn am Strande und an den Flußmündungen waren Forts errichtet, umringt mit hohen Erdwällen und Pallisaden. Aus den Schießlöchern schauten die, wenn auch alten und etwas verrosteten, doch noch brauchbaren Kanonen heraus. Dennoch wagten es die Chinesen nicht, ernstlichen Widerstand zu leisten. Kurz, nach der zweiten Ankunft von Tobias kam es mit dem besonders aufrührerischen Kongsi Lareng zum Vertrage, worin dieser unbedingte Unterwerfung unter die holländische Regierung, Bezahlung der ihm auferlegten Steuern, sowie Entrichtung von 140 Tael Gold als Buße und überdies Ersatz der Kriegskosten versprach. Eine ähnliche Uebereinkunft wurde auch mit der

chinesischen Bevölkerung zu Sambas geschlossen und auch die politische Beziehung derselben zum Sultan festgesetzt. Zugleich wurde bestimmt, daß die Kongsi fortan zusammen keine Konföderation mehr bilden, sondern jede für sich bestehen, daß hingegen der holländische Resident ihre Grenzen und gegenseitigen Beziehungen vermitteln sollte. Kleinere Justiz- und Polizei-Angelegenheiten sollten den chinesischen Behörden überlassen bleiben, Kriminalsachen und alle wichtigen Angelegenheiten dagegen mußten vor das Forum der holländischen Beamten gebracht werden.

So zweckmäßig diese Uebereinkünfte auch schienen, so zeigte sich's doch nach kurzer Zeit, daß es nur halbe Maßregeln waren, welche die Regierung genommen. Man hat mit Recht es getadelt, daß die Regierung mit den Häuptern der Kongsi überhaupt einen Traktat abschloß, wodurch diese als selbständige politische Macht anerkannt wurden. Man hätte sie als holländische Unterthanen einfach zum Gehorsam bringen und ihnen jede politische Bedeutung nehmen sollen. Freilich wäre hierzu eine Macht von wenigstens einigen tausend Mann in den verschiedenen Provinzen der Süd- und Westküste nöthig gewesen, aber der Erfolg hätte sich als ein dauernder erwiesen und man hätte auch in Bezug auf die übrige Bevölkerung kräftigere Maßregeln zur Verbesserung ihrer politischen Zustände nehmen können. Die ganze Besatzung der Süd- und Westküste Borneo's bestand damals aus 519 Mann. Einige Kriegsschiffe lagen außerdem in den Mündungen der Flüsse oder kreuzten längs der Küste. Es läßt sich denken, daß mit so geringen Kräften ein Land von so ungeheurer Ausdehnung nicht regiert werden kann und daß in den meisten Provinzen die holländische Regierung kaum dem Namen nach bekannt war.

Kurz nachdem der Kommissär Tobias die Angelegenheiten in den Hauptprovinzen der Westküste, so weit es mit der geringen, ihm zu Gebote stehenden Macht geschehen konnte, geordnet hatte, wurden in den von Chinesen stark bevölkerten Distrikten Mondon und Montrado zwei Forts mit je 50 Mann Besatzung angelegt. Als aber die kleine Truppe zu Sinkamang ankam, wurde sie von einigen hundert bewaffneten Chinesen angefallen, so daß sie sich mit Verlust zurückziehen mußte. Ermuthigt durch diesen Erfolg, gingen die Rebellen weiter, zerstörten mehrere Kaffeeplantagen und versuchten auch, den Sultan von Sambas zur Theilnahme am Aufstand zu bewegen. In der Provinz Pontianak erhoben sich die Chinesen ebenfalls gegen die Holländer und belagerten mit 5000 Mann das Fort Mampaua. Glücklicherweise kamen gerade zu jener Zeit 600 Mann niederländische Truppen von Makassar auf Celebes und entsetzten die Festung. Die chinesischen Krieger flohen nach allen Seiten, als sie von der Ankunft der Truppen Kunde erhielten*). Wegen dieser Vorfälle sollten die Chinesen zur Rechenschaft gezogen, neue Strafen ihnen auferlegt und Maßregeln zur Verhütung fernerer Aufstände getroffen werden. Als man aber mit der Ausführung dieses Planes beschäftigt war,

*) Nach dem Berichte des Kommissärs Tobias verhielt sich die Bevölkerung an der Westküste Borneo's im Jahre 1824 folgendermaßen: Malayen und Araber 135,000 Seelen, Buginesen 11,300, abhängige Dajaks 238,000, Chinesen 46,000 Männer, unabhängige Dajaks 80,000, im Ganzen 590,000 Seelen. Die Einwohnerzahl der Süd- und Westküste betrug 1,348,000.

kam die Kunde von einem furchtbaren Aufstande auf Java nach Borneo, zugleich mit dem Befehle, die dort stationirten Truppen nach Batavia einzuschiffen. Bis auf zweihundert Mann verließen daher die holländischen Truppen die Küsten Borneo's, so daß den Chinesen wieder freier Spielraum gegeben ward, die malayische Wirthschaft wieder den alten Lauf nahm und bald die geringe Saat für Kultivirung und Verbesserung der Zustände des Landes wieder zu Grunde ging.

Nach Beendigung des javanischen Krieges im Jahre 1830 wurde wieder eine etwas größere Besatzung nach Borneo geschickt, aber es fehlte bei der Regierung an dem ernstlichen Willen, dieses große Eiland der Kultur und dem Wohlstande durch energische Maßregeln zu gewinnen, so daß die Verhältnisse im Ganzen die früheren blieben. Die Chinesen entrichteten ihren Tribut, womit die Regierung zufrieden war, ohne daß sie sich ihren sonstigen Gewaltthaten und der Unterdrückung der Bevölkerung widersetzte. Um einen etwas anspruchsvollen Nachbar zu befriedigen, sagten die Chinesen, können wir ihm jährlich wohl ein kleines Geschenk geben. In allem Uebrigen haben sie sich so ziemlich wieder vom Einflusse Niederlands losgesagt.

Der politische Zustand der Bevölkerung Borneo's war nun im Anfange der vierziger Jahre folgender: Die sittlich und geistig tief gesunkenen Dajaks waren von zwei Seiten her, von den Malayen und Chinesen tyrannisirt. Die Malayen, politisch schwach, obgleich sie von ihren Vätern den Despotismus geerbt, den schon jene über die Ureinwohner des Landes ausgeübt, lechzten nicht weniger als die Dajaks nach einem humanen und kräftigen Schutzherrn.

Die holländische Regierung aber zeigte in Bezug auf Borneo, wie wir oben bereits anführten, eine Indolenz, die sich später schwer rächen sollte. Denn in jene Zeit fielen die Siege der Briten über China; Schifffahrt und Handel nach diesem großen Reiche wurden lebhafter als je, und England warf auf seinem Wege dahin einen Seitenblick auf Borneo, wohin bereits der Handel von Singapur aus sich richtete und wo es vor Allem einen festen Punkt zur Anlegung von Häfen und zur Gewinnung von Steinkohlen wünschte, um dort eine Operationsbasis zur Verfolgung weiterer Pläne zu haben. Es war in England nicht unbekannt, mit welcher Fahrlässigkeit Holland besonders die Nordküsten Borneo's und das Reich Borneo Proper behandelte.

Dennoch legte die britische Regierung noch nicht selbst Hand an's Werk, sondern sie sandte den thatkräftigen und einsichtsvollen James Brooke aus, der als Privatmann mit einer Hand voll Mannschaft nach Art der Flibustier für seine Regierung Sarawak an der Nordwestküste eroberte, so daß es für immer für Holland verloren war. Gleichwie die spanischen Eroberer einst in Amerika große Striche mit einer äußerst geringen Mannschaft eroberten, ebenso ist es noch jetzt im Indischen Archipel möglich. Es ist daher hier der Ort, einen Blick auf die kühnen Unternehmungen Brooke's zu werfen.

James Brooke und seine Unternehmungen.

Die Schiffe, die im Anfange der vierziger Jahre längs der Nordwestküste Borneo's hinsegelten, lenkten wol kaum ihre Aufmerksamkeit aus anderen als nautischen Gründen auf das an der Küste unfern der Mündung des Limbang-Stromes liegende Eiland Labuan. Damals war es noch unbewohnt, wenigstens entdeckte man vom Schiffe aus keine Spuren menschlicher Wohnungen. Mochten auch hinter dem dichten Gürtel der Küstenwaldungen einige Hütten der Dajaks, geschmückt vielleicht mit den als Hauszierde dienenden menschlichen Schädeln, verborgen sein, so änderte doch diese gewiß wenig zahlreiche Bevölkerung nichts an dem wilden Aussehen der Insel. Ihre Länge beträgt drei deutsche Meilen, ihre Breite von West nach Ost ist etwas geringer. Sie hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Basis von Südwest nach Nordost sich ausstreckt, und ist in der Mitte durch eine kleine Meeresbucht ausgefurcht, in deren Hintergrund die Mündung eines von Hügeln herabrauschenden Baches sich befindet. Nicht einmal ein kleiner, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehender Fischerkahn durchfurchte diese stille, vom Schatten der nahen Riesenstämme verdunkelte Bai. Wer hätte gedacht, daß diese einsame, jungfräuliche Insel wenige Jahre später von England mit bewaffneten Fahrzeugen in Besitz genommen, die so stille Bai mit zahlreichen Kriegsschiffen besetzt, an dem waldbegrenzten Strand Batterien errichtet würden und das Gehämmer von Marine-Etablissements sich hören ließe, wo damals nur hie und da das Geschrei von Affen und Papageien vernommen wurde?

Die Expedition Englands nach der Insel Labuan, die Gründung eines Reiches im nordwestlichen Theile der größten Insel der Welt unter englischer Herrschaft wollen wir in den Hauptumrissen hier mittheilen, da nicht nur die Unternehmungen von James Brooke an sich sehr viel Anziehendes bieten, sondern wir auch daraus die Zustände der Nordwestküste Borneo's und die herrschsüchtigen malayischen Fürsten so gut kennen lernen, wie die Dajaks an jenem Gestade.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß keine Landung und keine Besitznahme eines Theiles von Borneo von Seite der Engländer stattgefunden hätte, wenn nicht eine gewisse Sorglosigkeit und Vernachlässigung von Seite der vertragsmäßigen Besitzer der Insel in Bezug auf ihr Besitzthum bemerkbar gewesen wäre.

Von der niederländischen Regierung wird das große reiche Eiland Borneo noch immer als ein sogenannter „Lastpost,“ d. i. als ein Besitz angesehen, den man nur behält, damit andere Nationen sich nicht auf demselben festigen und den man demgemäß auch nur mit geringem Eifer verwaltet. Als den Mittelpunkt der ostindischen Besitzungen betrachten die Niederländer das reiche gewinngebende Java, um welches die übrigen, obwol ungleich größeren Länder, wie eine schützende, aber an sich selbst ungenießbare Schale um den köstlichen Kern gelagert sind. Java besitzt freilich eine arbeitsame und gebildete Bevölkerung, wie man sie auf dem ganzen Archipel nicht wiederfindet. Auch die jetzt sittlich noch tief stehenden und geknechteten Völker der anderen Inseln werden durch eine geregelte und humane Regierung eines gebildeten Volkes an Kultur und Wohlfahrt gewinnen.

Wohnung des Radscha Brooke in Sarawak.

Digitized by Google

Diesen Umstand indessen, der vom philanthropischen Standpunkt aus als die Hauptsache betrachtet wird, wollen wir hier gar nicht in Rechnung bringen. Denn man müßte wol ein Neuling in der Politik sein, wenn man glauben wollte, daß irgend eine europäische Nation, und wäre es auch England, das angeblich nur die Zwecke der Humanität bei seinen Eroberungen befolgt, oder Frankreich, das, unter Despotenherrschaft seufzend, Kriege „für eine Idee," d. h. für die Privatvortheile seines Zwingherrn führt, Geld und Leute für die Eroberung eines Landes opfert, aus dem einzigen Grunde, um dessen Bewohner gebildeter, humaner und daher glücklicher zu machen, mögen auch die Manifeste und Proklamationen an die zu unterwerfenden Völker nur den Geist der Humanität athmen und jedes Motiv von Eigennutz und Herrschsucht sorgfältig versteckt werden. Es ergeht indessen den gebildeten, handeltreibenden Völkern wie den Alchymisten, welche nur Gold zu machen suchten, uns aber bei dieser Gelegenheit mit großen Entdeckungen bereicherten, die sie Anfangs gar nicht im Auge hatten. Ebenso wird von den seefahrenden Nationen Bildung und Humanität den fernen Völkerschaften nur um des materiellen Vortheils willen gebracht, der allein die schwellenden Segel von Europa's Gestaden nach den fernen Welttheilen führte, wofür das durch gute Verwaltung und Wohlfahrt blühende Java ein Beispiel liefert.

Daß es nicht genügt, große Länder zu entdecken und nominell zu besitzen, sondern daß es der herrschenden Nation unerläßliche Pflicht ist und die Nothwendigkeit es gebietet, an die Kultivirung der gewonnenen Länder kräftige Hand anzulegen, wenn auch in den ersten Jahren die Märkte Europa's noch nicht mit den Produkten des fernen Landes erfüllt werden, dafür ist der fünfte Welttheil ein schlagender Beleg. Als unter dem General-Gouverneur van Diemen zwei Schiffe der Ostindischen Compagnie nach Osten segelten und ein großes, weit in die gemäßigte Zone der Süd-Hemisphäre hineinragendes Land dem erstaunten Blicke der Seefahrer sich kund that, wurde die große Entdeckung weder in Ostindien noch im Mutterlande sehr beachtet, sowie überhaupt die ungeheuren Ländermassen Neuhollands, da sie für die Produktion von kolonialen Waaren wegen Mangel an gebildeten Einwohnern untauglich erschienen, mit auffallender Nachlässigkeit behandelt wurden. Die Engländer bemächtigten sich derselben gleichsam als herrenloser Länder, und die Goldminen Australiens, der Reichthum der dortigen Gebirgsketten an bestem Kupfer, sowie die täglich mehr sich emporschwingenden Kolonien Australiens, die im gemäßigten Klima sich befindend, Ackerbau und Viehzucht wie im Mutterlande treiben können, beweisen zur Genüge, daß die Holländer einen kostbaren Diamant wegwarfen, weil sie sich die Mühe nicht gaben, die ihm anhängende Erdscholle abzulösen.

Die englische Eroberungs- und Kolonisirungslust ruht aber noch nicht; sie greift vielmehr stets weiter um sich. Hätte Holland Borneo's Küsten durch eine Reihe kleiner Forts bewacht, so hätte es ein Privatmann (denn als solcher kam James Brooke zuerst nach Borneo und suchte sich in die Angelegenheiten der Fürsten von Sarawak zu mengen) nicht gewagt, die „Besitzungen Hollands anzutasten."

Schon in den dreißiger Jahren erweckte der von Singapur nach der Nordwestküste von Borneo von den Engländern getriebene Handel deshalb die besondere Aufmerksamkeit und die Besorgniß der holländischen Beamten zu Sambas, weil er sich vorzüglich auf Kriegsmaterial, das der Seeräuberei zu statten kam, sowie auf solche Artikel erstreckte, für welche die holländische Regierung für sich ein Monopol festsetzte. Doch nördlich von Sambas war nirgends ein holländischer Posten, kein Beamter konnte die Interessen der Niederländer bei dem Sultan von Bruni, dem Bundesgenossen Hollands, vertreten, und die Vorstellungen des Residenten von Sambas, daß man ein wachsames Auge auf die Vorgänge im Norden haben möge, blieben in Batavia unbeachtet, ja der damalige General-Gouverneur de Eerens, sei es aus übertriebener und schädlicher Furcht vor den Engländern, sei es aus Unterschätzung der Wichtigkeit der Sache, beantwortete die wiederholten Warnungen des Residenten Bloem selbst durch Versetzung dieses eifrigen und verständigen Beamten. Die Regierung hätte damals, so spricht sich ein holländischer Geschichtschreiber (Veth Borneos Westerafdeeling, 2. Th., S. 568) aus, sich einfach des Gebietes von Bruni bemächtigen sollen, was mit ein paar Kriegsschiffen und etwa 150 Mann leicht geschehen konnte.

Die Vernachlässigung jener Länder von Seiten der holländischen Regierung sollte bald empfindliche Nachtheile für Holland zur Folge haben. Die Kaufleute von Singapur suchten sich in die politischen Verhältnisse der unter dem Sultan von Bruni stehenden Länder zu mengen, und bald fand sich ein kühner und unternehmender Mann, James Brooke, der die Pläne der Singapur'schen Kaufleute, die auch von der englischen Regierung, wie es schien, nicht mißbilligt wurden, in Ausführung zu bringen suchte. Der fruchtbare, von riesigen Bergketten durchschnittene Distrikt Sarawak, ein Theil des bruni'schen Gebietes, war das Ziel der Unternehmungen Brooke's. Dort herrschte als Reichsverweser (Pangeran-muda) Hassim, gegen welchen ein Theil der Unterthanen sich auflehnte. Vergebens hatte Hassim schon früher den Beistand der Niederländer zur Unterdrückung des Aufstandes angerufen, der General-Gouverneur de Eerens ließ diese gute Gelegenheit zur Gewinnung eines bedeutenden politischen Einflusses und zur Erweiterung des Handels in jenen produktiven Ländern unbenutzt vorübergehen.

Es war dem Engländer vorbehalten, die verschmähten Früchte zu pflücken, deren Werth die holländische Regierung nicht kannte. Brooke kam im Monat August mit dem Schooner „Royalist" zu Sarawak an und wußte sich sogleich die Freundschaft des Pangeran-muda Hassim zu erwerben. In England las man kurz vor der Abreise Brooke's in den Journalen, daß der Kapitän James Brooke eine „wissenschaftliche Reise" nach dem Indischen Archipel zu unternehmen im Begriffe sei. Diese Anzeige war aber in der Zeitschrift der „Geographical-Society" mit solchen Lobeserhebungen der Briten und ihrer Bestrebungen zur Förderung der Humanität und des freien Verkehrs und zugleich mit solchen gehässigen Bemerkungen über das niederländische Verwaltungssystem und über ihre Vernachlässigung vieler Volksstämme, — welches letztere freilich nicht ganz

unbegründet war —, verbunden, daß man schon hieraus entnehmen konnte, die Reise des James Brooke verfolge außer den wissenschaftlichen Forschungen noch andere Zwecke. Aber trotz der Abneigung, welche James Brooke zu wiederholten Malen in seinen Briefen an seine Freunde in England gegen die Holländer und ihr Verwaltungssystem zu erkennen gab, verschmähte er es dennoch nicht, — und dieser Umstand wirft nicht das günstigste Licht auf seinen Charakter — die Unterstützung der Holländer zur Ausführung seiner Pläne anzurufen. Er wandte sich nämlich im Jahre 1839 an den General-Gouverneur zu Batavia und wußte sich von demselben ein Schreiben zu verschaffen, in welchem alle Beamten der niederländischen Besitzungen des Archipels beauftragt werden, den Empfohlenen in seinen „wissenschaftlichen Untersuchungen" zu unterstützen. So leistete denn der Gouverneur dem feindlichen Eindringling in seinen gefährlichen Plänen selbst Vorschub, während er der warnenden Stimme der treuen und wachsamen Beamten mit sträflicher Rücksichtslosigkeit begegnete. Während Brooke von diesem Empfehlungsschreiben bei den Beamten zu Sambas, Pontianak und bei den inländischen Fürsten Gebrauch machte, schrieb er seinem Freunde Templer zu London: „Die Dinge in Borneo stehen gut, der Sultan von Borneo-Proper ist den Engländern gewonnen und haßt die Holländer." Zu Sarawak gab sich Brooke Mühe, die malayischen Häuptlinge gegen die Holländer aufzuhetzen und für die Engländer zu gewinnen. Auch suchte er Hassim dahin zu bringen, die Annahme jener Geldvorschüsse von dem Residenten zu Sambas zu verweigern, welche dieser ihm zur Bearbeitung der Antimon-Minen von Sarawak unter der Bedingung angeboten hatte, daß den niederländischen Schiffen allein der Handel mit diesem Produkte gestattet werde. Denn es lag im Plane Brooke's, den gewinnreichen Handel mit diesem Erze für die englischen Schiffe in Anspruch zu nehmen. Brooke versicherte seinem Freunde Hassim ferner, daß es den Engländern um nichts Anderes als um freien Handel zu thun sei, durch welchen beide Theile nur gewinnen könnten, während es ihnen nie einfiele, sich der politischen Gewalt in fremden Ländern zu bemächtigen. Wie ganz anders sei in dieser Hinsicht das Auftreten der Holländer! Der Pangeran möge sich erinnern, daß sie sich noch nie in dem Grundgebiete eines malayischen Fürsten niedergelassen hätten, ohne zuletzt Ansprüche auf dasselbe zu machen. Als Beweis dieser Behauptung diene Sambas und Sumatra, sowie Bali und Lombok. Die Holländer wären stets geneigt, bedeutende Geldvorschüsse für Abtretung der Souveränetät zu geben, sie zeigten sich auch wol bei der Kultivirung der Länder den rechtmäßigen Fürsten behülflich, aber beanspruchten dann den Besitz des Landes selbst. Nichts sei leichter, als sie in's Land zu ziehen, aber die Erfahrung hätte gelehrt, daß sie dann immer tiefer sich einnisteten und endlich die einheimischen Fürsten vom Throne jagten. Darum möchten die noch freien Fürsten auf ihrer Hut sein. Der Pangeran gab dies Alles zu und versicherte, daß die Holländer zu Bruni gehaßt seien; aber dennoch sei ein feindlicher Einfall um so mehr zu fürchten, als nach dem eigenen Geständniß Brooke's die englische Regierung kaum geneigt sein dürfte, in diesem Falle den malayischen Fürsten Beistand zu gewähren.

Befestigtes Dorf der Dajaks.

Digitized by Google

Brooke beruhigte den Pangeran in Betreff dieser Befürchtung dadurch, daß er ihn auf die Gewohnheit der Holländer aufmerksam machte, immer erst festen Fuß in einem Lande zu fassen und dann in ihren Ansprüchen weiter zu gehen. Offenbare Gewalt sei nicht zu fürchten, nur müsse man ihre erste Ansiedelung und allmälige Einbürgerung zu verhüten suchen.

Durch solche und ähnliche Reden wußte Brooke sein Ziel bei dem malayischen Fürsten zu erreichen, so daß er nach Ueberbringung einer Ladung Antimonium-Erz nach Singapur von dort aus seinem Freunde Templer schreiben konnte: „In Bezug auf den Handel mit Borneo war ich sehr glücklich; ich habe den freien Zutritt englischer Schiffe in den brunischen Staaten erlangt. Die Holländer bemühen sich, dasselbe Ziel zu erreichen und ich bin in den Besitz der Korrespondenz gekommen, die sie über diese Angelegenheit mit dem Pangeran Indra Makota führten. Für diesen Augenblick sind sie jedenfalls ausgeschlossen, „und wir werden es wol mit dem letzten unabhängigen Fürsten von Bruni zu thun haben, wenn die Vornehmen auch für die Zukunft stark genug sind, die verlockenden Anerbietungen von Geld und Beistand abzuweisen.“ Der letztere Satz zeigt zur Genüge, wie ernstlich es die Engländer mit der Freiheit des Landes meinen und wie es ihnen Ernst ist mit ihren Versicherungen, daß sie nur das Wohl und die Freiheit der Völker bei ihren Unternehmungen im Auge haben.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß nur die Verblendung des General-Gouverneurs in Bezug auf die drohende Gefahr und die Außerachtlassung der Warnungen des auch jetzt noch sehr thätigen Residenten Bloem die Erfolge Brooke's im Gebiete des Sultans möglich machten.

Im Monate August 1840 kam Brooke wieder nach Sarawak und wurde von Hassim freundschaftlichst empfangen. Der Krieg war noch wenig gefördert, und die Aufständischen hatten sich in einigen befestigten Plätzen verschanzt. Brooke überzeugte sich bald, daß eine Handvoll europäischer Soldaten den sogenannten Krieg in wenigen Stunden beendigen würde, doch die Rathschläge Brooke's blieben in Folge der Zaghaftigkeit Hassims unbefolgt, so daß Brooke abzureisen beschloß. Hassim war trostlos, er ersuchte, er bat seinen Gast, noch zu bleiben und bot ihm endlich den ausschließlichen Handel, ja die Herrschaft und die Einkünfte von Sarawak und Siniawan als Preis für seinen weitern Beistand an. Dieses Angebot schien Brooke längst erwartet zu haben und er säumte nun nicht länger, selbst Hand an die Eroberung des ihm verheißenen Landes zu legen. Die aus 20 Mann bestehende Besatzung seines Schiffes vereinigte nun Brooke mit den Mannschaften von Hassim und wartete einen Angriff des Feindes ab, den er alsbald nach allen Richtungen hin in die Flucht jagte. Die Befestigungen der Aufständischen wurden erstürmt und zerstört und die Dörfer in Brand gesteckt. Am 20. Dezember 1840 ergaben sich die noch unter den Waffen stehenden Aufständischen auf Gnade und Ungnade, nachdem Brooke ihnen versprochen hatte, beim Pangeran-muda Hassim für sie um Gnade zu bitten. Die Vornehmsten der Aufständischen mußten ihre Frauen und Kinder als Geiseln übergeben. Die

Bevölkerung von Siniawan zerstreute sich fast gänzlich, indem ein Theil derselben nach Sarawak flüchtete, ein anderer in das Gebiet von Sambas sich begab.

Die Unterhandlungen über die versprochene Abtretung von Sarawak nahmen jetzt wieder ihren Fortgang. Zur Verwunderung Brooke's stellte ihm jedoch Hassim nur ein Dokument aus, gemäß dessen Brooke die Erlaubniß erhielt, sich zu Sarawak niederzulassen und Handel zu treiben. Auf die Bemerkung Brooke's, daß der Inhalt dieses Dokumentes mit dem Versprechen nicht übereinstimme, bemerkte Hassim: Dieser Akt sei nur für den Sultan von Bruni, den souveränen Herrn von Sarawak, bestimmt und diene als Anfang zu späteren größeren Bewilligungen. Hassim zeigte aber jetzt, nachdem er Brooke's Hülfe nicht mehr bedurfte, nicht mehr jene warme Freundschaft für den Fremdling, von der er früher durchdrungen zu sein schien. Dem Engländer entging dieses veränderte Benehmen des malayischen Fürsten nicht, doch blieb er gelassen und wiederholte seine Ermahnungen gegen Hassim zur Erfüllung seiner Versprechen, obgleich dieser wenig Lust hierzu zeigte.

Zu jener Zeit verbreitete sich zu Sarawak die Nachricht, daß das englische Schiff „Sultana" bei der Insel Palawan vom Blitze getroffen und von der Flamme verzehrt worden sei und daß die Mannschaft sich in Booten nach Bruni gerettet habe. Brooke sandte seinen Schooner „Royalist" nach Bruni, um sich über den Zustand der Schiffbrüchigen zu erkundigen, während er seinen zweiten Schooner „Swift" nach Singapur mit einer Ladung Antimonium-Erz schickte. Bald erfuhr er, daß die Schiffbrüchigen keineswegs gastfreundlich aufgenommen, sondern von den Eingeborenen beraubt worden seien und sich in einem hülfsbedürftigen Zustande befänden. Nach Verlauf von wenigen Tagen kam aber das englische Kriegsschiff „Diana" nach Bruni, nahm die Schiffbrüchigen dort auf und segelte nach Sarawak. Das Kriegsschiff und seine Bemannung flößte Hassim und den übrigen malayischen Häuptlingen Achtung ein, und Brooke hielt es angemessen, jetzt Gewalt zu gebrauchen und auf Erfüllung des von Hassim gegebenen Versprechens zu dringen. Er ließ seine Schiffe eine solche Stellung nehmen, daß sie mit ihren Kanonen ein Kreuzfeuer gegen das Fort Hassim's richten konnten, versammelte dann die nicht zur Bewachung der Schiffe gehörenden Mannschaften um sich und vereinigte mit diesen noch 200 bewaffnete Inländer, die sich freiwillig ihm anschlossen. Hassim wurde durch diese feindliche Stellung Brooke's und durch den Umstand, daß ein großer Theil der Bevölkerung Sarawak's dem Fremdling weit mehr zugethan war als ihm, außer Fassung gebracht. Die Unterhandlungen wurden nun bald beendigt. Der Vertrag, gemäß dessen Brooke die Landschaft von Sarawak und Siniawan als Lehen vom Sultan von Bruni empfing, wurde von Hassim unterzeichnet und dem Sultan ebenfalls zur Unterzeichnung zugeschickt. Am 24. September 1841 wurde Brooke unter dem Donner der Geschütze, dem Wehen von inländischen und englischen Flaggen und dem lauten Zuruf des Volkes zum Radscha von Sarawak ausgerufen. Das erste Werk Brooke's nach dem Antritt seines Amtes war die Befreiung der noch immer gefangenen Frauen und Kinder der früheren Aufständischen, obgleich er die malayischen Häuptlinge nicht ohne Mühe dahin bringen konnte, ihre Beute fahren zu lassen.

Auch suchte er der Bevölkerung so viel Vertrauen auf seinen Schutz und seine Gerechtigkeit einzuflößen, daß ein großer Theil der bereits nach den benachbarten Gegenden ausgewanderten Einwohner wieder zurückkehrte.

Obwol dem neuen Radscha, insbesondere von Sambas aus, noch manche Schwierigkeiten in Bezug auf die Ausfuhr von Antimonium-Erz in den Weg gelegt wurden, indem der dortige Sultan seine Rechte auf den Ertrag der Minen geltend zu machen suchte, so gelang es Brooke dennoch, allmälig diese Hindernisse zu überwinden und den Handel mit Singapur zu beleben. Man kann sich wohl vorstellen, daß die Erhebung Brooke's zum Radscha von Sarawak von dem holländischen Residenten zu Sambas mit Leidwesen vernommen wurde, doch waren ihm durch das zaudernde und furchtsame Benehmen des General-Gouverneurs de Eerens die Hände gebunden. Erst mit der Erhebung des begabten Rochussen zum General-Gouverneur (1845) veränderte sich das Verwaltungssystem auch in Bezug auf Borneo und wurde dieser großen und herrlichen Insel mehr Sorgfalt zugewendet, als es bis dahin geschehen war. Doch Sarawak und die ganze Nordwestküste von Borneo war für Holland damals bereits verloren, und die Aufgabe bestand nun darin, den noch übrigen Theil Borneo's gegen fremde Einflüsse zu schützen und die eigenen Besitzungen daselbst durch eine kräftige und kluge Verwaltung zur Geltung und Ausbreitung zu bringen.

Die Engländer säumten nicht, Missionäre nach Sarawak zu schicken und durch soziale Eroberungen die politischen zu vervollständigen. Die Engländer suchen überhaupt die ihnen unterworfenen Länder zu europäisiren. Englische Sprache, englische Sitte, englische Lebensweise wollen sie in Landstriche verpflanzen und jenen Völkerschaften aufnöthigen, deren Charakter und Geistesrichtung eine ganz andere als die englische ist, und die in ihrer Kulturentwickelung ganz andere Bahnen zu verfolgen haben. Die Folge der künstlichen Aufpfropfung einer fremdartigen Kultur ist erfahrungsgemäß immer eine ungünstige, indem nur ein Zwittergebilde geschaffen wird, das für die Zukunft unfruchtbar ist und der Verwelkung anheimfällt. Die Holländer schlagen, wie wir öfters anführten, hierin einen naturgemäßern, bessern Weg ein, indem sie auf der Basis der gewonnenen und sich vorfindenden Kultur die Weiterentwickelung anzubahnen suchen. Daher kommt es denn, daß sie trotz einer geringern Anzahl von Missionären allmälig die ihnen unterworfenen Völker dennoch auf eine höhere Kulturstufe leiten und ihre Saat mehr bleibende Früchte trägt, als die Treibhauszucht der Engländer. „Wenn wir den gegenwärtigen Zustand von Sarawak", so schreibt Veth im Jahre 1856, „mit jenem von Sambas und Pontianak vergleichen, so können wir kaum Anstand nehmen, uns über den Sieg unserer Prinzipien zu freuen, die doch am besten geeignet scheinen, ein Land wie Borneo in seiner Wohlfahrt zu fördern."

Obwol Brooke zum Radscha von Sarawak ernannt war, so stand er doch unter dem Befehle des Sultans von Bruni, und die britische Regierung war scheinbar bei allen bisherigen Unternehmungen Brooke's nicht betheiligt. Erst im Jahre 1843 knüpfte Brooke Unterhandlungen mit dem Sultan von Bruni an, damit dieser der Königin von Großbritannien das Eiland Labuan als souveränen Besitz abtrete,

indem der Reichthum dieser Insel an Steinkohlen, die den nach China fahrenden Schiffen zunächst zu Statten kommen konnten, den Besitz für England besonders wünschenswerth machte. Im Jahre 1846 trat Brooke zuerst als britischer Beamter auf, indem er zum Agenten der englischen Regierung in Borneo ernannt wurde. Bald darauf hielt es der englische Admiral Cochrane für nöthig, mit einer ansehnlichen Flotte den Strom von Bruni hinauf bis zur Hauptstadt des Sultans zu segeln, die Vertheidigungswerke des letztern zu zerstören und sich der Stadt zu bemächtigen. Anlaß zu dieser Gewaltthat gab die nicht ungegründete Beschuldigung der heimlichen Begünstigung der Seeräuberei von Seiten des Sultans. Dieser wurde zwar wieder in seine Würde eingesetzt, doch mußte er die Insel Labuan der britischen Krone überlassen, sowie er sich in einem Kontrakte verbindlich machte, keinen Theil seines Gebietes irgend einer Nation ohne Zustimmung der englischen Regierung abzutreten.

Das vielfach erwähnte Bruni oder Brunei ist eine höchst merkwürdige Stadt, auf die man wegen ihrer Lage und Bauart nicht mit Unrecht den Namen „Venedig des Ostens" angewandt hat. Als die Portugiesen im Jahre 1511 zuerst in diese Gegenden gelangten und schon damals hier das malayische Sultanat Bruni fanden, übertrugen sie den Namen desselben, den sie in Borneo verwandelten, auf die ganze Insel, welche bei den Malayen jedoch Pulo (Insel) Kalamantan heißt.

Nähert man sich dem Limbang-Strome, der Labuan gegenüber in das Meer fällt, so erblickt man, wenige Stunden vom Ufer entfernt, hübsch gestaltete Berge, welche allmälig in die über 8000 Fuß hohen Ketten von Brajong und Si Guntang übergehen. Seeleute nennen die Mündungsbai die „Donner- und Blitzbucht", denn es vergeht kaum ein Tag, daß nicht von den Bergen heftige Gewitter unter Donner und Blitz über dieselben hinziehen.

Der Eingang zur inneren Bai ist dreißig Fuß tief und selbst für größere Schiffe leicht zu bewerkstelligen. Zur Rechten liegt die niedrige Insel Muara, die wegen ihres tödtlichen Klima's übel berüchtigt ist. Nachdem man sie passirt hat, gelangt man zum eigentlichen Bruni- oder Limbang-Strome, und je weiter man diesen aufwärts verfolgt, desto lieblicher wird die Landschaft. Schiffe von bedeutendem Tiefgange können ihn jedoch nicht befahren, da er zur Ebbezeit nur acht Fuß Wasser hat, das während der Flut allerdings auf vierzehn Fuß steigt, doch ein großer Steindamm, der quer in die Flut geworfen ist, hindert die ungehemmte Einfahrt. Nur an einer Stelle hat sich das Wasser eine Lücke gerissen, durch welche nun die Schiffe vordringen müssen.

Schöne Berge erheben sich steil von den Ufern aus; einige sind bewaldet mit schlanken Palmen, die ihre Wedel über die andern Bäume erheben, während andere abgeholzt und mit grünen Wiesenmatten bis zum Gipfel bedeckt sind. Die höchsten Hügel, welche sich dicht bei der Hauptstadt erheben, übersteigen jedoch 700 Fuß nicht.

Bruni, welches die Eingeborenen Dar' u' salam, Aufenthalt des Friedens, nennen, liegt zur Rechten des ankommenden Schiffes, größtentheils mitten im

Strome selbst. Dieser erweitert sich hier zu einem kleinen See, auf dessen Schlammbänken die Häuser auf schlanken Palmstämmen errichtet sind, die im Verlaufe von drei Jahren schon verfaulen. Langsam, schmutzig und schlammig fluten die Wasser zwischen diesen hindurch. Zur Ebbezeit lassen sie die Schlammbänke frei liegen, die dann einen höchst widerwärtigen Geruch verbreiten, während der Salzgehalt der Atmosphäre die silbergestickten Uniformen der Europäer mit einer schwarzen Kruste überzieht.

Zahllose kleine Kähne umringen das anlangende Fahrzeug, während die braune Bevölkerung sich auf die Galerien der Häuser zusammendrängt und neugierig auf die Fremdlinge herabschaut. Auf den Wassern tummelt sich der „schwimmende Markt“, einige hundert Kanoes, deren jedes eine oder zwei Frauen enthält, welche sich mit Mattenhüten von Ellendurchmesser gegen die Sonnenstrahlen schützen. Die kleinen Boote fahren zwischen den Häusern auf den Wasserstraßen hin und her und bieten Geflügel, Fische, Gemüse und Früchte zum Verkaufe aus. Die fünfundzwanzigtausend Einwohner Bruni's werden auf diese Weise mit Nahrung versehen, und die meist alten, häßlichen Weiber, welche dieses Geschäft besorgen, ziehen alle Morgen nach dem Lande, wo sie an gewissen Plätzen ihre Einkäufe im Großen besorgen.

Nicht minder wichtig ist die Wasserversorgung Bruni's. Der Fluß selbst ist hier noch vollkommen salzig. Man hat daher auf den umliegenden Bergen die Süßwasserquellen eingefaßt und von da aus Bambu-Röhren gelegt, durch die das Wasser weiter bis zum Flusse hinabfließt. Dorthin kommen die Boote und füllen eins nach dem andern ihre zahlreichen Krüge. Bruni ist durch seine seltsame Bauart und Lage eine der merkwürdigsten Städte des Archipels; in vieler Beziehung gleicht ihm Banjermassing, von dem später die Rede sein wird.

In Bruni also war es, wo Brooke mit dem malayischen Sultan wichtige Unterhandlungen zu führen hatte. Der Sultan war der Neffe des oben erwähnten Hassim, dessen Anwesenheit Brooke in Sarawak nicht selten lästig fiel. Er bestärkte ihn daher in der Absicht, sich an den Hof seines Neffen zu begeben, bei dem er verleumdet worden war, ja er versprach ihm, ihn selbst dorthin zu bringen. Damals lagen zwei englische Kriegsschiffe im Sarawak-Strome und die Gelegenheit war günstig, vom Sultan Geständnisse zu erpressen. An Vorwänden fehlte es nicht; Bruni war offenkundig ein Hafen und Markt, wo die Seeräuber eine Zuflucht und Absatz für ihre Waaren fanden.

Der Dampfer „Phlegeton“ brachte Hassim und seinen Bruder nach Bruni. Brooke, nur von sieben Europäern begleitet, führte seine beiden Schützlinge in den Palast des Sultans und trat, während ein Seemann die britische Flagge vorantrug, vor den versammelten Hof. Von den Festungswerken an der Flußmündung, so sagte er, sei auf ein englisches Boot gefeuert worden; er müsse daher verlangen, daß jene Forts geschleift würden. Sodann drang er darauf, daß Hassim in seine alten Würden wieder eingesetzt würde. Dagegen that der Minister Einsprache, und die Verhandlung ergab kein günstiges Resultat. Die Europäer waren sehr kühn, denn ihr Leben stand auf dem Spiele.

Bruni auf Borneo.

Digitized by Google

Mancher malayische Häuptling griff an seinen Kriß, während jene keck vor ihren Sultan hintraten, und vor dem Palaste tobten die nackten Dajaks, welche gekommen waren, um ihrem Sultan beizustehen. Brooke blieb eine ganze Woche in Bruni. Nach Ablauf derselben fand eine feierliche Audienz statt, zu welcher er sich mit vier Europäern begab, nachdem er freiwillig seine Waffen abgelegt hatte. Draußen aber lag der „Phlegeton“, er bestrich Halle und Palast, ein Geschütz war direkt auf den Thron des Sultans gerichtet und die Lunten waren angebrannt. Die Audienz währte eine gute halbe Stunde, dann schritt Brooke mit den Europäern unbelästigt aus der Halle; es war ihm gelungen, durch Drohungen Alles zu erreichen. Der Sultan hatte einen Vertrag unterzeichnet, demgemäß er die britische Flagge zu respektiren versprach; er trat die Insel Labuan ab, willigte in die Schleifung der Festungswerke, versprach zur Abschaffung der Seeräuberei mitzuwirken und Hassim in seine Würden wieder einzusetzen. So kam das wichtige Eiland Labuan mit seinem Reichthum an Steinkohlen in die Gewalt der Briten, die am 24. Oktober 1846 von demselben förmlich Besitz ergriffen. Brooke wurde Gouverneur von Labuan und blieb zugleich Radscha von Sarawak.

Seinen Feinden, den Seeräubern, konnte Brooke nun mit noch mehr Erfolg das Handwerk legen, und er that es mit unerbittlicher Strenge. Konnte er auch die Seeräuberei keineswegs ganz ausrotten, so hat er doch Manches zu deren Verminderung gethan. Er wollte dem alljährlich wiederkehrenden massenhaften Morden, mit welchem die malayischen Piraten weit und breit die Küstenlande heimsuchten, ein Ende machen und die umherstreifenden Banden vernichten.

Soweit Brooke's Einfluß reichte, hat er auch viel zur sittlichen Hebung der Dajaks und Malayen gethan. Als er nach fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit im Jahre 1864 nach England zurückkehrte, um seine alten Tage in der Heimat zu verbringen, da sahen ihn seine Unterthanen, deren Liebe er zu erringen gewußt, mit Trauern scheiden. James Brooke, am 29. April 1803 zu Coombe Grove bei Bath in England geboren, schwang sich vom Kadetten der indischen Armee zu einem souveränen Herrscher, freilich nur eines Dajak-Staates, auf. Schon 1827 hatte er sich in dem ersten Kriege gegen Birma durch Muth und kaltblütige Tapferkeit vortheilhaft ausgezeichnet. Dann ging er zum Seewesen, lernte den ostasiatischen Archipel kennen und unternahm seinen kühnen Zug nach Sarawak. Dieses ist jetzt bereits von England, Nordamerika und Italien als unabhängiger Staat anerkannt worden. Brooke hinterließ die Herrschaft seinem Neffen Charles Brooke, der im Jahre 1866 ein Buch über die gegenwärtigen Zustände Sarawaks veröffentlichte. Nach diesem scheint Ruhe, Frieden und Fortschritt dort gesichert zu sein.

Sarawak nebst den dazu gehörigen Landschaften erstreckt sich an der Nordwestküste Borneo's von Kap Datu bis Kap Kidorong in einer Länge von etwa 70 Meilen längs dem Meere und 20 bis 25 Meilen in's Innere. Der Boden zeigt ungemein viel Verschiedenheit; er wechselt von den flachen, fruchtbaren Ebenen, welche die Flüsse einfassen, bis zu den hohen, felsigen Gebirgen, die sich im Innern bis zu 6000 Fuß erheben. Das Flußsystem ist sehr entwickelt; außer den großen

Strömen, dem Sarawak, Rejang und Batang Lupar fallen noch viele kleinere in das Meer. Der schönste und für die Schifffahrt geeignetste Fluß ist der Rejang, der selbst noch 130 englische Meilen landeinwärts eine Tiefe von 30 Fuß hat.

Bei dem Reichthum des Landes an Bächen und Flüssen, welche Berge und Ebenen nach allen Seiten hin durchschneiden, die jedoch bei den entsetzlichen Regengüssen zu großer Höhe anschwellen und manchmal, wie der Sarawak, bis vierzig Fuß über den gewöhnlichen Spiegel ansteigen, sind die Eingeborenen auf ein sehr sinnreiches System des Brückenbaues verfallen, das ihnen selbst zur Zeit der großen Wasserfluten die Verbindung zwischen den beiden Stromseiten ermöglicht. Da, wo an den Ufern die mächtigen Bäume manchmal 100 Fuß und noch höher ihre Wipfel erheben, werden die zwei stärksten einander gegenüber stehenden als Brückenpfeiler ausersehen. Dann bindet man starke Bambu-Stäbe zusammen und zieht zwei derselben von dem einen Baumgipfel bis zu dem andern hinüber. Die beiden Hälften werden durch Sprossen, wie eine Leiter, verbunden, und Rotang-Seile, die von den höchsten Aesten der Bäume ausgehen und nach der Bambu-Brücke hingezogen sind, suchen dem Ganzen einen festeren Halt zu geben. Nach beiden Seiten führen Treppen oder eingekerbte Baumstämme zu den Enden der Brücke empor.

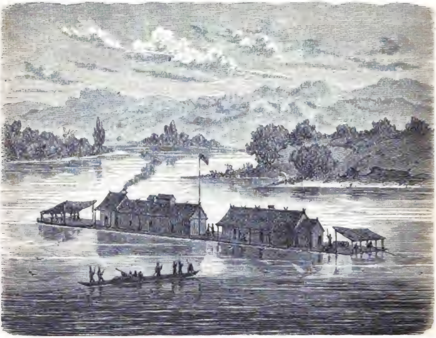
Das luftige, hoch über dem angeschwollenen Wasser schwankende Bauwerk schaukelt bei dem leisesten Windzuge und kracht bei jedem Schritte, als wollte es zusammenbrechen. Schwindel ergreift die Eingeborenen dabei nie, sie gehen mit großer Kaltblütigkeit, selbst mehrere zu gleicher Zeit und oft schwer beladen, über das leichte Bambu-Gestelle hin. Da die Brücke fortwährend dem Regen und der Feuchtigkeit ausgesetzt ist, so fault der Bambu leicht. Dann reißt sie oft plötzlich, wobei sich häufig Unglücksfälle ereignen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine außerordentliche, besonders in den angeschwemmten Landtheilen, wo jedes tropische Kulturgewächs prächtig gedeiht, namentlich das Zuckerrohr. Kaffee wird in den heißeren Gegenden angebaut, ebenso Baumwolle. Pfeffer, Sago, Arrow-root, Gutta-Percha, Kautschuk, Wachs, Rotang, Kohlen, Gold und Antimon sind die anderen wichtigen Erzeugnisse, mit denen die Natur das Land freigebig überschüttet hat.

Der Name des Staates ist von dem Sarawak-Flusse hergenommen. Dieser bietet gerade keine landschaftlichen Schönheiten an seinen Ufern, an denen, soweit das Salzwasser reicht, Sümpfe, Mangrove-Bäume (Rhizophoren) und Nipa-Palmen mit einander abwechseln. Hier und da steht eine armselige Fischerhütte, allein von Kultur ist keine Rede. Dann wird das Land jedoch trockener, statt der Sumpfgewächse treten ordentliche Bäume auf; man erblickt kultivirte Felder und nähert sich der Hauptstadt des Landes, Kutsching oder Sarawak, die, seit sie zum Freihafen erklärt wurde, sich beträchtlich gehoben hat. Als James Brooke hier zuerst landete, wohnten außer den malayischen Radscha's nur wenig Leute dort, die auch oft nur vorübergehend sich an diesem Orte aufhielten. Im Jahre 1848 betrug die Einwohnerzahl ungefähr 6000; der Handel war noch äußerst unbedeutend, nur von einigen Chinesen besorgt, und wenige Prauen fuhren auf dem Strome. Gebüsch und Bäume traten bis an die Häuser heran, bei denen sich kaum ein

Gärtchen zeigte. Das ist nun anders geworden. Die Seelenzahl beträgt wenigstens 15,000 und Handel und Wandel sind im Aufschwunge begriffen. Ausfuhr und Einfuhr erreichte bereits im Jahre 1864 in den beiden Freihäfen Sarawak und Sakarang die Höhe von 3,247,404 Dollars.

Die Bevölkerung Sarawaks ist eine sehr gemischte. Malayen wohnen an allen Flüssen und Nebenflüssen, besonders jedoch in der Hauptstadt Kutsching; Chinesen kommen als Händler, Bergleute und Ackerbauer im ganzen Gebiete vor.



Flußwohnungen der Dajaks im Barito.

Die heimischen Dajaks zerfallen in viele kleine Stämme, welche alle verschiedene Sprachen sprechen. Zu ihnen gehören die See-Dajaks, die Land-Dajaks, die Milanaus und die tättowirten, tief im Inneren lebenden Kanowits, Pakatans und Punans. Annähernd wird die Einwohnerzahl Sarawaks auf 240,000 Seelen angegeben.

Von allen Stämmen sind die See-Dajaks die wildesten; sie unterscheiden sich auch von den früher geschilderten Dajaks am Kapuas-Strome in mancher Beziehung. Sehr oft stechen sie in See, um Fischer zu überfallen und die abgeschnittenen Köpfe als Siegesbeute nach Hause zu bringen. Der See-Dajak ist hellbraun und hat einen kräftigen Wuchs, aber groß wird er nicht. Von den Sitten und Gebräuchen der Malayen hat er Manches angenommen, auch die Sklaverei, aber nicht die

Digitized by Google

Vielweiberei; deswegen hat er auch ein Familienleben, obwol die Sitten weit lockerer sind, als bei den Land-Dajaks. Uebrigens hegt der See-Dajak eine große Zärtlichkeit gegen seine Kinder, und je mehr eine Familie deren hat, um so stolzer ist sie. Ein merkwürdiger Gebrauch ist folgender: Der Vater oder die Mutter nimmt den Namen des erstgeborenen Kindes an und setzt ein Pa oder Ma davor. Pa ist eine Abkürzung von Papa, Vater; Ma eine solche von Ama, Mutter. Die Mädchen sind ein Gegenstand zärtlicher Fürsorge, und die Frau hat eine günstige Stellung, da alle schwere Arbeit vom Manne verrichtet wird.

Diese See-Dajaks sind verwegene Piraten, denen man nur schwer Etwas anhaben kann, weil sie an der Küste mit ihren nicht tief gehenden Booten so viele Schlupfwinkel im seichten Wasser finden. Als Brooke nach Sarawak gekommen war und dem Seeraub steuern wollte, hatte er eine Piratenflotte der Dajaks zurückgeschlagen, die aus nicht weniger als neunzig Fahrzeugen bestand. Aber dort, wohin die Gewalt des Herrschers von Sarawak nicht reicht, gehen die See-Dajaks noch immer auf Piraterie und Kopfholen aus. Gar Manches ist besser geworden, aber sehr viel bleibt noch zu thun übrig. Der Staat Sarawak unterhält jetzt einen kleinen Kriegsdampfer, um den Seeräubern das Handwerk zu legen.

Als die Nachrichten von Brooke's Erfolgen, von dem Eindringen der Engländer nach Borneo, dem Vertrage von 1824 zuwider, nach Holland drangen, sahen sich die Generalstaaten veranlaßt, den Kolonial-Minister hierüber zur Rede zu stellen. Dieser erklärte, daß bereits auf diplomatischem Wege darüber unterhandelt würde und daß der Vertrag von 1824 nach der Erklärung Englands darum nicht verletzt sei, da auf Borneo selbst nirgends eine militärische Niederlassung durch England gegründet wäre, das kleine Eiland Labuan aber nicht zu den großen Inseln gehöre, deren Besitz kraft des genannten Vertrages den Niederländern gesichert sei.

In Folge dessen wurde Arnold Lorenz Weddik zum Gouverneur von Borneo ernannt. Er schloß mit den Sultanen von Sambas, Pontianak und Banjermassing im Jahre 1849 Verträge ab, die dazu geeignet waren, die Herrschaft der Holländer zu befestigen. Die malayischen Fürsten sanken zu Lehensträgern herab, welche von Holland ein Jahrgeld annehmen mußten; nur die kleinere Justiz blieb in ihren Händen, während alle wichtigeren Fälle vor das Forum der Europäer verwiesen wurden. Der Sklavenhandel wurde untersagt und ein Paragraph in den Vertrag aufgenommen, welcher allen ferneren Einfluß der Engländer unschädlich machen sollte.

Allen abgeschlossenen Verträgen ward jedoch noch immer nicht der gehörige Nachdruck durch eine starke bewaffnete Macht verliehen. Im Jahre 1855 hatte man allerdings sein Augenmerk mehr auf Borneo gewandt, die Besatzungen verstärkt und zahlreiche Distrikte der unmittelbaren Verwaltung der Regierung untergeordnet. Der Regierungs-Kommissär A. Prins bereiste in dem genannten Jahre alle jene Theile Borneo's, in denen die Niederländer bereits Besatzungen hatten, oder die sie noch einzuverleiben trachteten. Zu diesem Zwecke ist er mit zwei Dampfern den an der Westküste Borneo's in's Meer sich ergießenden Kapuas-Strom hinaufgefahren und bis zu einer Entfernung von 110 deutschen Meilen

von der Küste vorgedrungen; er hinterließ zu Sintang, Salimbau und Samut Besatzungen und legte Magazine für Salz und andere Bedürfnisse in diesen bedeutenden Kampongs an. Bis dahin war unbekannt, daß der Kapuas-Strom so weit in's Land hinein mit Dampfschiffen befahrbar ist, und diese für die Erdkunde wie für den Handel wichtige Entdeckung gab zu weiteren Ansiedelungen und zur Kultivirung des Landes Anlaß. Eine bedeutende Anzahl von dajak'schen Ansiedlern aus entfernten Gegenden, die aus Bruni kommenden Lupar-Dajaks, ferner die an den Quellen des Kapuas-Stromes wohnenden Kaman-Dajaks strömten in die Nähe der holländischen Niederlassung und wurden in den Schutz der Regierung aufgenommen, nachdem ihnen verschiedene Bedingungen auferlegt waren. Das meuchlerische Kopfabschlagen wurde streng verboten und der dagegen Handelnde als Mörder bestraft. Ebenso war der Schmuggelhandel, besonders mit Waffen und Pulver, untersagt und alle alten Fehden der einzelnen Dorfgemeinden oder der Stämme unter sich wurden als geschlichtet betrachtet, wogegen etwaige Kränkungen oder Beeinträchtigungen, welche einzelne Personen, Gemeinden oder Stämme erfuhren, von den niederländischen Behörden geahndet wurden. —

Prins schloß während seiner Reise durch Borneo mit den Radschas folgender Staaten Verträge ab, die zum Theil als Bekräftigung schon früher bestandener Uebereinkünfte dienten, nämlich mit den Staaten Bunot, Salimbau, Sumehit, Silat, Sintang, Skoden, Sintau, Meliau, Tejan. Die Hauptpunkte waren: Anerkennung der Oberhoheit des Königs der Niederlande und seiner Stellvertreter; Anerkennung, daß die Fürsten ihre Länder als erbliches Lehen von den Niederlanden besitzen; Ausübung der Rechtspflege durch niederländische Beamte, denen die inländischen untergeordnet sind; Abschaffung drückender Abgaben und Geldbußen, durch welche sich die Fürsten in höchst unbilliger Weise auf Kosten ihrer Unterthanen bereichern; Beförderung des Ackerbaus, der Industrie und des Handels.

So sehr diese Einrichtungen, welchen — wenn genau befolgt — eine höhere Kulturstufe und eine glücklichere Lage auf dem Fuße folgen muß, den Landbauern willkommen waren, und so sehr sich der Dajak und der Malaye glücklich fühlte, daß dem Raubsystem der Fürsten und den Fehden der Dörfer, zu welchen man sich bis dahin durch übel verstandenes Ehrgefühl verpflichtet glaubte, gesteuert wurde, so sehr glaubten die Radscha's und Panglimas, die eines Theiles ihrer Einkünfte beraubt wurden, Ursache zur Unzufriedenheit zu haben. Daß der Räuber mit dem Inslebentreten der Gerechtigkeitsgesetze unzufrieden ist, wird Niemanden verwundern, daß er aber auch für sein Raubsystem sich Anhänger zu verschaffen weiß, Anhänger unter dem Volke, das doch unter den Bedrückern nur zu leiden hat, darüber könnte man staunen, wenn sich nicht auch bei der intelligenteren Bevölkerung Europa's Aehnliches fände. Mehrere der sich gekränkt fühlenden kleinen Fürsten verlegten sich Anfangs auf Raub- und Mordanfälle gegen einzelne Personen, wodurch unter Anderen der Leutnant L. Sachse und sein Bedienter ihren Tod fanden. Hierdurch kühner gemacht, rückten sie mit etwa 2500 Streitern gegen das Fort zu Sintang an, wurden aber im November 1856 zurückgeschlagen. Zur selben Zeit erschien der Kriegsdampfer „Celebes" mit Truppen, welche gegen die befestigten

Plätze der Feinde anrückten und sie alsbald erstürmten. Mehrere Fürsten ergaben sich den holländischen Truppen. Die meisten waren nur aus Furcht oder Unentschlossenheit den eigentlichen Aufrührern, nämlich den Radscha's Kuning, Anom, Muda, gefolgt; der größte Theil der Bevölkerung war der Regierung anhänglich geblieben.

Im Jahre 1856 wurde der Strom Mandawe, der sich an der Südküste Borneo's in's Meer ergießt, zum ersten Male mit dem Kriegsdampfer „Tschipannas" (Tji = Wasser, pannas = warm) bis zum Kampong Moja, der etwa 10 Meilen von der Küste entfernt ist, befahren. Die Einwohner staunten nicht wenig über die ihnen unbegreifliche Bewegung des „Kapal api" (Feuerschiffs) und unterwarfen sich gern den ihnen vorgelegten Vertragspunkten aus Furcht vor den Europäern, denen, wie sie wähnten, überirdische Kräfte und Zauberei zu Gebote standen.

Den Schauplatz bedeutender politischer Kämpfe und eines meuchlerischen, gegen die Europäer gerichteten Ueberfalls bildete in den Jahren 1859 und 1860 das im südöstlichen Theile Borneo's gelegene Reich Banjermassing. Doch bevor wir zur Schilderung der dort vorgefallenen Greuelthaten und des darauf folgenden Guerilla-Krieges der Holländer gegen die Eingeborenen schreiten, wollen wir einen Blick auf die Reisen des Mannes werfen, der uns jene Gegenden Borneo's erschlossen und, mit den Vorbereitungen zu einer zweiten, größeren Reise beschäftigt, für die Wissenschaft leider zu früh in der Blüte des Mannesalters dahinstarb.

Dr. Karl Schwaner aus Mannheim war der erste Europäer, welcher in den Jahren 1843—1847 die Strecke zwischen Banjermassing und Pontianak auf dem Landwege zurücklegte, während um dieselbe Zeit der Offizier von Kessel, ebenfalls ein Deutscher, die Westküste der Insel bereiste. Im Jahre 1848 ging Schwaner nach Batavia, arbeitete dort seinen Reisebericht aus, erhielt von der niederländischen Kolonial-Regierung abermals den Auftrag, das noch unbekannte Innere Borneo's zu durchforschen, starb aber am 30. März 1850, 33 Jahre alt, an einem Fieber, Folge seiner Anstrengungen in den feucht-heißen Ebenen Borneo's.

Den bedeutendsten Strom an der Südostküste bildet der Dusun, auch Banjas, Banjar oder Barito. Seine Nebenflüsse strömen von Norden nach Süden und stellen in ihrem unteren Laufe mit ihm ein labyrinthisch verschlungenes Geäder dar. Das Land wird auf mehr als 100 Wegstunden im Umkreise periodisch überschwemmt und bildet einen ungeheuren, morastigen Urwald. Die stets umherschweifenden Eingeborenen haben kaum andere Verbindungswege, als die Stromläufe.

Die Stadt Banjermassing liegt am Banjar; ihre Häuser stehen auf Pfählen, weil alltäglich die Flut die Umgegend unter Wasser setzt. Zwischen den einzelnen Wohnungen bilden Bretterstege die Straße; aber viele Wohngebäude stehen jedes auf einem Flosse, Rakti, und die dem Wasser zugekehrte Seite enthält dann den Waarenladen. Am Markttage ist der Fluß mit kleinen Nachen bedeckt, deren Eigenthümer allerlei Waaren ausbieten. Die Bevölkerung ist in unablässiger Bewegung auf dem Wasser, denn feste Straßen kennt man in Banjermassing nicht. Deshalb fehlen auch Pferde und Wagen, und nicht mit Unrecht hat man die Hauptstadt Südost-Borneo's als schwimmende Stadt bezeichnet.

Schwaner verließ am 31. Oktober 1847 die Stadt Palingkau; ein malayischer

Tomenggong, Häuptling, hatte sich ihm angeschlossen. Seine beiden Bote waren mit zwanzig Dajaks bemannt, und so fuhr er den Fluß Murung hinab bis an die Mündung des Trussan, welche jenen Strom mit dem Kahajan verbindet. An diesem letzteren Flusse traf er einige Biadschu-Familien, welche Jagd auf wilde Büffel machten. Sie hatten mit Baumstämmen und Gestrüpp einen großen Platz umzäumt und dabei einige ziemlich weite Oeffnungen gelassen. Inmitten des größeren Raumes war ein kleiner Platz eingehegt, in welchem gezähmte und abgerichtete Büffel sich befanden. Zu diesen kamen die wilden, wenn sie aber durch die in jener engeren Einzäumung gelassene Oeffnung dringen wollten, fielen sie in eine Grube. Flugs eilten die Biadschu herbei, banden die Thiere mit Rotang, zogen ihnen einen Ring durch die Nase und bändigten sie.

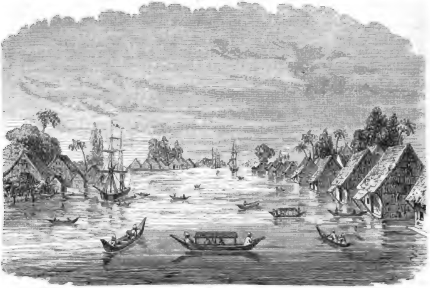
Schwaner fuhr in den Kahajan hinein und am Tjukang Pamali vorüber. Dies ist eine bezauberte Stätte, wo böse Geister hausen. Deshalb wird dort kein Eingeborener Früchte pflücken oder Holz fällen; wer das wagt, verliert, wie man glaubt, seinen Verstand. Solche vom Aberglauben geheiligte Stellen giebt es auch an anderen Flüssen und im inneren Lande. Hier kann man sie an den Nipapalmen erkennen, die sonst nur an den Meeresküsten und in deren Nähe vorkommen.

Weiter aufwärts fand Schwaner viele bewohnte und einige verlassene Kampongs. Auch bei den letzteren sieht man noch viele Götzenbilder und Kokospalmen, welche beide zeigen, daß an solchen Stellen einst eine zahlreiche Bevölkerung wohnte. Dann und wann trifft man Balais, d. h. Häuser, in welchen die Gemeinde des Kampongs ihre Berathungen und, wenn Reisende anlangen, auch ihre Feste hält. Sie sind einfacher und größer als die Privathäuser, und gewöhnlich liegt die Dorfschmiede in ihrer Nähe. Manche Kampongs haben Festungswerke, d. h. eine Umgrenzung von 30 Fuß hohen eichenen Pfählen. Auf diesen stecken hohe Stangen, welche man an der Spitze mit Figuren geschmückt hat, die einen Kalao, Nashornvogel, vorstellen. Im Innern der Umpfählung stehen allemal viele Götzenbilder.

Am oberen Kahajan hausen die Ot-Danoms. Sie haben ihren Namen von der Lage des Landes, denn „Danom" ist Wasser und ot heißt aufwärts. In ihrer äußeren Erscheinung gleichen sie den Dajaks des östlichen Theiles von Borneo; vorzugsweise beschäftigen sie sich mit Reisbau und Goldwaschen. Das letztere ist sehr einträglich, denn der Staub liefert so viel von dem edlen Metall, daß sie damit alle Gegenstände, deren sie bedürfen, bezahlen können. In Sitten und Gebräuchen weichen die Ot-Danoms dagegen vielfach von den Dajaks ab. Das zeigt sich besonders bei ihren Leichenfeierlichkeiten. Die Leiche wird ins Freie gebracht; man entfernt das Fleisch von den Knochen, verbrennt diese, sammelt die Asche in eine Urne und stellt diese in das Sandong, Haus des Todten. Beim Leichenschmause werden Büffel, Schweine und Menschen geopfert und die Köpfe derselben im Sandong aufgehängt. Der Häuptling Tundan, mit dem Schwaner verkehrte, hatte seiner verstorbenen Frau acht vollständige Anzüge und alle Schmucksachen auf die Bahre gelegt und unmittelbar nach ihrem Tode einen Sklaven geopfert; als die Leiche fortgebracht wurde, ließ er wieder drei abschlachten und mit den Knochen noch acht Sklaven, sechzig Schweine und zwei Büffel auf Scheiterhaufen verbrennen.

Doch wenden wir uns nach diesem Ausfluge in das Innere wieder der südöstlichen Küste Borneo's zu, wo sich im Jahre 1859 wichtige Ereignisse vorbereiteten.

Der zu Mantapura residirende Sultan war schwach genug, sich von seiner Gemahlin Njai Ratu Komala Sari antreiben zu lassen, den mit ihr erzeugten Sohn Prabu Anom zum Thronerben zu ernennen, obgleich derselbe von der holländischen Regierung wegen früherer politischer Vergehen längst des Thrones für verlustig erklärt war. Auf die Kunde von dem Vorgefallenen erschien ein Geschwader mit einer Abtheilung Soldaten auf der Rhede von Banjermassing.



Banjermassing.

Prabu Anom wurde wiederholt jeder Ansprüche auf den Thron, der nur ein Lehen der niederländischen Regierung ist, für verlustig erklärt. Als Thronfolger wurde ein Enkel des Sultans Tamdschit Illah ernannt, bis zu dessen Mündigkeit aber als Reichsverweser der beim Volke sehr beliebte Bruder des Thronfolgers Hidajat Ullah verpflichtet. Es schien aber, daß das Volk auch mit dem regierenden Sultan sehr unzufrieden war und schon jetzt den zum Reichsverweser ernannten Hidajat Ullah zum Sultan ernannt wissen wollte. Die Regierung achtete nicht sehr auf dies Verlangen. Im Jahre 1857 wurde Tamdschit Illah zum Sultan erhoben; doch schon kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung äußerte sich allgemeine Unzufriedenheit gegen ihn. Es gährte lange im Volke, man übersah von Seiten der holländischen Beamten den im Stillen glimmenden Aufruhr, bis er endlich hell aufloderte.

Zu Gunsten des Hidajat Ullah bildete sich eine Verschwörung und die Anhänger derselben wußten ihre Pläne so geheim zu halten, daß die erste Kunde davon

Digitized by Google

nicht vom Sitze des Aufruhrs, sondern von der Westküste Borneo's, nämlich von Sintang aus, nach Batavia gelangte. Im Januar 1859 nämlich wurde von dort aus dem General-Gouverneur berichtet, daß alle dort wohnenden Angehörigen des Reiches Banjermassing einen Ruf in ihre Heimat erhalten hätten, da sich dort große Dinge vorbereiteten. Sogleich wurde das Dampfschiff Ardschuno nach Banjermassing geschickt, um nähere Erkundigungen über die dortigen Zustände einzuholen. Doch kehrte der Dampfer alsbald zurück mit der Versicherung des dortigen nicht sehr umsichtigen Residenten, Grafen von Bentheim-Teklenburg, daß sowol in der Hauptstadt als in Mantapura und in den Provinzen vollkommene Ruhe herrsche. Bald aber kamen vom Militär-Kommandanten bedenkliche Berichte, und bereits am 20. April langte zu Batavia die Nachricht an, daß ein Aufstand über das ganze Reich Banjermassing verbreitet sei. Zum zweiten Male wurde die Ardschuno, vorläufig mit zwei Compagnien Infanterie unter dem Oberst Andresen, nach Borneo gesandt. Andresen hatte den Auftrag, das Militär- und Civil-Kommando in Ost-Borneo zu übernehmen und jene Maßregeln anzuordnen, die er zur Handhabung der Ordnung für nöthig erachten würde.

Die Unruhen im Reiche Banjermassing begannen zu Muning, zehn Tagereisen nördlich von Mantapura, veranlaßt durch einen Fürsten, der sich unter dem Titel eines Sultan Kuning zum Herrn des Landes ausrufen ließ und einen bedeutenden Anhang hatte. Während des ganzen Aufstandes blieb es unentschieden, ob dieser sogenannte Sultan Kuning das geheime Werkzeug des Reichverwesers war, zu dessen Gunsten doch der ganze Aufstand angezettelt war.

Andresen kam am 29. April zu Banjermassing an. Man erhielt die Nachricht, daß das Bergwerks-Etablissement Penparon östlich von Mantapura von einigen Tausenden bewaffneter Eingeborenen überfallen worden, daß es aber der Besatzung und den treugebliebenen Bewohnern des Ortes geglückt sei, den Angriff abzuwehren. Hingegen wurden auf dem östlicher gelegenen, von keiner Besatzung beschützten Etablissement Gunong-Tschabok die dort befindlichen sieben Europäer ermordet.

Auch zu Kalangan und Bankal, Orte, die südwärts von Mantapura liegen, hatte sich die Mordlust der Barbaren an 21 Europäern, Männern, Frauen und Kindern gekühlt. Nicht weniger wurden die zu Pulo-Petak, einer nördlich von Banjermassing gelegenen Ansiedelung wohnenden Missionäre der rheinischen Gesellschaft von den Mördern zum Opfer auserkoren. Das diesen Unglücklichen zu Hülfe geschickte Dampfboot „Tschipannas" konnte nur noch 4 Missionäre mit ihren Frauen und Kindern, zusammen 17 Personen, vom Tode retten. Sieben waren bereits ermordet. Die Erzählungen der das Gemetzel überlebenden Personen waren schaudererregend. Mit kaltem Blute tauchten die Barbaren, welche die Arglist der Malayen mit der Mordlust der Dajaks zu verbinden schienen, das Mordinstrument in den zarten Körper der schuldlosen und um Erbarmen flehenden Kinder und Frauen; kein Europäer, und wäre sein Geschäft ein noch so friedliches und das Wohl der Eingeborenen bezweckendes gewesen, konnte Gnade vor diesen Wütherichen finden.

Am Kapuas-Strome wurde ebenfalls ein Missionär mit seiner Frau ermordet, während in den Dussun-Landen ein einheimischer Häuptling einen Missionär von

dem ihn bedrohenden Tode rettete. Endlich wurde in der Provinz Tanah-laut ein europäischer Posthalter sammt Frau und Kind ermordet.

Als die Scharen der Bewaffneten immer zahlreicher wurden und aus allen Provinzen Tausende sich zu den Aufständischen gesellten, denen gegenüber die geringen Besatzungen in den Hauptplätzen und den Forts nur auf die Vertheidigung beschränkt waren, beschloß man zu Batavia, eine bedeutende Truppenmacht zur Bewältigung des Aufruhrs nach Ost-Borneo zu senden. Außer einem Bataillon Infanterie sendete man noch eine Abtheilung Artillerie mit 4 Bronzekanonen, zwei Haubitzen und zwei Mörsern nebst einer halben Compagnie Sapeurs, sowie außer dem Dampfschiffe „Ardschuno“ noch die Kriegsdampfer „Celebes“, „Montrado“ und „Boni“ sammt einer Anzahl Kreuzboote unter Befehl des ersten Leutnants van Hasselt ab.

Am 12. Juni wurde die Residenz Mantapura besetzt, die Verbindung mit Penparon wieder hergestellt und der Reichsverweser Hidajat Ullah, auf welchen der Verdacht fiel, der Anstifter des ganzen Aufstandes zu sein, zur Verantwortung gezogen. Dieser betheuerte, an den Vorgängen unschuldig zu sein. Die Umtriebe des sogenannten Sultan Kuning, eines halbwahnsinnigen Fanatikers, habe er Anfangs für zu unbedeutend gehalten, um energisch dagegen aufzutreten, später aber habe er es nicht mehr vermocht, dem Aufruhr Einhalt zu gebieten. Trotz dieser Betheuerungen hielt es der Reichsverweser dennoch für gerathen, am 18. Juni die Flucht zu ergreifen und mit einer großen Zahl seiner Freunde und Anhänger sich nach Anumtai am Negara-Fluß zu begeben. Da er aber den Einladungen des Regierungs-Kommissärs zur Rückkehr kein Gehör gab und seine Anhänger ihn zum Sultan ausriefen, wurde er am 5. Februar 1860 seiner Würde als Reichsverweser entsetzt. Was den regierenden Sultan Tamdschit Illah betrifft, so war die Unzufriedenheit mit ihm allgemein. Er verachte, so sprach sich eine vom Regierungs-Kommissär zusammenberufene Versammlung von Häuptlingen aus, die Gesetze (Adat) und sei überdies dem Testamente des verstorbenen Sultans Adam zu Folge des Thrones unwürdig, da er von mütterlicher Seite nicht von fürstlichem Geblüte abstamme. Dem zu Folge wurde Tamdschit Illah durch den Regierungs-Kommissär veranlaßt, freiwillig auf den Thron zu verzichten, und das Reich von Banjermassing wurde, einem Beschlusse des General-Gouverneurs vom 14. Dezember 1859 zu Folge, den Besitzungen der Niederländer einverleibt. Der Beschluß war gegründet auf den Umstand, daß der abgetretene Sultan unfähig sei, den Thron auf's Neue zu besteigen, daß der bis vor kurzer Zeit von der niederländischen Regierung anerkannte Thronverweser Hidajat Ullah offenbar es mit den Rebellen hielte und daß endlich der im Jahre 1858 nach Bandang verbannte Prabu Anom, Sohn des verstorbenen Sultans Adam, durch sein früheres Betragen seine Ansprüche auf den Thron verwirkt habe. Sonstige Nachkommen des früheren Sultans seien nicht vorhanden und die Erhebung einer neuen Dynastie führe zu weiteren Verwickelungen, welchen die Regierung zuvorkommen wolle.

Das Land wurde im Jahre 1860 in drei Abtheilungen getheilt, deren erste, Kween, mit der Hauptstadt Banjermassing, ein Resident beherrscht, während die beiden anderen, Amuntai und Mantapura, Assistent-Residenten verwalten.

Was die Kämpfe betrifft, welche die Truppen gegen die Aufständischen zu bestehen hatten, so trugen sie den Charakter eines Guerilla-Kampfes. In Scharen von einigen hundert bis tausend Bewaffneten überfielen die Feinde die einzelnen Posten und Plätze, wurden aber stets mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Dennoch zeigte es sich bald, daß die anwesenden Truppen nicht zureichten, um in dem ausgedehnten Reiche die Ordnung zu handhaben und namentlich die Provinz Amuntai, den Hauptsitz des Aufstandes, zum Gehorsam zu zwingen.

Als gegen das Ende des Jahres 1859 weitere Truppen von Batavia ankamen und der Major Verspyk an die Stelle des Oberst Andresen zum Kommandanten sämmtlicher Truppen ernannt wurde, während dem Residenten Nieuwenhuizen die Civil-Verwaltung des Landes übertragen wurde, langte eben die Nachricht von der Ermordung der Mannschaft des bei dem Kampong Lutung Tuhre am Dusun-Strome liegenden Dampfschiffes „Onrust“ an. Eine große Anzahl Boote unter Anführung des Dajak-Häuptlings Surapati kam, angeblich zu einem freundschaftlichen Besuch, in die Nähe des Schiffes. Unvorsichtigerweise wurde ein Theil der Dajaks an Bord zugelassen, während noch eine große Schar derselben hinter Gebüschen in Booten lauerte. Auf ein gegebenes Zeichen begann die Mordscene, bei welcher freilich auch eine große Anzahl der Mörder umkam. Die Mannschaft des „Onrust“ bestand aus 44 europäischen, 11 inländischen Matrosen und 6 Offizieren, welche sämmtlich niedergemacht wurden.

Im Monat Februar 1860 zog eine Expedition nach Lutung Tuhre, um Rache wegen des verübten Mordes zu nehmen. Des Häuptlings Surapati jedoch konnte man nicht habhaft werden. Das Dampfboot war gesunken und wurde von den Holländern durch Pulver vernichtet.

Der Aufstand dauerte im Jahre 1860 noch fort, wurde jedoch allmälig durch Erbauung einer Anzahl kleiner, aber für den Zweck genügender Forts, sowie durch fortgesetzte Streifzüge nach den bedrohten Punkten bis an die Grenzen des Landes zurückgedrängt. Der Demang Lemang, welcher mit dem Pangeran Antasarin zu den bedeutendsten Anführern der Aufständischen gehörte, wurde aus Mangel an Lebensmitteln und Munition zur Unterwerfung gezwungen und, nachdem er in die Hände des Residenten den Eid der Treue abgelegt, zu den übrigen noch nicht unterworfenen Anführern geschickt, um auch sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Auch eine Anzahl von Häuptlingen geringeren Ranges streckten die Waffen, so daß die Macht der Widerspenstigen im Jahre 1861 bereits sehr schwach war.

So wurde Holland durch die Macht der Umstände gezwungen, weit kräftiger auf Borneo einzuschreiten, als dies sonst in seiner Politik lag. Die Anstrengungen aber sind durch die Einverleibung des bedeutenden Reiches Banjermassing reichlich belohnt worden. Wenn es auch noch einige Zeit lang unter der Bevölkerung fortgährte und namentlich die unterworfenen kleinen Fürsten die Herrschaft der Niederländer unwillig ertrugen, so ist jetzt Ruhe eingetreten, und die Regierung kann ihr Augenmerk ganz der Kultivirung des Landes widmen.

Rafflesia Arnoldi.

Sechstes Kapitel.

Wanderung nach dem südlichen Theile von Celebes.

Die fliegenden Fische und einige andere Meerbewohner. — Geologische Skizze von Celebes. — Geringe Ausdehnung der alluvialen Flächen und hierdurch bedingtes gesundes Klima. — Flora, Neigung derselben zu neuholländischen Formen. — Kulturpflanzen. — Reis. — Kokospalme. — Rameh-Flachs. — Kaffee. — Indigo. — Giftpflanzen. — Uebersicht der Fauna. — Die Bevölkerung von Celebes. — Verschiedene Menschenrassen. — Buginesen und Makassaren. — Hohe Achtung derselben vor den Frauen. — Literatur. — Aristokratische Staatsform. — Kleidung. — Das Reich von Boni. — Geschichte desselben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. — Konflikte mit den Niederlanden. — Expedition im Jahre 1823 nach Boni unter General Van Green. — Friedensschluß. — Uebermüthiges Benehmen der Bonier gegenüber der holländischen Regierung. — Neueste Vorfälle in Boni. — Kriegserklärung. — Unterwerfung von Boni, das als selbständiger Staat zu bestehen aufgehört hat.

Zwischen dem westlichen und östlichen Theil des ostasiatischen Archipels, das Mittelglied von beiden Länderkomplexen bildend, breitet sich die vielgegliederte Insel **Celebes** aus. Ehe man von Batavia aus an ihre größentheils felsigen Ufer gelangt, hinter welchen gigantische Berge und reizende Hochebenen sich befinden, bietet schon die bläuliche Flut des Meeres dem Seefahrer viele interessante Erscheinungen. Von dem Kiele des Schiffes aufgeschreckt, erheben sich scharenweise die **fliegenden Fische** (Exocoetus-Arten), von welcher der Tropenzone eigenthümlichen Fischgattung man bis jetzt 40 Arten kennt. Sie erheben sich mittels ihrer verlängerten Brustflossen und zum Theil auch mit den Bauchflossen über die Oberfläche des Meeres; in dem Maße als die Flossen flügelartig verlängert sind, steigert sich ihr Vermögen, sich über dem Wasser zu erheben. Deshalb können

diejenigen Arten, deren Brustflossen sich fast bis zum Schweife verlängern, wie **E. unicolor**, **E. speculiger**, **E. orycephalus** längere Zeit und höher in der Luft bleiben, als diejenigen Arten, deren Flossen nur wenig verlängert sind, wie **E. micropterus**. In der Regel erheben sich diese Fische nur dann aus dem Wasser, wenn sie von größeren Fischen verfolgt werden. Zu diesen räuberischen Verfolgern gehören die Braunfische, die sich in den Gewässern von Celebes häufig finden, dann Boniten und Toninen (**Thinnus thunnina, Thynnus tonggol, Auris thynnoides**), sowie der gefürchtete Hai (**Carchias**-Arten). Auch Walfische (**Physeter macrocephalus**) durchziehen die Gewässer um Celebes, die ihren Brüdern in den kalten Zonen verwandt, dieselben an Größe nicht erreichen, aber dennoch viel Thran liefern. Vorzüglich englische und amerikanische Seefahrer beschäftigen sich mit dem Walfischfang in den indischen Gewässern, während die Holländer bis jetzt sich wenig damit befaßten. Ueberhaupt ist das Meer um Celebes, besonders die zahlreichen Buchten dieser herrlichen Insel, dicht mit Meeresbewohnern bevölkert, und man kennt nicht weniger als 500, zum Theil den Küsten von Celebes eigenthümliche Arten Fische, die in der Nähe dieser Insel leben.

Da die Küsten von Celebes meistens hoch aus dem Meere sich erheben und die waldbewachsenen Gipfel der Berge eine kalte Luftströmung nach dem Meere bilden, so erstrecken sich die Land- und Seewinde weit in den Ozean, und an manchen Küsten, wie am Kap Mandhar, herrscht fast beständig, besonders aber während der Nacht und gegen den Morgen, ein heftiger Luftstrom, der den Schiffen oft Gefahr bringt, wenn er sie unvorbereitet überfällt und an ein Riff schleudert. Das Gebirge, das schon vom Schiffe aus gesehen sich großartig erhebt, wird von einem kräftigen Volksstamm bewohnt und schließt reizende Hochebenen ein, die mit einer eigenthümlichen, noch nicht erforschten Vegetation bedeckt sind.

So wie das Meerwasser selbst im Angesichte der Küsten seine tiefblaue Farbe nicht verliert, das Meer also unmittelbar an der Küste schon eine bedeutende Tiefe hat, so beginnen auch an den Küsten die gebirgigen Erhebungen, und nur an wenigen Orten bilden sich Alluvionen, besonders an den östlichen Küsten der makassar'schen Halbinsel in der Bai von Boni. Die ganze Insel besteht aus ihrem Skelette, den Gebirgen, die — rein orographisch, ohne auf das geologische Alter ihrer Entstehung Rücksicht zu nehmen — in einem Gebirgsstock im Centrum der Insel gelegen ist; von diesem gehen vier Ausläufer ab, welche den vier Halbinseln, die sich gegen Osten, Nord- und Südost und gegen Süden ausdehnen, entsprechen. Die geringe Ausbreitung der alluvialen Ebenen auf Celebes, wodurch diese Insel einen Gegensatz zu Borneo und zur Ostküste von Sumatra bildet, hat auch einen bedeutenden und günstigen Einfluß auf die gesundheitlichen Verhältnisse. Die alluvialen Ebenen in den wärmern Zonen sind der menschlichen Gesundheit aus zweifachem Grunde nachtheilig. Für's Erste liegen sie gewöhnlich im Niveau des Meeres, haben daher eine hohe Temperatur und werden um so weniger von den Seewinden abgekühlt, je weiter sie sich ausdehnen und je weniger die Seewinde tief landeinwärts, besonders in die waldigen Gegenden dringen. Der zweite und vorzüglichste Grund der Ungesundheit der Alluvial-Flächen liegt in ihrer geologischen

Beschaffenheit; durch ihre horizontale Ausbreitung bilden sich häufig Sümpfe und die nach den Ebenen fließenden Ströme breiten sich in der Regel netzförmig aus und strömen mit wenig Gefälle dem Meere zu. In den alluvialen Ebenen finden sich daher, wie schon früher erwähnt, die bösartigen Fieber, welche das Klima der Tropen berüchtigt machen, die aber den Bewohnern der Gebirge und Hochebenen fremd sind.

Sehen wir schon in unsern gemäßigten Zonen, wie an den Mündungen der Donau, an den Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde, Wechselfieber ihren Sitz aufschlagen, so ist dies in viel höherm Grade in den Tropenländern der Fall, wo die Sümpfe in demselben Verhältnisse bösartiger für die menschliche Gesundheit werden, als die Temperatur jener Gegenden höher wird, im Vergleich mit den vom Aequator entfernten Orten.

Woher mag es wol kommen, dürfte Mancher fragen, daß eine und dieselbe schädliche Ursache verschiedene Wirkungen je nach der Temperatur der Atmosphäre auf den Menschen äußert? Da ich diese Frage, wie ich hoffe, in vollkommen genügender Weise beantworten kann, ohne mich in die spezielle Medizin zu verlieren, so will ich die Antwort hier ertheilen. Im stillstehenden sumpfigen Wasser gehen Millionen größerer und kleinerer, meistens mikroskopischer Wesen von kurzer Lebensdauer, in Verwesung über und die durch Verwesuug gebildeten Gase theilen sich durch die Wasserdünste der atmosphärischen Luft mit. Je höher nun die Temperatur ist, eine desto größere Quantität solcher Gase kann sich der Luft mittheilen, und diese wird daher durch den lebhafteren Zersetzungsprozeß von schädlichen Stoffen erfüllt, so daß nothwendig auch die Wirkung auf den menschlichen Körper eine um so nachtheiligere ist, je höher die Temperatur des Sumpflandes ist. Die Erfahrung bestätigt in allen Erscheinungen diese von mir zuerst in speziell wissenschaftlichen Organen erläuterte Theorie der Entstehung der Sumpf- und Wechselfieber. Während des Winters machen in den höhern Breiten die Fieber in Sumpfgegenden vollkommene Pausen, ja es giebt eine Nordgrenze, jenseit welcher auch bei stagnirenden Gewässern und Sümpfen keine Fieber mehr entstehen. Von Fiebern befreit sind alle jene Orte, deren mittlere Sommertemperatur + 10° R. nicht übersteigt.

Während die Gesundheits-Verhältnisse von Celebes im Allgemeinen sich für Europäer günstiger als die meisten andern Tropenländer gestalten, eignet sich auch die vielgegliederte Form des Eilandes mit seinen zahlreichen Golfen ganz trefflich für Handelskolonien, so daß Celebes sich am ehesten unter allen Ländern des Indischen Archipels für europäische Kolonisationen eignen dürfte. Auf den eines gemäßigten Klima's sich erfreuenden Hochebenen, wo noch der Kaffee zur Reife gelangen kann und auch europäische Cerealien, sowie der Weinstock, vielleicht auch die Olive und der Theestrauch gedeihen, könnte der europäische Kolonist sich durch die Fruchtbarkeit des Bodens bereichern und bei der Pflege europäischer Kultur in der milden Zone an Geist und Körper erstarken. Der an den Küstenplätzen wohnende Kaufmann würde die Produkte des Binnenlandes erwerben und nach allen Ländern der Erde versenden.

Obgleich Celebes mitten in der Aequatorial-Zone liegt (von 5° 45′ s. B. bis 1° 45′ N.) und vom Aequator durchschnitten wird, so ist die Temperatur dennoch selbst an den meisten Küstenorten nicht lästig. Die heftigen Land- und Seewinde kühlen die Luft ab und machen sie besonders der Gesundheit zuträglicher.

Sieben bis acht Monate, von März bis November, dauert auf Celebes die trockene Jahreszeit. Während derselben wehen Winde aus Ost und Südost. Sie bringen die Lüfte aus höheren Breiten und sind deshalb sowol, als weil sie zum Theil über Ländermassen streifen, trocken. Vom Monat November bis März dauern mit Unterbrechungen die regenbringenden Nordwestwinde. Während dieser Zeit erhitzt sich die südliche Hälfte des Erdballes und die Windströmung geht von Celebes vorzüglich nach dem australischen Festland.

Denken wir nun die dicke Lage fruchtbarer Erde, welche Celebes fast allenthalben bedeckt, sowie die reiche Vegetation und mit ihr die Thierwelt, den Menschen und seine Werke hinweg und wollen wir annehmen, daß allenthalben das nackte Gestein und die Gerölle und der Sand zu Tage kämen, so hätten wir ein offenes Buch vor uns, dessen Blätter die Geschichte der Entstehung des Eilandes in seiner jetzigen Gestalt und zugleich die Geschichte eines großen Theiles des Erdballs seit vielen Tausenden und Myriaden Jahren erzählen. Den kühnen und ruhmvollen Versuch der Entzifferung dieser Blätter, deren Bedeutung man erst in neuerer Zeit kennen zu lernen begann, hat die Geologie gemacht und hat sie bereits Vieles über die Zustände unseres Erdballes in früheren Perioden seines Bestehens und über die fortwährenden Veränderungen seiner Oberfläche erforscht.

Celebes birgt in seinem Steinskelette die Formationen der verschiedenen Alter unserer Erde, vom ältesten Sedimentlager bis zu den vor unseren Augen sich noch bildenden Alluvionen und vulkanischen Auswürfen.

Von dem alten Kontinent, welcher wahrscheinlich am Ende der Tertiärzeit an der Stelle des gegenwärtigen Indischen Archipels sich ausbreitete, während den nördlichen Theil Asiens ein weites Meer bedeckte, sind noch im Norden von Celebes am westlichen Theil der Halbinsel Menado Ueberbleibsel vorhanden. In diesen alten sedimentären Schichten, die theilweise von Granit und Quarz durchbrochen sind, finden sich reiche Goldlager, welche die Natur noch für unsere Zeiten aus der alten Periode erhalten hat. Auch im Süden von Celebes sollen noch, nördlich von Makassar, alte Sedimentschichten, zu welchen der Molasse-Sandstein gehört, sich befinden. Hätte seit dem allmäligen Untersinken des alten Kontinents in die Tiefen des Meeres die länderbildende Kraft der Erde auf Celebes stille gestanden, so würden jetzt von der 2150 deutsche Quadratmeilen einnehmenden Insel nur zwei kleine Inseln bestehen, mit einer Oberfläche von einigen hundert Quadratmeilen. Neben den von früheren Perioden noch bestehenden Sedimentschichten und massigen Gesteinen der primären Formation haben sich in einer neueren Periode ausgestreckte Ländermassen durch vulkanische Hebungen von Trachytgesteinen gebildet, die sich neben den älteren Gebilden lagerten und deren Laven zum Theil in die älteren geschichteten Gebilde übergreifen und dieselben bedecken. So besteht der nordöstliche Theil von Celebes, die sogenannte Minahassa (Bundes-

Genossenschaft) fast nur aus trachytischen Gebilden mit noch thätigen Vulkanen, zahlreichen Solfataren und heißen Quellen und Kratern, während manche alte Krater sich mit Wasser füllten und einen See bilden, dessen Ufer mit Vegetation geschmückt sind. Eben so finden sich trachytische und Basaltgebilde in Süd-Celebes neben Massengesteinen und sedimentären Schichten einer älteren Formation. Sie haben die alten Ueberbleibsel des einstigen Kontinents vergrößert und den Körper der Insel in ihrer heutigen Gestalt bilden helfen. Durch die neueren vulkanischen Hebungen wurden aber auch manche bereits unter die Oberfläche des Meeres versunkene tertiäre Schichten mit in die Höhe gehoben, so daß sie zu Tage kommen und, an die vulkanischen Gebilde sich anlehnend, zum Theil Berge von sanfter Erhebung, theils aber Gipfel von unregelmäßiger Gestalt darstellen.

Um die Gipfel der früher gewiß viel höheren Berge sammelten sich, zum Theil durch die beständig ausströmende Hitze und die häufigen vulkanischen Eruptionen angezogen, bedeutende Wolkenmassen, die heftige Niederschläge verursachten. Hierdurch bildeten sich zahlreiche Bergströme, welche Gerölle und größere Steinblöcke mit sich fortrissen und die bereits gebildeten Ländermassen durch Alluvionen noch vergrößerten. Allmälig verwitterte auch die Oberfläche der neu gebildeten Gesteine, die Regen schwemmten die zerbröckelten Massen herab, führten sie an den Fuß der Berge, die sie hierdurch allmälig verkleinerten, während an günstigen Orten, wo das Meer die abgeschwemmte Masse nicht sogleich mit sich fortriß, das Land sich vergrößerte.

So entstand Celebes in seiner jetzigen Gestalt, so weit die unbelebte Masse Antheil an derselben hat. Aber schon die Verwitterung der Gesteine ist ein erster vorbereitender Akt zur Hervorrufung des organischen Reiches, zunächst der Pflanze. Die heiße Tropensonne und die reichlichen Regen, die durch die Abkühlung der Luftströme an den Abhängen der Berge entstehen, mußten die Vegetation von Celebes zu einer üppigen zu machen, und in der That ist das Land durchaus waldreich. Die hohen Stämme zahlreicher Arten und Gattungen von Palmen und Laubbäumen bedecken die Gebirge bis zu ihren Gipfeln, die nirgends die Schneelinie erreichen, denn der höchste Berg von Celebes, im Distrikte Bonthain an der Südküste, der **Compo battang**, hat nach der trigonometrischen Messung von Smits eine Höhe von 9788 rheinl. Fuß.

Die **Flora von Celebes** schließt sich im Allgemeinen mehr den neuholländischen Formen an. Wir finden dort die Neuholland eigene Casuarinen-Gattung, die Myrtaceen, Leptospermum, ferner Dodonaea unter den Sapindaceen, und mehrere andere Formen. Die Palmen sind durch einige, bis jetzt dem östlichen Theile des Archipels vorzüglich eigene Arten, wie Cycas Celebica vertreten. Die Fächerpalme findet sich in mehreren Arten.

Reich ist die Flora von Celebes an prachtvollen Blumen aus den Familien der Leguminosen, der Rosaceen, der Kompositen. Wir wollen von den Celebes eigenthümlichen Zierpflanzen die Clitoria ternatea nennen, deren Wurzel brechenerregend wirkt und deren Blüte die Eingeborenen gegen Augenentzündungen — wol mit Unrecht — rühmen. Hervorragend sind noch die Nepenthes-Arten; auf

Cissus finden wir als Schmarotzerpflanze die große **Rafflessia** mit ihren riesigen 1 bis 2 Fuß im Durchmesser einnehmenden Blüten.

Für den Menschen am wichtigsten und in wissenschaftlicher Hinsicht nicht weniger interessant sind die Kulturpflanzen, die als treue Begleiter der Landesbewohner mit dem Kulturzustande derselben innig verbunden sind.

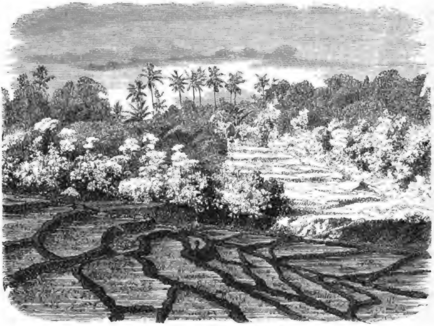
Wie fast im ganzen Indischen Archipel bildet auch auf Celebes der Reis die vorzüglichste Nahrung der Einwohner. Die Botaniker haben bis jetzt nur zwei Arten dieses wichtigen Kulturgewächses unterschieden, nämlich **Oryza sativa** und **O. glutinosa**.

Die Eingeborenen unterscheiden den auf trockenem Felde erzeugten **Padi-Ladang** von dem auf bewässertem Grunde erzeugten **Padi-Sawah.** Beide Arten unterscheiden sich durch Aussehen und wird der Samen der einen Art nicht für die zur Erzeugung der anderen Art dienenden Felder verwendet. Man unterscheidet aber auch von beiden Arten mehrere Varietäten, welche die Inländer beim ersten Anblick erkennen. Daß diese Arten und Varietäten erst im Laufe der Jahrhunderte, während welcher man den Reis auf verschiedenem Boden und in verschiedenen Klimaten anbaute, entstanden, kann nicht bezweifelt werden. Auf Celebes wird der Reis meistens auf trockenem Grunde gebaut. Er liefert hier zwar eine geringere Ernte, nämlich nur das 50—80fache der Aussaat, während der **Padi-Sawah** das 120—150fache dem Landmann bietet, aber das Produkt ist kräftiger; ferner ist hierbei von Wichtigkeit, daß der Anbau auf trockenem Grunde der Gesundheit nicht schädlich ist, während die Sawahs bekanntlich Monate lang in künstliche Sümpfe verwandelt werden, die Fieber erzeugen. In den Sawahs opfert der Landmann seine Gesundheit, um sich seine Nahrung zu holen, während er doch ungleich vernünftiger verfahren würde, sich mit einem geringeren Ernteertrag zu begnügen, sein Dorf aber damit vor den schädlichen Dünsten eines künstlichen Sumpfes zu bewahren. Liegt doch der bei Weitem größte Theil des Landes, insbesondere auf Celebes, unbebaut, und liefert die üppige Vegetation an Früchten der verschiedensten Art, an Gemüsen und Knollen so reichliche Nahrung, daß die verhältnißmäßig sparsame Bevölkerung mit dem Ertrage des Bodens nicht zu geizen nöthig hat.

Die Pflanzen-Physiognomie des Landes ist auf Celebes durch den Menschen noch wenig verändert. Wie die Natur das Land mit seiner Pflanzendecke gebildet, so besteht es größtentheils heute noch. Was durch die Menschen der Kultur abgewonnen wurde, dient meistens nur für das Bedürfniß der Einwohner, die nur dasjenige verkaufen, was die wild wachsende Vegetation bietet. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, Kulturgewächse für den europäischen Markt anzupflanzen, doch ist die Quantität der erzeugten Waaren bis jetzt nicht bedeutend.

Die neuesten Berichte für das Jahr 1860 lauten in dieser Hinsicht über Süd-Celebes folgendermaßen: „Neue Urbarmachungen von Reisfeldern fanden im Jahre 1860 nicht statt. Die Ernte war sehr günstig in den nördlichen Distrikten und in Bonthain, doch mißglückte sie theilweise in den Süddistrikten und in Sindschai. In den letzteren Distrikten trachtet man (von Seiten der Beamten)

durch Anlegung von Wasserleitungen Verbesserungen in der Reiskultur anzubringen. Die Bevölkerung jedoch zeigte wenig Lust zur Ausführung solcher Werke." (Nicht mit Unrecht.) „Meistens werden schnell zur Reife kommende, aber weniger gute Reisarten angepflanzt und der Boden zu diesem Zwecke in unvollkommener Weise gepflügt. Bedeutende Quantitäten Reis wurden aus Bali, Lombok und Sumbawa ausgeführt."



Terrassenförmige Reisfelder bewässert.

Wir sehen aus diesem Berichte, daß es bis jetzt den Holländern noch nicht geglückt ist, die Einwohner von Celebes zu einem ackerbautreibenden Volke zu machen, da sie selbst den eigenen Nahrungsbedarf theilweise aus anderen Ländern beziehen müssen. Auch sind die unter der unmittelbaren Herrschaft der Niederländer stehenden Landschaften von Celebes nicht dicht bevölkert. Am Ende des Jahres 1860 zählte die Bevölkerung von Süd-Celebes 266,000 Seelen, während in Nord-Celebes 76,000 Einwohner lebten, also zusammen 342,000 Seelen. Nach offiziellen Angaben umfaßt ganz Celebes (1865) auf 3417 □ Meilen 473,000 Einwohner.

Wenn wir die Kokospalme (Cocos nucifera) neben den Reis ihrer Wichtigkeit wegen setzten, die sie als Nahrungsmittel sowol, als auch für viele andere Zwecke besitzt, so können wir sie doch nicht als Kulturpflanze, wie den Reis

Digitized by Google

betrachten, da die Kokospalme allenthalben, besonders am sandigen und felsigen Strande, ohne alle Pflege zu Tausenden wächst und dem Menschen Speise, Trank, Oel, Geräthschaften, Taue und Flechtwerk, sowie Material für seine Häuser liefert. Die Kokospalme kommt auf Celebes überall vor, mit Ausnahme der sumpfigen Alluvial-Ebenen, wo sie angepflanzt alsbald von Käfern zerstört wird. Diese Palme steigt bis zu 3000 Fuß über die Oberfläche des Meeres, wo sie der düstern Areng-Palme (**Arenga saccharifera** und **A. obtusifolia**), aus welcher man Zucker gewinnt, Platz macht.

Wenn man die Blütenstiele dieser Palmen wenige Zoll vom Stamme abschneidet, so fließt ein in frischem Zustande weißer schäumender Saft heraus, der in Bambu-Röhren aufgefangen wird. Läßt man nun diesen durch Hinzufügung von sauren Stoffen in Gährung übergehen, so erhält man den Tuak oder Palmwein. Dickt man aber den Saft durch Kochen ein, so gewinnt man den Palmzucker, welcher jedoch dem Rohrzucker an Güte nachsteht.

Auch die Sagopalme (**Metroxylon Sagus**) und die Pinangpalme (**Areca catechu**), deren Nüsse zur Bereitung des Siri in Verbindung mit dem Blatt des Betel verwendet werden, finden sich häufig auf Celebes.

Als Gemüse werden mehrere Leguminosen verwendet, wie **Dolichos lignosus** (mal. **Katjang kitjil**), die Erdmandel (**Arachis hypogaea**, mal. **Katjang tannah**), eine Bohnenart (**Phaseolus radiatus**).

Zu den Hülsenfrüchten gehört auch der im ganzen Indischen Archipel verbreitete Indigo, von welchem mehrere Arten bekannt sind. Er ist der älteste vegetabilische Farbstoff und sein Gebrauch verliert sich bis in's graue Alterthum. Auf Java und einigen andern Inseln des Archipels führt er den Sanskritnamen **Nila**. In Nord-Celebes wird der Indigo **Entu** genannt. Als Farbstoff wird vorzüglich **Indigofera tinctoria** und **I. Anil** angebaut, doch giebt es noch mehrere Arten auf Celebes und eine strauchartige Art dieser Gattung, welche Zollinger bei Maras auf Celebes gefunden und die von Miquel **Indigofera celebica** genannt wurde. Diese Art scheint jedenfalls auf Celebes einheimisch zu sein, während die erwähnten beiden, gewöhnlich zur Bereitung des Farbstoffes verwendeten Arten vor alter Zeit eingeführt worden sind.

Als Gemüse werden auch mehrere Knollen, wie **Batatus edulis**, Dioscorea-Arten, sowie auch die Früchte einer Kartoffel (**Solanum melongena**) gegessen.

Auf dem Markte zu Makassar, sowie fast in jedem Dorfe, findet man auch die auf dem ganzen Archipel verbreiteten, schon früher erwähnten Früchte, wie zahlreiche Spielarten von **Musa**, deren breite Blätter auch hier die Hütten der Eingeborenen beschatten, Bilimbing (**Averrhoea Carambola**) mit sehr erfrischenden, fünfeckigen Früchten, dann die beliebte Mangostan, die Jambosa-Arten, die Manga, die Tamarinde, Citrus-Arten, Durian, Ananas und noch andere.

Daß die gebirgigen und waldigen Gegenden von Celebes sich trefflich für den Anbau des Kaffees eignen, läßt sich schon im Voraus vermuthen. Die holländische Regierung ermuthigt auch ganz besonders den Anbau dieses Kultur-

gewächses, dessen Verbrauch mit der Ausbreitung der Kultur in allen Welttheilen wächst. Bis jetzt hat man für dieses Produkt in Europa noch kein Surrogat gefunden, das den Früchten des arabischen Baumes nur im Entferntesten an Geschmack und Wohlgeruch gleich käme, während allerdings das Zuckerrohr in der Runkelrübe einen Ersatz gefunden und selbst nöthigenfalls entbehrlich gemacht wurde.

Der auf Celebes produzirte Kaffee wird wegen seiner Güte gesucht, und besonders liefert die Residentschaft Menado auf Nord-Celebes auf vulkanischem Boden vorzüglichen und in Europa sehr beliebten Kaffee, wenn auch nicht in bedeutender Quantität.

Aber auch in Süd-Celebes eignen sich die gebirgigen Länder von Bulokamba, Maras und hauptsächlich die erst kürzlich dem niederländischen Gebiete einverleibten Distrikte Sindschai und die Inseln Salayro, Bulunruë, Liang-Liang und Kadschang für die Kaffeekultur, die für den Bebauer um so einträglicher sein dürfte, als die Regierung das Produkt nicht als Monopol betrachtet, sondern nur eine Abgabe auf dasselbe gesetzt hat, der Verkauf aber dem Eigenthümer überlassen bleibt. Im Jahre 1860 wurde vom Freihafen Makassar eine Quantität von 35,000 Pikul (zu 125 amst. Pfunden) nach allen Welttheilen ausgeführt. Die Produktion von Kaffee in Süd-Celebes ward für dasselbe Jahr auf 40,000 Pikul geschätzt.

Das Zuckerrohr (**Saccharum officinarum**) ist auf Celebes als Kulturpflanze allgemein bekannt. In neuerer Zeit hat man sich in den der Regierung gehörigen Distrikten mehr auf diese Kultur verlegt. Die Pflanzer oder Fabrikanten, gewöhnlich Chinesen, haben die freie Verfügung bezüglich des Verkaufs ihres Produktes. Im Jahre 1860 wurden von Süd-Celebes etwa 5000 Pikul Zucker nach Europa verführt. Die Eingeborenen pflanzen in Gärten ebenfalls ganze Quantitäten dieses Rohres, doch begnügen sie sich, den Saft auszusaugen oder ihn auszupressen und gleich Most zu trinken.

Einen günstigen Boden hat auf Celebes auch die Muskatnuß, (**Myristica Moschata, M. fragrans**), von welcher es ebenfalls mehrere wild wachsende Arten giebt, sowie die Gewürznelke (**Caryophyllus aromaticus**), jedoch finden sich beide Kulturpflanzen auf Celebes nicht in solcher Menge, daß ihre Produkte in den Handel kämen.

Von Wichtigkeit ist auch eine, besonders in der Gegend von Makassar häufig gepflanzte, Nesselart, das Rameh (**Boehmeria nivea**), aus welcher die Eingeborenen nicht nur sehr festes Tauwerk, sondern auch feine Gewebe verfertigen. In neuerer Zeit ist diese Pflanze auch auf Java angepflanzt worden; ihre Akklimatisation ist auch in Holland und England geglückt, wo sie unter dem Namen Rameh-Flachs oder chinesisches Gras bekannt ist. Die Fasern des Rameh liefern schon bei der einfachen Behandlung, die man den getrockneten Stengeln auf dem Indischen Archipel angedeihen läßt, ein sehr feines und dabei festes und dauerhaftes Gewebe. Der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebende Botaniker Rumphius kannte bereits die Pflanze und nannte sie nach ihrem inländischen Namen **Ramium majus**. Er erzählt unter Anderem, daß die Einwohner von Banka

dieselbe in der Nähe ihrer Häuser pflanzen und Taue und Gewebe aus den Fasern der Stengel bereiten.

In den Wäldern von Central-Celebes findet sich auch der nützliche, durch sein Gummiharz, Guttapercha oder eigentlich Geta pertja, bekannte Baum Isonandra gutta. Es ist indessen nicht gewiß, ob das auf Celebes gewonnene Gutta aus derselben Art gewonnen wird, aus welcher man auf Java und Sumatra gewöhnlich das Harz gewinnt. Man kennt gegenwärtig mehrere Arten dieses zu der Familie der Sapotaceen gehörigen Baumes, die alle ein ähnliches Harz liefern wie die Isonandra gutta. Man glaubte bis vor kurzer Zeit, daß das eigentliche Vaterland des Guttapercha-Baumes Singapur und Malakka sei, doch findet man auch auf Sumatra, Java, Borneo und Celebes diese harzliefernden Bäume und auf den erstgenannten beiden Inseln selbst dieselbe Art wie auf Singapur, wo übrigens alle hochstämmigen Harzbäume bereits durch die eifrigen und rücksichtslosen Sammler gefällt wurden, so daß von dorther das echte Guttapercha gar nicht mehr zu beziehen ist.

Zweig des Guttaperchabaums.

Obgleich Celebes keine so ausgedehnten Wälder als Sumatra und Borneo besitzt, so ist dennoch eine große Anzahl, zum Theil werthvoller Hölzer auf den waldbewachsenen Höhen dieser Insel verbreitet. Der auf dem ganzen Archipel bekannte Dschati-Baum (Tectonia grandis) findet sich auch auf Celebes wie auf Java in wildem Zustande, während derselbe auf Sumatra erst angepflanzt wurde. Wichtig ist auch das Eisenholz Kaju besi (Cassia florida), das eine Art Ebenholz liefert. Ebenso finden sich auf Celebes die echten Ebenhölzer von den Gattungen Diospyros, Leucoxylon und Maba. Geschätzt ist auch die vorzüglich am Strande in den Alluvial-Gegenden vorkommende Nipa-Palme (Nipa fruticans). Sie schmiegt sich mit ihrem fast horizontalen, einen Fuß dicken Stamme dem Sumpfboden an. Aus den Blättern verfertigen die Eingeborenen Matten, Hüte, Körbe und die Dächer ihrer Häuser.

Wie auf dem ganzen Archipel, mit Ausnahme etwa der auf ganz niedriger Stufe stehenden Bewohner von Neu-Guinea und der Dajaks auf Borneo, benützen auch die Bewohner von Celebes viele Pflanzen als Arzneimittel, während die giftigen Pflanzen bisweilen zu üblen Zwecken und zum Vergiften der Waffen gebraucht werden. So wird als fieberwidriges Mittel Lagundi (Vitex trifolia) angewendet.

Ebenholzbaum (Diospyros Ebenum).

Digitized by Google

Auch ist die Sudu-Sudu (Euphorbia nereifolia) berühmt als Arzneimittel. Als kühlendes Pflaster werden die Blätter von Musa paradisiaca und mehrere andere Blätter gebraucht. Die betäubende Wirkung des Hanfes (Cannabis sativa) ist auch den Bewohnern von Süd-Celebes bekannt.

Zu derselben Pflanzenfamilie, zu welcher der Hanf gehört, nämlich zu den Nesselpflanzen, ist auch der berüchtigte Giftbaum zu rechnen, den wir bereits durch unser Naturgemälde von Java näher kennen gelernt haben, wo man ihn zuerst entdeckt hat. Er findet sich jedoch auch auf Sumatra und Celebes. Ob die Bewohner von Celebes das aus dem Baume gewonnene Gift gleichfalls dazu verwenden, ihren Waffen eine verderblichere Wirkung zu geben, ist uns nicht bekannt geworden. Die Buginesen wenigstens scheinen von dieser Unsitte bis jetzt keinen Gebrauch gemacht zu haben. Man kennt von der Gattung Antiaris mehrere Arten, die theils auf Java, theils auf Sumatra, Celebes und Borneo vorkommen, von deren Wirkung als Gift jedoch nichts bekannt ist. Die Malayen nennen die Gattung Ipu. Der von uns nebenan abgebildete Antschar ist unter den Botanikern als Antiaris toxicaria bekannt. Blatt und Blüten desselben haben wir auf Seite 64 abgebildet.

Obgleich zu den Cannabineen mehrere Giftpflanzen zählen, so gehören doch auch zu dieser Familie die verschiedenen Ficus-Arten, die dem Menschen theils durch ihren gummiartigen Saft, theils durch ihre Früchte, durch ihren angenehmen Schatten (Ficus Benjaminea) oder endlich durch ihr treffliches Bau- und Zimmerholz nützlich sind.

Wir verlassen nach diesem flüchtigen Ueberblicke das Pflanzenreich, das sich auf Celebes in außerordentlicher Mannichfaltigkeit entfaltet, um nun auch der Thierwelt einige Aufmerksamkeit zu schenken.

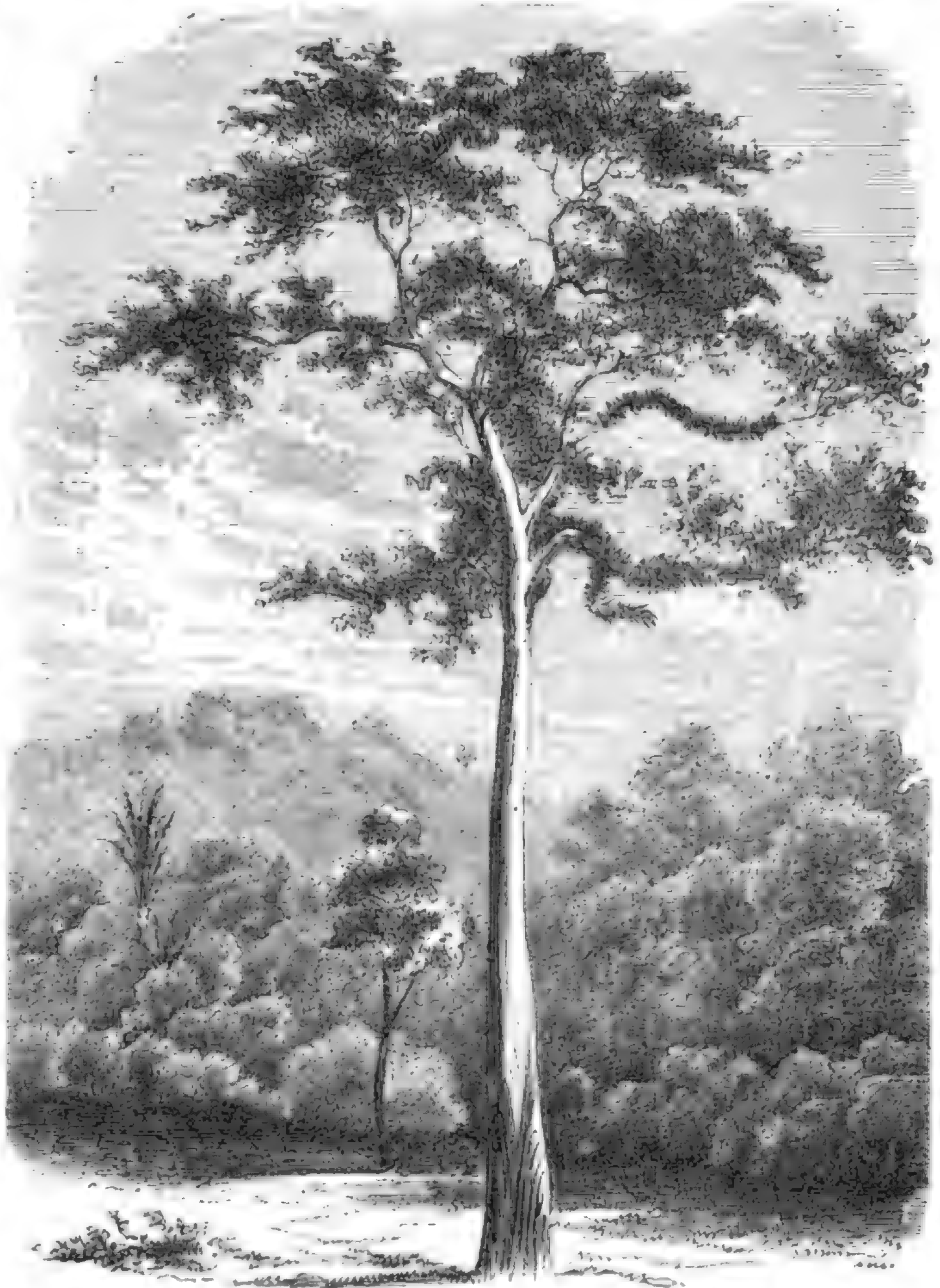
Auffallend ist, daß man auf Celebes eben so wenig als auf Java den Elephanten findet, obgleich dieses Riesenthier auf dem nur durch die Sunda-Straße von der Nachbar-Insel getrennten Eilande Sumatra vorkommt. Auf Celebes suchen wir auch vergebens die dem Menschen gefährlichen Raubthiere aus dem Katzengeschlechte, welche auf Java und Sumatra so häufig sind. Die Ursache des Vorkommens mancher Säugethiere auf der einen Insel des Archipels, während sie auf andern von ähnlichen klimatischen Verhältnissen fehlen, mag wol in den geologischen Veränderungen liegen, welche die Länder des Archipels im Laufe der verschiedenen Erd-Perioden erfuhren und welche die Veranlassung waren, daß mancher bedeutende Länder-Kompler gänzlich unterging und mit ihm auch die betreffende Thiergattung, während die neuen Formationen sich an die alten Reste anschlossen und die Länder in ihrer jetzigen Gestalt bildeten.

Aus der Klasse der Vierhänder finden wir auf Celebes Cynopithecus niger, dann Macacus Cynomolgus Geoff., Macroglossus minimus und noch einige andere Arten.

Von den übrigen Säugethieren sind die Zibethkatze, Viverra zibetha und V. tangalunga in den Wäldern von Celebes vertreten, sowie mehrere Arten von Eichhörnchen, Sciurus rubriventer, S. leucomus, S. murinus, eine eigene Art

Schweine, von S. Müller Sus Celebensis genannt, das Babirusa (Babyrusa alfurus) und noch andere Arten.

Unter den Hausthieren finden sich auf Celebes ganz vorzügliche Pferde, die nach verschiedenen Theilen des Archipels verführt werden. Die makassarischen Pferde und makassarischen Reiter haben auf dem Indischen Archipel die Berühmtheit, welche jener der Araber und ihrer Pferde nahe kommt. Zu den Hausthieren der Buginesen gehören auch Rinder, Ziegen, Hunde, Katzen und Hühner.



Der Antschar oder Giftbaum (Antiaris toxicaria).

In zahlreichen Arten sind auf Celebes die Vögel vertreten. Von den Raubvögeln durchziehen die Gebirge von Celebes der Falco liventer, ebenso F. Malayensis Rwd., F. Reinwardtii und F. leucogaster. Zu den Papageien gehören der Psittacus ornatus, P. setarius, P. Muelleri, Psittacula stigmaticus und noch andere Arten.

Mehrere, zum Theil durch ihre Farbenpracht sich auszeichnende Taubenarten erfreuen den Wanderer in den Wäldern von Celebes. Hierher gehören Columba purpurata, Columba radiata, C. gularis, C. Manadensis. — Man kennt bis jetzt zwei auf Celebes lebende Enten-Arten, nämlich Anas superciliosa und Anas gibberifrous M. Außerdem ist auch die Klasse der Singvögel zahlreich vertreten.

Steigen wir hinab zur Klasse der Reptilien, so begegnen wir am Meeresstrande der Riesenschildkröte, deren Fleisch dem jungen Rindfleische an Geschmack gleicht. Auch die Eier dieses Amphibiums, welche das Thier am Lande in den Sand gräbt, werden aufgesucht und verzehrt. Ebenso findet sich die kleinere Seeschildkröte (Chelonia imbricata) mit ihren ziegelförmigen Tafeln auf dem Schilde, aus welchem das Schildkrot oder Schildpadd gewonnen wird (während die Schilder der Riesenschildkröte nicht gut zu verarbeiten sind), häufig an den Seeküsten. — An den Mündungen der Flüsse, insbesondere der großen Ströme, die viel Alluvialgrund anspülen, hält sich das Krokodil (Crocodilus biporcatus) auf. Man übersieht dieses fürchterliche Raubthier oft, da es häufig unbeweglich und mit Schlamm bedeckt am Ufer oder im Wasser sich aufhält und erst beim Herannahen der Beute dieselbe verfolgt. — Hierher gehören auch die verschiedenen Arten von Eidechsen, Leguanen und der Gecko (Platydactylus monorchis), ebenso der Draco lineatus, sowie die Froscharten, wie Rana macrodon.

In Tausenden von Arten ist auf Celebes die Insektenwelt vertreten. Nicht nur die Schildflügler und Florflügler, die dem Menschen lästigen Kakerlaken oder Schaben, die häufigen Heuschrecken, sondern auch die Schmetterlinge mit ihren zum Theil prachtvoll gefärbten Flügeln beleben die Wiesen und Haine. — Wir nennen von den letzteren den Papilio Ulysses L., P. Dorcas, P. polyphontes, dann viele Ornithoptera-Arten, wie O. priamus, O. archideus u. s. w.

Das Land und das Meer, die Küsten, die Berge und die Felsen, der Wald, die Wiesen und die Flüsse, über alle ist üppiges Leben durch die Pflanzen- und Thierwelt verbreitet. Aber erst der König der Schöpfung, der Mensch, welcher das Geschaffene zu durchforschen und in seiner Bedeutung und seinem Zweck zu begreifen sucht, bildet den Schlußstein der irdischen Welt, den geistigen Reflex des unendlichen Schöpfers.

Wenn wir die verschiedenen Stämme und Rassen betrachten, aus welchen die gegenwärtige Bevölkerung von Celebes zusammengesetzt ist, so läßt sich eine gewisse Analogie mit den geologischen Verhältnissen des Landes nicht verkennen. Wir vergleichen nämlich die Ureinwohner, als welche auf Celebes die unter dem Namen der Alfuren bekannten Stämme betrachtet werden müssen, mit den alten Formationen, den Massen- und Schichtengesteinen, welche die Erze in sich schließen und als Ueberbleibsel des alten Kontinents sich herausstellen, der gegenwärtig größtentheils in die Tiefen des Ozeans versunken ist. Die später erfolgten Hebungen, die zum Theil über die alten Bildungen emporstiegen, sind den Einwanderungen und Eroberungen fremder Völker zu vergleichen. Auf Celebes haben, wie dies auch bei andern Ländern des Archipels nachgewiesen wurde, einst Hindu-Einwanderungen stattgefunden; darauf weisen die religiösen Gebräuche eines großen Theiles der gegenwärtigen Bewohner hin. Eben so beweisen die im Ganzen der indo-germanischen Rasse sich nähernde Körperbildung der Bewohner von Celebes, ihre individuelle Energie des Charakters und besonders das Streben nach freier staatlicher Entwickelung, welches nirgends auf dem Archipel in gleicher Weise als

auf Celebes entwickelt ist, daß hier der Einfluß eines Volkes von hoher Kultur eingewirkt haben muß. Ueberdies dürfen wir auch die Einwirkung der klimatischen Verhältnisse, die auf einem großen Theile der Insel jenen der gemäßigten Zone sich nähern und dieselben durch die ewige Milde der Frühlingstemperatur noch übertreffen, als mittelbar wirkenden Faktor der geistigen Kultur bei vorhandener Anlage nicht außer Acht lassen. Würde sich Holland seit drittalb Jahrhunderten mit solchem Eifer auf die Kultur von Land und Leuten von Celebes verlegt haben, wie solches auf Java der Fall ist, so ständen wahrscheinlich die Bewohner von Celebes gegenwärtig auf einer noch höheren Stufe der ethischen Entwickelung als die Javanen.

Außer den Einwanderungen der Hindu, über welche jedoch keine bestimmten historischen Nachrichten vorhanden sind, wenn wir nicht die aus der indischen Mythologie genommenen Ortsnamen sowie die in die Sprachen der Bewohner aufgenommenen Sanskritwörter als solche gelten lassen wollen, haben die Malayen ihre Kolonisationen und Eroberungen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auch über Celebes ausgedehnt, sowie die arabischen Einwanderer und noch mehr die arabische Denkweise durch die theilweise Einführung des Islam ihren Einfluß auf die Bewohner von Celebes geltend machten. Endlich sind auch seit undenklichen Zeiten chinesische Kaufleute und Handwerker nach Celebes gesegelt und haben sich theils an den Küsten niedergelassen, theils trieben sie Handel mit den Eingeborenen, denen sie chinesische Erzeugnisse der Industrie gegen Gold, Harz, Perlen und andere Landesprodukte verkauften.

Außer den noch weniger vermischten Stämmen im Centrum von Celebes unterscheidet man auf dieser Insel zwei Volksstämme, deren Sprachen auch die vorherrschenden auf Celebes sind, nämlich die mächtigeren und an Zahl überwiegenden Bugi oder Wugi und die weniger ausgebreiteten Makassaren oder Mangkasara. Die Sprachen beider Völker zeichnen sich durch Weichheit und Wohlklang, wie die malayische Sprache, aus. Mit Ausnahme des Nasenlautes „ng" endet in beiden Sprachen kein Wort mit einem Konsonanten. Am besten spricht man das Makassarische in Goa, dem ursprünglichen Sitze der alten Könige von Makassar, in der Nähe des heutigen Küstenortes Makassar.

Während die in der Sprache der Makassaren geschriebenen Schriften nur gering an Zahl sind, besitzen die Bugi eine nicht unbeträchtliche Literatur, die in Erzählungen und Romanzen, welche zum Theil aus dem Malayischen oder Javanischen übersetzt sind, besteht. Seit der Einführung der muhamedanischen Religion, welche zuerst in Makassar, später im Reiche Boni und den angrenzenden kleinen Reichen stattfand, hat sich der Sinn der Buginesen mehr auf das Ernsthafte, auf religiöse und philosophische Betrachtungen sowie auf die Gesetzgebung geworfen, welche letztere indessen schon früher bei ihnen eine ziemliche Ausbildung gewonnen hatte. Die hohe Achtung, in welcher ganz ausnahmsweise unter den indischen Völkern das weibliche Geschlecht bei den Buginesen und Makassaren steht, indem dort das Weib mehr noch als in Europa vollkommen emanzipirt und den Männern gleichgestellt ist, hatte auch Einfluß auf die Poesie und besonders auf die Liebesgedichte, deren eines folgendermaßen lautet:

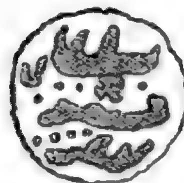
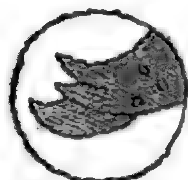
„Wenn auch die Menschen dich tadeln, ich liebe dich dennoch. Wenn zwei Sonnen zugleich am Himmel scheinen, dann soll meine Liebe für dich erlöschen. Sinke unter die Erde oder gehe durch's Feuer, ich werde dir folgen. Ich liebe dich, und unsere Liebe ist gegenseitig, aber das Unglück hält uns getrennt. Mögen die Götter uns vereinigen, außerdem wird die Liebe mir verhängnißvoll werden. Ich würde den Augenblick unserer Vereinigung köstlicher halten als jenen des Eingehens in das Land der Seligen. Sei zornig gegen mich oder stoße mich zur Seite, meine Liebe wird sich nicht ändern. Nur dein Bild begegnet meinem Auge in der Vorstellung, mag ich schlafen oder wachen. Vorstellungen allein sind mir günstig, in diesen sehe ich dich und spreche mit dir. Wenn ich sterbe, so (geschieht es) nicht durch Beschluß des Schicksals, sondern aus Liebe zu dir. Was ist zu vergleichen den angenehmen Träumen, welche meine Liebe erzeugt? Laß mich von meinem Lande entfernt sein und entfernt von dir, meine Seele wird doch mit dir vereinigt sein. Wie oft gehe ich im Schlafe aus, um dich zu suchen?"

So schmachtet der verliebte Einwohner Makassars. Man sollte glauben, einen europäischen Romanhelden zu hören, der sich in eine vornehme Schöne verliebte, deren Eltern aber aus Ahnenstolz zur Verbindung der Liebenden ihr Jawort verweigern.

k g ng kh p b m ph t d n c i ci o u

r ch j nja tj h r l w s a

Buginesische Schriftzeichen.

Goldmünzen von Makassar.

Die buginesische und makassarische Sprache haben viele Wörter mit einander gemein, doch bestehen auch viele oft gebrauchte Wurzelwörter in beiden Sprachen, die ganz von einander verschieden sind. In der Sprache drückt sich daher die Geschichte der Einwohner der Insel in allgemeinen Zügen aus, wenn es auch so leicht nicht sein dürfte, mittels des Sprachstudiums bestimmte Thatsachen in ihrer Aufeinanderfolge mit einiger Genauigkeit zu entziffern.

Ohne uns indessen in diese dem Zwecke unseres Buches ferner liegende Forschung näher einzulassen, wollen wir nur, um auf die alte Kultur der Buginesen aufmerksam zu machen, hier noch anführen, daß sie das einzige Volk im Indischen Archipel sind, welches einst nach einem aus 365 Tagen bestehenden Sonnenjahre rechnete; gegenwärtig haben auch sie die muhamedanische Zeitrechnung angenommen. Das alte Jahr soll am 16. Mai begonnen und aus 12 Monaten bestanden haben, deren Namen und Tagezahl folgende waren: Sarawana 30 Tage, Padrowane 30, Sujewi 30, Pachete 31, Pase 31, Mangaserang 32, Mangasutewe 30, Mangalompe 31, Naje 30, Palagune 30, Besake 30, Jete 30, zusammen 365 Tage.

Sehr merkwürdig und belehrend ist die politische Verfassung von Celebes. Die Insel war von jeher in mehrere kleine Reiche eingetheilt, von welchen die meisten eine aristokratische Wahlmonarchie bildeten. Der **König** wird von dem **Aru pitu**, einem sich selbst durch Wahl ergänzenden, aus sieben Rajahs bestehenden Kollegium gewählt. Die Macht dieses Rathes erstreckt sich aber nicht blos auf die Wahl des Monarchen, sondern übt auch ihren Einfluß in hohem Grade auf die Verwaltung des Landes aus. Die Macht des Aru pitu wäre demnach eine fast ausschließliche und jene des Regenten eine äußerst beschränkte, wenn nicht der Regent, im Falle die Stimmen des Aru pitu getheilt sind, den Ausschlag zu geben hätte. Außer dem Aru pitu besteht noch eine hohe Reichswürde, jene des **Tomarilalon**, der erster Minister und Schatzmeister ist und die Beziehungen des Monarchen mit dem Aru pitu und den übrigen hohen Personen des Reiches vermittelt. Bei einer Königswahl spielt der Tomarilalon eine bedeutende Rolle, und häufig wird zur Erzielung eines giltigen Beschlusses eine Reichsversammlung, bestehend aus den adeligen Personen des Reiches, zusammenberufen. Obwol der politischen Verfassung gemäß die Macht des Regenten auf Celebes sehr beschränkt ist, so lehrt doch die Geschichte, daß einzelne Regenten von despotischem Geiste und festem Willen die Schranken der Verfassung durchbrachen und unumschränkt über ihr Reich herrschten. Solche Regenten waren auch in der Regel Eroberer, welche fast ganz Celebes und die benachbarten zahlreichen kleineren Inseln unter ihre Herrschaft brachten. Unter weniger kräftigen Herrschern aber zersplitterte sich in der Regel das Reich, indem die Vasallen sich von ihrem Herrn loszumachen suchten. Diese Zersplitterung des Reiches war, wie im alten deutschen Reiche, an welches man bei Betrachtung der politischen Einrichtungen von Celebes vielfach erinnert wird, Folge der zu großen Macht und der Vorrechte des Adels. Eine unbeschränkte Monarchie führt zur Centralisation, eine ausschließliche Aristokaten-Herrschaft zur Zersplitterung und endlichen Auflösung des Staatskörpers.

Ein anderer Nachtheil der Aristokraten-Herrschaft ist die Unterdrückung der ganzen übrigen, nicht zum privilegirten Stande gehörigen Bevölkerung, die endlich zur Leibeigenschaft herabsinkt. Sahen wir diese Erscheinung in den mitteleuropäischen Ländern, bevor der Stand der Bürger sich erhob, und zeigt sie sich bis in die neueste Zeit in Rußland, so haben wir ganz dieselbe Wirkung der Aristokraten-Herrschaft in Celebes, wo die Zahl der Leibeigenen auf eine enorme Höhe gestiegen ist. Der „freie“ Mann hält es für unanständig, sein Feld selbst zu bearbeiten oder ein Handwerk auszuüben, so wie ja in unserm „hochcivilisirten“ Europa die Arbeit bei gewissen Ständen noch verpönt ist, und der Adelige bei seinen Zunftgenossen nicht mehr als ebenbürtig angesehen wird, wenn er ein bürgerliches Geschäft ausübt. Der freie Bewohner von Celebes sucht daher so viele Sklaven als möglich zu erwerben, die sein Vermögen ausmachen. Mancher Vornehme besitzt 50—60 Leibeigene. Die Gesetzgebung der Buginesen und Makassaren ist der Ausbreitung der Leibeigenschaft, von welcher es verschiedene Grade giebt, günstig. Der Freie kann nämlich durch Selbstverkauf, durch einen Vertrag und besonders durch Schulden seine Freiheit verlieren.

Auch die früher von den Küstenbewohnern fleißig ausgeübte Seeräuberei verschaffte den Bewohnern von Celebes eine große Anzahl Sklaven.

Die Bevorzugung eines Standes bringt zu allen Zeiten und allenthalben Uebel verschiedener Art zu Wege und führt zum Ruin des Staates.

Wie früher in Deutschland tritt auch auf Celebes nach dem Tode eines Regenten oft eine längere Verzögerung in der Besetzung des Thrones ein, ohne daß die verschiedenen Parteien es jedoch zu einem Bürgerkrieg kommen lassen.

Zu allen hohen Aemtern und selbst zum Throne kann auch das Weib gelangen, und die Geschichte von Celebes zeigt uns zwar keine Semiramis und keine russische Katharina, aber doch einige Frauen, welche die Zügel der Regierung wenigstens so gut als ihre männlichen Vorgänger handhabten. Der aristokratische Stolz ist bei den Einwohnern von Celebes in hohem Grade bemerkbar, und die Adeligen sehen sehr darauf, daß ihr „reines Blut“ (Arang sandjin) nicht durch Heirathen mit Personen aus einem niederen Stande getrübt werde. Eine Frau kann nur einen Mann aus ihrem Stande wählen, die Männer aber können sich auch mit Töchtern aus einem niederen Stande verbinden, und die aus solcher Ehe entsprossenen Nachkommen heißen Rajin oder Dain. Heirathet ein Rajah (ein Adeliger von reinem Blute) eine Rajin, so heißen die Sprößlinge dieser Ehe Rajin Matossa, und schließen sich diese den reinen Adeligen zunächst an, während die von einem Rajah oder Rajin mit einer Sklavin erzeugten Kinder Anak Dschara heißen. Als Muhamedaner können die Buginesen mehrere Frauen besitzen, doch ist die Vielweiberei beschränkt, indem selten zwei Frauen eines Mannes in demselben Hause wohnen und die Zahl derselben sich nicht leicht über drei oder vier erhebt. Die Frauen bestreiten die Kosten ihres Hauses meistens aus eigenen Mitteln und nehmen nur Geschenke von ihren Männern an. Bei den höheren Ständen vergehen übrigens oft Monate und selbst Jahre, ohne daß eine Zusammenkunft des Ehemannes mit seinem Weibe stattfindet. Männer können sich leicht von ihren Frauen scheiden lassen; trägt aber die Frau auf Scheidung an, so muß sie hierzu einen namhaften Grund angeben.

Die Kleidung der höheren Stände unter den Buginesen und Makassaren ist reich und schön. Sie tragen in der Regel weite Kattun-Beinkleider und über denselben einen Sarong, wie die Malayen, und um die Lenden eine oft reich gestickte Schärpe, in welcher der Kris hängt. Letzterer ist länger als der javanische und gleicht mehr einem Schwerte. An den Fingern tragen die Männer häufig viele goldene Ringe. Merkwürdigerweise ist die Kleidung der Frauen auf Celebes, wenigstens unter den Buginesen, viel einfacher als die der Männer, welche Thatsache den unter den meisten übrigen Völkern gemachten Beobachtungen geradezu entgegengesetzt ist. Sie tragen einen bis über die Waden gehenden weiten Sarong und ein lose umliegendes Jäckchen, welches die Brust jedoch nicht bedeckt. Das lange, schwarze Haar ist aus dem Gesichte zurückgekämmt und rückwärts in einen Knäuel zusammengewunden. Im Allgemeinen zeichnen sich die Buginesinnen vor den übrigen Völkern des Archipels durch Feinheit der Züge und eine helle, der europäischen sich nähernde Hautfärbung aus, so daß sie schon die Aufmerksamkeit

der alten Ostindienfahrer auf sich zogen, die trotz ihres Eifers für den Handel ihre Blicke auf das schöne Geschlecht zu werfen nicht verabsäumten.

Das merkwürdigste und bis vor wenigen Jahren mächtigste Reich von Süd-Celebes ist jenes von Boni, das aber durch einen am 13. Februar 1860 abgeschlossenen Vertrag mit der niederländischen Regierung seine Selbständigkeit verloren hat, so daß seine Könige gegenwärtig nur Vasallen der Holländer sind. Eine historische Skizze dieses Reiches und seiner letzten Kämpfe um die Unabhängigkeit mag hier ihren Platz finden, da sie einen Einblick in den Charakter, die Sitten und die Denkweise der Buginesen gewährt.

So wie die Bewohner anderer Reiche auf Celebes, nämlich Wajo (nördlich von Boni), Sopang, Goa, erzählen auch die Bonier, daß ihre ersten Könige aus dem Himmel ihnen zugekommen seien. Der erste König von Boni hatte keinen eigentlichen Namen, sondern wird in der Ueberlieferung mit dem Beinamen Matta-Solompo-e, das ist das allsehende Auge, bezeichnet. Er heirathete eine ebenfalls vom Himmel (vielleicht von der kontinentalen Küste von Asien) gekommene Prinzessin und zeugte mit ihr einen Sohn und fünf Töchter, von denen alle folgenden Regenten Boni's abstammten. Dieser König hat die gegenwärtig noch giltige Staatsverfassung und die Landesgesetze angeordnet. Insbesondere soll er die sieben Wahlherren eingesetzt haben*). Er regierte 40 Jahre und kehrte nach Ablauf dieser Regierungszeit nach dem Himmel zurück.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts führten die Bonier Krieg mit den Einwohnern von Makassar, und nachdem sie von den letzteren besiegt wurden, mußten sie den muhamedanischen Glauben annehmen. Auch mußten die Bonier den Makassaren auf Verlangen Hülfstruppen gegen ihre Feinde schicken. Nur mit unterdrücktem Grimm ließen sich die stolzen Bonier diese Friedensbedingungen von ihren Siegern auferlegen. Die holländische Compagnie, welcher die Erbitterung der Bonier gegen die Makassaren nicht entging, versäumten auch nicht, daraus Nutzen zu ziehen. Sie eroberten Makassar, zum Theil mit Hülfe des Prinzen Aru Palacca von Boni, der, nachher von den Wahlherren zum König von Boni erkoren, sein Reich vergrößerte und selbst der Ostindischen Compagnie Besorgniß einflößte. Er erhielt den Beinamen Tuni Sambaja, das heißt ein Fürst, vor dem die übrigen sich beugen müssen, und starb im Jahre 1696. Nach ihm folgte sein Neffe Lapatua als fünfzehnter König von Boni und regierte bis 1713. Nun wurde die Tochter des verstorbenen Königs Battara Todscha zur Königin von Boni gewählt, doch verzichtete sie im Jahre 1715 zu Gunsten ihres Bruders Lapadang Sadschati auf den Thron. Dieser zog sich aber den Unwillen der Vornehmen des Reiches zu, wurde abgesetzt und Battara Todscha zum zweiten Male auf den Thron berufen. Es scheint, daß der Aru pitu und die übrigen Adeligen den Thron gern von einer Frau besetzt haben wollten; denn als die Königin wieder abdankte, und zwar zu

*) Diese in den „Verhandelingen der batavsche genootsch. v. K. e. w." P. IV. S. 235, aus buginesischen Urkunden aufgeführten Angaben scheinen wenig historische Wahrheit für sich zu haben. Es ist wenigstens nicht wahrscheinlich, daß die Einführung einer Wahlmonarchie mit sehr beschränkter Macht von einem König ausging.

Gunsten des Exkönigs von Goa, Sapualië, wurde auch dieser Fürst seines Thrones entsetzt und abermals Battara Todscha als Königin ausgerufen, der jetzt auch die Krone von Sopeng zufiel. Mit den Mitgliedern ihrer Familie lebte diese Königin aber im Unfrieden, so daß im Jahre 1730 drei Brüder derselben sich aus Furcht vor ihren Verfolgungen in den Schutz der holländischen Compagnie begaben, welche ihnen denselben auch gewährte.

Um dieselbe Zeit drangen die Bewohner des Reiches Wajo in Boni ein, eroberten die Hauptstadt und setzten die Königin ab, worauf dann die Reiche Boni, Wajo, Sopeng und Goa in Bundesgenossenschaft traten und sich feindlich gegen die Holländer benahmen. — Im Jahre 1739 belagerte ein zahlreiches Heer der vereinigten Königreiche unter Krain Bontalancas, dem in Goa residirenden Könige, das Fort Rotterdam bei Makassar. Die Besatzung wagte trotz der großen Uebermacht der Feinde einen verzweifelten Ausfall und war so glücklich, die Feinde in die Flucht zu schlagen. Hierauf unterwarfen sich die Anhänger von Krain Bontalancas den Holländern, welche den vertriebenen König Abdul Hermansjur auf den Thron von Goa setzten und auch die Bonier von dem Einflusse Wajo's befreiten. Das für die Compagnie gefährliche Staatenbündniß war also aufgelöst.

Im Jahre 1749 kam ein 80jähriger Greis, Lama Ossong, auf den Thron von Boni, der sich durch seine Willkür und Grausamkeit auszeichnete. „Er verachtete des Landes Gesetze und legte sie nach seinem Gefallen aus.“ Ueber begangene Verbrechen sprach er selbst nach der von seinem Reichsverweser angestellten Untersuchung das Urtheil und ließ es sogleich vollziehen. Dieser Fürst war kein Freund der Europäer, ohne daß es jedoch unter seiner Regierung zum offenen Bruch mit der Compagnie kam. Der König von Boni hütete sich, die Holländer, deren Macht und Tapferkeit ihm bekannt war, zum offenen Kampf herauszufordern und erneuerte auch den schon im Jahre 1667 von der Compagnie mit mehreren Reichen von Celebes abgeschlossenen sogenannten Bongaischen Vertrag, gemäß dessen die betreffenden Staaten Bundesgenossen der Compagnie wurden und sich auch verpflichteten, derselben auf Verlangen Hülfstruppen zu liefern. Das Reich von Boni benahm sich immer trotziger gegen die Holländer, besonders als die politischen Ereignisse im Anfange dieses Jahrhunderts ihm gestatteten, die eine Zeit lang aus Ostindien gänzlich vertriebene, später nur mit schwachen Kräften zurückgekehrte europäische Macht beinahe gänzlich zu ignoriren. Im Jahre 1823 sah sich der General-Gouverneur van der Kapellen genöthigt, eine Expedition unter dem General van Green nach Celebes gegen Boni zu schicken, da sich Angehörige dieses Reiches erlaubten, die holländische Flagge zu beschimpfen, ohne daß von der Regierung die nöthige Genugthuung gegeben wurde. Auch die Seeräuberei erhob wieder mehr als je ihr Haupt und fand an Boni's Küstenbewohnern Schutz und Aufmunterung.

Die holländischen Truppen unter van Green drangen siegreich bis nach der Hauptstadt, worauf der König von Boni einen neuen Vertrag mit der holländischen Regierung abschloß, in welchem der vor fast zwei Jahrhunderten mit der Handels-Compagnie eingegangene Bongaische Vertrag erneuert und mit einigen Zusätzen versehen wurde. Wir sehen jedenfalls aus der Erneuerung eines so alten Ver-

trages, daß innerhalb der zwischen beiden Verträgen verstrichenen langen Frist der politische Einfluß und die Machterweiterung der Holländer auf Celebes wenig Fortschritte gemacht hatte. Aber es kann die Behauptung nicht aufgestellt werden, daß die Volksstämme von Celebes während und durch die Berührung mit den Holländern an Bildung und Sittlichkeit nicht gewonnen hätten. Ueber die gegenwärtigen Zustände, besonders von Nord-Celebes mag ein Auszug aus dem offiziellen Berichte vom Jahre 1864 die beste Auskunft ertheilen. In der Minahassa und den angrenzenden kleinen Reichen war die Fruchtbarkeit der Kulturpflanzen während jenes Jahres bedeutend. Die sozialen Zustände aber ließen noch viel zu wünschen übrig.

Landungsplatz der Schiffe bei Kap Mandhar.

Insbesondere nimmt an den Küsten die Seeräuberei sehr überhand. Der Radscha von Siauw, welcher im Juni jenes Jahres in Dienstangelegenheiten von Menado kam, wurde auf seiner Zurückreise zur See in einem großen Kauffahrer, in der Höhe der Insel Bejaran von sechs bewaffneten Räuberprauen angefallen und konnte seine Reise nur nach überstandenem heftigen Gefechte, bei welchem von beiden Seiten Todte und Verwundete gezählt wurden, fortsetzen. Zu derselben Zeit kamen Berichte aus Kema, Tondano und Bolang, welche von der Anwesenheit von Seeräubern erzählten.

In dem noch niedrigen Kulturzustand der an der Nordwestküste gelegenen kleinen Reiche war noch wenig Fortschritt zu bemerken. Auch dort können sich die Einwohner der Seeräuberei schwer enthalten. Auf die Nachricht, daß ein in Bolang-Ukie eingelaufenes japanesisches Fahrzeug von den Einwohnern überfallen und verbrannt wurde, fuhr das Dampfschiff „Harlemermeer“ an Ort und

Stelle, und der Commandant desselben untersuchte in Verbindung mit dem Rathe von Minahassa die Sache. Das Verbrechen wurde durch einen inländischen Prinzen aus Boni verübt. Der Radscha von Bolang-Ukie war zur Zeit des Verbrechens in Dienstangelegenheiten auf Reisen und hatte die Verwaltung dem Dschugugu (Reichsverweser) übertragen. Dieser war den Mördern behülflich und wurde daher sammt dem Prinzen aus Boni und 17 anderen Personen nach Menado in Haft abgeführt, wo der Prinz zum Tode, ein großer Theil der Mitschuldigen zu mehrjähriger Haft verurtheilt wurde, ein kleiner Theil der Betheiligten ihre Freiheit wieder erhielt.

Wenn wir eine ethnographische Schilderung der Buginesen aus dem siebzehnten Jahrhunderte mit dem unparteiischen Urtheile vergleichen, das ein gegenwärtiger Beobachter über die Sitten und Moralität der Bewohner von Süd-Celebes ablegen muß, so kann solches nur zum Vortheile unserer Zeit ausfallen. So heißt es noch in einer Abhandlung von Rademacher, daß sie aus Mordlust selbst Diejenigen meuchlings tödten, welche ihnen niemals Etwas zu Leide thaten, wäre es auch nur, wie sie sich ausdrücken, um die Güte des Kris zu prüfen. Eine solche Mordlust ist den gegenwärtigen, weit besser gesitteten Buginesen fremd. Gute Dienste leisteten die Hülfstruppen von Celebes, insbesondere von Boni, Makassar und einigen anderen Staaten der Regierung zur Bekämpfung des Aufstandes auf Java, der in den Jahren 1825—1830 stattfand. Man schien von jener Zeit an einzusehen, wie trefflich die natürlichen Anlagen der Bevölkerung jener Insel sind, und wie man unrecht handle, nicht mit aller Energie für die Förderung ihrer Kultur, ihres Handels, des Ackerbaues und der Gesetzgebung zu wirken. Es dauerte indessen noch geraume Zeit, bis man Hand an's gute Werk legte; eben so waren auch nicht alle Mittel, von welchen man sich guten Erfolg versprach, zweckdienlich. Wenigstens mag das letztere von den massenhaften Bekehrungen durch die Missionäre gelten, welche besonders im nördlichen Theile von Celebes, auf der Halbinsel Menado, statthatten.

Erst nachdem England seine Blicke auf Celebes' fruchtbare und reiche Gefilde richtete und seine Spione unter der Maske der wissenschaftlichen Forschung diese Insel sowie Borneo, Boni und andere Theile des Archipels bereisten und die Fürsten gegen die holländische Regierung aufzuwiegeln suchten, erst dann machte die bisherige Nachlässigkeit einiger Thätigkeit Platz.

James Brooke bereiste im Jahre 1840 den südlichen Theil von Celebes, und selbst aus seinem über diesen Zug veröffentlichten Werke (Narrative of events in Borneo & Celebes etc. Lond. 1848) geht der Zweck der Reise deutlich hervor. Er erzählt, daß er zu Balakomba an der Südküste von Celebes von den holländischen Offizieren mit Freundschaft und Herzlichkeit behandelt wurde, was ihn jedoch nicht hinderte, wenige Tage darauf die Könige von Boni und Wajo in Privatgesprächen von ihrem Bündnisse mit der niederländischen Regierung abwendig und dafür den politischen Einfluß der englischen Regierung geltend zu machen. Wenn Brooke glaubt, durch seine theoretischen humanen Betrachtungen (Vol. I. S. 67) seinen Tribut an die Rechtlichkeit, deren Gesetze in der Politik keine anderen

als im Privatleben sind, schon entrichtet zu haben, so können wir im Gegentheil kaum annehmen, daß er durch hohle Phrasen, deren Inhalt mit seinen Handlungen in direktem Widerspruche steht, bei den Lesern sich jene Achtung als Mensch erwerben kann, auf welche nur ein offenes, ehrliches Betragen Anspruch hat*).

Um den Handel von Celebes zu fördern, wurde der Hafen von Makassar im Jahre 1846, freilich 25 Jahre zu spät, zum Freihafen erklärt, sowie auch mehrere Provinzen von Süd- und Nord-Celebes unter die Verwaltung der niederländischen Regierung gestellt. Die treffliche Lage der Insel für den Handel, als Mittelpunkt des Archipels und den Schiffen durch vorzügliche Baien und Häfen sichern Schutz gewährend, ihre zahlreichen Produkte und endlich die kräftige intelligente Bevölkerung mußten diesen Schritt der Regierung mit Erfolg krönen. Dennoch genossen die Holländer nur einen geringen Theil ihrer weisen Einrichtung, indem dieselbe zu spät kam und erst von dem ungeheuren Vortheil angeregt wurde, den die Engländer durch die Einrichtung des Freihafens von Singapur errangen.

---

*) Indem Brooke von der Rechtswidrigkeit der Eroberungen von Ländern und der Einführung europäischer Kultur in fremden Welttheilen spricht, legt er folgendes Bekenntniß bezüglich des Kulturzustandes von Englisch-Ostindien ab: „Unsere ausgestreckten Länder in Indien, welche am besten und aufrichtigsten unter allen europäischen Besitzungen regiert werden (?), zeigen Alles in Allem gerechnet nur negative Erfolge unserer Verwaltung. Wir unterdrücken das Land nicht, sind nicht ungerecht, und das Volk ist mittelmäßig glücklich, aber welchen Vorausgang haben die Völker während der langen Zeit unserer Herrschaft gemacht? Sind sie gebildeter als zur Zeit von Baber und Akhbar? Ist ihr Geist mehr erleuchtet? Ihre politische Freiheit mehr gefördert? Ihre Religion von Aberglauben und herrschsüchtigen Priestern gesäubert? Nein. Obgleich die englische Regierung die beste Absicht hatte, die Priesterherrschaft zu unterdrücken, so besteht sie dennoch fort. Die Masse ist sicherlich so unwissend als je, unwissend in Bezug auf ihre eigenen Rechte sind sie zufrieden unter was immer für einer Regierung." (Das Letztere hat sich in den Jahren 1856—1858 doch nicht bewährt.) Der Verfasser spricht hierauf von dem Kulturzustande des Indischen Archipels und stellt die Insel Java auf gleiche Linie mit Sumatra, Borneo und Celebes, während doch Java weit mehr als die übrigen Länder des Archipels an Kultur gefördert ist und die niederländische Verwaltung dort manche Triumphe feiert. Hier können wir, auf unwidersprechliche Thatsachen gestützt, die von Brooke bezüglich des Fortganges der Kultur seit der europäischen Herrschaft gestellten Fragen mit „Ja" beantworten. Die Sitten haben sich veredelt, indem die Willkürherrschaft der früheren Könige der Herrschaft gerechter, wiewol auf den alten herkömmlichen Rechtsprinzipien beruhender Gesetze Platz gemacht hat. Der Javane ist wol noch, wie seine Vorfahren, der Lehre Muhamed's ergeben, doch bildet diese Religion keineswegs ein Hinderniß der fortschreitenden Kultur. Der Ackerbau, die Industrie, die Bevölkerung haben sich seit dem vorigen Jahrhundert in staunenswerther Weise gehoben. Die Abgaben des Landmanns sind mäßig, mit einigem Fleiße kann er sich zum wohlhabenden Manne und zum angesehenen Gemeindegliede emporschwingen. Allenthalben sind durch die Regierung Schulen für Inländer errichtet, wo man sich keineswegs bemüht, die Jugend vom Glauben der Väter abzubringen. Nehmen wir noch in Anbetracht, daß der Javane nicht nur vollkommene Sicherheit der Person und des Eigenthums genießt, sondern unter freisinniger Regierung ungehemmt in seiner Thätigkeit ist, solang er sich innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt, so können wir nicht umhin, den Bewohnern Java's Glück zu wünschen wegen der politischen Umgestaltung, die durch den Sturz der alten Könige mit Beibehaltung der nationalen Institutionen erfolgt ist.

Obwol nun die holländische Regierung seit längerer Zeit ihre Aufmerksamkeit auf Celebes richtete, indem mehrere Punkte militärisch besetzt, die Rechtspflege und die innere Verwaltung in den der Regierung unmittelbar untergeordneten Provinzen auf der Basis der einheimischen Sitte geordnet und die Bodenkultur sowie der Handel befördert wurden, so fuhr dennoch das Reich von Boni fort, sich übermüthig und selbst gehässig gegen die Niederländer zu benehmen. Vielleicht glaubten die boni'schen Regenten und die dortige Aristokratie, daß im Falle des Ausbruches eines Krieges die Engländer ihnen gegen Holland beistehen würden. Wie dem auch sei, die wiederholten Beleidigungen der niederländischen Regierung von Seiten dieses halbwilden Stammes erforderte eine Züchtigung desselben. Als nun der Missionär Mathes und der Gouverneur van der Hart zu Makassar im Mai 1855 meuchlerisch getödtet wurden, beschloß man in Folge dieses fortgesetzten feindlichen Betragens der Selbständigkeit Boni's ein Ende zu machen und das Gebiet einzuverleiben. Da aber dieses Reich eine Kriegsmacht von 24,000 Mann besaß und an europäischen Waffen keinen Mangel hatte, so mußte man zur Unterjochung eine nicht unbedeutende Zahl Truppen aussenden. Die zu Anfang des Jahres 1859 gegen Boni gesandte Expedition bestand aus zusammen 3200 Soldaten und 112 Offizieren. Auch eine Flotte von acht Dampfschiffen, einer Korvette, drei Briggs und sechs Prauen nahm an der Expedition Theil. Den Oberbefehl führte der General Steinmetz; de Perez, der frühere Gouverneur von Celebes, begleitete zur Leitung der Unterhandlungen die Expedition. Zu Badschoa im Golf von Boni wurden die Boten zur Ueberbringung des Ultimatums ausgesandt. Als aber an der Küste eine Anzahl bewaffneter Männer mit drohender Geberde die sich nähernde Schaluppe erwarteten, kehrte diese wieder zurück, um bei günstigerer Stimmung des Volkes zum Empfang der Gesandten neuerdings den Versuch zu machen, den an die Königin gerichteten Brief, in welchem um bestimmte Antwort binnen drei Tagen ersucht wurde, zu überbringen. Die Boten wurden am folgenden Tage gehörig empfangen und der Brief an die Königin von drei hohen, aus der Hauptstadt zu diesem Zweck gekommenen Beamten in Empfang genommen. Am nächsten Tage (9. Februar) kam ein Gesandter vom Hofe von Boni zum Regierungs-Kommissär auf die Rhede mit dem Ersuchen, daß mit der Antwort auf das Ultimatum noch einige Zeit gewartet werden solle, bis die Staaten Sopeng und Wadscho zu Rathe gezogen seien. Es wurde der damals regierenden Königin Base Kadschuara indessen zu ihrem Entschlusse nur Zeit bis zum 10. des Morgens gegeben, und als diese Zeit, ohne daß eine Antwort erfolgte, verstrich, wurde die Kriegserklärung an's Land geschickt mit einem Geleitschreiben an die Königin und den Hadat (Reichsrath), worin die Ursache der Kriegserklärung angegeben und die wohlgesinnte Bevölkerung ermahnt wurde, sich zu unterwerfen, indem sie in diesem Falle auf den Schutz der Regierung rechnen könne. Am 12. ging man zu Feindseligkeiten über. Eine Abtheilung der Mannschaften landete und schlug den Feind mit großem Verluste zurück. Nach Eroberung des Küstenortes Badschoa zogen 2800 Mann nach der Hauptstadt Boni, die sie von Einwohnern verlassen fanden, während die Königin mit ihrem Reichsrathe sich nach der von steilen Felsen um-

gebenen Gebirgsfestung Pasempa zurückgezogen hatte. — Die Holländer ließen an verschiedenen Punkten des Reiches Besatzungen und kehrten, da die Cholera im Lande ausbrach, theilweise nach Java zurück, um die Beendigung des Krieges zu günstigerer Zeit vorzunehmen.

Indessen stiegen zu Boni Verwirrung und Zwietracht auf's Höchste. Einer der einflußreichsten Beamten, Aru Polakka, welcher im Einverständniß mit den Holländern war und den Rath die Hauptstadt zu verlassen gegeben hatte, versuchte die Bevölkerung von Sandschai zu Gunsten der Holländer zu stimmen und fiel so offen von der Königin ab. — Im November desselben Jahres kam eine zweite Expedition an der Südküste von Celebes an. Dieser schlossen sich 500 Mann von Balekomba und Bonthain unter Anführung von Aru Polakka an. In der Nähe des Küstenortes Sandschai kam es zu einem Gefechte, welches damit endigte, daß der Feind den befestigten Platz verließ. Achtundzwanzig vorgefundene Kanonen wurden vernagelt. Die Holländer verloren hierbei nur einen Mann und hatten nur fünf Verwundete. Nachdem am 25. November auch der Platz Palang-Ripa genommen war, kamen bereits mehrere kleine Fürsten von Boni, um ihre Unterwerfung anzukündigen und sich ihre Lehnsbesitzungen auch für die Zukunft zu sichern.

Das Haupttreffen fand aber am 6. Dezember in der Nähe der Hauptstadt statt. Die Bonier eröffneten sowol von einer gut verpallisadirten Brustwehr, als von zwei Kampongs aus ein heftiges Kanonen- und Gewehrfeuer. Nachdem dasselbe aber von der ganzen holländischen Truppe in kräftigster Weise beantwortet wurde, zogen sich die Bonier schon nach einem viertelstündigen Gefechte zurück. Der Sieg kostete den Holländern vier Todte und einundzwanzig Verwundete. Täglich kamen von jetzt an Häuptlinge einzelner Kampongs, um sich zu unterwerfen. Man beschloß nun auch der Feste Pasempa einen Besuch abzustatten und sie wo möglich zur Uebergabe zu zwingen. Feigheit und Verrath in der Umgebung der Königin erleichterte den Holländern ihr Geschäft. Als sie der Festung sich näherten, vernahmen sie, daß die Königin sammt ihren Rathsherren und den Truppen dieselbe verlassen hatte.

Am 11. Dezember boten die Churherren von Boni ihre Unterwerfung den Holländern an, wobei sie versicherten, daß an dem Vorgefallenen nur die Königin die Schuld trage, die stets gegen ihren Rath gehandelt habe. Base Kadschuara, die ehemalige Königin von Boni, ist indessen keineswegs eine herrschsüchtige oder selbst thatkräftige Frau, sondern sie suchte nur ihrer Pflicht gemäß das Königreich zu vertheidigen, worin sie freilich weder durch das Feldherrntalent ihrer Kriegsobersten, noch durch die Treue ihrer höchsten Beamten unterstützt wurde. Hätte sie mehr Einsicht in die Verhältnisse gehabt und würde sie insbesondere erkannt haben, daß an einen dauernden Widerstand gegen die Macht der Holländer ohne anderweitige Hülfe von Seite ihres Reiches nicht zu denken sei, so würde sie bei Zeiten durch kluge Nachgiebigkeit und geschickte Unterhandlungen den Fall ihres Reiches haben verhindern können; denn die Holländer wurden augenscheinlich nur durch die trotzige Haltung Boni's zur Bekriegung dieses renitenten Reiches genöthigt.

Kurz nachdem der Reichsrath sich unterworfen hatte, die Königin daher von Allen verlassen war, übergab auch sie die Reichsinsignien den holländischen

Regierungs-Kommissären. Diese Insignien werden von den Bewohnern von Celebes für heilig gehalten und nur den Besitzer derselben hält man für den rechtmäßigen König. Die Regierungs-Kommissäre erließen hierauf eine Einladung an die Wahlherren zur Wahl eines neuen Königs. Die Versammlung erklärte die Königin des Thrones für unwürdig und wählte einstimmig den Prinzen Aru Polakka unter dem Namen Achmat Singkara Ruka zum König von Boni. Die Wahl des Königs war jedoch nicht frei, sondern fand unter dem Einfluß der Regierungs-Kommissäre statt. Aber die Zeit der Unabhängigkeit Boni's war vorüber und es kann nur als ein Akt der Mäßigkeit und Klugheit von Seiten Hollands betrachtet werden, wenn es nicht das ganze Gebiet von Boni als niederländische Besitzung erklärte. Durch einen am 13. Februar 1860 mit dem neuernannten König und seinem Reichsrath abgeschlossenen Vertrag wurde der am Eingang des Golfes von Boni gelegene zahlreich bevölkerte Landstrich Sindschai, der sich für die Kaffeekultur sehr eignet, an Holland abgetreten. Eben so wurde der Einfluß von Boni für die Zukunft dadurch beschränkt, daß seinem Gebiete die Inseln Bunerate und Kalu entrissen wurden, wodurch besonders den Eingeborenen die Gelegenheit zum Seeraube benommen wurde. Das übrige Gebiet empfing Achmat Singkara Ruka aus der Hand der Regierung als Lehen mit der Bedingung, daß es der letzteren zu jeder Zeit unbenommen sein solle, dasselbe wieder zurückzuziehen und eine neue Königswahl auszuschreiben. — Die neu erworbenen Länder wurden mit Alt-Bulekomba vereinigt zu der Abtheilung „Sindschai", welche von einem Assistent-Residenten regiert wird. Zugleich wurden die Rechtsverhältnisse und inneren Einrichtungen der Landschaften nach dem von den Holländern seit längerer Zeit beobachteten System geregelt, welches die Beibehaltung der bisherigen, der nationalen Denkweise entsprechenden Grundsätze anerkennt.

Nach den neuesten offiziellen Berichten vom Jahre 1864 herrschte im Reiche Boni im Allgemeinen Zufriedenheit; eine Zunahme des Wohlstandes war zu bemerken, Handel und Schifffahrt wurden lebhaft betrieben. In den Gebirgsdistrikten der nördlichen Abtheilung aber zeigten sich die Regenten von Tschamba und Melawa widerspenstig gegen die vom Residenten ausgegangenen Befehle, und die Entrichtung von Steuern wurde verweigert. Da dieser Zustand nicht länger geduldet werden konnte, zog am 14. Oktober 1864 eine Abtheilung von 120 Soldaten von Makassar nach Maros, um, wenn es nöthig sein sollte, mit Waffengewalt die Regenten an ihre Pflicht zu erinnern. Die Drohung aber genügte schon, die Regenten, mit Ausnahme des in die Gebirge geflüchteten Radscha von Tschamba, fügsam zu machen. Die Truppen kehrten wieder nach Makassar zurück, nur 40 Mann blieben zu Tschamba, um die Bevölkerung vor den Anfällen der Anhänger des flüchtigen Radscha zu schützen. Andere kleine Häuptlinge mußten sich sammt ihren Hadat (Wahlversammlung) vor dem obersten Gericht zu Makassar wegen verschiedener Verbrechen verantworten und theilweise sich der auferlegten Strafe unterziehen. Kleine Aufstände von Bevölkerungen, die sich der befohlenen Anlegung von Landstraßen widersetzten, wurden durch eine geringe Truppenzahl unterdrückt.

Kakaoernte.

Siebentes Kapitel.

Wanderung im Norden von Celebes.

Die Menado bua. — Landesprodukte, Menschenrassen. — Kochsalzgewinnung. — Kosso-Hanf. — Bantik und seine Bewohner. — Kakao- und Kaffeekultur. — Vulkan Empung. — Die Hochebene von Tomohon. — Der Kratersee Lino. — Solfataren. — Wasserfall von Munteh. — Heiße Quellen. — Bevölkerung der Minahassa. — Die Missionäre und ihre Verdienste. — Die Miliz Kabesaran. — Der See Tondano und seine Umgebung. — Ausbruch des Klabat. — Der Tod Visser's. — Schöne Frauen auf der Ebene Tondano. — Rembokeng und Awuan. — Javanischer Kampong. — Schlucht von Tondano. — Kema. — Geographische Nachrichten.

Meist aus vulkanischen Gebilden bestehend, die ihr Vorhandensein durch zahlreiche heiße Quellen, Kegelberge und Solfataren verrathen, erstreckt sich, von dem Hauptlande der Insel Celebes abgetrennt, eine lange schmale Halbinsel von West gegen Ost in den Ozean hinein. Der östliche Theil derselben, welcher unter dem Namen der Minahassa bekannt geworden ist, wird von einer Mischung verschiedener Völkerschaften bewohnt. Die ganze Halbinsel rechnen die Holländer zum

Digitized by Google

Gouvernement der Molukkischen Inseln, und der zu Menado wohnende Resident steht unter dem Befehle des zu Banda residirenden Gouverneurs.

Im Jahre 1855 bereiste der damalige General-Gouverneur Duimaar van Twist diese Halbinsel. In seinem Gefolge befand sich der verdienstvolle Naturforscher Dr. P. Bleeker, aus dessen Reisebeschreibung, sowie aus anderen Quellen, wir hier einige Mittheilungen machen wollen.

Noch ehe man die Rhede von Menado erreicht, erfreut sich der Reisende an den grünen Eilanden, die aus den Fluten aufsteigen. Vor Allem zieht die aus einem kegelförmigen Vulkane bestehende Insel Menado dua die Aufmerksamkeit an. Ihr Gipfel erreicht die Höhe von 1736 Fuß. Als die ersten holländischen Seefahrer diese Bai entdeckten und, langsam von Insel zu Insel fahrend, auch bei Menado dua anlangten, fanden sie dieses stark bevölkert. Ueberall, selbst bis zur Höhe von 1200 Fuß, blickten ihnen aus grünen Pisang-Gebüschen, schlanken Kokospalmen und ölgebenden Kamiri-Bäumen (Aleurites moluccana) Häuser entgegen. Jetzt aber stehen auf der gesegneten Insel nur noch wenige bewohnte Hütten, denn in den Kriegen mit den Bewohnern der Landschaft Bolang an der Küste von Celebes ist die Bevölkerung von Menado dua fast ganz aufgerieben worden.

Der Hauptplatz Menado bietet als Stadt wenig Merkwürdiges. Außer dem im Jahre 1703 erbauten Fort Amsterdam giebt es wenig steinerne Gebäude. Die Häuser sind, wie dies in der Regel bei den Städten des Archipels der Fall ist, hinter reichem Laubwerk und Palmen versteckt oder von denselben überragt. Das ganze Küstenland hat ein frisches und reizendes Ansehen. Hinter dem Hügelland an der Küste erheben sich hohe blaue Gebirge, aus denen die Vulkane Klabat und Lokon gebietend hervortreten. Die Stadt liegt am linken Ufer des Menado-Flusses, der nach ihr den Namen führt; er entspringt in den die Hochebene von Tondano umgebenden Bergen, gebildet durch den Zusammenfluß mehrerer Gebirgsbäche, die raschen Laufes der schmalen Ebene zueilen, welche den Küstensaum bildet. Der Fluß ist bei seiner Mündung etwa 100 Fuß breit, hat ein helles Wasser und ist reich an Fischen, besonders aus den Gattungen Dules, Anabas und Ophiocephalus. Die Stadt hat unter 3000 Einwohnern 300 Europäer oder europäische Kreolen.

Wie in allen kleinen Ortschaften Niederländisch-Indiens ist auch hier der Marktplatz der interessanteste Theil der Stadt. Denn auf ihm findet man nicht nur die meisten Landesprodukte vereinigt, sondern auch die Repräsentanten der verschiedenen Menschenrassen, die man hier am besten in ihrem Treiben und in ihrer alltäglichen Tracht betrachten kann. Auch hier lebt in eigenen Straßen eine Kolonie chinesischer Kaufleute und Handwerker, welche in Bezug auf Kleidung, Lebensweise und Beschäftigung ganz ihren Brüdern im übrigen Theile des Archipels gleichen. Die Mehrzahl der Bewohner von Menado, wie überhaupt von Nord-Celebes, bilden jedoch die Ureinwohner, die Alfuren, deren Körperbau kräftiger und auch schöner als der der Javanen und Malayen ist. Ihre Augenspalten sind wie bei den Chinesen mehr oder weniger schief stehend, die Backenbeine ragen wie bei den Malayen hervor, doch haben sie ähnlich der kaukasischen Rasse einen mehr ovalen Schädel, eine hohe, wenig hervorstehende Stirn und schwarzes nicht gelocktes Haar.

Außer den vorzüglichsten, im ganzen Archipel verbreiteten Früchten und Gemüsen sieht man auf dem Markte zu Menado in den von Palmblättern bedeckten Pandappos auch Gambir, Tabak, Betel, Gewebe verschiedener Art, Flechtwerk aus Stroh, Fische, Schildkröten und Kochsalz zum Verkaufe ausgestellt. Die Bereitungsart des letzteren ist jedenfalls eine so eigenthümliche, abweichende, daß wir sie hier schildern wollen. Während in anderen Tropenländern das Seewasser einfach in seichten Weihern gesammelt und die Verdampfung der heißen Tropensonne überlassen bleibt, und so ein ziemlich reines Salz gewonnen wird, unterhält man auf Celebes zur Gewinnung von Kochsalz mehrere Tage lang eine Holzflamme am Strande und bespritzt das Feuer beständig mit Seewasser. Die nach dieser Verbrennung zurückgebliebene Asche sammelt man in großen trichterförmigen Körben aus gespaltenem Bambu, die inwendig mit den Blättern der Woka-Palme belegt sind, damit die Asche nicht durch die Oeffnungen des Korbes herausfalle. Man hängt nun diese Körbe einige Fuß über dem Boden auf, stellt Fässer unter dieselben und übergießt die Asche neuerdings mit Seewasser. Die abgelaufene sehr salzige, in den Fässern (Timba) aufgefangene Lauge wird nun über Feuer abgedampft. Das auf diese Weise erhaltene Salz, ein Gemenge von Kochsalz, Kali, Natron und anderen Salzen, ist auch keineswegs frei von organischen Bestandtheilen und hat ein gelblich-graues Aussehen, ähnlich dem Steinsalz. Dennoch wird es zum Gebrauch von den Eingeborenen dem in den sogenannten Salzpfannen gewonnenen weißen Kochsalze vorgezogen.

Kosso-Hanfpflanze (Musa textilis).

Zu den Landesprodukten von Nord-Celebes gehört auch der sogenannte Kosso-Hanf, ein zu starken und dennoch feinen Geweben verwendeter Faserstoff, der aus den Blattscheiden einer Bananen-Art (**Musa textilis**) gewonnen wird. Um den Hanf zu bereiten, wird der Stamm, sobald die Fruchtkolben zum Vorschein kommen, von den Blättern gereinigt und drei Tage lang der Gährung ausgesetzt. Hierauf wird er gehechelt und dies so lange fortgesetzt, bis die Faser rein ist. Ein geübter Arbeiter vermag 8 bis 10 Fuß langen Hanf zu gewinnen. Die aus diesem Hanf bereiteten Seile zeichnen sich durch außerordentliche Festigkeit aus, ja, sie übertreffen die aus europäischem Hanf bereiteten Taue noch bedeutend. Die bedeutendsten Pflanzungen von Kosso-Bananen befinden sich im Distrikte Kawankoan.

Nicht weit von dem Hauptplatze Menado gegen Nordwesten liegt die Ortschaft Bantik, deren Bewohner, einige Hundert an der Zahl, sich durch starken

Körperbau, hohe Gestalt und breite Schultern, sowie auch durch lebhafte Gesichtszüge und stolze Haltung des Körpers auszeichnen. Obgleich ein großer Theil der Bewohner der Minahassa zur christlichen Religion bekehrt wurde und nur ein geringer Theil zum Islam sich bekennt, so gelang es bis jetzt den frommen Missionären doch nicht, die armen Seelen der Bewohner von Bantik vor dem ewigen Verderben zu retten. Die Häuser zu Bantik sind hoch auf Pfählen gebaut und, wie dies in früheren Zeiten allgemein in Nord-Celebes eingeführt war, für mehrere Familien zugleich eingerichtet. Seit der Herrschaft der Holländer aber hat sich in den meisten Orten die unstreitig weit zweckmäßigere und für die Gesundheit vortheilhaftere Einrichtung Eingang verschafft, daß jede Familie ein eigenes von Feldern und Gärten umgebenes Haus bewohnt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in frühreren Jahrhunderten auf Celebes eine große Unsicherheit der Person herrschte und daß, um sich sicher zu stellen, die zum Theil noch jetzt übliche Sitte des kasernenartigen Beisammenwohnens mehrerer Familien eingeführt wurde.

Die Männer zu Bantik sind in ihrer festlichen Kleidung mit einem blauen, durch einen Gürtel an den Leib befestigten Jäckchen und mit Beinkleidern versehen. Ebenso tragen sie eine Art Tulband und sind mit Piken und Schwertern bewaffnet.

Die Kaffeebohne ist ein für den Handel und das europäische Bedürfniß zu wichtiges Produkt, als daß nicht auch die fruchtbaren Gefilde der Minahassa zu deren Gewinnung verwendet werden sollten. In der That liefert der vulkanische Boden jener bergigen Gegenden vortrefflichen Kaffee. Die Produktion desselben ist im Zunehmen. Bereits hat die goldgelbe große Bohne in Europa unter dem Namen „Menado“ einen gewissen Ruhm erlangt. Auf den beschatteten Höhen der Minahassa gelangt der Kaffeestrauch zu erfreulichem Gedeihen; er trägt daselbst längere Zeit Früchte, als solches auf Java der Fall ist. Nach den Berichten vom Jahre 1860 waren in der Residentschaft Menado $3^1/_4$ Millionen Kaffeesträucher in regelmäßigen Gärten angepflanzt; außerdem noch etwa 2 Millionen zerstreut um die Dörfer und in den Feldern. Ueber 14,000 Familien beschäftigten sich in dieser Residentschaft mit der Kaffeekultur; die Produktion betrug 1860 etwas über 15,000 Pikul. Dieser Ertrag wird aber als ein ungünstiger bezeichnet, da im vorausgegangenen Jahre bei einer geringeren Anzahl von Sträuchern eine um 6000 Pikul höhere Ernte erzielt wurde. Auch hier hat die Regierung das Monopol-System wie auf Java bei der Kultur des Kaffees eingeführt. Der Ertrag des einzelnen Strauches berechnet sich in verschiedener Weise in den einzelnen Distrikten; er hängt sowol vom Boden, als von der Pflege ab. Durchschnittlich kann man auf Menado für den fruchttragenden Kaffeestrauch ein Amsterdamer Pfund Kaffee für eine Ernte rechnen. Noch müssen wir bemerken, daß hier und an anderen Orten des Archipels die jungen getrockneten Kaffeeblätter häufig als Thee verwendet werden; derselbe hat einen angenehm aromatischen Geschmack.

Von vielen Häusern in der Gegend von Menado sieht man in flachen, aus Palmblättern verfertigten Körben Kakaobohnen zum Trocknen ausgebreitet, denn der stattliche Kakaobaum wird auch hier angepflanzt. — Die eigentliche Heimat des Kakaobaumes ist das tropische Amerika von Meriko bis Guyana, ferner West-

Indien. Von da aus wurde er erst nach der östlichen Erdhälfte verpflanzt und fand in Ost-Indien eine zweite Heimat. Es ist ein schlanker, zierlich gewachsener Baum mit zahlreichen Aesten, die eine pyramidale Krone bilden. Gewöhnlich erreicht er nur eine Höhe von 20 bis 40 Fuß. Das ganze Jahr hindurch prangt er in seinem schönen dunklen Laubschmucke, und nur wenige Bäume der Tropenwelt können es mit ihm an dichter Belaubung aufnehmen. Auch die kleinen citrongelben Blüten erscheinen das ganze Jahr hindurch, aber nicht etwa zwischen den Blättern, sondern an der Rinde des Stammes und der größeren Aeste. Die Pflanzungen gewähren durch den Farbenkontrast des Laubes, der Blüten und der Früchte einen malerischen Anblick, denn die reife Frucht findet man das ganze Jahr hindurch auf den Bäumen.

Kakaozweig.

Nach dem Berichte vom Jahre 1864 waren in der Minahassa in regelmäßigen Gärten 3,580,536 Kaffeebäume, und in zerstreuten Pflanzungen 2,369,080 Bäume, also zusammen gegen 6 Millionen Kaffeebäume, angepflanzt. In einigen Distrikten wurden Mokkabäumchen (im Ganzen 4490) kultivirt. Die Zahl der in der Minahassa mit der Kaffekultur beschäftigten Familien betrug 1864: 15,689. In Folge der heftigen Regen zur Zeit der Blüte reduzirte sich die Kaffeeernte auf 13,187 Pikul, gegen 14,500 im vorausgegangenen Jahre. Die Bevölkerung erhielt $11^1/_2$ Gulden für den Pikul, also 151,653 Gulden für die Ernte. Außerdem wurde für den Transport und die Verpackung den Landleuten noch 21,406 Gulden vergütet.

Die Kakaobäume litten wie schon früher an Krankheit, und eine bedeutende Zahl ging zu Grunde. — Die Ausfuhr hob sich; es gingen allein von Menado nach Manila 1241 Pikul Kakao. Die Zahl der Sagopalmen betrug in der Minahassa 302,773, die der Kakaobäume 427,116. Auch der Ertrag an Reis, Kattun, Muskatnüssen, Tabak und Seidenwürmern wird als günstig angegeben.

Die Ernte in Süd-Celebes anlangend, so war die Reisgewinnung im Jahre 1864 eine mittelmäßige. Die Einfuhr übertraf die Ausfuhr. Erstere hatte statt von Java, Bali, Lombok und Sumbawa mit einem Werthe von 500,000 Gulden, die Ausfuhr ging in einem Werthe von 400,000 Gulden nach den Molukken. Von Makassar wurden nach Java und Europa 25,000 Pikul Kaffee und 4000 Pikul Zucker ausgeführt. In der Abtheilung Saleyen (Süd-Celebes) wurden allein 650,000 Kokosnüsse und etwa 1000 Pikul Oel gewonnen, womit ganz Süd-Celebes versorgt wurde.

Dicht vor Menado beginnt der Boden schon zu steigen und eine wohlangelegte Straße führt in der Richtung gegen Osten nach dem 2350 Fuß über dem Meere gelegenen Orte Tomohon. Sanft erhebt sich der Weg zuerst nach dem $1^1/_2$ Meilen von Menado entfernten Orte Lotta, von wo aus eine herrliche Aussicht nach den Gebirgen auf der Ostseite und nach dem Meere der West- und Nordseite zu sich eröffnet. Kühle Lüfte wehen von den in Wolken gehüllten Bergen her und den Wanderer befällt ein lebhaftes Verlangen, nach jenen Höhen sich zu begeben, wo die tropische Hitze einem ewigen Frühling Platz macht und der Europäer an seine heimatlichen Gefilde erinnert wird. Lotta ist ein Dorf mit etwa 400 Einwohnern, die größtentheils zur christlichen Religion übergetreten sind. Manche Reisende versichern aber, daß die Einführung des Christenthums auf Celebes und den Molukken die Bevölkerung keineswegs arbeitsamer mache und ihren materiellen Wohlstand befördere. Im Gegentheil, die Einwohner sind den Europäern gegenüber trotzig geworden, weil sie sich dem europäischen Beamten gleichgestellt glauben und sich fast der Arbeit schämen oder dieselbe wenigstens hintansetzen, wenn sie die Sorge für ihren Lebensunterhalt nicht zum Arbeiten zwingt. Manche unschädliche und selbst nützliche Sitte hat sich durch die Hollandisirung der Eingeborenen verloren, und wir wollen nicht entscheiden, ob dieselben hierfür an Kultur und Humanität einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben. Daß ein guter Theil der Einwohner der Minahassa ihre kleidsame Landestracht mit dem unschönen und zum Tropenklima gewiß schlecht passenden schwarzen Frack vertauscht hat, gehört gewiß nicht zu jenen Errungenschaften. Südlich von Lotta wird der Weg uneben, man befindet sich an den Vorhügeln des Berges Empung oder vielmehr in den tiefen Gebirgsschluchten, welche die reißenden Bäche allmälig in dem vulkanischen Gesteine ausgewaschen haben. Die sanft und allmälig sich erhebende Fläche von Menado scheidet der Berg Empung vom Hochlande von Tomohon.

Indem man die nördlichen Abhänge des Gebirges besteigt, gelangt man, in einer Höhe von etwa 950 Fuß über der Oberfläche des Meeres, zu einem Punkt, von welchem aus man die ganze fruchtbare Ebene von Menado, die Stadt selbst, die Bai mit ihren bis zu Punkten verkleinerten Schiffen, die dunkelblaue Fläche des Meeres mit ihren zahlreichen waldbewachsenen und gebirgigen Inseln übersehen kann. Schwer kann man sich von diesem Anblick trennen, und rechnet man hinzu, daß auch die Hitze der Sonne an diesem hohen, luftigen Ort nicht leicht lästig wird, so ist es nicht zu verwundern, wenn der lebhafte Wunsch in dem Reisenden rege wird: hier möchte ich meinen Wohnsitz aufschlagen! In dem Maße als der Wanderer höher steigt, wird die Vegetation sparsamer und verliert allmälig den Charakter der tropischen Strandflora. Der Weg ist oft tief in den Bergabhang eingegraben, so daß das Gestein auf große Strecken bloß gelegt ist und man die geologische Beschaffenheit des Gebirges beobachten kann. Theils größere Massen von festem Trachyt, theils scharf abgeschiedene, aufeinanderfolgende Lagen von Trachytschutt und Sand, offenbar das Produkt der zu verschiedenen Zeiten erfolgten Eruptionen, treten uns hier entgegen.

Ueber einen Bergrücken von 2800 Fuß Höhe führt der Weg abwärts nach der Hochebene Tomohon. Man passirt die lieblichen Dörfer Tineor, Kinilow und Kakaskassang, welches letztere 2460 Fuß über dem Meere liegt, und gelangt zu dem Orte Tomohon, dem Hauptplatze des Distriktes gleichen Namens. — Die mittlere Temperatur von Tomohon ist ungefähr + 17° R. Diese gemäßigte Wärme ist noch hinreichend, um das Zuckerrohr, die Sagopalme und viele Citrus-Arten zur Reife zu bringen. Andererseits ist die Hitze nicht zu groß zur Zeitigung des Weizens, der Kartoffel und mehrerer anderer Kulturgewächse der gemäßigten Zone.

Ganz vorzüglich gedeiht aber in den Höhen von Tomohon der Kaffeestrauch. Die Ortschaft ist von ausgedehnten Kaffeegärten umgeben, deren dunkles Grün mit den das Ganze überragenden waldbedeckten Bergen des Hintergrundes malerisch kontrastirt. Hier hat man auch Gelegenheit, die eigenthümlich konstruirten alfur'schen Gräber zu sehen. Man versteht nämlich in der Minahassa unter der Benennung „Alfuren" jenen Theil der Bevölkerung, der noch nicht zum Christenthum übergegangen ist, also etwa zwei Drittel der Gesammt-Einwohnerschaft der Minahassa. Die Bedeutung des Wortes „Alifuru" in der Sprache von Nord-Celebes ist „Bergbewohner", wonach allen in den Binnenlanden der Insel wohnenden Stämmen dieser Name zukommt. Die Gräber bestehen aus einem viereckigen, ausgehöhlten, 3—4 Fuß hohen und eben so breiten Trachytblock, in welchen die Leiche in einer hockenden Stellung gebracht wird, worauf man den schweren Steindeckel schließt. Gewöhnlich hat dieser Deckel die Form einer Pyramide. Zu Tomohon findet man nur Gräber von solcher einfachen Gestalt. In anderen Distrikten aber, und besonders zu Sawangan, haben die Gräber noch als Verzierung oder als Symbol religiöser Dogmen verschiedene steinerne Figuren, rohe plastische Werke, deren Inhalt und Bedeutung noch niedriger steht, als ihre ebenfalls mangelhafte technische Ausführung. Die menschlichen Figuren lassen in ihrer Stellung und in ihrer, mit der Natur nicht übereinstimmenden Form schließen, daß gemeinsinnliche Lust das höchste Streben Derjenigen bildet, die sie verfertigten oder die sie darstellen sollten. Ganz ähnliche plastische Werke kann man auch in Neu-Guinea und bei den Dajaks auf Borneo sehen. Wahrscheinlich liegt allen diesen Werken eine gemeinsame religiöse Vorstellung zu Grunde.

Von Tomohon aus erblickt man ringsum die hohen Berge, welche die Hochebene einschließen. Am deutlichsten und nächsten sieht man gegen Nordwest den kegelförmigen, von keinem Krater durchbrochenen Berg Lokon, dessen Höhe nach den Gebrüdern de Large 5049 rheinländische Fuß beträgt. Er ist bis zu seinem Gipfel mit dichtem Walde bewachsen. Etwas östlicher erhebt der Empung sein waldgekröntes Haupt. Er ist etwas niedriger als der Lokon. Von Forster wird er auf 4740 Fuß Höhe angegeben. Gegen Nordosten bemerkt man den Gunung Api (Feuerberg), der an seinen zackigen Spitzen und seinem weiten Krater kenntlich ist. Noch weiter östlich erhebt sich der bläuliche Gipfel des Gunung Massang, ebenfalls ein Vulkan von 4000 Fuß Höhe. Sein Krater ist gegenwärtig mit Wasser gefüllt und bildet daher, wie viele andere Krater der nicht mehr thätigen Vulkane, einen See von schwefelhaltigem Wasser. Gegen Süden endlich

sind die Berge am niedrigsten, doch erhebt sich dort die kegelförmige Spitze des Telanko 3125 Fuß über die Oberfläche des Meeres. Der Lokon hat an seinem nordöstlichsten Abhange eine Solfatara, aus welcher, sowie auch aus dem Krater des Gunong Api, die Eingeborenen viel Schwefel holen.

Von Tomohon aus leiten Wege nach verschiedenen Richtungen hin. Westlich führt die Straße nach dem Orte Tanawanka, südöstlich über Koja nach Tondano und südlich über Saronsong nach Sander.

Saronsong, ein Ort mit etwa 2000 Einwohnern, besitzt eine christliche Kirche und eine Schule, in welcher die Missionäre, wie in den meisten Orten der Minahassa, die Kinder in Religion, Singen und den Elementar-Gegenständen unterrichten. Vor Saronsong, das 2450 Fuß über der Meeresfläche liegt, führt ein steiler Bergpfad zu dem See Lino. Der Anblick dieses, etwa dreiviertel Stunden im Umkreis messenden Sees ist ausnehmend schön. Er gehört mit seinen üppig bewachsenen, zum Theil aus zackigen Trachytfelsen bestehenden Ufern zu den anziehendsten Punkten der Insel. Der Lino-See ist ein ehemaliger Krater, dessen Ränder durch Regengüsse allmälig abgeflacht und durch Erdeinstürze großentheils ausgefüllt wurden, worauf dann die noch übrige Höhlung sich mit Wasser erfüllte. Riesige Palmen, Casuarinen, baumartige Farren und Pandanus-Arten, dazu zahlreiche Schlingpflanzen mit zum Theil prachtvollen Blüten, umgeben die Ufer. Als ein Bild der Lebensfülle und der beständig schaffenden Natur sind sie an die Stelle der einst zerstörenden Kräfte getreten. Noch ist aber die Verbindung nicht aufgehoben, welche die Umgebung dieses Sees mit den ewig glühenden Centraltheilen der Erde unterhält. An vielen Stellen findet man Risse und Spalten in der Erde, aus welchen heiße Dämpfe emporsteigen. An anderen Orten steigen kohlensaure Dämpfe aus dem kochenden Schlamme auf und ermahnen den wißbegierigen Wanderer zur Vorsicht, da ein Schritt zu weit vorwärts leicht das Hineinsinken des Körpers in den heißen Schlamm mit lebensgefährlichen Verbrennungen zur Folge haben kann. Die ausgedehnteste Solfatara befindet sich am nordöstlichen Rande des Sees. Hier steigen beständig schwefeligsaure Dämpfe aus dem Boden, und der Schwefel setzt sich an den Rändern der Spalten ab. Hier war es auch, wo im Jahre 1832 der Graf de Vidua, ein Freund Alexander von Humboldt's, verunglückte. Er gerieth an eine von erweichten kochenden Massen unterminirte Stelle, in der sein Körper bis über die Hälfte versank. Obgleich de Vidua auf sein Hülferufen von den Führern sogleich aus dem Schlamme gezogen wurde, so waren die erlittenen Brandwunden doch so gefährlich, daß er wenige Tage nach diesem Unfall starb. Es ist dem Reisenden besonders zu empfehlen, sich genau an die Weisungen der Führer zu halten und sich durch Wißbegierde nicht verleiten zu lassen, Stellen zu betreten, welche geeignet sind, jedem irdischen Verlangen eine Grenze zu setzen. Der Geschmack des Wassers ist in Folge des Kohlensäuregehaltes einigermaßen säuerlich. An manchen Stellen hat der See eine milchweiße Farbe durch die mit dem Wasser vermengten, aber nicht chemisch aufgelösten Stoffe. Trotz dieser mineralischen Bestandtheile des Lino-Sees leben darin dennoch viele Insekten-Larven und Fische. Von den letzteren unterscheidet, man vorzüglich

drei Arten, nämlich **Ophicephalus striatus Kl.**, von den Eingeborenen Kebos genannt, dann **Anabas scandens Cuv.**, der Geteh der Inländer, und **Anguilla Elphinstonei**, der Sugili. Alle diese Arten finden sich auch in den süßen Gewässern Java's und Sumatra's. Nicht weit vom See Lino liegt das reizende Dorf Lahendong, das 400 Einwohner zählt. Eine große Strecke der dortigen Wälder ist in neuerer Zeit ausgerodet und in Kaffeegärten umgewandelt worden. Von Lahendong bis nach dem ansehnlichen Orte Sander, der nach Forster 2090 Fuß über der Meeresfläche liegt, sind die breiten und sanften Abhänge der Berge mit üppig wachsenden Kaffeesträuchern bedeckt, die zum Theil von den alten Stämmen oder von den gepflanzten Erythrina-Bäumen beschattet sind.

Um Boden für die Kaffeepflanzungen zu gewinnen, brennt man die Wälder nieder, wobei man jedoch bestrebt ist, einzelne schattenspendende Bäume zu erhalten. Die zurückgebliebene Asche dient den Kaffeesträuchern, die man alsbald an die Stelle der früheren Waldbäume setzt, als Dünger.

Von Sander aus, welche Ortschaft von 2000 Seelen bewohnt ist, senkt sich das Terrain gegen Westen immer mehr abwärts, bis es in das flache Gebiet von Amurang übergeht. Bei diesem allmäligen Uebergange des Gebirgslandes in die sanft geneigte Fläche von Amurang bieten sich prachtvolle, erhebende landschaftliche Ansichten dar. Die in den waldigen Höhen entspringenden Quellen bilden reißende Gebirgsströme, welche, über Felstrümmer und Felswände ihren Weg sich bahnend, öfter Wasserfälle bilden, deren melodisches Rauschen und weithin sich verbreitende Kühle den Reisenden anzieht und zu längerer Betrachtung einladet. Ein solcher Wasserfall ist jener von Munteh bei Tintschep, einem kleinen Dorfe, in einer Entferung von $1/2$ Meile von Sander gelegen. Der Weg dahin geht in nordwestlicher Richtung in einer durch den Bergstrom ausgehöhlten Schlucht, deren Wände bisweilen sehr steil sich erheben oder auch sanft ansteigen, und mit reicher Vegetation bedeckt sind. Oft hört der Wanderer in der Tiefe das Brausen des Bergstromes, bis er endlich zu einer Stelle gelangt, wo derselbe 60 Fuß hoch von einem Trachytfelsen herabstürzt, während des Falles aber zerstäubt, wie dies bei einigen Staubbächen in der Schweiz der Fall ist. Der im Lichte der untergehenden Sonne wie tausend Regenbogen glitzernde Wasserstrahl, die kühle und feuchte Luft, welche der von der Höhe herabstürzende Bach verbreitet, die Berge und Hügel in der Nähe, sowie das grünlich-blaue Thal, das in weiter Ferne zu den Füßen des Beschauers sich ausbreitet, macht den Ort beim Wasserfalle von Munteh zu einem ungemein anziehenden.

Auch in Sander giebt es eine Abtheilung Kabesaran zu Pferde und zu Fuß, die ein kriegerisches Aussehen hat. An ihrer Spitze stand im Jahre 1855 ein eingeborener alter Krieger, der einst auf Java die Hülfstruppen der Alfuren, die sie zur Unterdrückung des Aufstandes 1825—1830 geschickt hatten, befehligte. Dafür hat ihn die holländische Regierung mit dem Range eines Majors ausgezeichnet.

In südöstlicher Richtung von Sander aus gelangt man wieder in höher gelegenes Land, zunächst nach der „Hochebene von Tompasso“. Gegen Westen öffnet sich die Aussicht in die Thäler, während östlich die steilen Wände

der Schlucht sich erheben, längs deren der Weg nach dem eine Meile von Sander gelegenen Dorfe Kawankoan führt. Das Anmuthige und Reizende der Landschaft ist hier neben dem Erhabenen und Schauerlichen vertreten. Kawankoan liegt 2175 Fuß über der Oberfläche des Meeres und zählt 6000 Einwohner, von welchen etwa der dritte Theil sich zur christlichen Religion bekennt. Etwa eine halbe Meile von Kawankoan in südöstlicher Richtung liegt die Ortschaft Tompasso, 2245 Fuß über dem Meere mit 4000 Einwohnern. Man ersieht aus dem Angeführten, daß die mit Fruchtbarkeit und einem gesunden, gemäßigten Klima gesegneten Gefilde der Minahassa zu den stark bevölkerten Landstrichen des Archipels gehören.

Von Tompasso aus eröffnet sich ein großartiger Anblick auf die Reihe der die Hochebene umgebenden Berge. Vorzüglich zieht der Vulkan Tombusso die Aufmerksamkeit auf sich, dessen Höhe von Forster auf 4310 Fuß angegeben ist.

Das Terrain zwischen Tompasso und Langowan ist reich an heißen Quellen, Solfataren und Schlammvulkanen. Diese letzteren, auch Schlammquellen genannt, sind nichts Anderes als heiße Quellen, aus welchen eine große Quantität Gase zugleich mit dem Wasser entspringt, in deren Nähe die Dammerde erweicht und beständig durch die aufsteigenden Gase in Bewegung gesetzt wird.

Etwa eine halbe Meile von Tompasso entfernt, entspringt inmitten von Kaffeegärten eine heiße Quelle. Das Wasser sammelt sich in einem weiten Trachytbecken; schon von Ferne bemerkt man die hochaufsteigenden heißen Dämpfe. Streicht ein etwas starker Wind über die Wasserfläche des Beckens, wodurch das Aufsteigen der Dämpfe verhindert wird, so kommt es dem Beschauer vor, als ob eine weiße Wolke über der Wasserfläche ausgebreitet wäre. Die Temperatur dieser Quelle muß über 50° R. betragen, da die Reisenden Eier in derselben hart kochten. Noch immer in der Region der gemäßigten Zone, aber um einige hundert Fuß tiefer, (2117 Fuß über dem Meere) liegt eine Meile westlich von Langowan die wohlgebaute, von reizenden Gartenanlagen umgebene und mit hübschen Häusern versehene Ortschaft Kakas, welche 3000 Einwohner zählt.

In allen genannten Orten, sowie in den meisten Plätzen von Nord-Celebes, haben sich Missionäre niedergelassen, welche mit mehr oder weniger Glück die Eingeborenen zur christlichen Religion zu bekehren suchen. Was nun das Verdienst und besonders die „Opfer und Entbehrungen" anlangt, die sie sich dem Glauben zu Liebe auferlegen sollen, so kann man sich davon wenigstens in der Minahassa nicht so recht überzeugen. Denn sie führen ein mehr beneidenswerthes als zu beklagendes Leben. Sie bewohnen mit ihren Frauen und Kindern gewöhnlich die besten Häuser, sind umgeben von einer herrlichen Natur und einem gesunden Klima, strengen sich nicht allzusehr in ihren Berufspflichten an und werden gleich den Beamten zu dem geehrteren und vornehmeren Theil der Bevölkerung gerechnet. Wenden wir uns aber zu den wirklichen Resultaten ihrer Bemühungen, so lesen wir allerdings in ihren eigenen Schriften und Journalen vielerlei in Betreff jener Erfolge. So heißt es in dem zu Batavia erscheinenden „Journal zur Beförderung des christlichen Lebens in Indien", in dem über Langowan, einer Ortschaft unweit Tompasso, gesprochen wird: „Das tolle Treiben der heidnischen Feste schweigt,

ihre wüsten Spiele, ihre Sittenlosigkeit haben ein Ende; es ist schon lange her, daß das letzte Fest zu Ehren Baals (?) gefeiert wurde, wir stehen beim Grabe der letzten seiner Priesterinnen, und auch sein abscheulicher Dienst ist zu Grabe gegangen.“ In Wahrheit macht aber noch heutigen Tages die christliche Bevölkerung zu Langowan bei Weitem die Minderheit aus. Abgesehen aber von dem unwichtigeren numerischen Erfolge möchten wir doch einigen Aufschluß über den moralischen Erfolg der Bekehrungen auf Celebes erfahren. Hier aber schweigen die Missions-Schriften und Journale und auch in den Rapporten der Gouverneure und Residenten suchen wir vergebens darnach. Dennoch aber wäre es von Wichtigkeit, durch statistische Belege nachzuweisen: 1. Ob die christliche Bevölkerung der Minahassa im Allgemeinen arbeitsamer ist und sich mehr auf Landeskultur und Industrie verlegt, als die noch unbekehrte Einwohnerschaft. 2. Ob die bekehrten Einwohner demgemäß durchschnittlich wohlhabender und glücklicher sind, als ihre noch nicht erleuchteten Brüder. Endlich 3. ob die Zahl der Verbrechen und Vergehungen bei der nicht christlichen Bevölkerung eine verhältnißmäßig größere ist als bei der unter dem Einfluß der Missionäre stehenden.

Erst nach genügender Beantwortung der erwähnten Fragen läßt sich ein Urtheil über die wirklichen Erfolge der Bekehrungen fällen.

Wir sind indessen weit entfernt, die großen Fortschritte zu verkennen, welche die Alfuren auf Celebes, und namentlich in der Minahassa, in diesem Jahrhundert durch den Einfluß der holländischen Regierung in Bezug auf Bildung und Humanität machten, aber ich wage zu behaupten, daß diese Fortschritte nicht nur ohne die nebenbei gelehrten, in der Regel falsch aufgefaßten religiösen Dogmen vor sich gehen könnten, sondern daß der Fortschritt in moralischer und geistiger Entwickelung am besten auf dem ursprünglichen Boden, sollte dieser auch noch roh sein, gedeihen kann. Einen Beweis hierfür liefert Java, welches Land unter allen Ländern des Archipels, ja man kann sagen unter den Kolonien der Tropen, die meisten Fortschritte in der Kultur, in moralischer und materieller Hinsicht gemacht hat, ohne daß das Institut der Missionäre hierbei wirksam gewesen wäre.

Wir wollen hier Dasjenige mittheilen, was Bleeker über den fraglichen Punkt als unparteiischer Beobachter, der sicherlich das wahre Wohl der Einwohner der holländischen Kolonien nicht weniger als ich wünschte, aufgezeichnet hat:

„Während meiner Reise durch die Minahassa dachte ich bei den unaufhörlichen Besuchen von Kirchen und Missionär-Schulen, sowie bei dem Anblicke der (europäischen) Kleidung mancher Eingeborenen, durch welche sie sich als Christen bezeichnen wollen, an den Einfluß, den das Christenthum auf die Alfuren ausgeübt hat und noch immer ausübt. Unwillkürlich fragt man sich jedesmal: Was waren die Alfuren, bevor das Christenthum so kräftig Wurzel bei ihnen gefaßt hat, wie war ihre Lebensweise, ihre Beschäftigung, wie sah es mit ihrer Wohlfahrt aus? Wenn man die alten Rapporte, sowie die Aussagen alter Leute zu Rathe zieht — und es bestehen keine Gründe, diesen Aussagen zu mißtrauen —, so ist der Gegensatz des Damals und Jetzt von solcher Art, daß man nicht umhin kann, die Gegenwart ihres Fortschrittes wegen zu segnen.

Die abscheuliche Gewohnheit des Kopfabschlagens hat bereits seit vielen Jahren vollkommen aufgehört. Im Jahre 1833 berichtete der damalige Resident Pietermaat in seinem offiziellen Rapporte: „Mit dem Schreiben, Lesen und Rechnen sind die Alfuren gänzlich unbekannt. Sie rechnen mittels Einschnitten, die in Stücke Holz oder Bambu gemacht werden, oder mittels Knoten, die sie in einen Strick machen. Wenn beispielsweise ein Eingeborener zu einer bestimmten Zeit an einem Orte erscheinen soll, so macht er in einen Strick so viele Knoten, als Tage ihm bis zum bestimmten Termin erübrigen, und löst täglich einen Knoten am Stricke auf." — „Die Alfuren, und zwar sowol die zum Christenthum übergegangenen als die, welche noch der heidnischen Religion zugethan sind, haben sich offenbar zu ihrem Vortheil verändert. Sie haben gegenwärtig feinere und mildere Sitten als ehedem; sie wohnen in besseren Häusern, haben bessere Nahrungsmittel und kleiden sich besser." (Was die Nahrungsmittel und Kleidung betrifft, so ist es uns nicht recht einleuchtend, worin die Verbesserung derselben in neuerer Zeit besteht. Baumfrüchte verschiedener Art, Reis, Mais, Sago, dann Fleisch, Fische und Geflügel, bildeten von jeher wie noch heute die Nahrungsmittel der Einwohner. In Bezug auf die Kleidung kann freilich nicht geleugnet werden, daß der schwarze Frack noch vor wenigen Jahrzehnten in der Minahassa unbekannt war. Ob aber seine Einführung als ein Fortschritt in der Kultur zu betrachten ist, dürfte wol in Frage gestellt sein.) Bleeker fährt fort: „Man verwirre indessen die Dinge nicht. Bildung und Christenthum gehen oft Hand in Hand, aber sie sind nicht ein und dasselbe. Die Missionäre haben Beides in der Minahassa verbreitet. Es wurde den Alfuren Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt und Tausende von ihnen sind damit bekannt. Gegenwärtig (1855) genießt der achte Theil der Bevölkerung in der Minahassa Schulunterricht. Außerdem werden die Alfuren geübt im Lesen der Bibel. Was aber hat wol das Meiste dazu beigetragen, um die Alfuren auf den Standpunkt ihrer jetzigen Kultur zu bringen?"

„Ich komme hier auf einen Boden, wo eine bestimmte Entscheidung sicher schwierig ist, vorzüglich für Denjenigen, der die Minahassa nur flüchtig durchreiste, in den einzelnen Ortschaften nur einen oder einige Tage verweilte und die Zeit nicht hatte, tief in das innere Leben der alfurischen Christen einzudringen. So viel zeigte sich jedoch, daß die alfurische Jugend zwar ziemliche Fortschritte im Lesen und Schreiben gemacht hat, daß aber der Religions-Unterricht viel zu wünschen übrig läßt. Man läßt die Alfuren ihre Bibelkenntniß aus der Bibel selbst schöpfen, diese aber ist in einer ihnen unverständlichen Sprache, nämlich im Hochmalayischen, geschrieben, so daß die Alfuren die Bibelsprüche ungefähr wie manche Nonnen ihre lateinischen Gebete hersagen, ohne den Inhalt zu verstehen. Wir bemerkten dann auch bei unseren Schulbesuchen, daß meistens selbst die einfachsten Stellen der Bibel nicht verstanden wurden, obgleich den Schülern die Antwort, wie man sagt, in den Mund gelegt wurde."

So weit Bleeker. Man kann aus dem Gesagten wohl entnehmen, wie viel der von den dortigen Missionären ausgehende sogenannte religiöse Unterricht zur eigentlichen Bildung, das ist zur moralischen und geistigen Entwickelung der

Eingeborenen, beiträgt. Meines Erachtens sollte man jede formelle Bekehrung, die Umschaffung dem Namen nach, bei fremden Völkern vermeiden, da die weniger Gebildeten nur zu sehr geneigt sind, Form, Namen und einige kirchliche Gebräuche, sowie Kleidung und anderes Formelle für das Wesen zu halten.

Kabesaran in der alten Kriegstracht. Nach dem großen Werke der niederländischen Kommission.

Auf diese Weise aber wird dem Hochmuth, der Eitelkeit, dem Trotz und selbst der Arbeitsscheu in die Hände gearbeitet, während die wirkliche geistige Entwickelung ziemlich leer ausgeht. Wenn, wie nicht geleugnet werden kann, die Bewohner

von Nord-Celebes, sowie auch andere Völker des Indischen Archipels, durch den Einfluß der Niederländer eine bessere Gesittung erlangt und in der That einen Schritt vorwärts in der Kultur gemacht haben, so muß man dies zum größeren Theile einer milden Gesetzgebung, dem persönlichen Einflusse der Beamten und Lehrer auf die Eingeborenen und nur mittelbar und zum kleineren Theile den erlangten Kenntnissen zuschreiben. In keinem Falle haben die eigentlichen religiösen Dogmen und das Historische der Religion mit der moralischen Entwickelung Etwas gemein, welche letztere der ersteren vollkommen entbehren kann.

Eine eigenthümliche Einrichtung in der Minahassa, welche sich aus uralter Zeit herschreiben dürfte, ist eine Art Bürgermiliz, **Kabesaran** genannt. Sie erscheint besonders an Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten im Kriegskostüm der alten Alfuren gekleidet und mit einer langen Lanze oder Flinte, einem Schilde und dem Klewang (Schwert) bewaffnet. Die Kopfbedeckung besteht aus einer runden Mütze, auf und hinter welcher Federn aus dem Schweife des Paradiesvogels, sowie der Schnabel und der Kamm eines Nashornvogels (Buceros cassidix oder B. exaratus) als Schmuck angebracht sind. Die bunten, leicht beweglichen Federbüsche, verbunden mit der schweren Bewaffnung, geben diesen Männern ein malerisches und kriegerisches Aussehen. Außerdem besteht ihre Kleidung aus einem weißen Hemde ohne Aermel, von welchem man jedoch wenig sieht, da sie um den Hals und kreuzweise um die Brust und um den Leib hübsche vielfarbige Schärpen (slendang) tragen, die bis an die Kniee reichen. An den nackten Armen und Füßen tragen sie goldene, silberne oder auch kupferne und elfenbeinene Ringe, so wie sie Korallenschnüre um den Hals tragen und seidene Tücher um das Handgelenk gebunden sind. Manche Kabesaran haben Kostüme von hohem Werthe, die nur bei seltenen Gelegenheiten in Anwendung kommen und seit mehreren Generationen im Besitze ihrer Familie sind. So bestehen die Slendang nicht selten aus feinem hindostanischen Gewebe, welches gegenwärtig auf Celebes im Handel nicht mehr vorkommt. Die Kabesaran führen bei festlichen Gelegenheiten eigenthümliche Waffenspiele und Tänze auf. —

Eine andere eigenthümliche, die asiatische Gastfreundschaft beurkundende löbliche Einrichtung bilden die in der Minahassa für fremde Durchreisende bestimmten Gebäude, welche in neuerer Zeit auf Celebes den Namen „Loge“ bekommen haben. Wir haben schon eine ähnliche Einrichtung auf Java kennen gelernt, wo der Fremde in dem sogenannten „Pasangrahan“ Aufnahme findet. Die Pasangrahans auf Java sowohl, als die Logen in der Minahassa sind in ihrer jetzigen Einrichtung freilich nur für Personen höheren Standes bestimmt. In der Regel machen von diesen Fremdenhäusern, die oft sehr bequem nach Art der Häuser der Europäer eingerichtet sind, nur die europäischen Beamten und höheren Offiziere Gebrauch, doch mögen sie ursprünglich jedem Reisenden geöffnet worden sein.

Nicht weit von Kakas breiten sich die Ufer des reizendes Sees von Tondano aus. Dieser See hat von Nord nach Süd eine Länge von etwa zwei deutschen Meilen, während seine Breite $^1/_4$ bis $^1/_3$ Meile beträgt. Seine Lage entspricht ganz jener der Hochebene von Tondano, die ebenfalls ihren größten Durchmesser

von Nord nach Süd hat und von Vulkanen und deren Vorbergen begrenzt ist. Trachytfelsen umgeben zum Theil seine grünen Ufer. In der Mitte wird der See von beiden Seiten her durch weit in ihn hineintretende senkrechte Felsen eingeschnürt und so in zwei Hälften getheilt.

Der See von Tondano ist nicht wie der viel kleinere See von Lino ein mit Wasser erfüllter alter Krater. Er ist vielmehr die Ausfüllung einer Thalschlucht durch die Gewässer des von Norden her fließenden Tondano-Flusses. Unter den Bergen, welche die Hochebene von Tondano begrenzen, ragt der Riese von Nord-Celebes, der Gunong Klabat mit seiner kegelförmigen, oben abgeplatteten Spitze am meisten hervor. Er begrenzt die Ebene gegen Nordnordost und hat nach Forster eine Höhe von 6386 Fuß. Nach Valentyn hatte dieser Berg, der von ihm Komaut genannt wird, im Jahre 1683 einen heftigen Ausbruch, durch welchen die Asche bis Koma und selbst weit in die See geschleudert wurde. Ein heftiges Erdbeben ging dem Ausbruch voran.

Die Hochebene von Tondano ist reich an ergiebigen Kaffeegärten. Aber auch der Reis gelangt hier noch zur Reife, doch wird als Getreide hier schon Mais gepflanzt. An den Bergabhängen und in den Thälern des Distriktes Kakas wächst außerdem der Kakaobaum, die Kokospalme, der Muskatnußbaum und der Kossohanf.

Den Reis kultivirt man in der Minahassa zum Theil auf bewässerten Feldern (Kebon petjeh), größtentheils aber auf unbewässerten (Kebon kring). In den Distrikten Tondano, Tompasso und Tonhawang findet man die meisten bewässerten Reisfelder. Der Reis von Minahassa hat kleine Körner, ist nicht so nahrhaft als der javanische und soll auch schneller unbrauchbar werden. Die Reiskultur besteht in jenen Gegenden schon seit alter Zeit. Valentyn erzählt, daß im Jahre 1671 die Last Reis (2000 Pfund) kaum 15 Gulden kostete. Derselbe Autor berichtet, daß bei einem Brande zu Tomohon nicht weniger als 3000 Last Reis vernichtet wurden.

Der Mais, Milo genannt, wird in der ganzen Minahassa, insbesondere in den Gebirgsländern angebaut und liefert stets reichliche und gute Ernten, so daß man an einem Stengel oft zwei bis drei Körnerkolben findet.

An den reizenden Ufern des Tondano-Sees liegt auch nordwestlich von Kakas das kleine Dorf Passo. Unweit desselben sind einige Thermen, von welchen eine als Badeplatz eingerichtet ist. Dieselbe hat eine Temperatur von 35,8° R. Das Quellwasser sammelt sich in einen kleinen Bach, der sich in den See ergießt, wodurch dieser auf eine Strecke von einigen hundert Fuß erwärmt wird. Aus der Umgegend ziehen mancherlei Kranke und besonders an Rheumatismus Leidende zur Heilquelle und gebrauchen die Bäder mit Erfolg. Nicht weit von Passo liegt das Dorf Rembokeng, bei welchem die Ausläufer des westlichen Grenzgebirges der Hochebene den See von Tondano erreichen. Von einigen dieser Ausläufer genießt man eine weite Aussicht über den See und die ihn begrenzenden Ortschaften. Man sieht die Dörfer Kakas, Eris, Watumea und Telap und hinter diesen die bläulichen Gipfel der Berge Lembean und Kawin, von welchen der letztere 3315 Fuß über der Meeresfläche liegt, über den Spiegel des Tondano-Sees

aber sich etwa 300 Fuß erhebt. Vom Kawin aus zieht sich eine sattelförmige Hochebene nach dem Berge Sinawang.

An den seichten Ufern des Sees blüht in zahlreichen Exemplaren die Lotosblume (Nelumbium speciosum) mit ihren großen, glänzenden Blättern und prachtvollen Blüten. Die Eingeborenen nennen die Pflanze Taratti.

Auch der See von Tondano ist wie der See Lino reich an Fischen. Man findet darin die nämlichen oben genannten Arten.

Bemerkenswerth ist, daß trotz des im Allgemeinen sehr gesunden Klimas in der Minahassa und auf den zur Residentschaft Menado gehörigen Inseln die Bevölkerung doch nur sehr langsam zunimmt. Im Jahre 1825 waren die Landschaften der Minahassa, welche 87 Quadratmeilen umfassen, von 73,000 Menschen bewohnt; ihre Zahl stieg im Jahre 1850 auf 96,000, was in Anbetracht der Fruchtbarkeit des Landes, der günstigen klimatischen Verhältnisse und bei Abwesenheit von politischen Stürmen als sehr unbedeutend angesehen werden muß. Die Bevölkerung nahm 1853 und 1854 durch Krankheiten (Dysenterien, Masern, Cholera), sowie durch Erdbeben und andere Naturereignisse bedeutend ab, erfuhr dagegen in den jüngsten Jahren wieder eine etwas raschere Zunahme. Nach der Zählung von 1864 betrug die Bevölkerung des Gebietes von Menado 204,000 Seelen, die sich folgendermaßen vertheilen: Gorontalo 68,000, Tominibucht und Togian-Inseln 66,000, Sangir-Inseln 31,000, Talaut-Inseln 15,000, kleine Reiche der Nordküste 24,000 Einwohner. Unter dieser Bevölkerung befinden sich 550 Europäer und 1434 Chinesen.

Fragen wir nach den Ursachen der langsamen Zunahme der Bevölkerung von Nord-Celebes, so finden wir dieselben für's Erste in den trotz der Missionäre und des eingeführten schwarzen Frackes in vieler Hinsicht noch immer bestehenden rohen Sitten und im verderblichen Aberglauben. Während das javanische Weib, wenn es sich in gesegnetem Zustande befindet, sehr geschont wird und sich jeder strengen Arbeit enthalten kann, ist solches keineswegs bei den Alfuren der Fall, deren Frauen keine schonungsvolle Behandlung erfahren und auch während ihrer Schwangerschaft die Feldarbeiten verrichten müssen, damit der Mann faullenzen kann. Da die Frauen auch nach der Geburt sich der Pflege ihrer Kinder nicht in hinlänglicher Weise hingeben können, so ist die Sterblichkeit unter den Kindern im zartesten Lebensalter eine größere, als im Allgemeinen in den Tropenländern beobachtet wird. Dazu kommen noch verschiedene abergläubische, die Gesundheit beeinträchtigende Gebräuche und vor Allem der Mangel an gebildeten Aerzten, die nicht nur durch Heilung einzelner Krankheitsfälle, sondern insbesondere durch Belehrung, Anordnung einer vernünftigen Lebensweise, Aufhebung des Aberglaubens und Errichtung einer zweckmäßigen Gesundheitspolizei sich nützlich und wohlthätig erweisen und zur Kultur des Volkes eben so viel, als zur Förderung ihres leiblichen Wohles beitragen können. Auf Java findet sich nicht nur eine große Anzahl europäischer Militär- und Civilärzte, denen sich auch die inländische Bevölkerung in Krankheitsfällen sehr oft anvertraut, sondern die Gesundheitspolizei wird allenthalben gewissenhaft gehandhabt, die Kuhpockenimpfung wird streng durchgeführt und an vielen Orten wirken inländische

Aerzte, die zu Batavia europäische Bildung und Unterricht genossen haben. Alles dieses findet sich noch nicht auf Celebes. Die Pocken haben dort besonders in früheren Jahrzehnten große Verheerungen angerichtet. Im Jahre 1819 starb in der Minahassa ein Fünftel der ganzen Bevölkerung an dieser Krankheit. Seitdem wurde die Kuhpocken-Impfung dort eingeführt, jedoch nicht mit solcher Genauigkeit gehandhabt, wie solches auf Java der Fall ist. Auch hat der General-Gouverneur Duimaar van Twist bei Gelegenheit seiner Reise durch jene Gebiete angeordnet, daß aus der Minahassa alljährlich einige begabte Jünglinge auserwählt werden sollen, welche auf Regierungskosten in Batavia zu Aerzten heranzubilden sind. In derselben Weise wurde auch für unterrichtete Hebammen gesorgt. Die guten Früchte dieser Anordnungen werden nicht lange auf sich warten lassen.

Einer der Begleiter des General-Gouverneurs, nämlich der ehemalige Gouverneur der Molukken, C. M. Visser, büßte während der Reise unglücklicherweise sein Leben durch einen Sturz von einem Felsen bei dem Wasserfalle von Tonsea lama ein. Unvorsichtiger Weise hatte er sich bis an den Rand eines in der Nähe des Wasserfalles hervorragenden Trachytblockes gewagt und stürzte in die Tiefe, wo sein Körper erst nach mehreren Tagen zerschmettert wiedergefunden wurde. Dieser Wasserfall, welcher sich eine Stunde von Tondano in der Nähe des Dorfes Tonsea lama befindet, ist einer der großartigsten im Indischen Archipel. Das Wasser fällt in drei Abtheilungen, von welchen die erste etwa 12 Fuß hoch ist, während die beiden anderen zusammen über 70 Fuß Höhe haben. Die ansehnliche Wassermasse des über 50 Fuß breiten Flusses stürzt mit ungeheurem Getöse die beträchtlichen Höhen hinab und wird zugleich durch die nur 10 Fuß von einander entfernten Felsen eingeengt, so daß sie mit verstärkter Kraft durch dieselben sich hindurchwindet. Zwischen der mittleren und unteren Abtheilung des Wasserfalles hat man die beiden Ufer durch eine Brücke verbunden, von welcher aus man die großartigste Ansicht der beiden Wasserfälle genießt, während man zugleich von dem feinen Regen der schäumenden Flut benetzt wird. Einer anderen eben so herrlichen Aussicht erfreut man sich von einem Bambu-Häuschen aus, das ungefähr 40 Fuß tiefer auf einem hervorspringenden Felsen erbaut ist, wo man besonders die unter Getöse niederstürzenden Wellen, welche in ihrem geräumigen Trachytbecken wie ein kochender See sich ausnehmen, beobachten kann.

Die Hochebene von Tondano und vorzüglich die reizenden Ufer des Sees bilden den am meisten bevölkerten Theil der Minahassa. Die Bewohner sind von hoher schlanker Gestalt und hübschem Körperbau. Wir machen hier ebenfalls die Erfahrung, daß die Hochebenen der Tropenländer mit ihrem der gemäßigten Zone sich nähernden Klima das äußere Mittel zur besseren Entwickelung des Menschen in körperlicher und geistiger Hinsicht bilden. Auch die Frauen jener Hochebene zeichnen sich durch edle Gestalt, ziemlich weiße Farbe und anmuthige Gesichtszüge aus. Dies bezeugen die zum Gefolge des General-Gouverneurs gehörenden Reisenden, auf welche die Frauen jener Hochebene einen günstigen Eindruck gemacht zu haben scheinen. Insbesondere sind es die Bewohnerinnen des Dorfes Remboкeng am westlichen Ufer des Sees, nördlich von Passo, welche als die schönsten

Frauen der Minahassa gerühmt werden. Der Berichterstatter schildert dieses Dorf als anmuthig am Abhange eines Hügels, 500 Fuß über dem Spiegel des Sees und etwa 2500 Fuß über dem Meere gelegen.

Dennoch findet es der holländische Reisende unbegreiflich, daß die ersten Ansiedler von Rembokeng gerade diesen felsigen Abhang zur Erbauung ihrer Wohnungen auserwählt haben. Wie viele Hunderte von Ortschaften und kleineren Dörfern mit einer gesunden und frohen Bevölkerung findet man aber auch in Deutschland auf felsigem Boden, auf Hügeln und an Abhängen von Bergen liegend, deren ursprüngliche Ansiedelung in luftiger Höhe unserem Autor gewiß auch unbegreiflich erscheinen würde! Wir unsererseits sind aber geneigt, gerade die hohe Lage von Rembokeng und das aus derselben sich ergebende gesunde Klima für eine vorzügliche Ursache des kräftigen und schönen Körperbaues zu halten, welchen der Reisende so sehr bewundert. Wunderlich aber erscheint die Wahl von sumpfigen, heißen und ungesunden Niederungen für die Anlage von Kolonien und Städten, wie dies die Holländer, in früheren Zeiten wenigstens, zu thun pflegten und wodurch manche Kolonien in Folge des Klima's zu Grunde gingen, so wie Städte Jahrhunderte hindurch wegen ihrer fürchterlichen Mortalität verrufen waren.

So wie Rembokeng liegt auch Awuan 2500 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Der Weg nach diesem, 500 Einwohner zählenden Orte führt durch die Dörfer Koja und Tataäran, welche in der Nähe der westlichen Grenze des Hochlandes liegen. Bei Tataäran entspringen mehrere heiße Quellen, deren Bestandtheile unbekannt sind. In Awuan wird man durch eine entzückende Aussicht auf einen großen Theil der Hochebene und die sie begrenzenden Gebirge überrascht. Auf der einen Seite liegt der südliche Theil des Sees zu den Füßen des Beschauers, östlich begrenzt von den Bergen Lembean und Kawin, die unmittelbar hinter den Dörfern Eris, Watumea und Telap sich erheben. Eine kleinere Hochebene erstreckt sich vom Berge Kawin aus, umzieht die Fläche von Kakas und verbindet den Kawin mit dem Sinawang, der, mehr als 1500 Fuß über die Hochebene hervorragend, seine kegelförmige Spitze im Südsüdwesten hinter Langowan erhebt und westlich in den mit breitem Kamme versehenen Tampusso übergeht. Im Hintergrunde bemerkt man noch die Spitze des Saputang, des höchsten Berges von Nord-Celebes, dessen Höhe von Dr. Lange auf 5744 Fuß angegeben ist. Dieser Vulkan hatte seinen jüngsten sehr heftigen Ausbruch im Jahre 1838. Zu Amurang und auf viele Meilen im Umkreise lag die Asche vier Fuß hoch, so daß viele Dörfer darunter begraben und die Ernte vernichtet wurde. Steine, zum Theil von zehn Fuß im Durchmesser, wurden meilenweit geschleudert. Der große Kreis, welcher durch die Berge und ihre Verbindungsjoche umgrenzt wird, erscheint getheilt durch einen mit düsterer Waldung bedeckten Gebirgszweig, der vom Sinawang abgeht und die südwestliche Grenze des Hochlandes von Tondano bildet. In diesem Gebirgszweige, der bis Awuan sich verlängert, zieht sich gegen Süden ein großes prachtvolles Thal hin. „Es ist unmöglich," sagt Bleeker, „die Schönheit und Pracht der vor den Augen des Beschauers sich ausbreitenden Landschaft zu beschreiben. Obgleich Java mit Recht

wegen der Großartigkeit und des Reizes seiner Landschaften berühmt ist, so ist mir doch keine Gegend Java's bekannt, die mit den landschaftlichen Bildern um Awuan zu vergleichen wäre."

Zu Tondano ist auch ein eigener, von Javanen bewohnter Kampong angelegt. Seine Bewohner bestehen meistens aus Personen, die wegen ihres politischen Verhaltens von Java verbannt wurden; die Mehrzahl derselben waren Anhänger des Diepo Negoro, des Anführers der Javanen zur Zeit des Aufstandes in den Jahren 1825—1830. Im Jahre 1855 waren im Ganzen noch 45 Familien aus den höheren Ständen dort ansässig, die das nicht allzu saure Brot der Verbannung aßen; mit ihren Familien-Angehörigen und ihrer Bedienung machten sie ungefähr 300 Personen aus. Auch in anderen Orten der Minahassa findet man javanische Familien, die wegen politischer Vergehungen aus Java verbannt wurden. Sie vermehren sich durch Heirathen mit den alfurischen Frauen, die sie aber erst zur muhamedanischen Religion bekehren. So bilden sie den Kern einer muhamedanischen Bevölkerung, die wahrscheinlich an Zahl bald zunehmen wird.

Von Tondano zieht sich ein Weg südöstlich nach dem fünf Meilen entfernten Küstenorte Kema. Er führt nach Tonsea lama, verläßt dann die Hochebene bei dem Wasserfalle und schlängelt sich in der vom Flusse Tondano gebildeten Schlucht nach den mit Waldung und Kaffeegärten besetzten Abhängen des Gunong Klabat.

Der ungefähr zwei Meilen lange Weg durch die Schlucht bietet großartige Ansichten dar, sowol nach den dicht bewachsenen, meist steilen Wänden, unter deren Schatten der Wanderer die kühle Luft genießt, als auch nach den hinter der Schlucht sich erhebenden Gebirgszweigen, deren Höhen hier und da durch die von Gebirgsbächen gebildeten Einschnitte sichtbar sind und von welchen ein ungemein angenehmer kühler Wind herabweht. In der Tiefe hört man den über Felsstücke brausenden Fluß, dessen Anblick meistens durch dichtes Gebüsch verdeckt wird. Eine Zeit lang geht der Weg längs des linken Flußufers, dann aber führt eine Brücke nach dem rechten Ufer, das Terrain wird wellenförmig, denn man befindet sich an den hügelförmigen Ausläufern des Gunong Klabat. Keine menschliche Wohnung unterbricht die Einsamkeit dieses reizenden Weges, bis man an das hinter Palmen und Fruchtbäumen verborgene kleine Dorf Tangari gelangt. Von hier an ist die Waldung an einzelnen Stellen gelichtet, um der Kaffeekultur Platz zu machen, und es eröffnet sich die Aussicht nach den Höhen des Gunong Klabat einerseits und die weite Fläche von Kema andererseits. Außerdem erblickt man noch zwei Vulkane, nämlich den Gunong Dua Sudara („die zwei Brüder") und den Batu angus („gebrannter Stein"). Der erstere hat eine Höhe von 4558 Fuß und zeichnet sich durch einen in seinem Krater durch spätere Hebung entstandenen Eruptionskegel aus. Der Batu angus ist 2208 Fuß hoch, bildet ein Kap im Meere und verdankt seine Entstehung einem furchtbaren Ausbruche des Gunong Tonkoko im Jahre 1801, wobei die ausfließende Lava sich über einem älteren Felsen aufthürmte. So erzählen die Eingeborenen.

Vom Dorfe Tangari an senkt sich das Land immer mehr, bis es bei dem Orte Sawangan, der 500 Einwohner zählt, in das flachere Land übergeht.

Der Fluß Tondano, der bisher den Wanderer stets begleitete, nimmt nun seinen Lauf westwärts, hält dann eine mehr nördliche Richtung ein, wird bei dem Orte Moombi für kleine Schiffe befahrbar und ergießt sich bei Menado in's Meer.

Zu Sawangan ist ein sehenswerther alfurischer Begräbnißplatz mit zahlreichen, aus Trachyt gehauenen Gräbern, von welchen die meisten mit Figuren aus demselben Steine geziert sind.

Von Sawangan führt ein Weg sowol nach Menado als nach Kema. Der letztere Ort liegt sehr malerisch an einer großen, doch nicht sehr geschützten Bai und den letzten Ausläufern des Klabat. Im Jahre 1854 hatte Kema etwa 1800 Einwohner, unter welchen 142 Europäer oder europäische Kreolen, 1100 inländische Christen und 500 Muhamedaner waren. Als Handelsplatz ist Kema nicht unbedeutend. Während des West-Musson, wo die Bai durch das nördlich und westlich liegende Land vor den Winden geschützt ist, wählen die Schiffe die Bai von Kema als Ankerplatz, doch bietet dieselbe während des Ost-Musson nicht denselben Schutz. Zu jener Zeit ist es die Bucht von Menado, wo die Nord-Celebes besuchenden Schiffe gewöhnlich ankern.

Während bei Menado, wie oben angeführt, der große, durch den See von Tondano gehende Fluß gleichen Namens sich in's Meer ergießt, fließt bei Kema nur ein unansehnlicher Bach, der seine Quellen an den Abhängen des Klabat und in den nordöstlichen Grenzbergen der Hochebene von Tondano hat.

Die zur Residentschaft Menado gehörige Minahassa (oder Bundesgenossenschaft) wird in die fünf Abtheilungen Menado, Kema, Tondano, Amurang und Belang eingetheilt. Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in Distrikte. In einer jeden sind europäische Beamte angestellt, unter welchen die inländischen Distriktshäuptlinge mit dem Titel Hukum besar oder „Major" stehen. Außerdem giebt es niedrigere Beamte, die den Titel Hukum kaduwa führen, sowie endlich in jedem Dorfe sich ein Vorsteher oder Kapala befindet. Jede dieser Kategorie von Beamten genießt bestimmte, von der Regierung festgestellte Einkünfte, die theils in einem Antheil an der Kopfsteuer, theils in Prozenten derjenigen Bodenerzeugnisse bestehen, welche für den europäischen Markt bestimmt sind. Es ist dafür gesorgt, daß die Förderung der Regierungs-Interessen auch für die inländischen Beamten in pekuniärer Hinsicht vortheilhaft ist.

Anders ist das politische Verhältniß der Landschaft Gorontalo zur niederländischen Regierung. Dieselbe besteht aus mehreren Distrikten, welche von inländischen Häuptern oder Radscha's regiert werden, die durch Kontrakte der Regierung in der Art verbunden sind, daß letztere ihnen Schutz gewährt und für den Fortschritt in industrieller und landwirthschaftlicher Hinsicht sorgt, wofür die Distriktshäupter bestimmte Abgaben der Regierung entrichten. In früheren Jahren mußten die Radscha's der Regierung alljährlich eine bestimmte Quantität Gold, das in den Bergwerken von Gorontalo gefunden wird, liefern, doch seit dem Jahre 1849 wurde diese Goldlieferung in eine regelmäßige Steuer verwandelt. Die Bevölkerung der Gorontalo'schen kleinen Reiche lebt übrigens trotz des Goldreichthums

ihres Landes in Armuth und steht geistig und materiell weit hinter der Bevölkerung der Minahassa. Die Fürsten üben eine unumschränkte, oft willkürliche Gewalt aus, und es wäre eine wahre Wohlthat, wenn die holländische Regierung die unmittelbare Verwaltung des Landes in die Hand nehmen würde.

Aehnlich wie zu Gorontalo ist auch das Verhältniß der kleinen, an der Nordküste von Celebes gelegenen Fürstenthümer zur Regierung ein durch Bündnisse und Kontrakte festgestelltes. In den Landschaften Bolang-Mongondo, Bolang-Banka, Bintauna, Bwool und Toli-Toli besteht noch die Verpflichtung der jährlichen Goldlieferung, doch sind die Radscha's sehr saumselig in der Erfüllung ihrer Verpflichtungen, ohne daß die Regierung jemals durch Strenge und Gewalt ihre Steuern einzutreiben sich veranlaßt fand.

Jene Halbinsel von Celebes, welche nördlich von der Bai von Tomini, südlich vom Golfe von Tolo begrenzt wird, entbehrt zur Zeit noch des unmittelbaren Einflusses der holländischen Regierung in politischer Hinsicht. Es bestehen auch hier mehrere kleine, von einander unabhängige Fürstenthümer. Dieselben standen früher, sowie noch einige kleine nördlicher gelegene Reiche, sammt den Togian-Inseln unter der Herrschaft des Sultans von Ternate. Gegenwärtig hat diese Herrschaft noch nicht ganz aufgehört bezüglich der Landschaften Bualemon und Pattipatti, welche am südöstlichen Theile der Bucht von Tomini liegen. Andere Fürstenthümer, wie Paripi und Todscho, standen früher unter Boni, welches Reich zu bestehen aufgehört hat. Mehrere Fürsten der erwähnten Halbinsel haben jedoch die Oberherrschaft der holländischen Regierung anerkannt, was bei Gelegenheit der Sendung der Dampfschiffe „Argo“ und „Bromo“ im Jahre 1850 nach jenen Küsten, sowie im Jahre 1854 bei einer Rundreise des Residenten von Menado mit dem Dampfer „Aetna“ stattfand.

Das Reich Paripi erstreckt sich von dem Orte Amfibabu bis zum Flusse Dalagu und wird von einer wohlhabenden Bevölkerung bewohnt. Denn dort wird der Handel zwischen Nord- und Süd-Celebes vermittelt, der ein ziemlich bedeutender genannt werden kann. An der Spitze des Staates steht ein Magau, welchem Beamte zur Seite stehen, welche die Titel Dschugugu, Matiki Matua, Kaptein Cant (Seehauptmann) hukom und Glarang führen. Die Staatsverfassung ist wie in Süd-Celebes keine unumschränkte, sondern es wird in den Volksversammlungen über wichtige Dinge Beschluß gefaßt.

Die Regierung von Paripi hat sich in jüngster Zeit den Holländern in der Erbauung eines Forts und der Einrichtung einer Faktorei behülflich gezeigt. Auch der Handel mit Singapur wird durch buginesische Kaufleute im Staate Paripi vermittelt.

Oestlich von Paripi liegt die Landschaft Possa, so genannt von dem das Land durchströmenden Hauptflusse. Wenn man von der Mündung dieses Flusses westwärts etwa acht Meilen geht, so gelangt man zu einem großen See, Tolagi genannt, an dessen Ufern drei große Ortschaften: Tapadodong, Tapada und Tuapa liegen. Der jene Gegend bewohnende Alfurenstamm nennt sich Awrang Tolagi. Derselbe treibt Handel mit den Buginesen, denen sie für verschiedene Gegenstände Gold, Klewange, Kattunwebereien und Flechtwerk in Tausch geben.

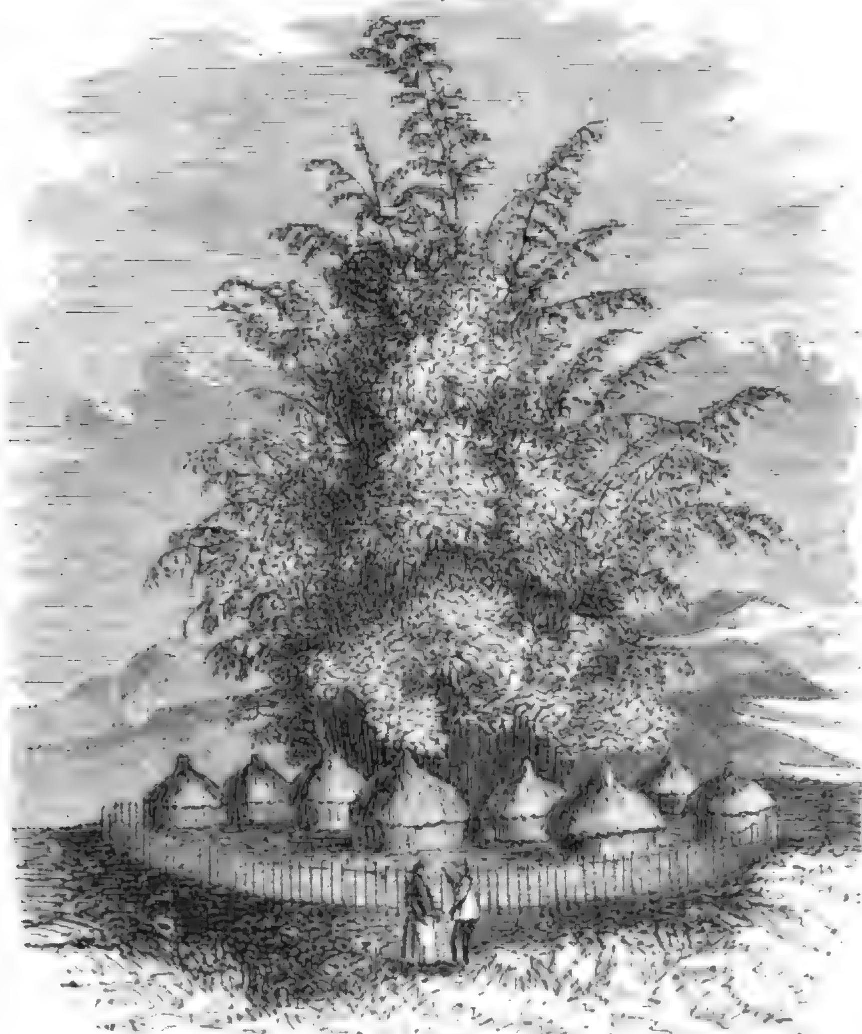
Innerhalb der Tomini-Bai befinden sich mehrere, zum Theil ausgedehnte Inseln, unter welchen die Togian-Inseln die bemerkenswerthesten sind. Sie haben eine Bevölkerung von 7000 Seelen, unter welchen 150 Buginesen. Die buginesischen Kaufleute segeln gern nach dem trefflichen Hafen der Togian-Inseln, wo ihre Prauen hinter langen Riffen vor Stürmen geschützt sind und wo sie sich im Mittelpunkte ihres Handelsgebietes, zwischen Süd- und Nord-Celebes befinden. Die Ortschaft Balabatang auf Togian ist mit einer sechs Fuß dicken Ringmauer als Schutz gegen Seeräuber umgeben. Die auf den Mauern aufgepflanzten Kanonen beherrschen den längs derselben sich ausdehnenden Hafen mit seinen Schiffen.

Es ist schon erwähnt worden, daß Gorontalo sowol als die Nordküste von Celebes reich an Goldminen sind, daß aber die Bevölkerung beider Länder zu den ärmsten und geistig am meisten vernachlässigten auf Celebes gehört. Man könnte die Frage aufwerfen, wie es komme, daß die Besitzer der reichen Goldminen sich nicht wenigstens durch materiellen Reichthum auszeichnen. Indem die dort ohnehin spärliche Bevölkerung, von ihren habsüchtigen Radscha's genöthigt, sich mit dem Bergbau und den Goldwäschereien beschäftigt, liegen die Felder unangebaut, der Bedarf an Reis muß theilweise von anderswoher bezogen werden, und die armen Einwohner müssen den ganzen Lohn, der ihnen für ihre schwere Arbeit gegeben wird, für Nahrungsmittel wieder ausgeben. Dabei sind sie unterwürfige Taglöhner, die zur Zeit einer Erkrankung, oder wenn Altersschwäche ihren Gliedern die Kraft zur Arbeit nimmt, darben müssen. Wie beneidenswerth ist im Vergleiche mit einem solchen Goldsucher das Loos des, wenn auch nicht sehr wohlhabenden Landmannes! Er genießt seiner Hände Fleiß, ist Herr seiner Besitzung und freut sich, wenn der Segen seiner Arbeit, die schweren Garben nach Hause gefahren werden und reichlichen Unterhalt für die ganze Familie bieten, ohne daß der schwächliche Greis und der arbeitsunfähige Kranke ihres Antheils entbehren müssen.

Es bestand aber auf Celebes bis zur neuesten Zeit noch eine weitere Beeinträchtigung des Ertrages der Bergwerke, nämlich das Monopol, welches die ehemalige Ostindische Compagnie und auch noch eine Zeit lang die an ihre Stelle getretene holländische Regierung auf den Verkauf des Goldes legten. Es sollte nämlich alles aus den Bergwerken und den Wäschereien gewonnene Metall der Regierung gegen die festgesetzte, sehr geringe Bezahlung von 14—1600 Kupferdeuten (oder 14—16 Gulden) für die Unze feinen Goldes eingeliefert werden. Freilich floß trotz des von der Compagnie für den Goldhandel beanspruchten Monopols doch der größere Theil des gewonnenen Metalles in die Hände der allenthalben herumziehenden und von den Radscha's geschützten buginesischen Kaufleute, die wol das Doppelte oder dreimal so viel als die Regierung für das Gold gaben, doch suchte man von Seiten der Regierung diesen heimlichen Verkauf, so weit es möglich war, zu verhindern, bis zuletzt die verpflichtete Goldeinlieferung in den meisten Provinzen aufgehoben und durch eine Steuer von bestimmtem Betrage ersetzt wurde. Der Gedanke liegt aber nahe, daß die Regierung die Bearbeitung der Bergwerke unter die Leitung von kundigen, wissenschaftlich gebildeten Männern stellen und die Verwaltung übernehmen sollte. Die Arbeiter würden einen für den

Unterhalt ihrer Familie hinlänglichen Lohn erhalten, die im Dienste ergrauten oder krank gewordenen würden einen Theil ihres Soldes weiter beziehen, und der Ertrag der Bergwerke würde unter zweckmäßiger Bearbeitung ein ungleich höherer sein, als es bis jetzt der Fall war.

Mein zu früh verstorbener Freund und Reisegenosse, Baron Melvill van Carnbee, dessen Verdienste um die Hydrographie und Kartographie des Indischen Archipels allgemein bekannt sind, faßte einst im Verein mit einigen Freunden den Plan, die Bergwerke von Nord-Celebes durch eine Gesellschaft von Privatpersonen bearbeiten zu lassen. Die niederländische Regierung verweigerte jedoch die Erlaubniß zur Bildung der Gesellschaft. Es wäre aber gewiß sowol für die Finanzen des Landes vortheilhaft, als auch dem Wohl der Eingeborenen förderlich, wenn die holländische Regierung sich für die Hebung der Goldschätze von Nord-Celebes interessiren würde, die so viele Jahrtausende hindurch in der Erde geschlummert haben. Ist doch das Gold ein so wichtiger Faktor im Leben, daß man glauben sollte, keine Regierung, und am wenigsten die sparsame und wohlbedächtige der Niederlande, würde lange zögern, dasselbe in den Eingeweiden der Erde aufzusuchen.



Reishäuschen mit Bamburohr.

Zweige von Gewürzpflanzen.
1. Gemeiner Lorbeer (Laurus nobilis). 2. Echter Zimmt (Cinnamomum ceylonicum). 3. Kassienzimmt (Persea Cassia). 4. Muskatnuß (Myristica muschata). 5. Schwarzer Pfeffer (Piper nigrum). 6. Gewürznelken (Caryophyllus aromaticus),

Achtes Kapitel.

Amboina, die Insel der Gewürze und Sagopalmen.

Seeluft. — Die Seeräuber im Indischen Archipel, ihr Ursprung, ihre Geschichte und innere Organisation. — Unternehmungen der Holländer gegen dieselben. — Teifun. — Ankunft in der Bai von Amboina. — Das Fort Victoria. — Die Stadt Amboina. — Fieberepidemien nach gewaltigen Erdbeben. — Villen außerhalb der Stadt. — Grotte mit Stalaktiten. — Doppelter Sonnenuntergang. — Kultur des Nelkenbaumes. — Die Sagopalme, Hauptnahrung der Amboinesen. — Dörfer auf Amboina. — Gebräuche und Sitten. — Verschiedene Glaubenslehren.

Obgleich ich schon einen großen Theil der ostasiatischen Inselwelt kennen gelernt hatte, sehnte ich mich immer noch nach weiteren Ausflügen, und jede neue Gelegenheit hierzu kam mir erwünscht. Lieber Leser, du kannst dir die Ursache meines bangen Herzens gar nicht denken, wenn ich dich nicht einigermaßen in die Verhältnisse einweihe, in welchen ich in Ostindien lebte.

Siehst du die große blaue Scheibe, den unendlichen, unwirthlichen Ozean, der am Fuße dieses Berges in unabsehbare Ferne sich verliert? Schön leuchtet dieser Himmel in der Tiefe zu uns herauf und prachtvoll erscheint auch dieser Theil der Schöpfung, wenn ich ihn von dem Lande aus betrachte, das auf festen Pfeilern ruht, „damit es nimmer wanke“. Auch vertrauen wir uns gern ohne Zagen seinen rauschenden Wellen an, damit sie uns auf ihrem Rücken im schwim-

menden Gebälk nach fernen Ländern bringen. Sind wir aber an's Ziel unserer Reise gekommen und strahlen die blauen Berge und die grünen Wälder der Küste uns entgegen, dann erwacht auch der unwiderstehliche Trieb, den schaukelnden Kasten zu verlassen und uns frei und froh auf dem Lande zu bewegen, „das der Ewige dir zum Aufenthalte gegeben hat". Der Mensch aber spricht in seinen eigenthümlichen sozialen Einrichtungen dem göttlichen Willen Hohn, indem die seefahrenden Völker einen Marinestand geschaffen, dessen Heimat und ständiger Aufenthalt das Schiff ist, in dessen Innerem man sich in ewig passiven Bewegungen auf fremdem Elemente bewegen soll. Unzählige Male segelten wir an reizenden Küsten vorbei, hinter welchen Schluchten mit silberweißen Kaskaden auf bewaldeten Höhen sich zeigten; es waren oft unbekannte Länder und kleinere Inseln, auf welche die Natur den Zauber ihrer Schönheit ausgegossen, vergebens war mein Verlangen, die beengenden Räume des Schiffes zu verlassen und nach dem Lande mich zu begeben, an dessen Reizen wir spröde vorüberzogen. Es waren die Qualen eines Tantalus, der vor Durst schmachtend das krystallhelle Wasser und die saftigen Früchte vor sich sah, ohne sie kosten zu dürfen.

So waren denn meine Exkursionen alle nur Urlaubsreisen, während deren der ärztliche Dienst auf den Kriegsschiffen der Rhede von Anderen versehen wurde. Desto lebhafter waren aber die Eindrücke, welche die Tropenwelt mit ihrer reichen Vegetation auf mich machte. Die Gebirge, die Ströme, die fremden Völker und ihre sozialen Einrichtungen, die Stimmen der Vergangenheit, die in den Tempeln, den Statuen und den beschriebenen Steinen zu mir sprachen: dies Alles prägte sich um so tiefer in's Gedächtniß und die Einbildungskraft ein, als die Flügel der Zeit nur zu rasch sich bewegten, während welcher mir diese Genüsse zu kosten gegönnt war. So schlägt nun auch jetzt wieder die Stunde der Rückkehr, mein Urlaub ist zu Ende und ich höre, daß unser Schiff, die Dampf-Korvette „Bromo" (nach dem Vulkan Bromo oder Brahma auf Java so genannt) die Bestimmung erhielt, nach Amboina, einer der molukkischen Inseln, sich zu begeben.

Der große Kriegsdampfer ist indessen als ein Werk von Menschenhänden auch nicht zu verachten. Nett und reinlich ist das geräumige Verdeck, von welchem eine zierliche Treppe zu dem „Longroom", dem für die Offiziere bestimmten Platz führt. Diesen Platz begrenzen von drei Seiten die einzelnen Kajüten, wo man es verstand, den kostbaren Raum mit weiser Sparsamkeit zu benutzen.

Eine Bettstelle aus Mahagoniholz, unter welcher Schubladen für Wäsche und Kleider angebracht sind, daneben ein Waschtisch, der zugleich als Arbeitstisch dient, bilden nebst einem Stuhl, Spiegel und einer Bücherstellage die Einrichtung der Kajüte, welche im Vergleich mit jenen der anderen Schiffe, insbesondere der Segelschiffe, noch einen bedeutenden Umfang hat. Die Möbel aber verdienen auf einem Schiffe eigentlich diesen Namen nicht, insofern sie nicht mobil, sondern wohlbefestigt sein müssen, um nicht durch das Schwanken des Schiffes herumgeworfen zu werden und in Trümmer zu zerfallen. So müssen denn auch die meteorologischen Instrumente in Messingringen, die nur an zwei Punkten befestigt sind, schweben, um bei dem beständigen Schwanken des Schiffes dennoch eine

horizontale Lage zu behalten. Unter dem Takte der Trommel und den kräftigen Tritten der Matrosen wird der Anker heraufgewunden, die Inseln und die Küste beginnen sich zu drehen, und die Maschine treibt das Schiff vorwärts.

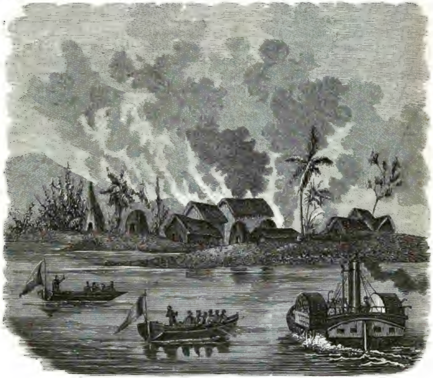
Unser Cours war zunächst von Batavia aus nach Ostnordost. Wir wollten die hohe See gewinnen, um dann von den unserer Fahrt günstigen Westwinden Gebrauch zu machen. Die heiße, dumpfe Luft, welche nicht selten an der Küste und auf der Rhede Batavia's herrscht, machte der frischen, reinen Seeluft Platz, welche besonders heilsam auf die an bösartigen Fiebern leidenden Kranken und Rekonvaleszenten wirkt. Als bestes Mittel, den Gesundheitszustand einer Schiffsmannschaft, die in der Nähe von sumpfigen Küsten sich befindet, zu heben, gilt eine Seereise. Ist auch die mittlere Temperatur des Meeres nicht niedriger, als die der Küste, so fehlen doch die aus der Zersetzung der organischen Stoffe sich entwickelnden fremden Gase, welche die Luft ungesund machen und dem Menschen zum Verderben gereichen.

Der Dampfer näherte sich den zahlreichen in der Sundasee zerstreuten Inseln, lag auch öfters einige Stunden im Meere stille, um bewaffnete Schaluppen nach jenen Inseln auszuschicken, die im Verdachte waren, als Schlupfwinkel der Seeräuber zu dienen. Die seit Jahrhunderten in den Gewässern des Indischen Archipels verbreiteten Seeräuber nahmen stets einen Theil der Thätigkeit der Kriegsschiffe in Anspruch. Wir wollen, da die Küste Java's sich bereits außer unserem Horizont befindet und sich uns nur der sattsam bekannte Anblick der endlosen Fluten unter der blauen Himmelskugel darbietet, einige Einzelheiten über die indischen Seeräuber anführen.

Dieselben hausten besonders in früheren Zeiten in furchtbarer Stärke. Als nämlich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, theils durch die Eroberungen der Malayen, theils durch europäische Völker besiegt, manche Stämme, welche früher blos Handel und Ackerbau trieben, aus ihren Heimatsitzen auswanderten, wurden sie sowol durch den abenteuerlichen Zustand, in welchen sie ihre Flucht versetzte, als aus Rachegefühl gegen ihre Unterdrücker dazu angeregt, einen vereinigten Bund unter einem Oberhaupte zu bilden, der die Seeräuberei im Großen trieb. Lange Zeit waren sie der Schrecken aller Nationen, welche mit den reichen Ländern des Indischen Archipels und dem asiatischen Kontinent Handel trieben. Ihre zahlreichen schnellsegelnden Fahrzeuge (Prauen), die mit langen Kanonen (Lilas) bewaffnet waren, durchkreuzten zu Hunderten die Meere und Buchten des Archipels. Nicht leicht entging ihnen ein Schiff, welches irgendwo am Rande des Horizonts auftauchte und das im günstigen Falle, wenn es eingeholt wurde, durch schweres Lösegeld seine Freiheit erkaufen mußte. Man hat öfters einen Vergleich der indischen Seeräuber mit den erst vor wenigen Jahrzehnten ausgerotteten barbareskischen Raubstaaten Fez, Tunis und Tripoli am Mittelmeere angestellt; aber sowol das Gebiet, über welches sich die indischen Räuberstämme erstreckten, die Tausende von Inseln und Inselgruppen sammt den größeren reichen Ländern, als auch der lebhafte Verkehr, in welchem diese Länder mit der arabischen Halbinsel, mit den übrigen asiatischen Küstenländern und mit den europäischen Staaten stehen, endlich der lebhafte Binnenhandel zwischen den Völkern des Archipels

bieten einem Bunde von Seeräubern einen ungleich größeren Wirkungskreis, als dies am Mittelländischen Meere und einem Theile des Atlantischen Ozeans noch im Anfange dieses Jahrhunderts der Fall war.

Weder Schiff noch Mannschaft verschonten diese malayischen Seeräuber; gelegentlich fielen sie auch über die friedlichen Inselbewohner her. Die geraubten Menschen wurden entweder als Sklaven an ferne asiatische oder australische Stämme verkauft, oder die Räuber behielten sie zu eigenen Dienstleistungen. An einen Balken angebunden, wurden sie zum Reisstampfen oder zu ähnlichen Arbeiten verwendet.



Zerstörung eines Seeräuber-Dorfes durch Holländer.

Bis zum siebzehnten Jahrhundert waren selbst die Javanesen sowie die Küsten Sumatra's nicht sicher vor den Anfällen der Piraten. Doch als bewaffnete Schiffe der holländisch-ostindischen Compagnie diese Gewässer mehr und mehr durchkreuzten und die Bewohner in den der Compagnie unterworfenen Ländern dem Schutze derselben sich anvertrauten, zogen sich die Piraten allmälig aus diesen Gewässern zurück. Selbst die unbewaffneten, mit der holländischen Flagge versehenen Schiffe wagten sie nicht anzugreifen, wohl ahnend, daß die holländische Seemacht ihnen

Digitized by Google

einst den Untergang bereiten werde. Immer aber war die Macht der ostindischen Seeräuber noch bedeutend, wenn sie auch ihr grausames Gewerbe in den von dem Course der holländischen Schiffe entfernten Orten ausübten.

Sowol von Bundesgenossen dazu aufgefordert, als auch um die Sicherheit zur See für alle Nationen wo möglich herzustellen, veranstaltete die holländische Flotte öfter Expeditionen gegen die Seeräuber. Selten jedoch wurden diese Streifzüge mit dem gewünschten Erfolge gekrönt. Die schlauen Piraten, welche durch einzelne Kreuzer, sowie durch die in ihrem Bunde stehenden Fischer gar bald von der gegen sie ausgesandten Flotte in Kenntniß gesetzt wurden, eilten sogleich nach ihren Schlupfwinkeln, nach den hinter Korallenbänken versteckten Inseln, wohin ein größeres Schiff ihnen nicht nachzufolgen vermochte. Dennoch geschah es bisweilen, daß man die von den Räubern besetzten Inseln mittels bewaffneter Schaluppen nicht ohne hartnäckigen Kampf eroberte, viele ihrer Fahrzeuge zerstörte, die Seeräuber selbst aber zu Gefangenen machte.

Eine für die indischen Seeräuber höchst unangenehme Erfindung war die in den Vierziger Jahren mehr und mehr auch in den indischen Gewässern allgemein gewordene Dampfschifffahrt und die Möglichkeit, kleine, kaum 2—3 Fuß tiefgehende Kriegsdampfer zu erbauen, die man mit schwerem Geschütz bewaffnen konnte.

Der Anblick eines schwimmenden Vulkans, der ohne Segel und unabhängig vom Winde mit Leichtigkeit sich bewegt, scheint auf die Bewohner des Archipels überhaupt Anfangs einen gewaltigen Eindruck gemacht zu haben, weshalb sie auch das Dampfschiff „Kabal sedan“, das ist Teufelsschiff, nannten. Die holländische Dampfflotte ließ es auch nicht an Bemühungen fehlen, ihre Dienste den Seefahrern und der Gerechtigkeit überhaupt zu widmen. Besonders zeichneten sich die Dampfschiffe „Hekla“, „Argo“, „Merapi“, „Amboina“ u. A. dadurch aus, daß sie theils allein, theils in Verbindung mit Segelschiffen den Räubern sowol auf offener See als in der Nähe ihrer heimatlichen Küsten bedeutende Niederlagen beibrachten. Im Jahre 1850 und 1851 waren es vorzüglich die beiden Dampfer „Aruba“ und „Hekla“, welche mehrere Prauen zerstörten und viele Hunderte von Seeräubern sammt ihren Frauen und Kindern gefangen nach Java brachten.

Aus den Berichten der gefangenen Räuber hat man über den Zustand des Seeraubes in den Gewässern des Indischen Archipels Folgendes erfahren. Im Vergleich mit früheren Jahren besteht der Seeraub in Indien nur in kleinem Maßstabe. Das Centrum desselben befindet sich auf den unter spanischer Herrschaft stehenden Philippinischen Inseln, besonders auf Mindanao. Deshalb erkennen die Seeräuber den Sultan von Sulu als ihren Gebieter an. Hieraus geht hervor, weshalb es bis jetzt trotz der fortgesetzten und angestrengten Bemühungen der Holländer noch nicht gelungen ist, das Uebel der Seeräuberei mit der Wurzel auszurotten. Die Hülfsquellen der Seeräuber müssen ansehnlich sein, und es ist wahrscheinlich, daß mancher Sultan, der über einige Inseln gebietet, heimlich mit den Piraten verbunden ist. Auf Batang-Gingi allein sollen neuerdings wieder jährlich 22 bis 24 Räuberschiffe ausgerüstet werden. Das nöthige Schießpulver verfertigen die Räuber selbst, auch gießen sie ihre eigenen Kanonen. Es erklärt sich hieraus,

Schiff im Teifun.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

weshalb sie so gern Waffenschmiede zu Gefangenen machen. Es ist schon vorgekommen, daß die in einer ambulanten Schmiede auf einer kleinen Insel arbeitenden Europäer im Angesicht ihres in der Nähe ankernden Schiffes von den verwegenen Räubern, die sich hinter dem waldigen Küstensaume der Insel so lange als möglich verborgen hielten, in ihre Kähne geschleppt wurden, ohne daß es gelang, die schnell davonrudernden Piraten wieder einzuholen.

Im Frühjahre geht die Räuberflotte noch alljährlich, 70—80 Segel stark, von Mindanao aus, um sich dann in kleinere Flottillen zu theilen und die verschiedenen Richtungen des Archipels zu durchstreifen. Die größeren Raubschiffe sind mit 30—40 Leuten bemannt und führen 4—6 Kanonen. Krisse, Piken und Gewehre sind im Ueberfluß in diesen Prauen vorhanden. In früheren Zeiten waren es besonders Celebes und die angrenzenden Inseln, ebenso Flores, wo die Seeräuber ihre Zusammenkünfte hielten. Die eingeborenen Fürsten dieser Länder machten theils aus Furcht, theils aus Gewinnsucht, da ihnen ein Theil der gemachten Beute zufiel, mit ihren Gästen gemeinschaftliche Sache. Gegenwärtig dienen allerdings noch manche abgelegene Inseln des Archipels als Stelldichein für die Piraten, um ihre Schiffe auszubessern, Wasser einzuholen, ihre Beute zu vertheilen, doch werden sie über kurz oder lang von den Holländern gleich Raubvogelnestern ausgenommen werden.

Ein berüchtigtes Haupt der Seeräuber, Robodoy, wurde im Jahre 1854 mit seiner 238 Mann starken Mannschaft auf Ternate durch das Dampfschiff „Vesuvius" zur Unterwerfung gebracht. Der Sitz dieser Bande, mit ihren trefflich gebauten Schiffen, war früher die Nordküste von Flores, doch die fortschreitende Kultivirung des Landes, sowie das häufige Erscheinen von Kriegsdampfern verdrängten die Seeräuber. Bei dem Verhör gab Robodoy an, daß noch 200 Räuber mit einer entsprechenden Anzahl Prauen an der Küste von Flores sich aufhielten.

Der offizielle Bericht des Admirals zu Batavia über die Seeräuberei in Indien vom Jahre 1854 schließt mit den Worten: „Man kann als günstiges Resultat unserer Bemühungen anführen, daß sich in den vorausgegangenen Jahren das Uebel der Seeräuberei in unseren Gewässern bedeutend vermindert hat. Eine vollkommene Ausrottung desselben läßt sich jedoch für die nächste Zeit noch nicht erwarten. Wird indessen die Durchkreuzung aller Meere planmäßig mit Eifer und Fleiß fortgesetzt, dann werden die Strandbewohner mehr und mehr von jedem heimlichen Einverständniß mit den Seeräubern abgehalten, diese werden von Punkt zu Punkt verjagt, so daß sie endlich genöthigt werden, entweder unseren Fahrzeugen sich zu ergeben oder dauernd den Indischen Archipel zu verlassen.

Seit 1854 ist durch fortgesetzte Thätigkeit der Niederländer die Seeräuberei in den indischen Gewässern wieder vermindert worden. Noch im Januar 1860 ist es geglückt, ein bedeutendes Raubnest auf der Insel Sadus, nördlich von Sumbawa zu entdecken, 15 Prauen zu kapern und die Mannschaft gefangen zu nehmen.

Neben den Seeräubern bilden einen Schrecken der chinesischen Meere die Wirbelstürme oder Teifune, welche alljährlich viele Schiffe vernichten, namentlich ganze Flotten von chinesischen Dschunken. In früheren Jahren, als die Theorie der Teifune noch nicht bekannt war, als man noch nicht wußte, daß sie in kreisförmiger

Bahn über das Meer verderbenbringend hinrasen, ist es nichts Seltenes gewesen, daß Schiffe in dem Glauben, dem Sturme zu entgehen, so unrichtig manövrirten, daß sie tagelang im Herde desselben verblieben und so lange mit fortgeführt wurden, bis sie entmastet und leck an die Küste geschleudert wurden, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie vor dem Verhängniß bewahrte. Die Sonne ist am Abend mit auffallend röthlicher Färbung in's Meer niedergesunken, der ganze Himmel zeigt eine fremdartige Beleuchtung, die auf eine Wetterveränderung hindeutet. Höher und höher gehen die Wellen, das Schiff beginnt zu rollen und in allen Fugen zu ächzen. „Alle Mann auf Deck zum Manöver!“ ertönt der Kommandoruf, dem eilig Folge geleistet wird. Von dem empörten Elemente erfaßt, taucht das Schiff tiefer und tiefer, übergossen von Schaum und Wasser. Himmel und Meer scheinen in eine graue Wasserwüste zusammengeflossen; der Horizont erscheint eng begrenzt und dichte, schwere Massen lagern auf der See, ohne daß man weder eigentliche Wolkenbildungen, noch die Linie zu unterscheiden vermag, wo der Gischt des aufbäumenden Meeres den bleifarbenen Dunstkreis erreicht. Und welche Töne begleiten diesen Aufruhr der Elemente! Der Sturm heult durch die nackte Takelage, das Fahrzeug ächzt und stöhnt in allen Fugen, zerrissene Segel peitschen die Luft. Und durch all' diesen Aufruhr tönt der Kommandoruf der Offiziere und die schrille Pfeife des Bootsmanns, denn Jeder steht in gewohnter Ordnung auf seinem Posten. Wie ohnmächtig erscheint das Schiff im Kampfe gegen die entfesselten Stürme und doch, wie mächtig zeigt sich hier des Menschen Geist, daß er einer solchen Riesenkraft gegenübertritt und sein zerbrechliches Fahrzeug durch dies Chaos hindurchleitet!

Ist der Teifun eingetreten, dann führt das Schiff keine Segel mehr, nur ein paar kleine Sturmsegel werden gesetzt, um ihm Halt zu gewähren und womöglich mit ihrer Hülfe zu manövriren. So lange der Barometer fällt, hat der Orkan seine höchste Höhe nicht erreicht. Plötzlich tritt rasch eine verhältnißmäßige Ruhe ein, der Himmel zeigt etwas mehr Licht und wer das Gesetz des Teifuns nicht kennt, dürfte glauben, aus dem Bereiche des Orkans entronnen zu sein. Aber die scheinbare Ruhe beweist nur, daß man das Centrum des kreisförmigen Wirbelsturmes erreicht hat und es gilt nun nach jener Richtung, von welcher der Teifun auf seiner fortschreitenden Bahn dem Schiffe entgegenrast, einen Ausweg zu erzwingen, und auf dieses Ziel werden alle Anstrengungen und Manöver gerichtet. Noch einmal entbrennt der Kampf der Elemente, die in ihrem Bestreben einig scheinen, das Fahrzeug zu vernichten. Doch der Barometer hat seinen niedrigsten Standpunkt erreicht, ein Zeichen, daß das Schlimmste überstanden. Die Peripherie des Wirbelsturmes in der Richtung seiner zurückgelegten Bahn ist durchbrochen und das Schiff, dem Bereiche des Schreckenkönigs der Meere entgangen, steuert frei von Gefahr, zwar beschädigt, aber doch als Sieger seinen Cours.

Der Aufenthalt auf dem Schiffe, entfernt vom Lande, versetzt das Gemüth in einen eigenthümlichen Zustand. Die stille Einsamkeit könnte den nach sozialen Genüssen und freier Bewegung am Lande Schmachtenden zur Verzweiflung bringen; aber hier gilt es, sich mit Gewalt der melancholischen Gedanken zu entschlagen und Genuß zu suchen in Gottes erhabener Schöpfung. Sind es doch dieselben Sterne

am unendlichen Himmelsgewölbe, die auf den einsamen nächtlichen Beschauer herabblicken; die Königin des Lichtes kündigt sich am frühen Morgen durch Feuerwolken an, die aus der blauen Wasserfläche emporsteigen, und scheidet in noch prachtvolleren Luftgebilden, wie nur die Tropenzone beim Sonnenuntergange sie bietet und in welchen die Phantasie allerlei Formen, selbst die Landschaft der entfernten Heimat erblickt. Endlich ziehen zur See die atmosphärischen Erscheinungen die Aufmerksamkeit des Reisenden in besonderem Grade auf sich, er ist auf ihre Beobachtung angewiesen. Er gewinnt dann lieb den bald heiteren, wolkenlosen, bald mit weißen Schafwolken gezierten Himmel, deren Flug in der Region der Passate in entgegengesetzter Richtung als der Lauf des Windes an der Seeoberfläche erfolgt. Er beobachtet die allmälige Bildung der grauen Haufenwolken und die kalte Luftströmung aus denselben, welcher alsbald ein heftiger Regen, nicht selten mit Donner und Blitz gepaart, folgt. Solche Gewitterregen fanden öfter während unserer Fahrt von Batavia nach Amboina statt. Ihre Entstehung war ziemlich deutlich aus dem Zusammenstoße der östlichen und westlichen Luftströmung zu erkennen.

Am neunten Tage seit unserer Abfahrt von der Rhede Batavia's zeigten sich am östlichen Rande des Horizontes die Berge Amboina's, die im Laufe des Tages immer deutlicher sichtbar wurden. Gegen Abend verlor das Meer plötzlich seine Durchsichtigkeit, es wurde trübe und milchweiß. Dieses auffallende Phänomen zeigt sich nach der Versicherung der mit diesen Gewässern bekannten Seeleute häufig in der molukkischen See und rührt, wie ich mich überzeugte, von einer unendlichen Menge kleiner Seethiere her, die man in einem Tropfen Seewasser mittels einer starken Loupe entdecken kann. Sie haben eine Länge von ungefähr $^1/_{20}$—$^1/_{10}$ Linie und die Dicke eines feinen Haares. Mehrere Individuen sind in Gestalt eines Ringes miteinander verbunden. Im Holländischen wird diese Beschaffenheit des Meeres „Winter-zee" genannt.

Als wir in die Nähe der Bai von Amboina kamen, welche den nördlichen Theil der Insel von dem südlichen scheidet, wodurch diese eine hufeisenförmige Gestalt erhält, nahm das Meer wieder seine schöne blaue Farbe an, die es trotz der Nähe des Landes nicht verlor. Amboina's Küsten erheben sich steil aus dem Meere, welches unmittelbar von ihnen aus zu einer beträchtlichen Tiefe abfällt, so daß man nun ganz nahe am Lande noch Anker auswerfen kann. Schon aus diesem Umstande läßt sich erkennen, daß das uns nahe Land kein flaches ist, sondern zu den einstigen Erhebungen aus der Tiefe der Erde gehört. Denn wie das Land über dem Meere gestaltet ist, so setzt es sich auch unter demselben fort. Flache Alluvial-Ebenen haben nur ganz seichte Küsten, bei welchen ein Mensch eine weite Strecke in's Meer waten kann, ohne in gefährliche Tiefe zu gelangen. Je steiler aber die Küsten sich erheben, desto tiefer senkt sich auch das sie begrenzende Meer.

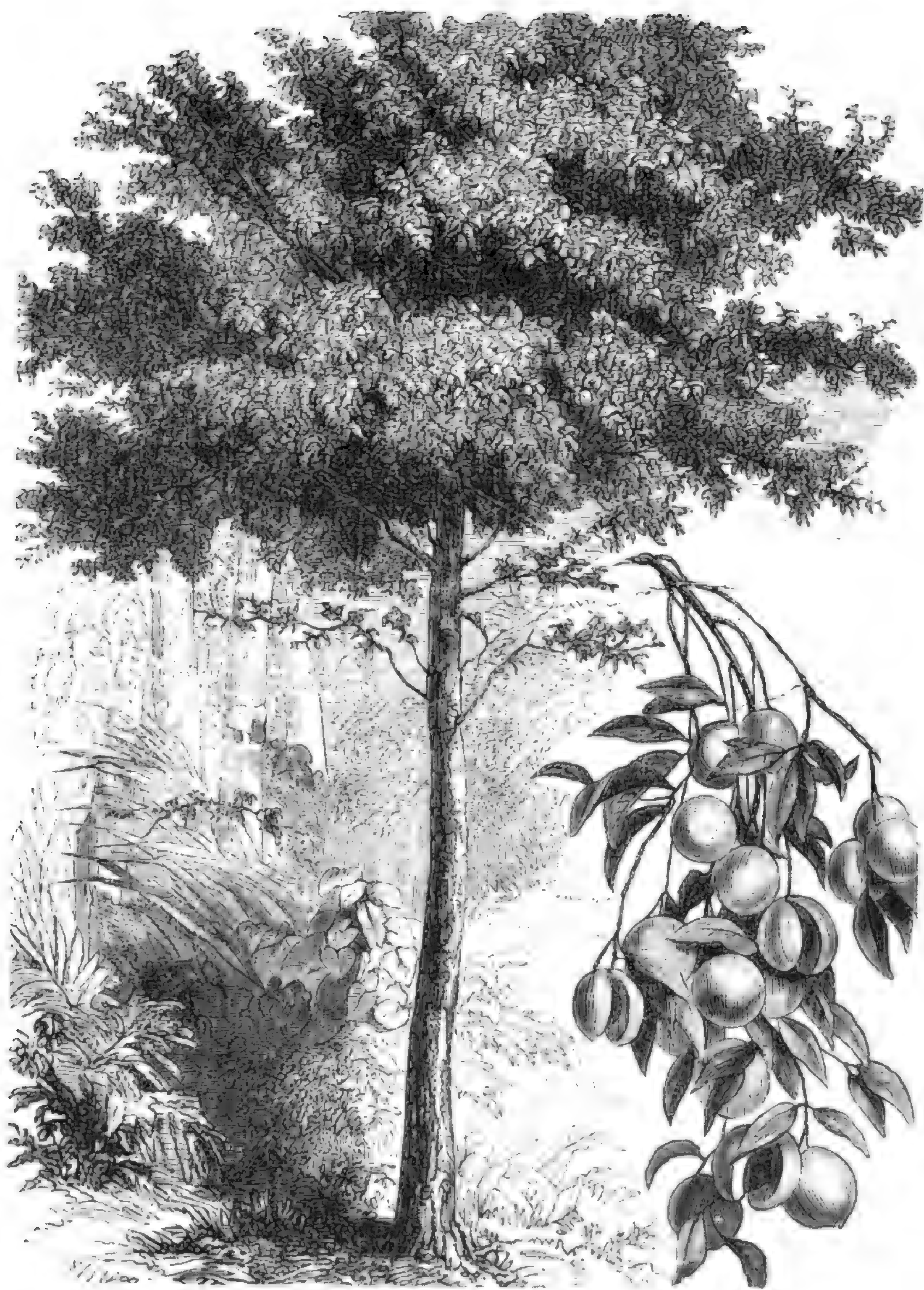
Der Anblick der Bai von Amboina ist ein majestätischer. Die prächtigen Berge und zackigen Granitfelsen mit ihrer reichen Vegetation, die gleich einem Panorama an uns vorüberziehen, entschädigen den Reisenden für die Mühen der Ueberfahrt reichlich. Es war eben nach Sonnenuntergang, die glühende Abendröthe lag bereits über dem Meere und den Bergen von Hitu, als wir nahe am Fort

Victoria in einer Tiefe von 20 Faden ankerten. Die Lichter der Wohnhäuser am Lande funkelten einladend zu uns herüber, und das Gezirpe der Insekten war deutlich vernehmbar. Auf der kühlen Rhede lagen noch mehrere Schiffe, deren dunkele Masten und funkelnde Lichter in der glatten See sich spiegelten.

Zweig der Gewürznelke.

Noch lange ging ich auf dem Verdecke mit dem wachthabenden Offizier auf und ab, plaudernd über die zurückgelegte Reise, über das vor uns liegende Land, über das unstete, doch auch genußreiche Seeleben, über die Heimat und die entfernten Freunde. Allmälig erloschen die Lichter am Lande und auf den Schiffen, auch das Geräusch der Insekten hörte auf, nur die an das steinige Ufer anschlagenden Wellen ließen ihr dumpfes Geräusch in gemessenem Takte um so deutlicher vernehmen, je stiller es im Umkreise wurde und Menschen und Thiere dem Schlummer sich übergaben.

Am kühlen Morgen begab ich mich in Gesellschaft zweier Offiziere nach der Stadt Amboina. Ein langer, tief in die Bai hineinragender Brückenkopf führt zum Fort Victoria, welches am nordwestlichen Theile der Stadt liegt. Dieses alte Denkmal europäischer Eroberung im Indischen Archipel wurde von den Portugiesen im Jahre 1580 erbaut. Eine Flotte unter Steven van der Hagen nahm es jedoch im Jahre 1605 für die Niederlande in Besitz, worauf die siegestrunkenen Holländer diese ihre erste wichtige Eroberung auf dem Archipel Victoria nannten, welchen Namen das Fort noch heutigen Tages führt. Es hat die Gestalt eines unregelmäßigen Sechsecks, ist jedoch, vom militärischen Standpunkte betrachtet, ohne sonderliche Bedeutung. Die Mauern und Wälle haben an verschiedenen Stellen Risse, welche durch die häufigen Erdbeben verursacht wurden.



Muskatnußbaum; rechts ein vergrößerter Zweig.

Am heftigsten war das Erdbeben vom Jahre 1835, während dessen eine große Anzahl Häuser einstürzte und mehrere Soldaten und Einwohner der Stadt verunglückten. Der Centralpunkt dieser tellurischen Erscheinungen ist aber nicht auf Amboina selbst, dessen Gebirge der primären und tertiären Formation angehören, sondern auf dem vulkanischen Lande. — Durch die Seepforte der Festung gelangt man auf einen großen Platz, auf dem die Kasernen, die Magazine und sonstige Regierungsgebäude sich befinden. Oestlich vom Fort erheben sich die Berge von Soya, dessen nächste Gipfel das Fort vollständig beherrschen. Die Festung gleicht daher den Paradesoldaten, welche zur Zeit des Friedens sich gut ausnehmen, aber den Mühen des Krieges wenig widerstehen können.

Durch das südliche Thor des Forts gelangen wir zu einem von Muskatnuß- und Kokosbäumen beschatteten Platz, welchen mehrere Häuser und Gärten umschließen, von denen aus die Stadt sich nach Ost und West weiter ausbreitet. Der Muskatnußbaum (Myristica moschata) ist ein überaus reizender Baum; fast von dem Aussehen des Birnbaumes, leuchtet er mit dunkelgrünen Blättern weit daher, während seine glänzendgelbe orangenartige Frucht durch das Laubwerk schimmert. Reif spaltet sich dieselbe und es wird die mit einem rothen Netzwerk umzogene schwarze Nuß sichtbar, welche die Muskatnuß giebt, während das Netzwerk die Muskatblüte bildet; in Zucker gesotten, wird selbst die äußere Schale gegessen. In größerem Maßstabe als auf Amboina wird sie jedoch auf den Banda-Inseln, welche die südlichste Hauptgruppe des Molukkenarchipels bilden, kultivirt.

Im Jahre 1864, wo die Witterung für die Kultur der Muskatnüsse nicht günstig war, gewann man auf den Banda-Inseln 792,641 Amsterdamer Pfunde Muskatnüsse und 184,657 Pfund Muskatblüte, welche einen Gewinn von 121,314 Gulden abwarfen. Die Zahl der Bäume betrug in dem genannten Jahre 266,322 fruchttragende und 95,916 jüngere Bäume. Es waren 1973 Arbeiter mit der Muskatnuß-Kultur beschäftigt. 1864 wurde auch von der holländischen Regierung der wichtige Entschluß gefaßt, daß das Monopol der Regierung bezüglich der Muskatnüsse auf den Bandainseln aufgehoben ist und es den Besitzern von Gewürzgärten fortan frei stehen soll, die Gewürz-Kultur fortzusetzen oder nicht, sowie auch zur Lieferung der Produkte in die Regierungs-Magazine keine Verpflichtung mehr besteht. Dafür sollen auch die Vorschüsse und sonstigen Vortheile, welche die Grundbesitzer bisher durch die Regierung genossen, aufhören. Die meisten Grundbesitzer richteten aber an die Regierung die Bitte, es möchte dieselbe bis zum Jahre 1868 wenigstens die Hälfte der Erzeugnisse an Gewürzen unter den bisherigen Bedingungen den Produzenten abnehmen, was auch genehmigt wurde.

Die Stadt hat einen Umfang von etwa anderthalb Stunden und zählt 13,000 Einwohner der verschiedensten Rassen; ein paar Hundert Chinesen, die wir im ganzen Archipel zerstreut finden, fehlen natürlich nicht. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt zeichnen sich zwei protestantische Kirchen aus, von welchen die eine für inländische, die andere für europäische Christen bestimmt ist. Da auf den Molukken das Bekehrungswerk von jeher am lebhaftesten ausgeübt wurde, so finden wir hier auch die meisten Christen unter den Eingeborenen.

Im Jahre 1864 befanden sich, einer genauen Zählung gemäß, in ganz Niederländisch-Indien 116,911 eingeborene Christen, von welchen 2919 auf Java, 34,000 auf die Molukkischen Inseln, 62,324 auf Nord-Celebes und 17,500 auf Timor kommen.

Trotz dieser Bekehrungen ist es dennoch Thatsache, daß die Eingeborenen der Molukken in Bezug auf Arbeitsamkeit, Sittlichkeit und Wohlstand weit unter den Bewohnern Java's stehen. Auch dehnen die holländischen Christen ihre Brüderlichkeit gegen die eingeborenen Christen nicht einmal so weit aus, daß sie mit ihnen dieselbe Kirche besuchen. Westlich vom Fort gelangt man durch einige Straßen zum Gemüse- und Früchtemarkt, der besonders des Morgens, wenn Käuferinnen der verschiedensten Nationalitäten und Hautfarben die köstlichen Früchte und die frischen Gemüse holen, das Interesse des fremden Besuchers auf sich zieht. Außerdem befindet sich ein wohleingerichtetes Hospital zu Amboina, in welchem regelmäßige meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Die mittlere Temperatur der Stadt Amboina, die etwa 30 Fuß über der Meeresfläche liegt, ist nach mehrjährigen Beobachtungen 21,8° R., daher von jener Batavia's kaum um zwei Zehntel Grad verschieden; dennoch ist der Gesundheitszustand Amboina's günstiger als jener Batavia's. Es kommt nämlich bei Beurtheilung der Gesundheit eines Ortes nicht in erster Linie auf die Temperatur desselben an, sondern hauptsächlich auf die Reinheit der Luft. Amboina ist rings von Bergen umgeben, aus welchen Quellen entspringen, die sich zu Bächen sammeln, welche raschen Laufes dem Meere zueilen. Nirgends finden sich Stagnationen von Gewässern, nirgends aufgeschwemmtes flaches Erdreich, das bei starkem Regen sich in Sumpf verwandelt. Die Luft wird im Gegentheile von den Zersetzungsprodukten organischer Stoffe rein gehalten. Die Nähe des Meeres und seiner reinen Lüfte erhöht die Gesundheit der kleineren, in großer Entfernung von Kontinenten gelegenen Inseln.

Der Gesundheitszustand Amboina's zeigte indessen in den jüngsten Jahrzehnten bedeutende und anhaltende Schwankungen, deren Grund von den dortigen Aerzten kaum erkannt, wenigstens nirgends bekannt gemacht wurde, der aber unzweifelhaft in den Wirkungen der Erdbeben zu suchen ist. Im Jahre 1843 hatten häufige Erderschütterungen stattgefunden, und bald darauf zeigten sich Wechselfieber, nicht selten mit tödtlichem Ausgange. Nach einem Jahre verschwand die Krankheit; als aber 1845 neuerdings Erdbeben in ungewöhnlich häufiger und heftiger Weise auftraten, stellte sich auch bald wieder die Krankheit ein, ohne jedoch lange eine Plage der Insel zu sein. Eine Epoche günstiger Gesundheitsverhältnisse folgte, bis am 18. und 20. März 1850 neue heftige Erdstöße wieder die Veranlassung zur Entstehung von Fiebern gaben.

Daß nun letztere in ursächlichem Zusammenhange mit den Erdbeben stehen, ist wol für Niemand zweifelhaft, aber welche Wirkung der Erdbeben bildet die nächste Ursache zur Entstehung der Krankheiten, da doch die klimatischen Verhältnisse, insofern man unter denselben blos die Temperatur und Schwere der Luft, den Grad ihrer Feuchtigkeit nebst den Winden und den elektrischen Verhältnissen der unteren Luftschichten versteht, vor und nach dem Erdbeben dieselben bleiben?

Ich kann nun diese Wirkung des Erdbebens in nichts Anderem finden, als in der durch die Erderschütterung erfolgten Entblößung der Erdoberfläche von der vegetabilischen Decke. Nach einem Erdbeben sind bedeutende Strecken des Landes wie aufgewühlt. Hierdurch kommt es, daß die aus der Erde dringenden Gase, die früher von den Pflanzen aufgenommen und zu ihrem Ernährungsprozesse verwendet wurden, jetzt der atmosphärischen Luft sich mittheilen und diese ungesund machen. So lange die Erde sich nicht mit einer neuen dichten Pflanzendecke bedeckt hat, wird die Luft mit fremdartigen und schädlichen Gasen vermengt, welche die Ursache der Erkrankungen bilden. Ebenso sehen wir auch in unseren Zonen durch Ausrottung von Wäldern sowie durch ausgedehnten Torfstich in Gegenden Wechselfieber entstehen, wo sie früher fast ganz unbekannt waren.

Wenden wir uns wieder der Stadt zu, so fesselt im Schatten von Pisanggebüschen und Kokospalmen das Monument des am 13. Juni 1702 dort gestorbenen Naturforschers Rumphius unsere Aufmerksamkeit.

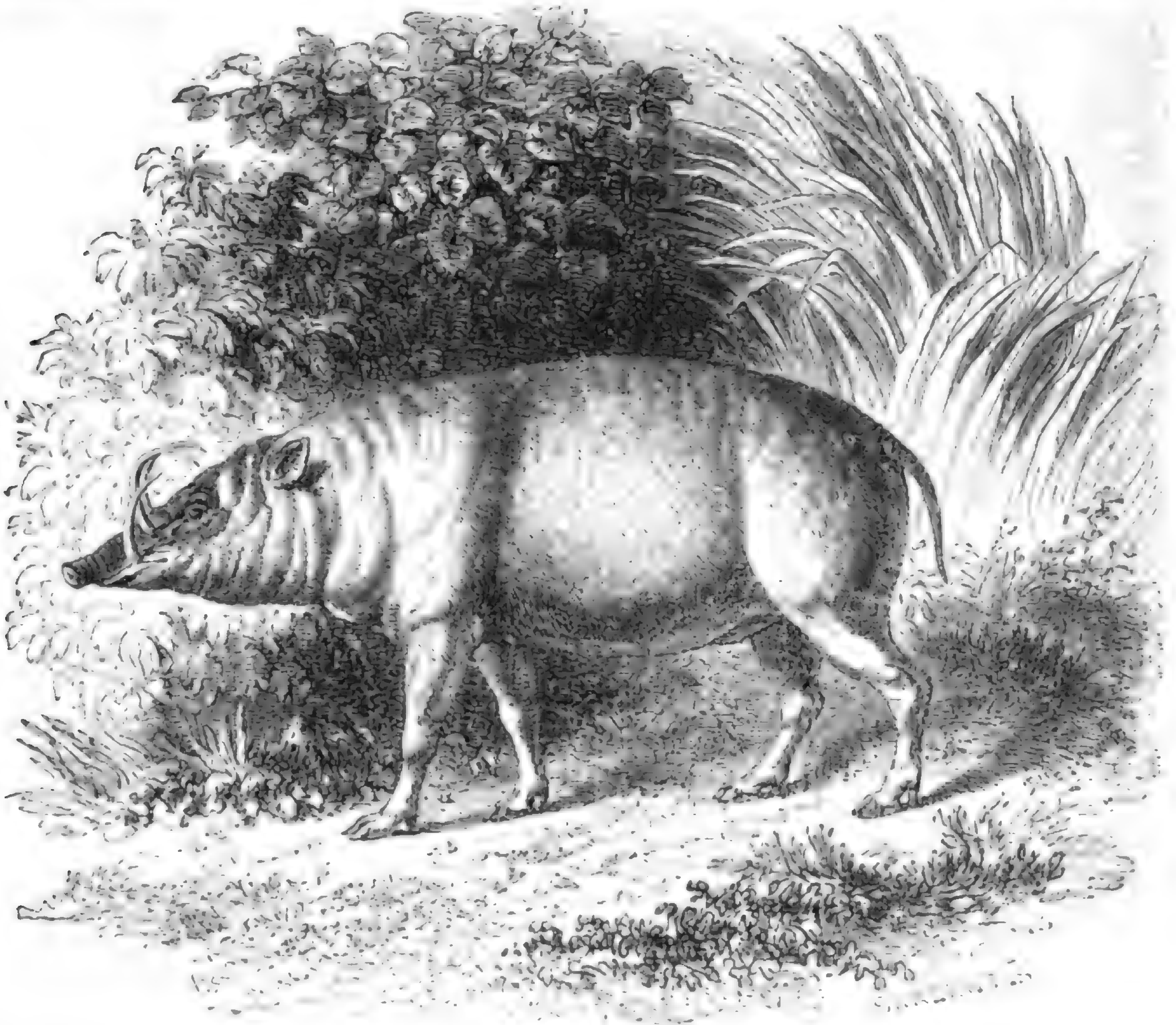
Außerhalb der Stadt führen schattige Straßen und Pfade nach herrlich gelegenen Villen, von welchen aus man einen großen Theil der Insel und die jenseits der Berge sich ausbreitende blaue Meeresfläche übersehen kann. Das schönste Landgut in der Nähe der Stadt ist **Batu Gadjah** (Elephantenstein), welches an dem Bache gleiches Namens liegt. Weiter südlich in den Kalkbergen von Soya finden wir eine geräumige, dunkle und kühle Grotte, in welcher das Thermometer 19,5° R. zeigte, während außerhalb derselben eine Temperatur von 22,3° R. herrschte. Durch das von oben durchsickernde Wasser haben sich in der Höhle schöne Stalaktiten gebildet. In den dunklen Winkeln der Höhle halten sich zahlreiche Fledermäuse, Ottern und Schlangen auf.

Als eines der für Amboina besonders charakteristischen Thiere muß hier der **Hirscheber** oder das Babirussa (**Porcus Babirussa**) erwähnt werden, das allerdings auch auf den Molukken und Celebes vorkommt, auf Amboina jedoch seine hauptsächliche Verbreitung findet. Namentlich im Innern der Insel, in den sumpfigen Waldungen kommt es häufig vor und wird dort von den Eingeborenen seines wohlschmeckenden Fleisches wegen eifrig gejagt. Der bezeichnende Name „Hirscheber“ bezieht sich auf die drehrunden und aufwärts gebogenen Eckzähne des Thieres, die man wol mit einem Geweih verglichen hat, während sonst der Körper des Babirussa dem eines Schweines gleicht. Es hat hohe schlanke Beine, ein mit wenig rauhen Haaren dünn bedecktes Fell und große verständige, von denen unseres gemeinen Schweines verschiedene Augen. Auf den kalkigen eben erwähnten Bergen findet sich dieses Thier jedoch seltener, da es die sumpfigen Niederungen vorzieht.

Betrachtet man von der Höhe jener Berge den weiten Ozean, dann erscheint derselbe nicht als eine flache Scheibe, sondern es kommt uns vor, als ob die Ränder des Horizontes höher gelegen wären, als die Mitte der Scheibe. Dieses Phänomen, welches ich auf den Bergen St. Helena's sowie auf dem Küstengebirge Venezuela's früher beobachtete, findet seine Erklärung in dem Umstande, daß die vom Beschauer bis zum Rande des sehr erweiterten Horizontes gelegenen Luftschichten das Licht stärker brechen als die zwischen den näher gelegenen Gegenständen gelagerten

Schichten, sowie auch die auf- und untergehende Sonnenscheibe größer erscheint, als die Mittagssonne. Vielleicht ist es dieses großartige, beim Anblick des Ozeans von einer bedeutenden Höhe sich darbietende Phänomen, welches zu der antiken Vorstellung von der tellerförmigen Gestalt der Erde Anlaß gegeben hat.

Auch die untergehende Sonne bietet eine seltsame Erscheinung, die man auch auf dem Meere selbst bei hellem Wetter beobachten kann. Wenn nämlich die Sonnenscheibe schon unter das Meer sich gesenkt hat, so erscheint sie sogleich zum zweiten Male einige Grade über dem Horizont, um dann erst bleibend unterzugehen.



Der Hirscheber.

Dieses Phänomen erklärt sich in dem verschiedenen Lichtbrechungsvermögen des Wassers und der Luft, sowie jeder im Wasser befindliche und von der Luft aus gesehene Gegenstand unter einem anderen Winkel erscheint, als ob er in der Luft sich befände.

Eigentlich vulkanische Berge von kegelförmiger Gestalt finden sich auf Amboina nicht, obgleich die Insel so nahe dem vulkanischen Herde gerückt ist und durch die Erdbeben oft in ihren Wirkungskreis gezogen wird. Doch berichtet Valentyn,

daß im Jahre 1674 der Berg Ateti oder Wawari sich spaltete und große Massen heißen Schlammes auswarf, der in's Meer sich ergoß.

Die Pflanzenwelt Amboina's zeichnet sich durch großen Reichthum aus. Die Kulturgewächse umfassen die schon früher bei Java angeführten Arten; außerdem noch mehrere andere den Molukken und insbesondere Amboina eigenthümliche Pflanzen. Die Gipfel der Berge sind meistens mit dichten Waldungen geschmückt, in welchen sich außer zahlreichen Stämmen aus den Familien Laurus, Ficus, Hibiscus auch Melaleuca Leucodendron findet; aus letzteren wird das Kajeputöl gewonnen (der Baum heißt Kaju puti, das ist „weißes Holz"). An Bäumen, deren Holz zu kostbaren Meubeln verwendet wird, ist kein Mangel in den Waldungen Amboina's. Von den eßbaren Früchten sind von besonderer Güte: Garcinia Mangostan, Jambusa vulgaris, Durio Zibethinus, Averrhoea Bilimbi und viele andere durch köstlichen Geschmack ausgezeichnete Früchte.

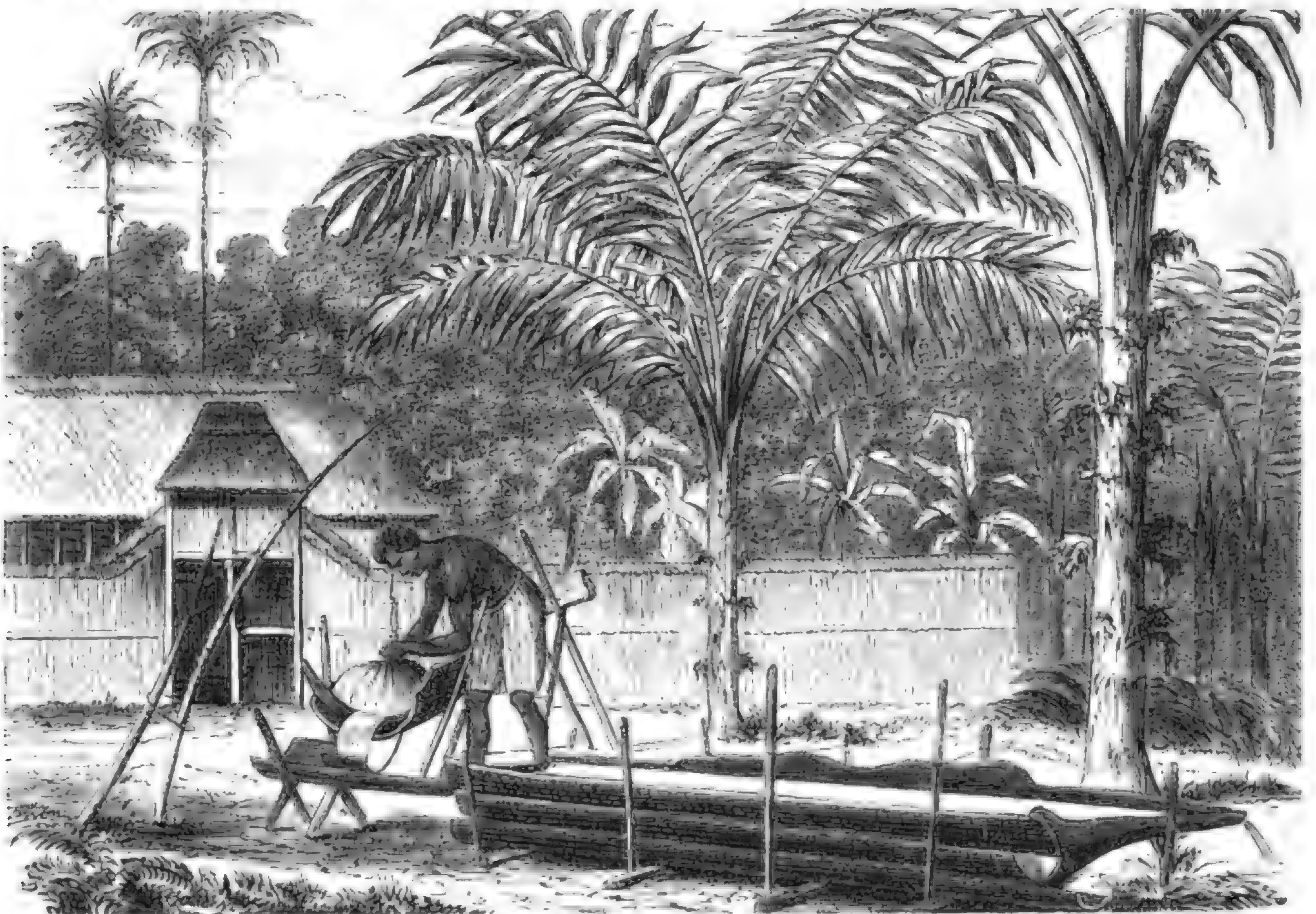
Von hoher Bedeutung auf Amboina ist der Gewürznelkenbaum (Caryophyllus aromaticus), dessen Kultur früher ein ausschließliches Recht der Inseln Amboina, Honimoa, Nusa Laut und Oma war. Seit dem Jahre 1824 hat man dem edlen Gewächse im ganzen Archipel das Bürgerrecht eingeräumt. Ein gerader Stamm und eine spitzig zulaufende Krone zeichnen den Gewürznelkenbaum aus; die ovalen Blätter, die jungen Zweige und die Rinde haben einen ähnlichen aromatischen Geschmack und Geruch wie der Blumenkelch des bekannten Gewürzes.

Der Anblick der Tausende von Nelkenbäumen, die gewöhnlich im Schatten großer Waldbäume, gleich dem Kaffeestrauch auf Java, wachsen und die Luft mit höchst angenehmem, nicht zu starkem Wohlgeruch erfüllen, gewährt dem Wanderer einen eigenthümlichen Genuß. Im Monat August oder September zeigen die Blütenkelche der Bäume eine hellgrüne Farbe, später werden sie roth und die Blütenblätter fallen ab. Dies ist das Zeichen, daß die Ernte beginnen kann. Männer, Frauen und Kinder versammeln sich in den Nelkengärten und Alles ist mit dem Pflücken und Einsammeln des edlen Gewürzes beschäftigt. Läßt man die Zeit, wo die Nelke als Gewürz am tauglichsten ist, vorübergehen, dann schwellen die Fruchtknoten an und sind in diesem Zustande zur Fortpflanzung des Baumes geeignet; doch haben sie den größten Theil des aromatischen Oeles verloren. Die reife Frucht wird auf Amboina Poleng genannt.

Die Pflanzer sorgen dafür, daß die Nelkenbäume nicht zu hoch wachsen; sie schneiden die obersten Zweige frühzeitig ab, damit die Ernte desto bequemer vorgenommen werden kann. Die Quantität der geernteten Nelken ist in den einzelnen Jahren außerordentlich verschieden. Die Ursache dieses Wechsels in der Blüten- und Fruchtentfaltung wird durch die verschiedenen Witterungsverhältnisse kaum in genügender Weise erklärt. Wie sehr die einzelnen Jahre in der Ergiebigkeit des Nelkenbaums von einander abweichen, kann man schon daraus ersehen, daß beispielsweise im Jahre 1819 von Amboina 453,000 niederländische Pfund Nelken ausgeführt wurden, während im darauf folgenden Jahre nur 82,000 Pfund gewonnen wurden. Ein einzelner Baum trägt gewöhnlich zwei bis drei Pfund Nelken, doch giebt es auch deren, die bis 140 Pfund liefern können.

Die abgepflückten Nelken werden entweder im Freien oder bei Regenwetter in einem Pandopo getrocknet und dann in die Regierungs-Magazine eingeliefert. Der Preis, den die Regierung für die Nelken und Muskatnüsse bestimmt, richtet sich nach der Ergiebigkeit der Ernte; bei ungünstiger Ernte wird zum Vortheile des Pflanzers ein viel höherer Preis entrichtet, als bei reicher Ernte. In ersterem Falle geschieht es nicht selten, daß die Regierung Verlust erleidet.

Im Jahre 1864 befanden sich auf Amboina 442,536 Gewürznelkenbäume, von welchen 148,865 fruchttragende und 263,667 junge Bäumchen. Die Ernte jenes Jahres war eine durchaus mißglückte. Die reiche Ernte des vorausgegangenen Jahres soll nämlich den Boden zu sehr erschöpft haben, so daß der geringe Ertrag nicht des Einsammelns werth gehalten wurde.



Gewinnung des Sago auf Amboina.

Eine für den Eingeborenen noch weit wichtigere Pflanze ist die Sagopalme (**Metroxylon Sago L.**). Was für den Javanen und einen großen Theil der Bewohner des Archipels der Reis ist, das ist für den Amboinesen die Sagopalme, ohne daß er für deren Kultur besondere Mühe zu verwenden braucht.

Die junge Sagopalme besteht aus mehreren senkrecht aufsteigenden, zehn bis zwölf Fuß hohen Zweigen, die inwendig hohl und an ihrem unteren Ende mit Dornen bekleidet sind; im dritten Jahre vereinigen sie sich zu einem Stamm, dessen äußere Theile die inneren schachtelförmig umschließen. Wenn die Sagopalme

vierzehn oder funfzehn Jahre alt ist, dann dringt aus dem Stamm eine mehlartige Substanz und der Baum ist zur Gewinnung des Sago's reif. Man bohrt eine Oeffnung in den Stamm und prüft den Sago. Wird derselbe von der gehörigen Beschaffenheit befunden, so schreitet man zur Zerstörung des Baumes, im entgegengesetzten Falle wird die Oeffnung wieder zugestopft und der Stamm noch eine Zeit lang unversehrt gelassen.

Die zur Gewinnung des Sago's umgehauene Palme wird der Länge nach in mehrere Theile gesägt und das Mark mit einem Hohlmeißel herausgenommen, in Bütten geschüttet, deren Boden mit einem Siebe versehen ist, und dann mit vielem Wasser übergossen und durchgeknetet. Hierbei dringen die feinen Theile durch das Sieb, unter welchem sie in Gefäßen aufgefangen und getrocknet werden. Der Amboinese genießt den Sago entweder als Brei (Papedo) oder er bäckt Brot aus demselben, das er mit etwas Bananen, Mandeln oder Fischen und spanischem Pfeffer (Capsicum annuum) verzehrt. Eine Sagopalme liefert vier- bis fünf-, ja sechshundert Pfund Sago und reicht zur Ernährung einer Familie für mehrere Monate aus. Die Leichtigkeit, mit welcher die Inselbewohner sich ihre Nahrung verschaffen können, hat sie auch träg gemacht und gewiß würden die übrigen Kulturgewächse, insbesondere der Nelkenbaum, sehr vernachlässigt werden, wenn nicht von Seiten der Regierung der Anbau angeordnet wäre.

Außer ihrem nahrhaften Marke benutzt man die Sagopalme noch zu mancherlei Dingen. Die Blätter liefern eine treffliche Dachbedeckung, die gegen den stärksten Tropenregen Stand hält. Aus dem Holze verfertigt man Möbel aller Art und das Laub der Krone wird als Gemüse genossen.

In den Thälern der gesegneten Insel, insbesondere auf Hatu, gedeiht auch der prachtvolle Kakao-Baum (Theobroma cacao). Erst seit jüngster Zeit hat man diesen schönen und nützlichen Baum auf Amboina angepflanzt und 1864 belief sich die Zahl der Kakaobäume bereits auf 296,700. Bemerkenswerth sind auch unter den Kulturpflanzen der Insel der Kokosbaum, der Reis, Mais und mehrere andere, auch auf den übrigen Inseln des Archipels vorkommende Gewächse.

Das Dorf der Amboinesen ist nicht, wie das javanische, durch den Fleiß seiner Bewohner mit einem regelmäßigen Gürtel von Fruchtbäumen umgeben. Das Wachsthum der Fruchtbäume ist mehr dem Zufall überlassen. In den aus Brettern, Pandanus und Bambu erbauten Häusern halten sich zahlreiche Eidechsen auf, die als Vertilger der Insekten und als unschädliche Thiere nicht ungern gesehen werden. In den einsamen Abendstunden macht der eigenthümliche Ruf des Gekko (Platydactilus guttatus), einer Eidechsenart, einen fremdartigen Eindruck. In Zwischenpausen von fünf oder sechs Sekunden läßt er seine helle Stimme bis gegen 10 Uhr Abends erklingen. Zu den Hausthieren der Amboinesen gehören Ziegen, Schafe, Katzen, Hunde, während Rinder und Pferde seltener gefunden werden.

Der Bewohner Amboina's ist im Ganzen wohlgestaltet, trägt die allgemeinen Züge und Schädelbildung der malayischen Rasse, doch stehen die Backenknochen nicht so hervor wie bei den eigentlichen Malayen. In seiner religiösen Denkweise, seiner sittlichen Entwickelung und Kulturstufe kann sich zwar der ein-

stige Einfluß der brahmanischen Kultur nicht verleugnen, doch ist von derselben nicht viel mehr als die Ausartung in allerlei Aberglauben geblieben. Sie verehren, trotzdem sie dem Namen nach großentheils zum Christenthum übergingen, die Seelen ihrer verstorbenen Verwandten und glauben an eine Wanderung der Seelen aus dem menschlichen Körper in jenen eines Krokodils, einer Schlange, eines Rindes oder anderen Thieres. Verschiedene, oft unvermeidliche Dinge werden als Vorzeichen einer unglücklichen Zukunft angesehen, doch glauben sie dem Einfluß der bösen Geister durch das Streuen von Knoblauch in den Häusern steuern zu können.

Versammlung von Häuptlingen der Eingeborenen zu Pang-ho.

Die vielen Zauberer und Wahrsagerinnen werden oft zu Rathe gezogen. Die erwachsenen Töchter behütet der Amboinese sorgfältig im Hause und nur bisweilen wird den jungen Männern erlaubt, einen Blick auf dieselben zu werfen. Der Mann kauft seine Frau für einen gewissen Preis. Deshalb gilt der Besitzer vieler erwachsener Töchter auch für reich. Die Frau wird als Sklavin des Mannes betrachtet; aus diesem Grunde ist dem Amboinesen auch das trauliche Zusammenleben mit der Gattin und das häusliche Glück, das man bei vielen indischen Völkern findet, unbekannt.

Bei Gastmählern bilden Schweinefleisch, gekochte Fische, Sagobrot und verschiedene Gemüse die Gerichte. Jedem Gaste wird ein großes, mit Speisen gefülltes Gefäß vorgesetzt, und wenn er sich an demselben gesättigt hat, läßt er das Uebriggebliebene als sorgsamer Hausvater durch einen Diener nach seiner Wohnung bringen.

Digitized by Google

Auch Musik und Tanz gehören zu den Belustigungen der Amboinesen. Der Gong, eine Art metallenes Becken, der Tifa, eine Art Trommel, und der Gindier, ein Saiten-Instrument, bilden die vorzüglichsten Musikwerkzeuge auf Amboina. Bei den Tänzen erkennt man gleich die Spuren alfurischer Wildheit; es fehlen die graziösen Bewegungen und der gemessene Takt der javanischen Tänzerinnen. Vor Beginn des Tanzes erscheint ein junger Mann, mit Federn, Zweigen und Blumen geschmückt, um wilde Schwingungen mit einem bloßen Schwerte zu machen, als ob er die in der Luft schwebenden Geister bekämpfen wollte. Dann beginnt der eigentliche Tanz, bei welchem die Männer und Frauen abgesondert ihre wilden Bewegungen machen. Sie singen auch Lieder dabei, deren Inhalt sich auf die ruhmvollen Thaten der Voreltern bezieht.

Der Amboinese ist ein ausgezeichneter Seemann, der sein pfeilschnell segelndes Schiff mit Muth und Geschicklichkeit zu lenken versteht; mit dem Meere ist er so vertraut, wie nur irgend ein Schiffer in den ostasiatischen Gewässern; er kennt die fernen Gegenden des Archipels und ist auch von Seeräuberei nicht freizusprechen. Die Schiffe der Amboinesen und der Bewohner des molukkischen Archipels überhaupt sind theils Prauen (Patahu), theils sogenannte Orembajan, welche zu den größeren Fahrzeugen gehören, oder es sind Kähne (Sampan und Kora-kora). Die Kühnheit der Inselbewohner, insbesondere der Alfuren auf Ceram, verleitete sie früher, öfter europäische Kauffahrer anzugreifen und selbst einen Kampf mit Kriegsschiffen nicht zu scheuen, wobei sie jedoch in der Regel den Kürzern zogen. Viele Inseln des molukkischen Archipels dienen noch gegenwärtig den Seeräubern als Schlupfwinkel, in denen sie sich bei Zeiten vor den Kriegsschiffen zu verbergen wissen.

Die Holländer machten sich die Seetüchtigkeit der Amboinesen zu Nutze und verwendeten die Flottillen derselben zu verschiedenen Expeditionen. Die Anfangs nützlichen und nothwendigen Unternehmungen verwandelten sich später in jährlich wiederkehrende, sehr lästige und zwecklose Fahrten, die sogenannten Hongizüge. Die inländische Flotte (hongi) mußte sich nach entfernten Posten begeben, insbesondere rings um die Insel Ceram rudern, wobei sie von einigen europäischen Schiffen begleitet wurde. Im Jahre 1706 bestand die Hongi aus einundsiebzig Fahrzeugen mit sechstausend Mann Besatzung. Der mühsame Dienst bei diesen Zügen, die Entfernung vom heimatlichen Lande und von den Familiengliedern machten die Hongifahrten zu einer wahren Landplage, die endlich der General-Gouverneur van der Capellen im Jahre 1824 abschaffte. In dem betreffenden Schreiben an die Bewohner der Molukken heißt es:

„Die Hongi, die so lange und so schwer auf Euch gedrückt hat, soll bei Euch nur noch die Erinnerung an erlittenes Unheil übrig lassen; sie ist von jetzt an abgeschafft. Ihr werdet Eure Wohnungen, Frauen und Kinder nicht mehr zu verlassen brauchen, um sie und Eure Nachbaren vor Euren Feinden zu schützen. Die Regierung wird Euch hierzu ihre Hülfe leihen und die Mittel zu Eurer Vertheidigung bieten."

Die Geschichte Amboina's spiegelt sich in dem Kulturzustande seiner Bewohner und insbesondere in den verschiedenen dort herrschenden Religionen ab. Ein kleiner Theil der Bewohner ist noch ganz dem alten heidnischen Kultus ergeben, der in

der Verehrung von Geistern, Waringin-Bäumen, Schlangen, Krokodilen u. s. w. besteht; allerhand Aberglauben und seltsame Gebräuche gehen damit Hand in Hand.

Viele Bewohner der molukkischen Inseln bekennen sich zum muhamedanischen Glauben. Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts brachten einige Kaufleute von Java diese Religion nach den Molukken. Der Herrscher Dschamila von Gilolo war der erste Fürst, der sich zum Islam bekehrte. Der König von Ternate kehrte im Jahre 1510 von einer Reise nach Java zurück, wo er die Lehre Muhameds angenommen hatte und dieselbe in seiner Heimat mit glühendem Eifer zu verbreiten suchte. Für Amboina wird Pati Puti als der Apostel des Islam genannt. Als aber die 1515 nach den Molukken gekommenen Portugiesen der christlichen Lehre mit Gewalt Eingang zu verschaffen suchten, gab es häufig Reibungen und selbst Kämpfe zwischen den einzelnen Fürsten, wobei es sich jedoch hauptsächlich um politische Zwecke handelte und die Religion mehr zum Vorwande des Kampfes diente.

Beide Sekten der Muhamedaner, die Schiiten und Sunniten, sind auf den Molukken vertreten. Die Priester der Muhamedaner auf den Molukken sind aber des Arabischen nicht kundig, weshalb sie sich mit malayischen, oft sehr mangelhaften Uebersetzungen des Koran behelfen müssen. Indessen werden die Hauptvorschriften des Korans, die Beschneidung, die Reinigungen des Körpers, die fünf Betstunden, die Fastenzeit und die Wohlthätigkeitspflichten, beobachtet. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Islam auf die Bewohner der Molukken wohlthätige Folgen ausübte und sie in geistiger und moralischer Hinsicht auf eine höhere Stufe stellte.

Wir wollen noch Einiges über die Christen in den Molukken anführen, deren Zahl wir oben erwähnten. Sie verdanken ihren Glauben ursprünglich den Portugiesen, die überall, wohin sie kamen, die Einwohner zur Taufe zu bewegen suchten und sie reichlich mit Heiligenbildern versahen. Die Zwiste der einzelnen Fürsten der Eingeborenen wurden in der Regel von den Portugiesen zu Gunsten derjenigen Partei entschieden, welche die Taufe anzunehmen sich bereit erklärte. So wurde Permain, der Fürst von Hative, der die Hülfe der Portugiesen gegen den Fürsten von Hatu nachsuchte, getauft und mit dem Namen Don Emanuel belegt. Aber die Annahme des Christenthums von Seiten der Bewohner der Molukken war eine leere und nutzlose Formalität, da sie mit der Bibel und ihrem Inhalte nicht bekannt wurden, sondern nur die Sendlinge des Inquisitions-Gerichtes zu Goa kennen lernten, die ihren Lehren durch Drohungen und Grausamkeiten Eingang zu verschaffen suchten. Indessen wird der erste Apostel der christlichen Kirche auf den Molukken, François de Jassa, gewöhnlich Xaverius genannt, ein Schüler von Ignatius Loyola, wegen seiner strengen Lebensweise, seiner Gelehrsamkeit und Tugenden gerühmt. Er errichtete mehrere Schulen und wußte sich das Vertrauen und die Achtung der Eingeborenen zu erwerben. Leider traten nur Wenige in seine Spuren, so daß zuletzt sowol die christliche Lehre als insbesondere ihre Bekenner bei den Bewohnern der Molukken in Verachtung geriethen. Die Portugiesen zeichneten sich durch Sittenlosigkeit und Gewaltthaten aus, in Folge dessen die Amboinesen sich öfter genöthigt sahen, die Hülfe der Javanen gegen sie anzurufen. Als am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Holländer nach dem Archipel kamen,

wurden auch sie von den bedrängten Einwohnern gegen die Portugiesen zu Hülfe gerufen. Im Jahre 1605 erschien auf die dringende Bitte von Thomas, dem Fürsten von Nusanivel, auf Amboina Steven van der Hagen mit seiner Flotte und machte der Herrschaft der Portugiesen ein Ende. Die Holländer fanden für gut, statt des katholischen Glaubens den reformirten auf den Molukken einzuführen, und die Leichtigkeit, mit welcher ihnen solches gelang — wir lesen nirgends, daß sie bei dieser Glaubensänderung nur auf die geringsten Hindernisse stießen —, beweist, daß nirgends der Glaube tiefere Wurzel geschlagen und zur Ueberzeugung geworden, sondern daß wahrscheinlich die meisten molukkischen Christen gar nicht wußten, worin der wesentliche Unterschied der ältern christlichen Lehre von der jetzigen, die sie annahmen, bestand. Aber auch die Holländer thaten wenig, um die einmal dem Namen nach christianisirten Volksstämme durch die Glaubenslehren zu einer höheren Stufe der Humanität zu bringen. Da auf den Molukken sehr viele Dialekte und Sprachen herrschen, so war es schwer, einem jeden Stamm ein ihm verständliches Buch in die Hand zu geben oder gar eine Bibelübersetzung, die allgemein gelesen werden konnte, zu besorgen. Man entschloß sich endlich zu einer malayischen Uebersetzung, die aber von den bei Weitem meisten Einwohnern nicht verstanden wird. Der Unterricht in religiösen Dingen ist bei den christlichen Bewohnern der Molukken bis auf den heutigen Tag ein mangelhafter, wovon die Ursache hauptsächlich darin zu suchen ist, daß die Mitglieder zerstreut und oft nur in geringer Zahl auf einzelnen Inseln wohnen, welche nicht selten Jahre lang ohne den Besuch eines Lehrers oder Predigers bleiben. — Unser Aufenthalt auf der Rhede von Amboina dauerte zwei Monate; dann kehrte ich nach Batavia zurück.

Kolossales Götzenbild von Stein bei Singa-Saru.

Früchte der Ostasiatischen Inselwelt.
a. Tamarinde. b. Anona squam. c. Banane. d. Pandang. e. Chrysobala Isaeo. f. Carica Papaya.

Neuntes Kapitel.

Das Molukken-Eiland Ternate und die kleinen Sunda-Inseln.

Abschied von Kema. — Erster Anblick Ternate's. — Benachbarte Eilande. — Statistisches. — Erdbeben. — Empfang des Sultans von Tidor durch den General-Gouverneur. — Der Sultan von Ternate. — Fort Terlokko. — Küstenlandschaft. — Die beiden Seen Sula Takomi. — Lavaströme. — Das verschlungene Fort Sula Takomi. — Die kleine Sunda-Insel Timor.

Auf der Rhede von Kema überblickt man einen guten Theil der herrlichen Landschaft von Celebes. Hinter dem Orte geht das Terrain in die sanften Formen des Gunong Klabat über, dessen breite Abhänge dem Blicke des Beschauers sich darbieten. Bis gegen 2000 Fuß über die Meeresfläche hat sich der Fleiß der Einwohner der Erdoberfläche bemächtigt und dieselbe mit Kokosbäumen, Muskatnußwäldchen und Kaffeegärten bedeckt. Ueber der genannten Höhe steht dichte Waldung in ihrer ursprünglichen Wildheit. Ueber den Wald erhebt sich der kegelförmige Pik des Klabat. Südlich geht der Gunong Klabat in das tondano'sche Gebirg über, nordöstlich dagegen durch einen Bergsattel in den Berg Dua Sudara. Die Insel Lembeh, von steilen, gigantischen Felsen gleich Grenzfestungen umgeben, ist durch eine schmale Meerenge vom Fuße des Dua Sudara getrennt, innerhalb dessen

Klüften und kleinen Vertiefungen Quellen und Bäche herabrauschen und in's Meer sich stürzen.

Lange verweilt noch der Blick auf dieser stets im festlichen Schmucke glänzenden Tropenlandschaft, wenn auch schon das Rad des Dampfers sie meilenweit hinter den Beschauer rückte, und die kühle und reine Seeluft denselben erinnert, daß er sich schon längst innerhalb des Reiches Neptuns befindet. Nach zweiundzwanzigstündiger Fahrt erhob sich früh beim Aufgang der Sonne der Pik von Ternate aus der Flut. Je mehr das Schiff dem Lande sich nähert, desto prachtvoller entfaltet sich die landschaftliche Scenerie. Man fährt durch die Meerenge, welche die Insel Ternate von Mitarra trennt, und unterscheidet die kegelförmigen Spitzen beider Berge, sowie jenen von Tidor mit den ihn umgrenzenden Hügeln. Die Insel Mitarra hat, wie viele andere Inseln des Archipels, eine zuckerhutförmige Gestalt und macht, wenn man im Schatten ihrer steilen dunklen Küstenfelsen hinfährt, einen gewaltigen Eindruck auf den Reisenden. Kein lebendes Wesen entdeckt das spähende Auge an den Abhängen des dicht bewachsenen Eilandes, dessen kräftige Vegetation doch für manchen Ansiedler überflüssige Nahrung bieten würde. An der Ostseite sammeln sich verschiedene, auf den Höhen entspringende Quellen zu einem Bache, der als silberweiße, glänzende Kaskade dem Meere zueilt und dessen gewaltiges Rauschen man schon in ziemlicher Entfernung vernimmt.

Mitarra gehört, sowie Ternate und Tidor, zu jener Vulkanenreihe, die sich unweit der Westküste der großen Insel Halmaheira von Süd nach Nord ausstreckt und in der nördlichen Halbinsel Halmaheira's ihre Fortsetzung findet.

Bald zeigt sich der lebendige Anblick der längs dem Strande von Ternate erbauten Häuser, und das Schiff geht auf der Rhede des Hauptortes, gegenüber dem im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erbauten Fort „Oranien" vor Anker.

Als der General-Gouverneur Duimaar van Twist mit den Dampfern „Vesuvius" und „Ambon" dort ankam, waren auf der Rhede eine große Anzahl mit Flaggen und Wimpeln gezierte Prauen anwesend, um den Stellvertreter des Königs in Indien zu begrüßen. In einer der größten, mit 50 Mann bewaffneten Prauen befand sich der Sultan von Tidor, ein 84jähriger Greis, der sich mit seinem Gefolge an Bord des „Vesuvius" begab, um den General-Gouverneur zu bewillkommnen. In derselben Weise machte am folgenden Tage am Lande auch der Sultan von Ternate seine Aufwartung. Beide Sultane sind nämlich Vasallen der Regierung, von welcher sie auch einen jährlichen Gehalt beziehen, während die Herrschaft über ihre Gebiete ihrerseits ziemlich beschränkt ist und theilweise von dem Residenten von Ternate ausgeübt wird.

Man kann die Insel Ternate als einen einzigen vulkanischen Kegel betrachten, an dessen bis zum Meere herabgehenden Fuß die Ortschaft Ternate erbaut ist. Sie breitet sich längs der Ostseite der Insel aus und ruht auf den sanften Abdachungen des Berges. Die über 4600 Fuß hohe Spitze des letzteren erscheint von der Ortschaft Ternate aus abgeflacht und ist in der Regel von Wolken umhüllt.

Die Bevölkerung der Insel beträgt etwas über 8000 Seelen, von welchen der größte Theil im Hauptorte Ternate wohnt, während an den Abdachungen des Berges nur hie und da zerstreut einzelne Gehöfte und Hütten sich befinden. Nur ein kleiner Theil der Insel wird unmittelbar vom Residenten verwaltet, während der größere Theil zum Grundgebiete des Sultans gehört, dem überdies noch mehrere Inseln und ein Theil von Halmaheira unterworfen ist.

Die Ortschaft ist in zwei Abtheilungen getheilt, von welchen die südliche, Malaja genannt, der holländischen Regierung unmittelbar gehört, die nördliche aber vom Sultan verwaltet wird. In der letzteren befindet sich auch auf einem Hügel der in europäischem Styl erbaute Palast des Sultans. Wie in allen größeren Ortschaften des Indischen Archipels, besonders den am Strande gelegenen, finden wir auch auf Ternate Niederlassungen verschiedener Völkerschaften, die meistens des Handels wegen sich angesiedelt haben. Außer etwa 100 Europäern und europäischen Kreolen wohnen noch 450 Chinesen, sowie etwa 1000 Ansiedler aus Makassar und anderen Orten des Archipels auf Ternate. Die Garnison besteht aus 115 Mann.

Man rechnet, daß die unter direkter Herrschaft der holländischen Regierung stehende Bevölkerung der Residentschaft Ternate 3100 Seelen ausmache, während der Sultan von Ternate über 62,000, jener von Tidor über 20,000 Einwohner gebietet.

Bei dem innigen Zusammenhang des Vulkanismus mit den Erdbeben kann man wol im Voraus vermuthen, daß die durch vulkanische Erhebung entstandenen Eilande der Residentschaft Ternate häufig von Erderschütterungen heimgesucht werden. In der That ist auf der Insel Ternate fast kein steinernes Gebäude, an welchem nicht Spuren der Zerstörungen sichtbar sind, welche die innern Erdkräfte angerichtet haben. Am heftigsten scheinen die Erdbeben in den Jahren 1686, 1840 und 1855 gewesen zu sein. Der älteste vulkanische Ausbruch auf Ternate, von welchem historische Nachrichten vorhanden sind, ist jener von 1608.

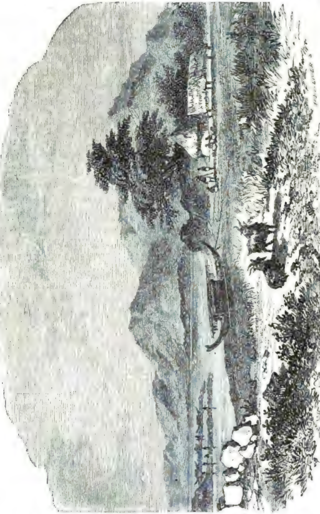
Es war im Monat August. Tiefe Ruhe herrschte in der von heißen Sonnenstrahlen beschienenen Ortschaft Ternate; der Mittag hatte die Bewohner zum Schlafe eingeladen. Schlaff hingen die Segel der auf der Rhede und in dem Hafen vor Anker liegenden Prauen herab, deren Mannschaft auf Strohmatten ebenfalls der Ruhe pflegte, als ein dumpfes Getöse, wie fernes Kanonenfeuer, das an Heftigkeit immer mehr zunahm, sich hören ließ. Die Schläfer erwachten erschreckt, der Himmel war heiter, die Ursache des Getöses war daher nicht in den Wolken zu suchen. Aber dicke Rauchsäulen entstiegen dem Krater des Vulkans und feurige Blitze erleuchteten von Zeit zu Zeit den dunklen Rauch. Viele Bewohner flüchteten sich in die Prauen, die ihre Segel aufspannten, ohne jedoch die Richtung zu kennen, wohin sie, um der drohenden Gefahr zu entgehen, ihren Lauf nehmen sollten. In der Nacht vom 13. auf den 14. fand endlich der Ausbruch der Lava statt, deren glühende Massen glücklicher Weise nicht nach dem Hauptorte zuflossen, sondern in nördlicher Richtung dem Meere langsam sich näherten, dessen Fluten mehrere Tage hintereinander in weitem Umkreise siedend heiß wurden, so daß die Fische in ungeheurer Zahl umkamen.

Bei der Eruption von 1613 fiel der Aschenregen bis auf die Insel Amboina. Dasselbe geschah auch im Jahre 1687. Ein sehr heftiger Ausbruch des Vulkans von Ternate fand auch 1763 statt, wo der Lavastrom, gleichwie im Jahre 1840, ebenfalls in's Meer floß. Seit jenem Jahre, das auch durch heftige Erderschütterungen sich auszeichnete, wurde der Plan, den Hauptplatz von einer so oft bedrohten und heimgesuchten Insel zu verlegen und an der Küste von Halmáheira eine Stadt zu erbauen, die den Sitz der holländischen Behörden bildete, öfter aufgefaßt, doch kam derselbe nicht zur Ausführung, da die überstandenen Gefahren allmälig in der Erinnerung verblaßten. Und so wohnen denn die Ternatanen noch immer auf ihrem unterminirten Boden, bis die sorglosen Schläfer wieder einmal das unterirdische Getöse weckt, um sie vielleicht einem ewigen Schlafe zu übergeben.

Die kurz vor Ankunft des General-Gouverneurs zu Ternate stattgehabten Erdbeben und die Beschädigungen, welche dieselben an den Häusern anrichteten, waren auch Ursache, daß man den hohen Gast und sein Gefolge nicht im Hause des Residenten empfangen konnte. Man hatte zu seiner Beherbergung schnell ein großes Bambuhaus mit einer auf Bambusäulen gestützten Vorhalle erbaut und versah dieses improvisirte Gebäude mit den besten Meubeln, welche die europäische Bevölkerung zusammenbrachte. Ein solches luftiges und leichtes Haus genügt, Dank dem milden Tropenklima, wo der Mensch sich nur gegen Sonne und Regen, nicht gegen Kälte zu schützen hat, vollkommen, um selbst den Anforderungen der Bequemlichkeit Rechnung zu tragen. Dahin kam denn auch der Sultan von Tidor noch einmal, um dem General-Gouverneur seine Aufwartung zu machen. Er heißt Chalifatun Nurul Mulki Daiman Filaspik Wahua Sajid Achmadul Mansur Siradjudin Sjah Kaidjili Djehan Jusuf. Wenn daher ein langer Name Würde und Majestät verleiht, so fehlt es dem Sultan von Tidor sicherlich nicht an diesen für einen Herrscher wünschenswerthen Attributen. Er kam mit zahlreichem Gefolge in einer Tracht, die nach dem Muster der Gala-Uniform der europäischen hohen Beamten gemacht war. Sie bestand in einem reich gestickten Rock, Beinkleidern mit goldenem Galon und weißem Halstuche. Das Haupt jedoch schmückte noch eine nationale Bedeckung, die aus einem mit Perlen und Diamanten reich verzierten Tulband bestand. Auch die Prinzen und hohen Beamten trugen europäische Kleidung und manche, die einen Rang im indischen Heere hatten, holländische Militär-Uniform.

Nachdem der Sultan und sein Gefolge eine Tasse Thee getrunken und sich mit dem General-Gouverneur in malayischer Sprache etwa eine Viertelstunde unterhalten hatte, empfahl sich der Herrscher. Einige Stunden später kam der Sultan von Ternate Tadjul Mulki Amirudin Iskander Kaulani Sjah. Er war damals 73 Jahre alt, und regierte schon seit dem Jahre 1824, in welchem er seinem Vater Muhamed Jassiem in der Regierung folgte. Sein einnehmendes Aeußere entspricht den guten Eigenschaften, die man ihm nachrühmt und von denen er während seine Regierung Beweise ablegte. Er war ungefähr ebenso wie der Sultan von Tidor gekleidet; ihn begleitete die Sultanin, welche den Titel Tuan putri trägt, sowie die Prinzessin, die sich durch angenehme Gesichtszüge und

üppige Körperformen auszeichnet. Beide Frauen waren in gelben Saja und in Kabaja gekleidet; ihr Haupt glänzte von werthvollen Edelsteinen und Perlen, die in einer Schnur um den Kopf gewunden waren. Der Sultan war sehr gesprächig.



Rhede von Ternate.

Als einer der Begleiter des General=Gouverneurs den Wunsch äußerte, den Berg bis zum Krater zu erklimmen, glaubte der Sultan, eine solche Besteigung könne neue Erdbeben veranlassen und dem General=Gouverneur Unheil bringen.

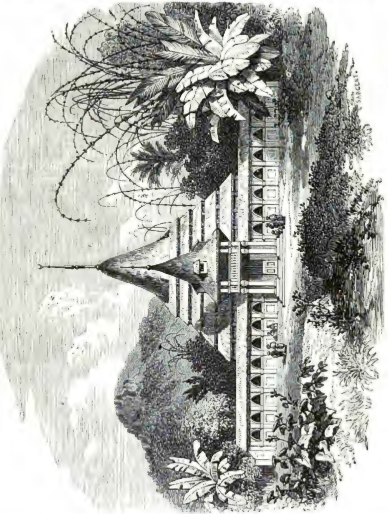
Digitized by Google

Dennoch aber erklärte er sich bereit, die nöthigen Führer zu verschaffen, wenn der General-Gouverneur hierzu bestimmten Befehl ertheilte. Um die abergläubische Besorgniß der ohnehin durch vorausgegangenes Unglück noch furchtsamen Bewohner nicht noch mehr rege zu machen und nicht bei einem etwa zufällig entstehenden Erdbeben die Schuld des Ereignisses auf sich zu laden, beschloß Duimaar van Twist, die Besteigung des Berges jetzt nicht zuzugeben und den etwa durch den Besuch des Kraters errungenen kleinen Gewinn für die Wissenschaft den obwaltenden Verhältnissen zu opfern. Der Berg ist übrigens schon öfter von europäischen Reisenden bestiegen worden.

Außer dem ziemlich festen, doch in Folge der Erderschütterungen hie und da mit Rissen versehenen Fort Oranien befindet sich nördlich von diesem auf einer weit in's Meer reichenden Landzunge ein zweites Fort „Terlokko". Es ist auf einem Felsen erbaut, der sich offenbar durch die bei einem vorhistorischen Ausbruch des Vulkans stattgehabte Lavaströmung gebildet hat. Die Masse der damals ausgeworfenen Laven muß einen ungeheuren Umfang erreicht haben, da die Erdzunge fast eine Meile weit in's Meer reicht und mit einem stumpfen, etwa 100 Fuß hohen, die Fläche des Meeres weit beherrschenden Kegel endet. Dieser Fels ist freilich sehr geeignet zur Errichtung von Vertheidigungswerken, darum haben die ersten Besucher und Eroberer auch nicht versäumt, diesen militärisch wichtigen Platz mit einem Fort zu krönen. Seit jenen Zeiten der Ostindischen Compagnie ist aber für die Vertheidigung und Kolonisirung jenes reizenden Theiles des Indischen Archipels wenig geschehen. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat sich die Aufmerksamkeit der Regierung zu sehr auf Java, diese allerdings wichtigste Besitzung im Archipel, konzentrirt. Die meisten anderen auswärtigen Besitzungen sind im früheren Zustande geblieben. Da es aber keinen Stillstand in menschlichen Dingen giebt und man entweder zur fortschreitenden Entwickelung oder zum Rückschritt sich entschließen muß, so ist in vieler Hinsicht der letztere eingetreten, was man erst in neuester Zeit eingesehen zu haben scheint.

Den Weg vom Fort Oranien nach Terlokko macht man gewöhnlich zur See in einer Praue. Geschieht dieses des Morgens vor Sonnenaufgang, so genießt man den lebhaften, sehr kühlen und angenehmen Landwind, der das Fahrzeug pfeilschnell und leicht über die kleinen sich kräuselnden Wellen gleiten läßt. Die Küste von Ternate, mit ihren Hügeln, Häuserreihen und Kokoswäldern, hinter welchen die breiten Abhänge des Berges sich erheben, gewährt beim Aufgang der Sonne einen prachtvollen Anblick. Südlich erhebt sich die düstere Bergreihe von Tidor, während nördlich gegen das Ende der Bucht von Dodinga die blauen Berge der Küste von Halmaheira aus der Meeresfläche emporsteigen. Das Fort selbst ist sowol durch starke Mauern als insbesondere durch steile Felsen, an welche die Meeresbrandung beständig schäumend anschlägt, gegen Angriffe geschützt. Die Geschichte dieses kleinen Forts ist aber auch nicht ohne Interesse und verdient insbesondere die rühmliche Vertheidigung desselben gegen die Engländer am Ende des vorigen Jahrhunderts erwähnt zu werden. Gegenwärtig ist die Vertheidigung einer geringen Anzahl Soldaten des Sultans von Ternate anvertraut.

Der General-Gouverneur stattete dem Sultan von Ternate auch einen Gegenbesuch ab. Unter einem Thronhimmel waren Stühle angebracht, wo der Sultan und die Sultanin, der General-Gouverneur und seine Gemahlin Platz nahmen.



Moschee zu Ternate.

Nachdem Thee und Cigarren angeboten waren, erschien eine Anzahl eigenthümlich gekleideter Jünglinge, welche einen nationalen Tanz (Tjokalele) ausführten, worauf auch ein Chor Tänzerinnen einen anderen Tanz (Menare) zum Besten gab.

Digitized by Google

Ternate bietet außer der am meisten bevölkerten Ostküste auch in seinen übrigen Theilen besonders naturhistorisch merkwürdige Punkte. Zu diesen gehören vorzüglich die am Nordwestende der Insel befindlichen beiden Seen Sula Takomi, wovon der eine S. T. di Atas (Ober-Sula Takomi), der andere S. T. di Baua (Unter-Sula Takomi) heißt. Sobald man vor dem Fort Terlokko vorbeigerudert ist, dehnt sich die felsige Küste von Ost nach West aus und der Anblick der Insel ist ein wild-romantischer. Die Häuserreihen und Villen der Ostküste sind verschwunden, nur einzelne spitzig zulaufende Bambuhütten sind hie und da an den Abhängen des Berges und seinen Vorhügeln zerstreut, sowie die Vegetation nur theilweise eine üppige genannt werden kann. Auch endet der Vulkan hier nicht in einen stumpfen Kegel, sondern man bemerkt drei Spitzen, welche die Namen Arfat, Madiena und Kokau tragen. Diese Spitzen begrenzen den zwischen ihnen gelegenen Krater.

Die Ausbrüche des Vulkans haben an der nördlichen Seite der Insel die meisten Verwüstungen angerichtet. Zahlreiche Lavaströme haben sich hier vom Krater bis in's Meer gewälzt, und man kann den Lauf derselben noch deutlich durch die den einstigen Strom begrenzenden Vertiefungen, die jetzt zu Rinnsalen für Bäche dienen, erkennen. Wir haben schon bemerkt, daß das Fort Terlokko auf einer durch einen Lavastrom gebildeten Landzunge erbaut ist, und zwar ist dieser Strom der am meisten ostwärts gelegene. Andere Ströme aus jüngerer Zeit haben ihre Richtung mehr nördlich genommen und wieder andere, sehr breite, vorhistorische Lavaströme erreichen ihre Grenze an der Nordwestküste der Insel, gegenüber dem ebenfalls aus einem Vulkankegel bestehenden Eiland Hiera. Die meisten dieser Lavaströme sind jetzt mit üppiger Vegetation bedeckt, und man kann das nackte Gestein nur an der Küste erkennen, wo es steile Wände bildet, an welche die Meereswellen unaufhörlich schlagen. Manche dieser Lava-Ergießungen sind bereits durch das Meer tief ausgehöhlt, während bei anderen die Wirkung der anschlagenden Fluten in geringerem Grade sichtbar ist. Man kann hieraus das relative Alter der einzelnen Ströme bemessen.

Einer der am deutlichsten sichtbaren Lavaströme scheint ein sehr geringes Alter zu haben, obgleich uns genauere historische Angaben über dessen Entstehung fehlen. Derselbe liegt an der Nordseite des Eilandes und reicht bis an's Meer, dessen Küste an jenem Punkte Batu angus (verbrannter Stein) heißt. Man sagt, daß diese Lavamasse bei dem Ausbruche im Jahre 1763 entstanden sei. Die seitdem verflossenen hundert Jahre waren ein zu kleiner Zeitraum, als daß in ihm die Verwitterung des Gesteines genügend gewesen wäre, um einer gleich üppigen Pflanzenwelt nährenden Boden zu bieten, wie wir sie in benachbarten Landstrichen vorfinden. Im Gegentheile zeigt sich dieser Lavastrom als ein breiter schwarzer Streifen, der nur hie und da mit Gräsern und einigem Gesträuch vom Strande bis zu den Höhen des Kraterrandes bewachsen ist.

Nur in der Nähe des Gipfels, wo die größere relative Feuchtigkeit der Lüfte und die häufigen Niederschläge eine lebhaftere Verwitterung der Lava bewirkten, zeigt sich eine reichere Vegetation. Am Strande ist der Strom wie abgebrochen und bildet hier eine ungefähr 30 Fuß hohe und über 400 Fuß breite, schwarze

Mauer, die sich tief unter der Oberfläche des Meeres am Grunde festsetzt. Die Oberfläche dieser Lavamasse ist sehr ungleich und zeigt zahlreiche Trachytblöcke, welche andeuten, daß der Strom nur theilweise aus geschmolzenen Massen bestand und große Trachytblöcke mit sich fortrollte.

Die Nordost- und Nordküste die Insel ist sehr spärlich bewohnt. Nur hie und da bemerkt man zwischen Maisfeldern und Kokospalmen einzelne Hütten am Ufer des von den Höhen herabrauschenden Baches. Ungefähr eine Meile südlich von der Insel Hiera, die nur durch eine schmale Meerenge von Ternate getrennt ist, gelangt man zum Nordwestkap von Ternate, Sula-Takomi genannt. An diesem Orte stand noch bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ansehnliche Ortschaft, bei welcher die Ostindische Compagnie ein mit 100 Mann besetztes Fort erbauen ließ. Von dieser, Sula Takomi genannten Ortschaft besteht aber eben so wenig als von dem Fort gegenwärtig irgend eine Spur. Beide sollen bei dem im Jahre 1763 stattgehabten Erdbeben vernichtet und von der tief aufgeborstenen Erde verschlungen worden sein. Gegenwärtig befinden sich in der Nähe des einstigen Fortes zwei Seen, die, wie erwähnt, den Namen der untergegangenen Ortschaft führen. Ob diese Seen sich erst nach der Katastrophe gebildet haben, welche die Vernichtung der Ortschaft Sula Takomi zur Folge hatte, kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Der eine kleine See, der nur einen Umfang von etwa einer halben Stunde hat, liegt nur 100 Schritte von der Küste entfernt. Seine Ufer sind dicht mit Pandanus-Arten bewachsen und auch eine schöne Lotuspflanze (**Nelumbium speciosum**), die wir schon auf Celebes am Ufer des Tondano-Sees bewunderten, findet sich hier wieder. Der höher gelegene zweite See, Sula Takomi di Atas, ist ungefähr eine Viertelstunde vom Strande entfernt und nimmt die Mitte eines ziemlich hohen kegelförmigen Hügels ein, der nur mit Gräsern und Strauchwerk bewachsen ist. Der See hat eine runde Gestalt, sein Umkreis beträgt etwa eine Viertelstunde, und die Eingeborenen versichern, daß hier einst die Ortschaft Sula Takomi gestanden habe. Wenn die Angabe mit der Wahrheit übereinstimmt, so hat sich an der Stelle der einstigen Ortschaft ein kleiner Vulkan gebildet, dessen Krater sich später mit Wasser füllte, wie wir dieses auch bei anderen Vulkanen beobachten können. In der That haben die fast senkrechten, aber 100 Fuß über der Seefläche sich erhebenden Uferfelsen ganz das Aussehen eines Kraterrandes.

Die kleinen Sunda-Inseln.*)

Zur Vervollständigung des bisher Gesagten müssen hier, ehe wir zu der großen Insel Neu-Guinea übergehen, noch die kleinen Sunda-Inseln kurz erwähnt werden, die in einer langen von Westen nach Osten sich erstreckenden Reihe zwischen Java und den Südwester-Inseln liegen und in einem sehr verschiedenen Verhältnisse zur niederländischen Regierung stehen. Ihre Namen sind Bali, Lombok, Sumbava, Floris, Sabrao, Solor, Lomblem, Pantare, Ambay, Sawo, Timor. Sie alle sind vulkanischer Natur, haben viel von Erdbeben zu leiden und gleichen in Bezug auf ihre Produkte mehr oder minder Java, als dessen Fortsetzung nach Osten hin sie angesehen werden können. Nur was die Bevölkerung betrifft, findet ein wesentlicher Unterschied statt, denn während auf dem Java zunächst gelegenen Bali noch eine dem Javanischen verwandte Sprache für die höheren und ein dem Sundanesischen verwandter Dialekt für die niederen Stände herrscht, treten auf den mittleren Inseln verschiedene malayische Völkerstämme mit eigenen Dialekten und auf den östlichsten Eilanden endlich Alfuren auf. Mannichfach verwickelt erscheinen auch die politischen Verhältnisse. So zerfällt Bali in acht sogenannte Königreiche, die eine Bundes-Genossenschaft unter Oberherrlichkeit der holländischen Regierung bilden. Auf Sumbava, wo ursprünglich sechs Fürstenthümer bestanden, wurden drei im Jahre 1815 durch den Ausbruch des Vulkans Temboro (siehe Bd. I S. 265) zerstört und nur die drei von den Niederländern abhängigen Fürstenthümer Bima, Dompo und Sumbava blieben übrig. Lombok steht unter einem der acht Könige von Bali und der westliche Theil von Floris unter dem Herrscher von Bima, während im Osten keine eigentlichen Sultane oder Fürsten regieren und die Seeräuber dort immer noch vorzügliche Schlupfwinkel finden. Sabrao gehorcht einem fast ganz unabhängigen malayischen Radschah; auf Sawo bestehen fünf Fürstenthümer; in Solor und Ambay unterhalten die Holländer eine Besatzung. Timor dagegen steht unter einem holländischen Residenten, der auch die Verwaltung von Sumbava führt.

Timor ist unstreitig die wichtigste und größte aller eben angeführten Inseln. Eine bis 4000 und 6000 Fuß ansteigende Gebirgskette trennt die Insel der Länge nach in zwei Theile; die Entwickelung der Flüsse ist nur eine geringe, wegen der vielen Gebirge und der geringen Breite des Eilandes. Unter den Produkten sind Teakholz, Sandelholz, Kokos-, Areng- und Sagopalmen, Brotfrucht-, Granaten- und Pisangbäume zu erwähnen. Für Maisbau ist der Boden sehr geeignet, und daher bildet dieser auch das Hauptnahrungsmittel. Auch die politischen Verhältnisse dieser Insel sind sehr verwickelter Art. Die Bewohner, deren Zahl man auf 400,000 schätzt, zerfallen in drei sprachlich von einander geschiedene Abtheilungen, die Balinesen im Osten, die Timoresen im Westen und die Atuli (Leute) Kupang, die nur auf einen geringen Saum an der Westküste beschränkt sind. Ein großer Theil der Balinesen, welche im Reiche Luka wohnen, das den Osten

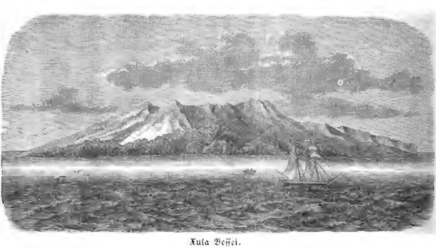
*) Von der Redaktion des „Buchs der Reisen“.

Timors einnimmt, erkennt die portugiesische Regierung an und empfängt von dem zu Dilli ansässigen portugiesischen Generalkapitän Befehle. Der größere Theil der Bewohner, namentlich die Timoresen und Atuli Kupang haben sich dagegen der niederländischen Regierung unterworfen.

Nächtliche Versammlung der Eingeborenen Timors: Nach dem großen Werke der niederländischen Kommission.

Sowol im portugiesischen als im niederländischen Theile Timors regieren stets noch heimische Scheinfürsten fort, an deren Seite europäische Beamte stehen. Der Hauptsitz des niederländischen Residenten ist in der Feste Concordia bei Kupang.

Timor, wie der größere Theil der kleinen Sunda-Inseln, ist überhaupt noch nicht vollständig bekannt. Namentlich herrscht über Sitten und Gebräuche der Ureinwohner noch ein ziemliches Dunkel, das auch erst allmälig aufgeklärt werden wird. Mit Ausnahme der nach Kupang und einigen anderen Hafenplätzen eingewanderten Europäer, Chinesen, Malayen, Buginesen, Javanen u. s. w. sind die Eingeborenen Alfuren. Unter ihnen sind die Amonobangen, d. h. die Kopfabschneider, die gefürchtetsten. Noch immer wüthen unter den kleinen Fürsten blutige Fehden, von denen aber die holländische Regierung wenig Notiz nimmt. Rauben und Morden sind die liebsten Beschäftigungen der wilden Bergvölker, Pulver, Blei und Gewehre die von ihnen am meisten gesuchten Handelsartikel, abgehauene Menschenköpfe ihr größter Ruhm. Jeder sieht in seinem Nachbar einen Feind, welcher sein Gut und Leben bedroht und wird umgekehrt auch wieder so angesehen. Immer sind sie bewaffnet, das Gewehr kommt nicht von ihrer Seite, bei Tag und bei Nacht ist es ihr treuester Begleiter und stets ist es geladen. Kein größeres Vergnügen für diese Stämme als das verrätherische Ueberfallen des Feindes, kein höherer Genuß als ihm das Haupt abzuschlagen, was namentlich bei gewissen Festlichkeiten, z. B. bei dem Aufbau eines neuen Hauses für den Meo (Kriegsobersten) an den Gefangenen geschieht. An diesem Hause wird kein Pfahl in die Erde gesetzt, bevor derselbe nicht mit dem Kopfe eines Feindes geschmückt ist. Dieselbe Unsitte, welche bei den Dajaks auf Borneo heute noch blüht, das Abschlagen des feindlichen Hauptes, ist auch auf Timor noch lange nicht ausgerottet, so viel Mühe in dieser Beziehung sich auch die holländischen Residenten gegeben haben.



Xula Bessi.

Digitized by Google

Papua-Dorf Doreh.

Zehntes Kapitel.

Die Expedition des holländischen Dampfers „Etna“ nach Neu-Guinea.

Geographische und wissenschaftliche Skizze. — Vorschlag zur Kolonisirung der Insel. — Die Insel Adie an der Südwestküste. — Der Karufa-Strom. — Die Buchten an der Südwestküste und ihre Bewohner. — Handel der Eingeborenen. — Fahrt des „Etna“ nach Doreh. — Sitten und Gebräuche der Eingeborenen an der Nordküste. — Die Humboldts-Bai. — Wassertempel daselbst. — Einwohner an der Mariannen-Straße. — Missions-Bestrebungen. — Die Hongizüge der Sultane von Tidor.

Der Name Neu-Guinea wird zum ersten Male 1545 genannt, als Torres und de Rez auf ihrer zweiten Reise dorthin die dunklen kraushaarigen Bewohner mit den Negern an der Guineaküste verglichen. Entdeckt war die Insel schon etwa zwanzig Jahre früher und wahrscheinlich ist, daß der Portugiese de Meneses als der erste Europäer den Fuß auf ihren Boden setzte. Die Holländer sandten dann im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Fahrzeuge dorthin aus. Die Seefahrer Schouten, Le Maire, Carstens landeten nach einander auf Neu-Guinea, das wegen der feindselig gesinnten Bewohner bald einen übelen Ruf erlangte. Gerhard Pool verlor dort 1636 das Leben, und auch der Kaufmann Keyts, der 1678 nach der Südküste steuerte, wurde dort angefallen. Dampier (1700), Carteret

(1767), Bougainville (1768), Cook (1770) besuchten nach und nach die Insel, die nun bekannter wurde, wenn auch deren wissenschaftliche Erforschung erst in unser Jahrhundert fällt.

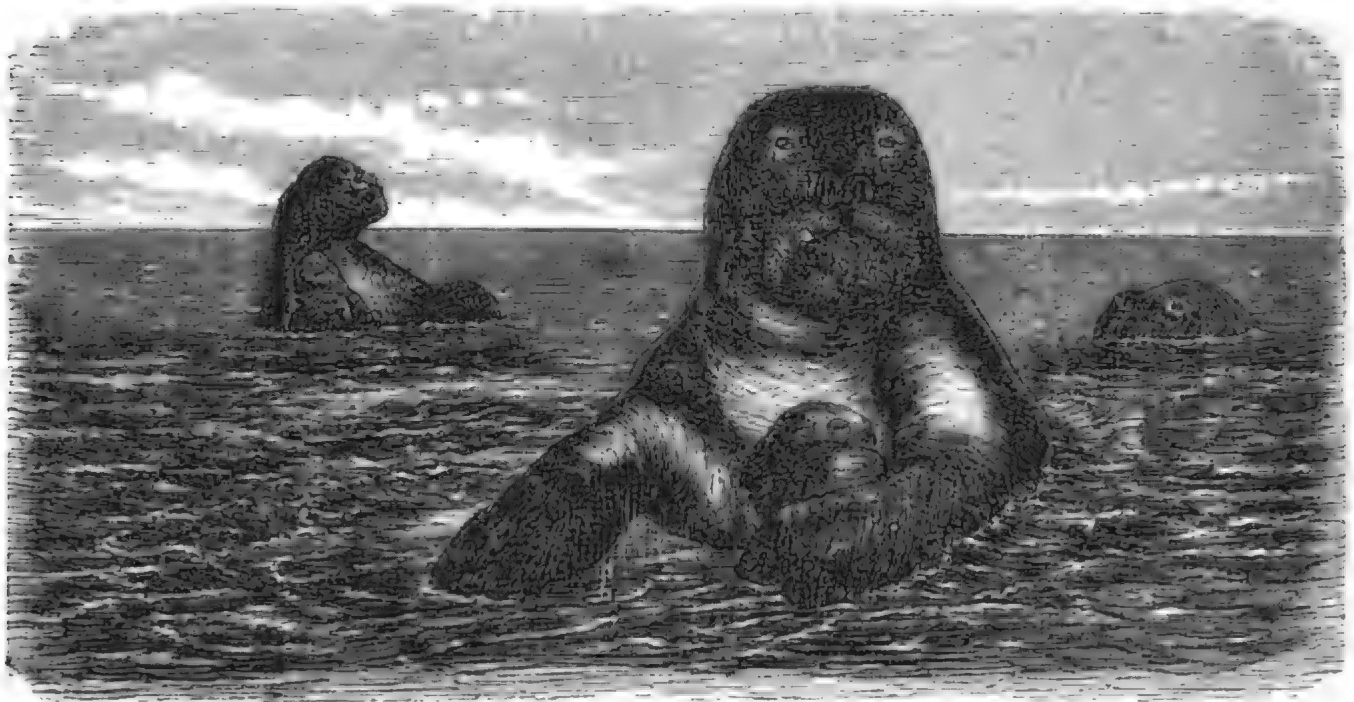
In dieser Beziehung sind zuerst zwei französische Expeditionen unter Duperrey (1823) und unter Dumont d'Urville (1827) zu erwähnen. Ihnen folgte die holländische Brigg „Durga“ unter dem Befehle des Leutnant Kolff, welche mit tüchtigen Naturforschern nach Neu-Guinea abging, dort eine Niederlassung anlegte und im Namen des Königs von Holland Besitz von dem Lande ergriff. Seitdem haben auch die Engländer sich an der Erforschung des Landes betheiligt, doch ihre Verdienste sind nur gering gegenüber den Aufklärungen, welche wir im Jahre 1858 durch den niederländischen Kriegsdampfer „Etna“ erhielten. Das 1862 veröffentlichte Werk dieser Expedition „Neu-Guinea, ethnographisch und naturwissenschaftlich untersucht und beschrieben von einer niederländisch-indischen Kommission“, hat den folgenden Darstellungen hauptsächlich zu Grunde gelegen.

Da wir von Neu-Guinea bis jetzt nur die Küstenlandschaften, und diese nur an einigen Strecken kennen, von dem Innern der Insel aber so gut wie gar nichts wissen, so läßt sich auch über die Geographie des Landes nur wenig sagen. Die Größe wird schwankend zwischen 10,000 und 13,000 Quadratmeilen angegeben, käme also der von Borneo etwa gleich. Die Länge berechnet man auf 260, die größte Breite unter dem 141. Grad östlicher Länge von Greenwich auf 90 geographische Meilen. Neu-Guinea zerfällt in zwei nur durch eine schmale Landenge zusammenhängende Theile, deren westlicher als Wonim di Bawa, deren östlicher dagegen als Wonim di Atas bezeichnet wird. Die Küsten erscheinen meistens hoch und klippenreich. An der Arguni-Bai steigen die Ufer bis zu 3000 Fuß an; bei Doreh finden wir das 9000 Fuß hohe Arfak-Gebirge und an der Südwestküste erblickt man ein alpenähnliches Gebirge, das im Berg Owen Stanley sich bis zu 13,000 Fuß erhebt. Größere Flüsse sind nicht bekannt geworden. Der Karufa an der Südwestküste ist nur an seiner Mündung breit, doch sein Lauf ist kurz; bedeutender scheint der Amberno oder Rochussen im Nordosten zu sein; was man früher den Durga-Fluß (an der Südostküste) nannte, hat sich als eine Meerenge erwiesen, welche die Prinz Friedrich Heinrich-Insel von dem Hauptlande trennt. Die Nordspitze Neu-Guinea's erreicht beinahe den Aequator, während der südliche Theil von dem fünften Breitengrade geschnitten wird. Aber trotz dieser tropischen Lage findet man kein übermäßig heißes Klima, da die mittlere Temperatur ungefähr 22° R. zeigt. Zur Zeit der Süd-Ostmussons findet vom April an die Regenzeit statt. Wegen der vielen Wälder und Moräste fehlt es nicht an Feuchtigkeit.

Die Vegetation entwickelt sich daher auf dem meistens aus Jurakalken und Sandsteinen bestehenden Boden ungemein üppig. Die Flora ist jedoch noch sehr wenig bekannt, sie gleicht in vieler Beziehung jener der östlichen Molukken, theilweise der Australiens. Alang-Gras bedeckt meilenweite Strecken des Landes; die Rhizophoren, Casuarinen, Pandanus- und Ficus-Arten, welche wir bereits bei Java kennen lernten, treten auch hier auf.

Besser durchforscht ist die Thierwelt. In einer fleißigen Zusammenstellung von O. Finsch besitzen wir die beste Arbeit darüber. Nach diesem deutschen Naturforscher stimmt auch die Thierwelt Neu-Guinea's mit jener der Molukken vielfach überein, entfernt sich aber von der der Sunda-Inseln und zeigt auch wieder Verwandtschaft mit australischen Formen.

Säugethiere giebt es nur wenige. Das größte darunter ist ein Schwein (Sus papuensis). Affen fehlen ganz, desgleichen Raubthiere und Insektenfresser, ausgenommen der Palmroller (Paradoxurus hermaphroditus), der sich jedoch meistens von Früchten nährt. Dafür begegnen wir den Beutelthieren, von denen Neu-Guinea drei Arten in eigenen Geschlechtern (Dorcopsis und Dendrolagus) besitzt. Die Baumkängurus (Dendrolagus) sind deshalb merkwürdig, weil sie, in Widerspruch mit der sonstigen Lebensweise dieser Thiere, Bäume besteigen.



Der Dugong.

Nagethiere sind bis jetzt nicht entdeckt worden; von den fruchtfressenden Flederthieren findet sich der gemeine Kalong (Pteropus edulis); die Neu-Guinea allein angehörenden Säugethiere beschränken sich auf zwei Arten. Bemerkenswerth ist, daß die meisten dieser Thiere ein durchaus nächtliches Leben führen und sich am Tage verborgen halten.

Zu erwähnen ist noch der an den Küsten häufige Dugong (Halicore australis), ein Meersäugethier, das von Australien bis nach den Sunda-Inseln hin verbreitet ist. Diese große Cetacee findet man hauptsächlich an seichten Stellen im Wasser, sich sonnend, mit dem Haupte über den Wasserspiegel sich erhebend, ähnlich wie ein Seehund. Als Weide dienen dem Dugong die großen untermeerischen Seegras- und Sargassum-Wiesen, und fortwährend ist der große Magen dieses Thieres mit diesen Pflanzen überfüllt. Ein ausgewachsener Dugong erreicht eine Länge von fünfzehn Fuß. Das Männchen zeichnet sich durch zwei Hauzähne aus, die dem

Weibchen fehlen. Die langen fleischigen Lippen sind besonders gut zum Abweiden des Seegrases eingerichtet. Das Innere des Mundes ist mit kleinen Büscheln scharfer Haare besetzt.

Der Dugong ist ein sehr fettes Thier, dessen Thran mit Vortheil statt des Fischthrans angewandt werden kann, da er einen besseren Geschmack und die gleichen medizinischen Wirkungen besitzt. Anfangs jagte man den Dugong, nach Art der Walfische, mit Harpunen, doch ist man jetzt davon abgekommen und fängt ihn in Netzen, die in der Nacht ausgeworfen werden. Ein ausgewachsenes Thier liefert bis zu zwölf Gallonen Thran, der im gewöhnlichen Zustande von fester Konsistenz ist und zum Gebrauche erst aufgethaut werden muß. Das Fleisch ist ausgezeichnet, frisch schmeckt es wie Rindfleisch, gesalzen wie Speck. Die Knochen sind sehr fest, ohne Markhöhle und ohne Oelgehalt und werden wie Elfenbein verarbeitet.

Ungleich zahlreicher als die Säugethiere, sind die Vögel vorhanden. Besonders ist das Papageien- und Taubengeschlecht mannichfaltig, wenn auch die Paradiesvögel die eigentlichen Charakterthiere ausmachen. Auf Neu-Guinea kommen nach Finsch's Verzeichniß 222 Arten von Vögeln vor, wovon nur 58 diesem Lande eigenthümlich sind. Raubvögel sind wenig vorhanden, die Spechte fehlen ganz, ebenso die Finken und Ammern.

Durch neun Arten sind die Paradiesvögel vertreten. Obwol diese schon seit Jahrhunderten nach Europa gebracht werden, geschah dies doch immer nur in den von den Papuas über dem Feuer getrockneten Bälgen, ohne Füße und Flügel. Den eifrigen Nachforschungen des Engländers Wallace ist es gelungen, wenigstens von 5 Arten das Vaterland genau nachzuweisen, denn auch in ihren heimatlichen Wäldern sind die farbenprächtigen Vögel nur mühsam zu erlangen. Vor einigen Jahren konnte sich das Londoner Publikum an dem herrlichen Federschmuck der gewöhnlichen Art (**Paradisea papuensis**) ergötzen; das Pärchen wurde von Wallace mitgebracht und war das erste, welches man in Europa lebend zeigte. Der zoologische Garten soll die Vögel deshalb auch mit etwa 2400 Thalern bezahlt haben. Die ältesten Nachrichten über die Paradiesvögel theilt uns Pigafetta mit, welcher vom Sultan von Tidor 1520 zwei Bälge derselben für den König von Spanien geschenkt erhielt. „Dieser Vogel“, erzählt er, „hat die Größe eines Krammetsvogels, kleinen Kopf und langen Schnabel. Die Füße haben die Länge einer Schreibfeder. Sein Schwanz gleicht dem des Krammetsvogels; er hat aber keine Flügel, wol aber an deren Stelle prachtvolle lange, verschiedenartig gefärbte Federn, die in der Form jenen des Reihers gleichen. Alle anderen, ausgenommen diese, welche den Platz der Flügel vertreten, sind dunkelfarbig. Man sagt, dieser Vogel stamme aus dem irdischen Paradiese, woher auch sein Name **Bolondinata**, Gottesvogel, hergeleitet werden mag.“ Pigafetta wußte also schon recht gut, daß die Paradiesvögel wie alle anderen Füße besäßen, eine Ansicht, die bald bestritten wurde, namentlich von dem großen Naturforscher Aldrovandi. Nach den Beobachtungen Lesson's sind die Paradiesvögel Bewohner der dichten Wälder, leben gewöhnlich polygamisch und nähren sich von weichen Insekten und Früchten. An die Gefangenschaft gewöhnen sie sich und zeigen sich dann heiter, gutmüthig und zutraulich, doch ist ihre Stimme rabenartig.

Paradiesvögel.

Digitized by Google

Hühnervögel fehlen auf Neu=Guinea ganz; sie sind durch die eigenthümlichen nur in diesen Gegenden zu findenden Geschlechter **Tallegallus** und **Megapodius** in zwei Arten repräsentirt. Sie haben schwarzes Gefieder, mit nacktem, gefärbtem Hals= und Kopfschleier, sind so groß oder größer als Haushühner und bieten in ihrer Lebensweise das höchst Sonderbare, daß sie ihre Eier nicht selbst ausbrüten, was sich in der ganzen Vogelwelt in dieser Art nicht wiederholt. Sie scharren nämlich acht bis zehn Fuß hohe kegelförmige Haufen von Blättern zusammen, legen in diese ihre Eier und überlassen der durch die faulenden Stoffe sich entwickelnden Hitze das Brutgeschäft. — Von den riesigen Kasuaren, die sehr scheu und deshalb schwer zu erlangen sind, leben drei Spezies in den Urwäldern Neu=Guinea's (**Casuarius Emu, C. uniappendiculatus, C. bicaruneulatus**).

Ist unsere Kenntniß der ersten zwei Thierklassen eine beschränkte, so muß dies nothwendigerweise mit den übrigen Klassen noch mehr der Fall sein. Aus Neu=Guinea hat man bis jetzt 30 Amphibien, darunter 6 Schlangen beschrieben. Das gewöhnliche indische Krokodil findet man auch an den Flußmündungen, ebenso einige Schildkröten. Unter all' den zahllosen niederen Seethieren wollen wir schließlich nur noch die Seewalzen (**Holothuria**) erwähnen, die zur Ordnung der Stachelhäuter gehören. Es sind länglich=runde, lederartige Thiere, die am Kopf einen verschiedenartig gebildeten Fühlerkranz besitzen und bis gegen einen Fuß lang werden. Wissenschaftlich sind diese Thiere noch sehr unvollständig untersucht, desto mehr aber für den Handel von Wichtigkeit, da sie den berühmten T r i p a n g liefern, von dem die Kaufleute etwa zwanzig Sorten unterscheiden. Man kocht den Tripang gleich nach dem Fange in Seewasser mit Popai=Blättern und trocknet ihn dann, um ihn als gesuchten Artikel nach China zu führen, wo er für ein Reizmittel gehalten und sehr theuer bezahlt wird. Deshalb ist es auch der Tripang, der den Verkehr zwischen den Völkern von China bis an die Südküste Australiens vermittelt, und selbst der spanische Gouverneur der Philippinen rüstet Schiffe auf den Tripangfang aus, die bis nach den Karolinen und Marianen steuern.

Verhältnißmäßig besser als die Natur ist uns die Menschenwelt Neu=Guinea's bekannt geworden, und hier war es namentlich die bereits erwähnte Expedition des Dampfers „Etna“, die über viele bis dahin dunkle Punkte ein unerwartet helles Licht verbreitete. Den Ergebnissen, welche die Naturforscher jener Expedition zu unserer Kenntniß brachten, wenden wir im Folgenden unsere Aufmerksamkeit zu.

Kaum zwei Tage hat das Dampfschiff nöthig, um von den seit mehr als drei Jahrhunderten von Europäern bewohnten Molukkischen Inseln nach der Küste von Neu=Guinea zu fahren, die bis zum heutigen Tage in noch jungfräulichem Zustande vor uns liegt und nur vorübergehend der Sitz kleiner europäischer Ansiedelungen wurde. Die noch auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehende Bevölkerung der Centraltheile ist niemals in Berührung mit fremden Völkern gekommen, und nur seit wenigen Jahren versuchten einige Missionäre, auch in jene Gegenden das Evangelium einzuführen. Wir wollen über die Ursachen der Vernachlässigung dieser Insel, der östlichsten unter den größeren des Indischen Archipels, keine Untersuchungen anstellen und noch weniger den Niederländern, denen

dieselbe vertragsmäßig gehört, Vorwürfe machen. Haben wir doch schon manches harte Wort über die stiefmütterliche Behandlung fallen lassen, welche sie dem kolossalen Borneo längere Zeit hindurch angedeihen ließen, und wird es jetzt, da wir unser Buch bald schließen wollen, Zeit sein, um nicht zürnend zu scheiden, auch einige Worte der Vertheidigung gegen die von manchen Seiten mit nur allzugroßer Heftigkeit und selbst mit Leidenschaft geführten Klagen auszusprechen. Man vergesse nicht, daß Holland nur ein Ländchen von wenigen Millionen Einwohnern ist, daß es seine Hände genugsam beschäftigt hat, wenn es die bisher in Besitz genommenen und allmälig sich ausdehnenden Länder des Archipels mit Einsicht und Kraft verwaltet, und daß von eigentlichen Kolonisationen durch Europäer in den Tropenländern, mit Ausnahme der eines gemäßigten Klimas sich erfreuenden Hochebenen und Gebirgsabhänge, keine Rede sein kann. Ein baldiger materieller Vortheil kann nur bei der Verwaltung jener Länder des Tropenlandes erwartet werden, deren Bevölkerung einen gewissen Grad von Kultur bereits erreicht, die sich mit Ackerbau beschäftigen, deren Fleiß ermuthigt und mit deren Produkten endlich ein vortheilhafter Handel getrieben werden kann. Dies war der Fall mit den Bewohnern Java's und eines Theiles der Molukkischen Inseln, welche die Portugiesen und Holländer schon als ackerbautreibende und betriebsame Völker trafen. Auch Sumatra mit seiner größtentheils aus Malayen bestehenden Bevölkerung, sowie endlich Celebes und Borneo, welche Inseln nebst mehreren anderen die Malayen schon in früher Zeit eroberten und an deren Küsten sie Reiche ihres Stammes gründeten, waren von jeher für eine handelstreibende europäische Nation sehr ergiebige Länder, deren Erzeugnisse aus den verschiedenen Reichen der Natur den reichlichsten Gewinn boten.

Anders aber ist es mit Neu-Guinea beschaffen, wo überall noch die wilde Ureinwohnerschaft haust und wohin noch kein gebildetes Volk eine höhere Kultur verpflanzte. Eine europäische Nation müßte sich diese wilde Bevölkerung erst zu ackerbautreibenden und industriösen Menschen heranziehen. Hierzu müßten jedoch Zeit und Kosten verwendet werden, zu welchen die Kräfte einer kleinen Nation nicht ausreichen. Ein anderer, schneller und zuverlässiger zum Ziele führender Weg zur Anbahnung einer Kultivirung auf Neu-Guinea bestände nach meiner Ansicht darin, daß man die Küsten und einen Theil der Centraltheile des Landes mit malayischen und javanischen Kolonisten bevölkerte, die, unter dem Schutze der holländischen Regierung stehend, das Land zu einem zweiten Java umschaffen könnten. Unter dem Volke der Malayen, sowie auch unter den Javanen giebt es viele Auswanderungslustige; auch die eines Vergehens oder Verbrechens wegen zu Strafen Verurtheilten würden eine bessere und glücklichere Laufbahn antreten, wenn sie in fremdem Lande dem Fleiße und der Ordnung sich hinzugeben genöthigt würden.

Die besten Nachrichten über die Bewohner der eben in naturwissenschaftlicher Beziehung skizzirten Insel erhielten wir durch die schon oben erwähnte Expedition des holländischen Dampfers „Etna“. Da mir es nun leider nicht vergönnt war, während meines mehrjährigen Aufenthaltes im Archipel diese merkwürdige Insel

selbst zu besuchen, so theile ich zur Vervollständigung meines Buches hier einen kurzen Auszug aus dem interessanten Reisebericht des „Etna" mit.

Am 20. März 1858 machte sich das Dampfschiff „Etna" auf den Weg nach der Insel **Adie** an der Südwestküste von Neu-Guinea. Eine Prau mit 50 Soldaten und einem Offizier war dem Dampfschiffe um einige Tage vorausgesegelt und hatte bereits mittels eines Dolmetschers sich mit dem Radscha der Insel verständigt, damit dieser die Expedition als Lootse und Dolmetscher nach der Küste von Neu-Guinea und in's Innere des Landes begleite. Außer dem Radscha waren noch einige, nur mit einem Schamtuche bekleidete Eingeborene von Adie nach der Prau gekommen, die aber alle beim Anblicke des ohne Segel daherbrausenden und Flammen ausspeienden Schiffes eiligst in ihre Kähne flohen und so schnell als möglich nach dem Inneren der Insel eilten.

An Bord des „Etna" war außer den Mitgliedern der naturwissenschaftlichen Kommission auch der inländische Prinz Amir, ein Verwandter des Sultans von Tidor, unter dessen Gebiet die Insel Adie und die benachbarte Küste gehört. Dieser schickte sogleich Boten nach Adie mit der Versicherung, daß das Dampfschiff kein Werk des Teufels sei und daß die Holländer nur in freundschaftlicher Absicht, um sich das Land anzusehen, gekommen seien. Der Radscha und sein Gefolge ließen sich hierauf bereden, am folgenden Tage mit beflaggten Kähnen nach dem „Etna" zu kommen. Vor dem Prinzen knieten sie nieder, die holländischen Herren grüßten sie nur in einfacher Weise. Der Radscha war in seinem Galla-Anzuge, welcher in einem Kattunjäckchen und Hosen bestand. Die übrige Bevölkerung, die Frauen eingerechnet, waren auch bei dieser festlichen Gelegenheit nackt.

Adie ist eine wenig fruchtbare Koralleninsel und besitzt keine Quellen und Bäche, obgleich sie sich in einer Länge von etwa acht Meilen von Ostsüdost nach Westnordwest erstreckt und eine mittlere Breite von $1^1/_2$ Meilen hat. Sie wird von etwa 150 Eingeborenen bewohnt, deren Sprache und Sitten fast jenen der Bewohner Neu-Guinea's gleichkommen.

Man hörte auch von den Bewohnern von Adie, daß die Einwohner des an der Küste von Neu-Guinea liegenden Dorfes Karufa mit jenen der Bewohner von Patimuni im Kriege seien, mithin es für Reisende gefährlich sei, sich dahin zu begeben. Also auch hier herrscht gegenseitiges Morden, der sogenannte Naturzustand der Menschen schützt nicht vor physischen und moralischen Uebeln, im Gegentheil können diese nur durch Förderung einer wahren Kultur gehoben oder auf ein Geringes zurückgeführt werden.

Der „Etna" fuhr hierauf nach der Küste selbst, nach der Mündung des **Karufa-Stromes**. Nur eine geringe Anzahl der Eingeborenen kam an Bord des Schiffes, denn die meisten waren nach den Gebirgen geflohen, aus Furcht vor der Mordsucht der Patimunier. Während das Schiff vor der Mündung des Stromes lag und die Offiziere sich mit der Aufnahme und Vermessung der Gegend beschäftigten, fuhr ein Theil der Reisenden mit Schaluppen den Strom aufwärts, um wo möglich seinem Ursprunge nahe zu kommen. Am Ausflusse, und noch drei bis vier Meilen aufwärts, hat der Karufa eine Breite von etwa 800 Meter,

die Ufer sind flach, mit undurchdringlichem Walde bedeckt, und zur Zeit der Flut steht die ganze Gegend weit und breit unter Wasser. Nachdem man etwa fünf Meilen aufwärts gerudert war, sah man das Land hügelartig sich erheben, der Strom wurde bedeutend schmaler und an seinen Ufern erhoben sich 50—60 Fuß hohe Sandsteinfelsen. Immer großartiger ward der Anblick der Landschaft, schon von fern zeigten sich die prachtvollen Bergreihen, welche die Insel durchziehen und die Centraltheile zu einem reizenden und gesunden Aufenthalt machen.

Der Karusa windet sich in ungemein vielen Krümmungen, indem viele Seitenflüsse sich in denselben ergießen, nach Nordwesten. Seine Breite verändert sich schnell bis zu 100, 80, 60 und endlich bis zu 20 Meter. Riesenhafte Stämme von Palmen und Laubbäumen erheben sich an den felsigen Ufern, blühende Sträucher schmücken den Fuß steiler Felsen, in deren Ritzen prächtige Farrnkräuter sich drängen. Verschiedene Arten von Schlingpflanzen umgeben die größeren Stämme und, was das Auge am meisten ergötzt, der dichte Wald lockerte sich zu einem lichten Hain auf, in dem weite Strecken nur mit hier und da zerstreuten Palmen und Laubbäumen besetzt waren.

Noch drei Stunden aufwärts ruderten die Schaluppen; doch dort hemmten die im Strome liegenden großen Sandsteinblöcke, zwischen welchen sich das Wasser durchdrängte, die Weiterfahrt, die nur mit kleinen Kähnen, welche man längs dem Ufer die unbefahrbaren Stellen entlang hätte tragen können, zu bewerkstelligen gewesen wäre. Da die Reisenden solche kleine Kähne nicht mit sich führten, so mußten sie zurückkehren, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen, daß das Land nicht weit von der Küste alle jene Reize entfaltet, welche es zu einem Aufenthalte für zahlreiche Menschen geeignet machen.

Eine Menge Vögel, darunter viele mit prachtvollem Gefieder, namentlich weiße und schwarze Kakadus und Papageien, beleben die Wälder. Nicht weit von dem Orte, wo die Reisenden die Rückkehr antraten, wächst der wilde Muskatnußbaum.

Nachdem die Schiffe andere Lootsen und Dolmetscher von den Inseln Namototte und Aiduma, welche noch unter der Herrschaft des Sultans von Tidor stehen, erhalten hatten, begaben sie sich nach der Ostseite der Kamrao-Bai, südwärts der Bai von Arguni. Der bisherige Dolmetscher, Radscha Singadschi Matun, verließ das Dampfschiff am 30. März und kam am folgenden Tage mit sieben kleinen Prauen wieder, um den Schiffsbewohnern einen Besuch abzustatten.

In den Prauen wären ungefähr 50 Eingeborene, sowol Männer als Frauen, von welchen letztere das Schiff furchtlos betraten und einige Früchte als Geschenk mitbrachten. Bald waren sie durch Geschenke von Arak und Tabak so zutraulich gemacht, daß sie in alle Räume des Schiffes drangen und nicht ohne Bewunderung die Waffen und besonders die Maschinerie betrachteten.

Alle Männer gingen, mit Ausnahme der Hüften, unbekleidet. Einzelne hatten Ringe in den Ohren. Ihre Hautfarbe erschien dunkelbraun, ihr Haar ist schwarz und wollig, und die Meisten hatten dasselbe in drei Zöpfe geflochten.

Sie sind von mittlerer Größe, muskulös und kräftig. Die meisten trugen auch einen schwarzen Bart, den sie bis zur Länge eines Zolles wachsen ließen. Die Gesichtszüge der Männer wie der Frauen sind regelmäßig, bei den älteren Individuen scharf markirt. Die Stirn ist hoch, aber schmal, die Augenbrauen wohl gewölbt und stark, das Auge ausdrucksvoll, die Nase ziemlich spitz mit breiten Flügeln, die Zähne regelmäßig, weiß, das Kinn etwas spitzig.

Die Frauen tragen bei der Feldarbeit nichts als das Leibtuch (tjidako), gleich den Männern, in ihrem Hause aber und wenn sie Besuche erwarten, tragen sie einen Sarong, den die Mädchen über dem Busen, die Frauen unter demselben festknüpfen.

Einige Männer, Frauen und Kinder trugen Korallenschnüre um den Hals und hatten auch ein Stückchen Holz als Amulet am Halse hängen, das sie vor Gefahren und Verwundungen sicher stellen sollte.

Diese Leute ersuchten den Kommandanten des Schiffes um die Gründung einer holländischen Niederlassung in der Tritons-Bai, die sie gegen ihre Feinde schützen sollte. Man sieht aus diesem Verlangen der harmlosen Menschen, daß sie gern sich dem Schutze der Regierung anvertrauen.

Die Küste der Kaimani-Bai besteht keineswegs wie die an der Mündung des Karufa-Stromes aus niederem Alluvialgrund, sondern aus einem hohen, üppig bewachsenen Bergrücken, der sich von Nordwest nach Südost ausstreckt und in der ersteren Richtung sich in jene Bergkette verliert, welche die Ostgrenze der Arguni-Bai bildet. Ebenso bildet das Gebirge die Westgrenze der Speelmans-Bai. Das Kaimani-Gebirge besteht aus Kalkstein und läßt zwischen seinen Abhängen und der Küste eine schmale und reizende Landstrecke, die sich sanft bis zum Fuße der Kalkhügel erhebt. Welch' herrliches Terrain für eine Niederlassung!

Die üppige Vegetation wird hie und da durch einen nackten Kalkfelsen unterbrochen. Ein solcher, 40 Fuß über die Meeresfläche sich erhebend, bildet in dieser Höhe eine sehr geräumige Grotte, in deren Innerem eine bedeutende Menge menschlicher Skelette, von welchen jedes in Baumrinde eingehüllt war, sich befand. Auf die an die Führer gerichtete Frage, aus welchem Grunde sich diese Skelette in so großer Menge hier befänden, da doch die Alfuren ihre Todten zur Erde bestatten, entgegneten sie, daß die Leichen allerdings unmittelbar nach dem erfolgten Tode begraben werden, daß sie aber ein Jahr nach der Bestattung wieder aufgegraben und für einige Tage wieder in das Haus der Familie zurückgebracht werden, während welcher Zeit man ein Fest feiert, nach dessen Verlauf das Skelet in Baumrinde eingehüllt und in eine Höhle gelegt wird.

Einige Meilen südöstlich von der Kaimani-Bai befindet sich eine andere schöne Meeresbucht, gegenwärtig unter dem Namen Telok Bitjara bekannt, welche aber dieselbe ist, die im Jahre 1678 von dem Kaufmann und Seefahrer Keyts entdeckt und zu Ehren des damaligen General-Gouverneurs Speelmanns-Bai genannt wurde. Die Bai liegt unter 3° 50′ s. B. und in der östlichen Länge von 133° 56′ Gr., wird zum Theil von dem großen, aus gigantischen Kalkfelsen bestehenden Eilande Namototte geschlossen, hat eine Länge von ungefähr

3 und eine Breite von $1^1/_2$ Meilen. Ein großer Theil der Küsten besteht aus steilen Felsen, zwischen denen sich flache Stellen befinden.

An der Nordseite wird der Horizont von einem hohen Gebirge begrenzt, dessen hervorragendster Gipfel der gegen 5000′ ansteigende „Genofa“ ist.

Dunkle Wälder bedecken die meisten Berge der „Speelmanns=Bai“, nur einzelne steile Felsen unterbrechen durch ihre grauen Wände die verschieden gefärbte Vegetation. An der Ostseite dieser herrlichen Bai bemerkten die Reisenden ein Haus, nach welchem sie sich mit der Schaluppe begaben.

Todtenhöhle im Kaimani=Gebirge auf Neu=Guinea.

Als die Bewohner die Ankommenden von fern sahen, winkten sie mit Tüchern, beim Herannahen der Schaluppe aber flohen sie eiligst nach den Bergen. Das Haus war geräumiger und mit mehr Fleiß gebaut, als die bisher gesehenen. Es hatte eine Länge von 36 und eine Breite von 20 Fuß, stand auf hohen Pfählen und enthielt drei, durch Wände von glatter Baumrinde von einander getrennte Kammern. Auch eine Art Küche war angebracht, sowie in den Kammern aus einer Pandanus=Art geflochtene Körbe, einige irdene Töpfe, lange Bogen und Pfeile gefunden wurden. Man erfuhr später, daß dieses Haus Eigenthum eines Radscha aus Namototte ist, der selbst zur Zeit des Besuches der Europäer nicht anwesend war, während sein Gesinde aus Furcht vor den Fremdlingen die Flucht ergriff.

Seit der Entdeckung dieser schönen Bai hatte kein europäisches Kriegsschiff bis zur Ankunft unserer Reisenden dieselbe besucht. Daß jetzt wieder fast zwei Jahrhunderte vergehen werden, bis europäische Schiffe dahin ihren Cours richten, dürfte bei dem täglich zunehmenden Verkehr mit den entferntesten Punkten der Erde und der Lust zur Kolonisirung und zur Verbreitung europäischer Kultur wol zu bezweifeln sein. Der nächste Besuch der Reisenden galt der Arguni-Bai, welche nach Versicherung des Berichterstatters die Kaimani-Bai an Schönheit noch übertrifft. Vor dem Eingang in die Bai liegen die drei „Sirotta-Inseln". Hier ankerte ein die holländische Flagge führender Kauffahrtei-Schooner, dessen Besitzer mit den Eingeborenen Handel trieb und mehrere Meilen landeinwärts seine Waaren in einer offenen Hütte ausgebreitet hatte, woselbst die Alfuren ihre Perlen, Muskatnüsse, Körbe, Hölzer und andere Erzeugnisse gegen Glaskorallen, Kattunzeuge, Eisen, Kupferringe und Aehnliches eintauschten.

Der fremde Handelsmann läßt seine Hütte des Nachts unbewacht offen stehen, ohne daß er zu fürchten braucht, daß ihm das Geringste entwendet würde. Ja, das Vertrauen der fremden Kaufleute auf die Ehrlichkeit der Alfuren geht so weit, daß sie ihnen die Waaren ohne das bedungene Tauschobjekt übergeben, in der Ueberzeugung, daß sie es so bald als möglich bringen werden, und noch nie wurde dieses den Eingeborenen geschenkte Vertrauen getäuscht.

Die Arguni-Bai ist eine wenigstens 6 Meilen landeinwärts von Südsüdwest nach Nordnordost laufende Meeresbucht, die eine rosenkranzförmige Gestalt hat. Denn in einem Abstande von 2 Meilen vom Eingange nähern sich die beiderseitigen Ufer bis auf etwa 1200 Fuß, so daß unsere mit Schaluppen hinauf fahrenden Reisenden hier die Mündung eines Flusses zu sehen glaubten. Aber die Bai breitet sich in der angegebenen Richtung wieder aus, um dann eine zweite, dritte und vierte Einschnürung durch die beiderseitigen Ufer zu erfahren. Dabei hat diese Bai noch die Eigenthümlichkeit, daß das östliche Ufer steil und gebirgig, das westliche flach ist und aus Alluvialgrund besteht. Nichts gleicht aber der Pracht und Majestät, welche die einzelnen Abtheilungen der Bai, und insbesondere die mehr landeinwärts gelegenen, an den Tag legen. Während gegen Osten kühn aufsteigende Felsen ihre dunklen Schatten auf die glatte, stille See werfen, spiegeln sich gegen Westen riesige Bäume im Wasser und scheinen in ihren kolossalen Stämmen mit den starken Felsen wetteifern zu wollen. Die Reisenden näherten sich öfters den am Ufer stehenden Hütten, fanden dieselben aber sämmtlich leer, und zwar bewies das noch glimmende Feuer auf dem Herde und die noch vorhandenen Geräthschaften und Waffen, daß die Einwohner kurz zuvor, wahrscheinlich durch die Ankunft der Fremdlinge erschreckt, die Flucht ergriffen hatten. Armes Volk, inmitten dieser schönen, freundlichen Natur! Wie scheues Wild jagt sie jedes fremde Geräusch hinweg und hierzu giebt ihnen allerdings die Erfahrung nur allzusehr Veranlassung. Denn leider ist auch hier das meuchlerische Morden und das Aufbewahren der feindlichen Köpfe in ähnlicher Weise wie auf Borneo Gebrauch und Sitte.

Auf einem der felsigen Eilande der Bai hatten Händler von Ceram ihre Waaren in einer mit Atap gedeckten Hütte ausgebreitet, und die Alfuren (oder Papuas), von welchen etwa 40 Individuen versammelt waren, umgaben dieselbe, um ihren Tauschhandel abzuschließen. Sie flohen keineswegs vor den Holländern, sondern näherten sich ihnen ganz unbefangen, weil die Händler ihnen wahrscheinlich gesagt hatten, daß sie von den Fremdlingen nichts zu fürchten hätten.

Sie waren alle nackt und ihre Züge viel ausdrucksvoller, als die der bis dahin gesehenen Eingeborenen. Sie näherten sich den Matrosen, sahen zu, wie diese ihre Speisen kochten, und verschmähten auch das angebotene Fleisch und die europäischen Erbsen nicht.

Nachdem die Reisenden vier Binnen-Baien durchfahren hatten und sich gegen Norden noch eine fünfte öffnete, traten sie wegen Mangels an Lebensmitteln den Rückzug an, ohne erfahren zu haben, welche Ausdehnung die Bai hat und ob in dieselbe ein Strom mündet.

Die geologische Entstehung der Arguni-Bucht erklärt sich auf folgende Weise: Die östlich die Bai begrenzenden Gebirge gehören der tertiären Formation an, welche in alter Zeit der offene Ozean bespülte. Später aber schwemmte der von den Gebirgen fließende Karufa-Strom eine große Menge Schlamm an, so daß sich Sandbänke, Inseln und endlich ein angeschwemmtes und zusammenhängendes Alluvialland bildete, das die See immer mehr zurückdrängte und gegenwärtig sich dem östlichen Gebirge bis auf eine kleine Strecke, die Arguni-Bai, genähert hat. Wahrscheinlich wird sich einst auch dieser Raum durch Alluvium schließen.

Während der Abwesenheit der Schaluppen machte die Mannschaft des „Etna“ nähere Bekanntschaft mit der Bevölkerung von Kaimani, von welcher die Männer öfters an Bord kamen und allmälig mit den Matrosen so vertraut wurden, daß sie mit ihnen aßen und als Vergeltung für die genossene Gastfreundschaft eine Schildkröte von 140 Pfund Schwere ihnen als Geschenk anboten. Die Frauen kamen jedoch nie an Bord, und obgleich sie am Lande die von den Europäern an sie gestellten Fragen ohne Furcht beantworteten, so hielten sich doch besonders die Unverheiratheten von den Fremdlingen fern, welche Rücksicht auf Sittsamkeit man bei einem Volke von so niedriger Kulturstufe kaum erwarten sollte.

Das Dampfschiff besuchte hierauf die Tritons-Bai sowie die Bucht von Lakahia, deren Küsten zwischen dem Kap Tardschong Awura und dem Kap Buru stark bevölkert sind. (Nach der Schätzung des Prinzen Amir 4000 Seelen.)

Auf der kleinen Insel Lakahia fand man sechs Steinkohlenflötze, die jedoch wegen der tiefen Lage der Insel und wegen des Umstandes, daß das Seewasser zur Zeit der Flut die Kohlenlager überspült, schwer zu bearbeiten und von wenig vorzüglicher Qualität sind. Eine weitere Bucht an der Südostküste nannten die Reisenden „Etna-Bai“.

Am 21. April verließen die Reisenden, um die Nordküste zu besuchen, die Rhede von Lakahia. Von hier bis zur Galleva-Straße — zwischen Neu-Guinea und der Insel Salavatti — hielt sich das Schiff in einer so großen Entfernung vom Lande, daß nur der gebirgige Centraltheil sichtbar wurde.

Nachdem sie den Mac-Clure-Golf an der Westküste passirt hatten, näherten sie sich mehr dem Lande, das sich, wie an der Mündung des Karufa-Stromes, niedrig und mit dichtem Walde bewachsen zeigte. Hingegen ragen die Eilande Salavatti und Battanta hoch aus dem Meere empor, und an manchen Stellen besteht auch die Küste aus riesigen, steilen Felsen. Eine hohe Bergkette zieht sich aus dem Innern des Landes nördlich bis zur Galleva-Straße, worauf sie längs der Nordküste der Geelvinks-Bai läuft und sich am Flakkenhuk (flache Ecke) verliert. Im Mittel erreicht das Gebirge eine Höhe von 2000—3000 Fuß, einzelne im Innern liegende Spitzen erheben sich bis zu 6000 Fuß. Auch hier ist das Land weit und breit mit Wäldern bewachsen, zwischen welchen hier und da ein Kalkfelsen glänzend herausragt, was besonders beim „Kap der guten Hoffnung" der Fall ist, welcher Punkt der Nordküste Neu-Guinea's deshalb von den Engländern „White Point" genannt wird. Eine Anzahl kleiner Flüsse mit klarem Wasser schlängelt sich von den Höhen herab und ergießt sich in's Meer. In der Nähe des Kap der guten Hoffnung sahen die Reisenden hoch am Gebirge einen Wasserfall, der sich vom Meere aus als ein Silberstreifen zeigte und sicherlich mehrere hundert Fuß herabfällt. Eine großartige, wilde Landschaft! Nur an wenigen Punkten können Schiffe längs dieser unwirthlichen Küste vor Anker gehen. Bei Freeshaldpoint und den Mispeln-Inseln (Middelburg und Amsterdam) ankerte das Schiff während einer Nacht. Ein ungemein starker Strom nach Westen machte die Fahrt ostwärts sehr schwierig und ist dieselbe in den Monaten Mai bis August bei herrschenden Ostwinden vollends unmöglich. Mit den Bewohnern von Salavatti und Battanta kamen die Reisenden öfter in Berührung und Papuas aus Amberbaki trafen sie bei der Insel Middelburg. Sie kamen zutraulich an Bord, um Waffen, Vögel und Früchte gegen Kupferdraht, Korallen und Tücher zu vertauschen.

Die Mitglieder der Etna-Expedition ließen sich es auch angelegen sein, Wörter aus der bis dahin fast unbekannten Sprache der Eingeborenen an der Nordküste zu sammeln. In dieser heißt ein Hut aus Nipa-Blättern: **Seran**; eine aus Pandanus geflochtene Matte: **Lahm**; eine Lanze mit Knochenspitze: **Kabam**; ein Ruder: **Poh**; eine aus der Tritonmuschel verfertigte Trompete: **Teblu**; ein Haarkamm: **Asses**; ein Bambu: **Amen**.

Die Reisenden kamen Anfangs Mai zu Doreh an der Nordküste an, untersuchten nach 45tägigem Aufenthalte daselbst die prachtvolle und von einem merkwürdigen Stamme bewohnte Humboldts-Bai und reisten am 4. Juli nach Amboina zurück. Von der Untersuchung der großen Geelvinks-Bai und der Fahrt im Flusse Amperbua aufwärts, die den Reisenden vorgeschrieben war, mußten sie aus Mangel an Lebensmitteln abstehen.

Der Name Doreh bedeutet in der Sprache der Papuas so viel als „innerhalb" und wird mit diesem Namen die Landschaft bezeichnet mit den Dörfern: Lonfabi, Ajombowri, Kuabi und Rohdi. Auf der vor der Bucht liegenden Insel Maniswari liegt noch ein fünftes Dorf, in welchem die Missionäre Ottow und Geißler ihren Aufenthalt wählten. Diesen Männern und ihrer Bekanntschaft mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen verdankten unsere

Reisenden viele Belehrungen. Besonders nützlich machten sich jene braven Männer jedoch dadurch, daß sie die Stelle der Dolmetscher einnahmen. Letzterer Dienst ist ein um so wichtigerer, als an dieser Küste Niemand gefunden wird, der der malayischen Sprache kundig ist und demnach als Dolmetscher der Holländer dienen könnte.

Außer der Insel Maniswari findet sich in der Nähe von Doreh nur noch die Insel Nasmapi, wonach die Angabe des französischen Reisenden Dumont d'Urville, welcher von einer „langen Reihe kleiner und reizender Inseln am Eingange der Bai von Doreh" spricht, als irrig bezeichnet werden muß. Die Bucht von Doreh am Nordende der großen Geelvinks-Bai liegt unter 0° 31′ südl. Breite und 134° 8′ östl. Länge von Greenwich, hat eine nordwestliche Richtung und bietet einen guten Ankerplatz für Schiffe. Bei dem Dorfe Lonfabi münden zwei kleine Flüsse, welche von dem nahen Arfak-Gebirge herabströmen und helles wohlschmeckendes Wasser enthalten. Der Strand ist allenthalben mit einer Korallenbank umgeben, welche zur Zeit der Ebbe trocken ist. Parallel mit dem Strande läuft eine Hügelkette von 400—500 Fuß Höhe als Vorgebirge der hohen Centralberge, die abgerundet, mit wenigen Einkerbungen sich zeigen und das Ansehen von Urgebirgen, aus Granit und Porphyr bestehend, haben.

Was das Klima jener Gegend betrifft, so wird die tropische Hitze durch ziemlich regelmäßig abwechselnde Land- und Seewinde abgekühlt, und die Luft ist rein von fremdartigen Beimischungen, da das Land unmittelbar von der Küste aus sich erhebt und nirgends Sümpfe vorhanden sind. Die Mussons treten an der Nordküste zur entgegengesetzten Zeit als an der Südwestküste ein. Während noch zu Doreh von November bis April Regenzeit ist, herrschen an der Südwestküste trockene Mussons und umgekehrt. Dieselben Nordwestwinde, welche an der Nordküste die feuchten Meeresdünste herbeiführen, die sich an den Gebirgswänden bis zu Regen verdichten, kommen an der Südwestküste als trockene Winde an, welche heiteren Himmel in ihrem Gefolge haben. Aehnlich ist das Verhältniß mit den in den Monaten April bis November wehenden Südostwinden, die der Südwestküste Regen, der Nordküste trockene Tage bringen.

Die Thierwelt dieses Theiles von Neu-Guinea anlangend, so sahen unsere Reisenden mehrere Exemplare von Phalangista maculata, ein Baumkänguru (Dendrologus ursinus), ein sehr kleines und hübsches Eichhörnchen, und Sus papuensis. Unter den Vögeln sind die Papageien-Arten besonders häufig. Vom Kasuar, der auf Neu-Guinea sehr häufig vorkommen muß, da die Einwohner in der Regel mit dessen Federn vielfach geziert sind, sahen unsere Reisenden jedoch nur ein Exemplar.

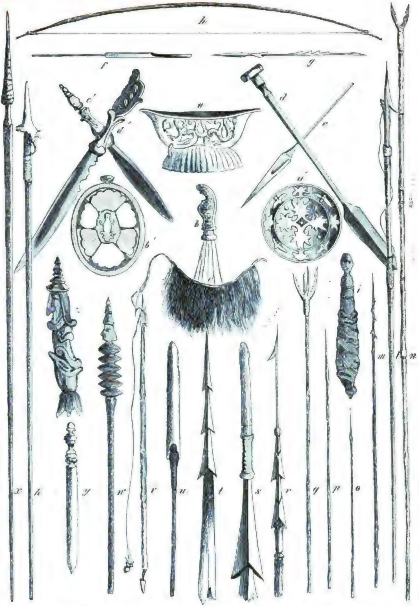
Die Vegetation ist äußerst üppig. So weit man sehen konnte, war das Land mit dichter Waldung bedeckt. Grasfluren, das Eigenthümliche der gemäßigten Regionen, erblickt man nirgends. Zwischen den die menschlichen Wohnungen umgebenden Kokospalmen weiden einige Ziegen. Die Waldungen bestehen aus Fragraeen, Paritien, Strobilantheen, Artocarpien, Cäsalpinien, Melastomen, Sterkulien, alle bunt durch einander; keine dieser Baumarten bildet, wie jene der gemäßigten Zone, gesellige Gruppen. Viele kleine Pflanzen, insbesondere Farrn-

kräuter, besetzen den Raum zwischen den Waldbäumen. Was die Kulturpflanzen betrifft, so werden von den Eingeborenen in kleinen Gärten einige Arten von **Phaseolus**, Hirse (**Panicum v. sp.**), Reis auf unbewässertem Grunde, ferner **Colocasia**, **Dioscorea sativa**, **Citrullus**, **Saccharum**, **Musa** in verschiedenen Varietäten, **Carica Papaya** und noch einige Fruchtbäume angebaut. Die Sagopalme, sowie die Areca, werden ebenfalls in den Wäldern und in der Nähe der Dörfer gefunden.

Papuas von Doreh im Festgewande.

Der Bewohner von Nordost-Guinea gleicht an Farbe und Gestalt des Körpers jenen der Südwestküste. Der Gesichtswinkel beträgt 64—69 Grad. Beide Geschlechter gehen auch hier bis auf eine Binde um die Mitte des Leibes nackt, nur die Häuptlinge (Korano) bekleiden sich bei besonderen Gelegenheiten mit einem Kopftuche, Sarong und Jacke. Das Leibtuch besteht aus einem 5—6 Fuß langen Stücke Bast aus Pisang oder aus einem Palmwedel und wird vor- und rückwärts an ein um den Leib gebundenes Tau in der Art befestigt, daß ein langes Stück herabhängt. Die Frauen binden ein Stück Kattun, welches fast bis an die Kniee reicht, um die Hüften (Sru). Um sich außerdem gegen Regen zu schützen, tragen Männer und Frauen ein dachartig zusammengelegtes Geflecht aus Pandanus, welches vor- und rückwärts an den Rändern mit farbigen Arabesken und feinerem Flechtwerk verziert ist.

Trotz seiner spärlichen Bekleidung entbehrt der Bewohner Neu-Guinea's doch nicht des Schmuckes der verschiedensten Art, den er theils durch Tausch von auswärtigen Händlern gewinnt, theils selbst verfertigt. Zu den ersteren Schmuckgegenständen gehören Arm- und Fingerringe aus Kupferdraht, Korallen für Hals- und Schulterbänder, Metallknöpfe und verschiedene andere Kleinigkeiten.



Waffen und Zierrathen der Eingeborenen von Neu-Guinea.

a'. b'. hölzerne Schilde. a. Kopfkissen aus Holz. b. c. Schamtuch aus Sagobaumfasern. d. Ruder. e. Kopfkratzer. c'. d'. Schwerter. f. g. Pfeile. h. Bogen. i. z. Götzenbilder. k. n. x. Lanzen. l. Wurfspieß zum Fischfang. w. Kegel zum Spielen. v. u. t. s. r q. p. o. Lanzenspitzen.

Digitized by Google

Die selbstverfertigten bestehen in Hals- und Armbändern aus Samenkörnern oder aus kleinen Muscheln; auch Kasuar-Federn spielen dabei eine große Rolle. Die Armbänder liegen oft so fest an, daß man sie unmöglich abstreifen kann. Auch über den Waden tragen sie ähnliche Verzierungen. Hiermit aber noch nicht zufrieden, durchbohren die Papuas auch die Ohrläppchen und stecken in die ziemlich großen Oeffnungen Schildkrotringe oder auch einen kupfernen Draht (Misbefoh). Die oft an den Halsbändern hängenden, roh zugeschnitzten Kasuar-Knochen sollen den Zweck haben, dem damit Verzierten eine Beständigkeit im Laufe gleich dem Kasuar zu verschaffen. Endlich tragen die meisten Männer am Halse noch ein geschnitztes Holz, das eine menschliche Figur vorstellt und mehr als Talisman denn als Verzierung dient. Das nach aufwärts gekämmte Haar wird mit Federn, Blättern und Blumen (Albinia Malaccensis und Hibiscus rosa sinensis) verziert. Außerdem steckt ein Bambu-Kamm mit einer Kakadu-Feder in den Haaren.

Die Tättowirungen (Kapako), welche man bei einzelnen Individuen an der Brust bemerkt, dienen nicht als Verzierung, sondern als Trauerzeichen für einen verstorbenen Verwandten. Man bringt sie hervor durch viele kleine Stiche mit einer Fischgräte oder mit einem Dorn, worauf dann die kleinen Stichwunden mit Ruß eingerieben werden.

Hauptwaffe der Papuas ist der Pfeil und Bogen. Letzterer (Marijia) ist 4—6 Fuß lang, entweder aus Bambu (Marijia Amin) oder aus Palmholz (Marijia Srah) verfertigt und an den Enden mit Schnitzwerk, Lappen und Korallen verziert. Der Pfeil (Jkoh) besteht aus leichtem Rohre, in welches die aus Palmholz geschnitzte Spitze eingefügt ist. Oefters besteht die Spitze des Palmholzes aus einer Fischgräte oder aus einem zugeschnitzten Knochen. Als eine Art Schild dient eine große mit einem Seil als Handhabe versehene Muschel. Auch die europäische Schießwaffe ist bereits nach den Küsten Neu-Guinea's gedrungen, doch sind die wenigen Gewehre, die im Besitze der Strandbewohner sind, gewöhnlich unbrauchbar. Die Papuas sind sehr gute Schützen. Bei einem zu Ehren der Holländer angestellten Festschießen zeigte es sich, daß sie in einer Entfernung von 100 Schritten ihr Ziel noch mit ziemlicher Sicherheit zu treffen verstehen, und die Pfeile langen mit einer Kraft an, welche hinreicht, einen Menschen tödtlich zu verwunden. Die Lanze der Papuas der Nordostküste ist 5—6 Fuß lang, mit einer Bambuspitze versehen und unter der Spitze mit Kasuar-Federn geziert.

Die Kriege bestehen in Raub- und Plünderungszügen. Wird Jemand durch einen Bewohner eines anderen Dorfes beleidigt, so ist ein solcher Vorfall ein casus belli gegen das ganze Dorf des Beleidigers. Eine Anzahl Bewaffneter zieht aus und lauert in einem Hinterhalte vor dem feindlichen Dorfe, um irgend einen Bewohner desselben, der sich ohne Schlimmes zu ahnen in's Freie wagt, zu überfallen. Bisweilen kommt es zwischen zwei feindlichen Haufen zum Gefechte auf offenem Felde, wie solches kurz vor der Ankunft der Reisenden zu Maniswari der Fall war, bei welcher Gelegenheit jedoch der Streit durch Vermittelung des Missionärs Ottow ohne viel Blutvergießen beigelegt wurde. Auch zur See zeigen die Bewohner dieser Küste ihre Raublust, indem sie oft Barken und selbst euro-

päische Schiffe anfallen und plündern. Wir hatten oben Gelegenheit, die Ehrlichkeit, Offenheit und Treue der Papuas der Südwestküste rühmend zu erwähnen; leider läßt sich ein gleich gutes Zeugniß keineswegs von den Bewohnern der Nordostküste ablegen, welche im Gegentheil diebisch und hinterlistig sind, obgleich sie sich dem Fremden gefällig zeigen und sein Wohlwollen mit Dank belohnen.

In der Humboldts-Bai entwendeten die an Bord des „Etna" gekommenen Eingeborenen mehrere Gegenstände mit großer Behendigkeit, so daß man sich genöthigt sah, sie zu entfernen.

Bevor der Papua in den Kampf zieht, färbt er sich das Gesicht und bisweilen den ganzen Oberleib auf verschiedene Weise und schmückt sich mit einer über den Kopf hängenden Kasuarhaut. Auch tragen die Männer so viele Kakadu-Federn auf dem Kopfe, als sie bereits Feinde erschlagen haben. Da diese Federn als ein Ehrenzeichen betrachtet werden, so wird sehr darauf gesehen, daß Niemand sein Haupt mit mehr Federn verziert, als er zu tragen berechtigt ist.

Südwestlich von der Humboldts-Bai wohnt nach Versicherung der Küstenbewohner ein Stamm, dessen Grausamkeit und Wildheit die aller übrigen Bewohner von Neu-Guinea übertrifft. Im Kriege schonen sie weder Kinder noch Frauen, ja sie verzehren die Leiber der erschlagenen Feinde während der nach der Schlacht gefeierten Feste. Letzteres bedarf aber noch der Bestätigung.

Die im Umkreise von Doreh liegenden Dörfer haben alle ein elendes Aeußere. Die Häuser sind auf Pfählen am Strande erbaut, stehen zum Theil im Wasser und sind mit dem Ufer durch ein Bret verbunden. Die Wohnungen haben verschiedene Größe, manche sind 60—70 Fuß lang, 20—25 Fuß breit, während ihre Höhe 12—15 Fuß beträgt. Die Wände sind aus Brettern gezimmert, das Dach besteht aus Palmwedeln. Den Boden der Wohnungen bilden lose nebeneinander liegende Baumstämme, die auf den Pfählen liegen. Jedes Haus wird von einer zahlreichen Familie mit der ganzen Verwandtschaft bewohnt, so daß oft 20 und mehr Personen in einem Hause sich aufhalten. Was nun diese Papuas bewog, wie Amphibien zum Theil im Wasser zu leben, während das herrliche, hoch über die Fluten sich erhebende und fruchtbare Land unbenutzt vor ihnen liegt, ist schwer erklärlich. Unseren holländischen Reisenden schien diese unnatürliche Gewohnheit gar nicht aufzufallen, ja sie fühlten vielleicht eine gewisse Verwandtschaft zu diesen Wasserfreunden, da man sich ja in Holland absichtlich und weit mehr als die natürliche Beschaffenheit des Landes erfordert, mit Wasser umgiebt und die Städte mit zahllosen Kanälen durchkreuzt, die als eben so viele künstliche Sümpfe die Luft mit fremdartigen Gasen erfüllen und besonders in der wärmeren Jahreszeit zu zahlreichen Erkrankungen Anlaß geben*).

---

*) Wir haben über diese Kanäle (Grachten) in den holländischen Städten und ihren nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit schon öfters uns ausgesprochen (man sehe u. A.: „Mediz. chirurg. Zeitung", Jahrg. 1850 Nr. 27) und glauben im Interesse der Humanität und der rationellen Denkweise zu sprechen, wenn wir noch einmal auf diesen aus alter Zeit stammenden sonderbaren Gebrauch aufmerksam machen, der um so nachtheiliger auf die Gesundheit einwirkt, je mehr in neuerer Zeit die

Die Aufmerksamkeit des Besuchers eines Papua-Dorfes wird aber insbesondere durch ein in jedem Dorfe befindliches Gebäude angezogen, das sich durch Größe und Bauart vor den übrigen auszeichnet. Es ist dies das „Rumseram", welches frei im Meere steht, ohne durch eine Brücke mit dem Lande verbunden zu sein, so daß man, um dahin zu gelangen, sich eines in's Wasser gelegten Balkens bedienen muß. Das Rumseram ist in seinem innern, ziemlich großen Raume mit hölzernen Figuren geschmückt, sowie auch die Stützpfeiler des Gebäudes mit mühsam geschnitzten menschlichen Figuren geziert sind. Der Inhalt und die Bedeutung dieser rohen plastischen Werke ist ein religiöser und zugleich gemein-sinnlicher. Eine gut gearbeitete männliche Figur hebt den rechten Arm in die Höhe, während die linke die Schamtheile berührt. Zwei andere Figuren haben eine noch indecentere Stellung. Ueber den Zweck des Rumseram konnten die Reisenden keine genügende Auskunft erlangen. Sie erfuhren blos, daß nur Jünglinge, welche noch kein Weib berührt haben, in das Gebäude treten dürfen. Es scheint, daß in früheren Zeiten das Rumseram dem Kultus irgend eines Götzen, vielleicht einer papuanischen Venus gewidmet war und daß dieser Kultus, wenigstens bei den Strandbewohnern, in Vergessenheit kam. In der Humboldts-Bai haben die Bewohner des Strandes und der nahen Gebirge den Kultus ihrer Götter noch nicht verlernt, indem sie ihnen Tempel erbauen, denen sich selbst Fremdlinge nur dann nähern dürfen, wenn sie sich vor denselben zu Boden geworfen haben. In das Innere der Tempel aber zu treten wurde den Holländern nicht gestattet. Höchst wahrscheinlich sind jene Tempel der Bewohner an der Humboldts-Bai denselben Göttern gewidmet, zu deren Ehren auch die Rumseram in der Gegend von Doreh ursprünglich erbaut wurden; doch aus Mangel an Sprachkenntniß konnten die Reisenden in der Humboldts-Bai nichts Näheres über die religiösen Dogmen und Gebräuche der Bewohner erfahren.

Sehr einfach ist das Hausgeräthe der Eingeborenen. Es besteht aus Trinkgeschirren von Kokosschalen, aus Körben verschiedener Größe, welche sie aus Pandanus und Rotang flechten, sowie man in den Hütten auch Bambuköcher (Ampeso-sebin) zur Aufbewahrung von Tabak, dann farbige Matten und Kissen zum Sitzen und Schlafen und hölzerne, am obern Rande konkav ausgeschnittene Stücken Holz in der Form von Stühlen (Affia) findet, die ziemlich künstlich gearbeitet sind. Zu den Küchengeräthschaften gehören noch irdene Töpfe, eiserne, im Handel erhaltene Pfannen, hölzerne Löffel (Aduar) zur Bereitung von Sagomus, andere Löffel aus Perlmutter und Muscheln (Ossis) und kleine Messer (Rawic).

Die Hauptnahrung der Papuas der Nordostküste besteht in Fischen und Sago. Außerdem genießen sie verschiedene Thiere, welche die Jagd ihnen liefert. Das Tabakrauchen in Cigarrenform ist allgemein eingeführt, Siri kauen nur

Bevölkerung der Städte zugenommen hat und der Abfluß der Gewässer ein äußerst träger ist. Amsterdam, wo die jährliche Zahl der Todesfälle in der Regel jene der Geburten übersteigt, könnte durch Dämmung der Kanäle und Anlegung von Gärten an ihrer Stelle eine eben so freundliche und gesunde Stadt werden, wie sie gegenwärtig düster und mit einer übelriechenden Luft erfüllt ist.

einige Häuptlinge, sowie diejenigen Personen, welche mit auswärtigen Händlern in Berührung kommen.

Fester Grundbesitz besteht bei den Papuas nicht. Jeder nimmt ein Stück Land, wo er dasselbe findet, und er wird, so lange er es bebaut, als dessen Eigenthümer betrachtet. Will der Papua ein Stück Waldung in urbaren Boden verwandeln, so haut er die Bäume um, läßt sie auf dem Platze trocknen, worauf er sie in Brand steckt und die Asche liegen läßt. Es werden sodann kleine Gruben in den gewonnenen Grund gegraben und in dieselben die Samen der anzubauenden Pflanzen gelegt. Das auf diese Weise nothdürftig bearbeitete Feld wird darauf zum Schutz gegen wilde Thiere mit Pfählen umgeben.

Auf der Jagd bedient man sich des Pfeils und Bogens. Größere Thiere werden auch mit Stricken und in Gruben gefangen. Um den Kasuar zu fangen, treibt man ihn gegen eine Anhöhe hinauf, woselbst einige Jäger sich im Hinterhalte befinden und auf das Thier losstürzen, sobald es ihnen nahe gekommen ist. Der Kasuar kehrt sogleich wieder um, kann aber bergabwärts nur mühsam laufen und wird dann eine Beute der Verfolger. Auch zum Fischfang bedient man sich des Bogens und eines mit vier Spitzen versehenen Pfeils. Ebenso haben die Papuas ein gabelartiges Instrument, das sie mit Behendigkeit in's Wasser schleudern, um den Fisch damit zu durchbohren. Bei ganz ruhiger See wirft man auch Säckchen mit einer narkotischen Pflanze in's Wasser, wodurch die Fische betäubt und gefangen werden.

Die Oberherrschaft über die Inseln und Küsten von Nord-Guinea übt der Sultan von Tidor aus. Jedes Dorf hat einen Häuptling (Korano), der vom Sultan angestellt wird. Bei der Einführung in sein Amt erhält der Häuptling von der Gemeinde ein Kopftuch und eine Kabaja. Der Korano entrichtet dem Sultan jährlich eine bestimmte Abgabe, ohne daß er selbst das Recht hat, Steuern von den Dorfbewohnern zu erheben. Die Einnahmen des Korano sind daher auf freiwillige Gaben beschränkt. In der Familie ist der Hausvater unbeschränkter Herr und ihm wird unbedingt gehorcht.

Die Frauen werden übel gehalten; sie sind die Sklaven der Männer und ihnen ist außer den häuslichen Geschäften auch ein großer Theil des Landbaues und der Fischerei übertragen. Wenn ein Verbrechen begangen wird, so treten die Aeltesten des Dorfes zusammen und bestimmen die nach hergebrachter Sitte darauf gesetzte Strafe, die an dem Thäter auch sogleich vollzogen wird. Auf Mord ist die Todesstrafe gesetzt, welche gewöhnlich von den Verwandten des Ermordeten in Ausführung gebracht wird. Muthwillige Verwundung wird mit Bußen bestraft, Diebstahl ebenfalls mit Geldbußen und Zurückerstattung des Gestohlenen. Die Männer verheirathen sich so früh als möglich. Der junge Mann macht die Eltern seiner Auserkorenen mit seinem Plane bekannt, und diese bestimmen die Größe des von dem Bräutigam zu entrichtenden Brautschatzes, der in Sklaven und vielerlei sonstigen Artikeln besteht. Hierauf gehen die Verlobten mit den Eltern vor den „Karwar" (Götterbild), die Frau giebt dem Manne etwas Tabak, dieser reicht der Frau die rechte Hand hin, und die Ehe ist dann für Lebensdauer geschlossen.

Oefter geschieht es auch, daß zwei Familien ihre Kinder mit einander verloben, während diese noch minderjährig sind. In diesem Falle wird der Brautschatz — denn darum scheint es sich vorzüglich zu handeln — zum Theil schon voraus entrichtet, die beiden Familien aber bleiben außer aller gegenseitigen Berührung, bis die Zeit der Verheirathung herbeikommt.

Ein Begräbnißplatz.

Die Frauen gebären im Allgemeinen leicht, wie dies bei allen wilden Völkern der Fall ist. Wird ein Sohn geboren, so hat außer den Eltern auch der älteste Bruder des Vaters ein Recht auf das Kind, bei einer Tochter aber geht dieses Recht auf die älteste Schwester der Mutter über. Nicht zu früh giebt der Vater dem Kinde einen Namen, der später öfter mit einem anderen vertauscht wird. Selten behält Jemand den ihm in der Kindheit gegebenen Namen sein ganzes Leben hindurch. Bei einer stattfindenden Namenswechselung werden alle Dorfbewohner davon in Kenntniß gesetzt, denn es wird als eine Beleidigung betrachtet, wenn man Jemand mit einem Namen anspricht, den er nicht mehr führt.

Bei dem Tode eines Häuptlings versammelt sich die ganze Bevölkerung des Dorfes im Sterbehaus. Die Leiche wird gebadet, in weißen Kattun gewickelt und nach dem Grabe getragen, welches eine Tiefe von etwa 5 Fuß hat.

Die Leiche wird auf die Seite in's Grab gelegt, während das rechte Ohr auf einer irdenen Schale ruht. Während des Begrabens wird der Karwar, als Urheber des Todes, mit Vorwürfen überhäuft. Einige Waffen und Verzierungen werden neben den Todten gelegt, die Erde hierauf auf die Leiche geworfen und das Grab mit einem Zaun und einem Dach aus Palmenwedeln versehen. Bei den Begräbnissen niedriger Personen beobachtet man nur wenige Feierlichkeiten. In manchen Gegenden wird auf das Grab eine Art hölzerner Trog gesetzt, in welchem eine aus Holz geschnitzte menschliche Figur angebracht ist.

Bei dem Tode eines Mannes oder einer Frau machen die Eltern des Verstorbenen oft Anspruch auf die hinterlassenen Kinder, insbesondere auf die Mädchen. Dies geschieht jedoch nicht aus Liebe oder sonst einem edlen Beweggrunde, — die edlen hochherzigen Gefühle schlummern im Allgemeinen noch bei den Papuas — sondern aus Eigennutz, da die Knaben für die Großeltern arbeiten sollen, die Mädchen aber bei ihrer Verheirathung einen Werbeschatz erhalten, der dem Eigenthümer der Tochter zufällt.

Die Krankheiten, denen die Papuas unterworfen sind, bestehen größtentheils in Wechselfiebern, Unterleibs- und Hautkrankheiten. Ein großer Theil der Bevölkerung leidet an der ekelhaften Schuppenkrankheit (Ichthyosis), die wol der Unreinlichkeit und dem zu häufigen Genuß von Fischen und Amphibien zugeschrieben werden muß. Die von den Eingeborenen gebrauchten Heilmittel bestehen aus Abkochungen von Blättern, Früchten und Wurzeln. Während der Fieberkälte setzt man den Leidenden den heißen Sonnenstrahlen aus oder legt ihn neben den Feuerherd, während der Hitzperiode sucht man ihn durch Sturzbäder abzukühlen. Contraria contrariis! Bringen die angewendeten Mittel keine Genesung hervor, so wird die Krankheit dem Einfluß irgend eines bösen Geistes (Manoïl) zugeschrieben, worauf die ältesten Männer des Dorfes über den Kranken zu Rathe gezogen werden. Erklären die Mitglieder dieses Rathes die Krankheit für unheilbar, so kümmert man sich kaum mehr um den Kranken, und der Unglückliche wird seinem Schicksal überlassen.

Im Ganzen kann die Gegend um Doreh, wie überhaupt die gebirgigen Länder der Tropenzone, als gesund betrachtet werden. Von der dort zwei Monate verweilenden Mannschaft der Expedition, die aus 400 Köpfen bestand, erkrankten nur zwei javanische Soldaten an Beri-Beri, einer Art Rheumatismus, der in Wassersucht übergeht. Einer der Beiden starb, der andere genas.

Die Papuas sind Freunde von Festgelagen, bei welchen in der Regel gesungen und getanzt wird. Bei Gelegenheit der Namenswechselung giebt der Träger des neuen Namens seinen Verwandten und Freunden ein großes Gastmahl, wobei zwei Nächte hindurch gesungen wird. Ein anderes mehr religiöses Fest findet statt, wenn ein neuer Karwar geschnitzt wird. Eine Hochzeit giebt ebenfalls Gelegenheit zur Abhaltung eines Festes, wobei zwei Tage vor der zu vollziehenden Heirath die Gäste sich im elterlichen Hause der Braut versammeln und ein Festessen unter Tanz und Musik gehalten wird. Sago, Schweinefleisch, Fische und Früchte aller Art bilden die bei solchen Festen aufgetragenen Gerichte.

Die Gäste sitzen mit übereinander gekreuzten Beinen auf dem Boden, und die Vornehmeren erhalten die Speisen auf einem irdenen Teller, während die nicht zum hohen Adel Gehörenden ihre Speisen auf Pisangblättern verzehren. Zu festlichen Gelagen geben ferner das erste Haarabschneiden bei Kindern, dann das erste Anlegen der Schambedeckung, welches nicht vor dem zehnten Lebensjahr zu geschehen pflegt, sowie das Erbauen eines neuen Hauses, insbesondere eines Rumseram Anlaß.

Ein vorzügliches Fest ist jenes, welches nach einem glücklich vollendeten Krieg gefeiert wird, besonders wenn ein Mord Veranlassung zum Kriege gab. Die aus dem Gefechte Zurückkehrenden kündigen ihre Ankunft schon von fern durch den Schall einer aus einer Tritonmuschel verfertigten Trompete an. Im Dorfe halten sie bei dem Hause des Erschlagenen an, um die den Feinden abgeschlagenen Köpfe den Anverwandten zu übergeben. Diese empfangen sie unter Jauchzen und tanzen mit denselben herum. Auch bei der Zurückkunft der Abgeordneten, welche dem Sultan von Tidor den Tribut entrichten, wird ein Fest gegeben.

Mambri-Häuptling von Doreh.

Die **Musikinstrumente**, deren sich die Eingeborenen zu ihren Tänzen bedienen, bestehen aus Bambuflöten und Pauken (Rodrak) von verschiedener Größe, die mit Schnitzwerk und Farben verziert sind. An der unteren Fläche sind sie offen, an der oberen mit einem Leguanfelle überzogen. Auch gebraucht man bisweilen einen Gong-Gong, den sie aber durch auswärtigen Handel erwerben.

Die **religiösen Begriffe** der Papuas sind noch sehr dunkel und verworren. Man nimmt die Existenz eines guten und eines schlimmen Wesens an, verehrt aber hauptsächlich das letztere, um dasselbe zu veranlassen, das Schlimme, welches dem Menschen zugedacht ist, nicht auszuführen. Die oben erwähnten, unter dem Namen **Karwar** bekannten hölzernen Figuren stellen keineswegs die Gottheit vor, sondern verstorbene Personen, die man verehrt und als Heilige anbetet. Es giebt deshalb männliche und weibliche Karwar, die als Schutzpatrone auf den Häusern stehen. Will Jemand die Fürbitte des Karwar anrufen oder ihn in irgend einer

Angelegenheit zu Rathe ziehen, so setzt er sich vor das Bild und bietet ihm die mitgebrachten Gaben, die in Tabak, Kattunlappen und Korallen bestehen, an. Hierauf bringt der Bittende seine Angelegenheit vor und fleht um die Gnade des Karwar. Wird der Betende während seines Geschäftes von Niesen, Husten oder einem sonstigen außergewöhnlichen Gefühl überfallen, so wird dies als schlimmes Zeichen angesehen, die Bitte bleibt unerhört. Außerdem hofft er auf Erfüllung seines Wunsches und verläßt frohen Muthes die heilige Stätte.

Vor den Seelen ermordeter Personen fürchtet sich der Papua sehr. Deshalb bleiben die Erschlagenen auch auf dem Platze liegen, wo der Mord verübt wurde. Einige Abende nach der Verübung eines Mordes oder der hierüber empfangenen Nachricht versammeln sich die Bewohner des Dorfes, in welchem der Erschlagene gewohnt hat, und erregen durch Schreien und Toben einen gewaltigen Lärm, um die Seele des Ermordeten, die sich etwa nach ihrer früheren Wohnung wiederbegeben möchte, zu verjagen. Gegen die Seelen jener Personen, die eines natürlichen Todes oder durch zufällige Verunglückung gestorben sind, hegen die Papuas gastfreundlichere Gesinnungen, da sie ihnen auf Bäumen hölzerne Häuschen anweisen, um darin fortan zu wohnen. Es läßt sich aus dem Angeführten wol entnehmen, daß die Papuas dem Aberglauben in seinen verschiedenen Richtungen im hohen Grade ergeben sind. So besitzen sie denn auch verschiedene Zeichen, um den guten oder schlimmen Erfolg eines Vorhabens zu erkennen. Zur Entdeckung der Schuld oder Unschuld einer Person gebrauchen sie, wie unsere Vorfahren und wie alle auf niederer Kulturstufe stehende Völker, die eine direkte Mittheilung der Gottheit durch ihre Anfragen veranlassen zu können glauben, die Gottesurtheile. Der Angeklagte muß mit bloßer Hand einen Gegenstand aus einem Topfe mit kochendem Wasser holen, oder es wird ihm ein Tropfen geschmolzenen Bleies auf seinen Körper gegossen. Entstehen in dem einen und dem anderen Fall Brandblasen, so wird er für schuldig, außerdem für schuldlos gehalten.

Papua der Humboldts-Bai.

Das Einstürzen eines Hauses, insbesondere des Rumseram, bringt das ganze Dorf in Aufregung. Man glaubt, daß die Karwar zürnen und deshalb die bösen Geister gegen die Dorfbewohner aufhetzen. Unternimmt ein Theil der Dorfbewohner eine Seereise, so holen die Zurückbleibenden, um zu erfahren, ob die

Reisenden glücklich wieder zurückkehren werden, ein langes Stück Rotang aus dem Walde und vertheilen sich in zwei Haufen, von welchen der eine die Zurückgebliebenen, der andere die Abgereisten vorstellt.

Beide ziehen nun mit allen Kräften an den Enden des Rohres. Müssen am Ende diejenigen nachgeben, welche die Zurückgebliebenen darstellen — was sie wol absichtlich thun, — so ist dieses ein günstiges Zeichen.

Eine Priesterkaste, die besonderen Einfluß auf das Volk ausübt, giebt es unter den Papuas nicht, doch bestehen Zauberer (Kokinsor), welche die Karwar zu beschwören verstehen und sich dafür bezahlen lassen.

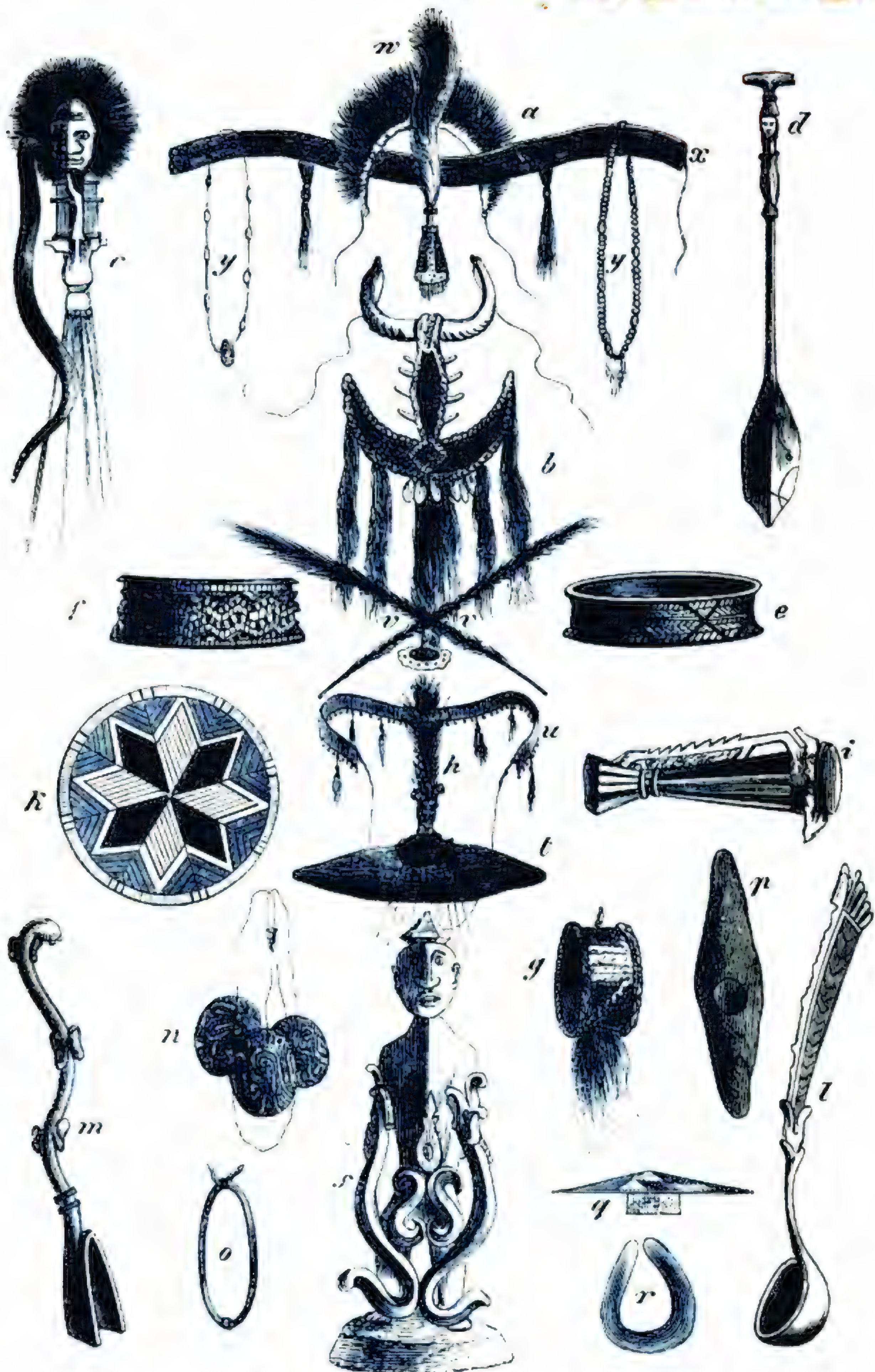
Trotz der niederen Kulturstufe, auf welcher die Papuas des nordwestlichen Theiles von Neu-Guinea stehen, besitzt ihre Sprache doch Namen für mehrere Sterne und Sternbilder, deren Stand sie bei ihren Seereisen beobachten. Die Sonne (Orie) und der Mond (Paik) bewegen sich in einer Weise, die den papuanischen Astronomen, wie sie gestehen, unerklärlich ist. Von den Sternen unterscheiden sie Venus als Morgenstern (Samfari) und Venus als Abendstern (Maklendi), ferner heißt Jupiter Maksra und Orion Kokori. Das Jahr vertheilen sie in zwölf Monate, indem von einem Vollmond zum anderen ein Monat gerechnet wird. Die einzelnen Monate werden nach den während derselben kulminirenden Sternen benannt, sowie auch nach den gewöhnlich eintretenden atmosphärischen Ereignissen.

Der Zeitraum vom ersten bis vierten Monat heißt die Schlange (Munguanja), nach dem zu dieser Zeit hochstehenden Sternenbild, die einzelnen Monate dieses Zeitraums bilden die Unterabtheilungen desselben, so daß der erste Monat der Kopf (Roweri), der zweite der Hals (Rawansi), der dritte der Leib (Wepurri) und der vierte der Schweif (Purari) genannt wird. Der fünfte Monat, analog mit der Zeit des April oder Mai, heißt der Sterbemonat (Mandi), weil zu dieser Zeit, nach dem Aufhören der Regenzeit, in der Regel weit mehr Menschen als sonst im Jahre am Fieber sterben. Der sechste Monat heißt der Fiebermonat (Wambabis.) Der siebente Monat heißt Romuri, der achte Samuri. Eine Erklärung dieser Namen, sowie der folgenden Monate, haben die Reisenden nicht erfahren. Der Name des zehnten ist Konempi, des elften Jawi, des zwölften Swabi.

Von Doreh aus segelte der Dampfer „Etna" in östlicher Richtung nach der Humboldts-Bai, die unter 2° 32′ südl. Breite und 140° 54′ östl. Länge von Greenwich gelegen ist. Der Franzose Dumont d'Urville hatte sie im Jahre 1827 entdeckt und zu Ehren unseres großen Landsmannes benannt. Seit dieser Zeit war der „Etna" das erste Dampfschiff, welches hier wieder landete.

Die Humboldts-Bai, von den Bewohnern Telok Lentschu geheißen, bildet ein großes Oval von 1½ Meilen Breite und 1 Meile Länge, das von zwei 800 Fuß hohen Vorgebirgen begrenzt wird. Im Westen erhebt sich majestätisch das 7000 Fuß hohe Cyklop-Gebirge, während der östliche Theil flach erscheint.

Als der „Etna" in die Bai eingelaufen war, nahten sich von allen Seiten Prauen, deren Zahl nicht weniger als 25 betrug.



Zierrathen, Geräthe und Götzenbilder von Neu-Guinea.

a. b. w. Kopfputz mit Kasuar- und Paradiesvogel-Federn. d. ein Ruder. k. hölzerner Schild. l. m. Löffel.
s. Götzenbild. o. r. Armringe. x. y. y. Halsschmuck mit Muscheln und Kaimanszähnen.

Darunter befanden sich sieben, die ausschließlich von Frauen gerudert wurden. Die nackten Schönen hatten sich aber kaum dem Bereiche der Männer genaht, als sie von diesen eilig heimwärts gesandt wurden, und auch später durften sie sich nur selten sehen lassen. Die Männer kletterten gleich an Bord, um ein Handelsgeschäft abzumachen; schnell lernte man die Schattenseite ihres Charakters kennen. So stahlen sie, ehe es noch Jemand bemerkte, ein Paar kupferne Platten, die nahe am Steuerrade befestiget waren, drehten eiserne Schrauben heraus und bemächtigten sich der umherliegenden Beile. Wahrscheinlich reichten sie sich die Sachen mit den Zehen zu und ließen sie so, ohne Aufsehen zu erregen, in ihre Kähne wandern.

Ueber die kräftigen, schön gebauten, doch sehr dunklen Bewohner haben wir im Vorstehenden gesprochen. Hier soll noch von ihren sonderbaren Wassertempeln die Rede sein. Sie sind meist achteckig und haben oft 60—70 Fuß hohe Dächer. Die Dächer sind sehr regelmäßig gedeckt und haben vier Oeffnungen, die im Innern eine mäßige Dämmerung hervorbringen. An den Seiten des Daches ragen lange Stöcke hervor, auf denen ziemlich naturgetreue Holzschnitzereien angebracht sind, die in natürlicher Größe Vögel, Fische und andere Thiere darstellen. Diese Bilder sind mit einander durch lange Guirlanden von einer wohlriechenden Grasart, getrockneten Früchten und ausgeblasenen Schildkröteneiern verbunden, und auch sonst sind hier und da lange Palmwedel angebracht. Auf ähnliche Weise ist auch das Innere der Tempel verziert. Außerdem sieht man noch Schweinsköpfe und Zähne, Pfeile, Bogen und Lanzen in unzähliger Menge und von allen Dimensionen in symmetrischen Reihen angeordnet, und etwas von der Wand entfernt hängen ausgehöhlte Baumstämme, die ganz die Gestalt von Prauen haben, aber weit kleiner sind. Ueber den vier Thüröffnungen befinden sich große hölzerne Kasten, mit Sand gefüllt, zum Feuermachen., Dies geschieht wahrscheinlich nur bei religiösen Ceremonien. Götzenbilder irgend einer Art hat man hier jedoch nicht bemerkt (vergl. Abbildung S. 252).

Ganz verschieden von den eben geschilderten Bewohnern der Nord- und der Südwestküste sind die Einwohner an der Prinzeß Mariannen-Straße an der Südküste, die unter 138° 44′ östl. Länge von Greenwich etwa dem Golf von Carpentaria im Norden Australiens gegenüber liegt. Diese sind ohne Zweifel der roheste und wildeste Stamm Neu-Guinea's, der von den auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehenden Ureingeborenen Australiens nur wenig verschieden ist. Diese dunkelbraunen bis schwarzen Menschen verwenden einzig auf ihr schwarzes wolliges Haar, das sie in Zöpfe flechten, einige Sorgfalt. Sie gehen nackt; nur die Weiber tragen einen Lendenschurz aus Baumfasern, während die Männer meist einen getrockneten Flaschenkürbis oder eine Muschel vor dem Leibe tragen. In den Ohren tragen sie große Ringe; Tättowirungen kennen sie nicht, dagegen ist der Körper meistens mit eiternden Geschwüren bedeckt.

Die holländische Korvette „Triton“ besuchte die Prinzeß Mariannen-Straße im Jahre 1828 und seitdem haben wir über dieselbe keinerlei Nachricht empfangen. Der Leutnant Modera, welcher einen Bericht über jene Expedition veröffentlichte,

schildert seine Zusammenkunft mit der tückischen, rohen Bevölkerung folgendermaßen: Außer einer halbverfallenen Hütte hatten wir keine Spuren menschlicher Wesen gefunden, um so mehr waren wir daher überrascht, als sich am Strande plötzlich Eingeborene zeigten, die durch lautes Schreien und Waffenschwenken Aufmerksamkeit zu erregen suchten.

Wohnungen der Missionäre in Karamtang.

Nun wurde eine Schaluppe ausgesetzt, die an den Strand fuhr, und der sie, immer heftig schreiend, entgegen wateten. Auch der Ceram'sche Dolmetscher, welcher sich bei den Holländern befand, verfehlte nicht, laut auf sie einzuschreien, verstand jedoch nichts von ihrem Dialekte. Er schöpfte wiederholt zum Zeichen des Friedens Wasser mit der hohlen Hand, goß sich dasselbe über den Kopf und bedeutete den

Digitized by Google

Papuas, die Waffen niederzulegen. Sie schienen das auch zu begreifen und steckten ihre Pfeile und Lanzen in den Schlamm. Als der Dolmetscher nun etwas Kattun unter sie vertheilte, waren sie vor Freude außer sich, fielen ihm um den Hals und tanzten mit ihm im Wasser und Schlamm herum. In der Schaluppe betrachteten sie Alles mit dem größten Erstaunen, nahmen die Gegenstände in die Hand, gaben aber Alles sogleich wieder zurück. Ihre Zierrathen vertauschten sie gern gegen allerhand Kleinigkeiten; am liebsten nahmen sie Kattun.

Als das Boot wegen eintretender Ebbe zurückkehren wollte, spannte einer der Papuas plötzlich den Bogen und schoß auf einen Offizier. Der Pfeil drang in den linken Schenkel und auf den Ruf: „Ich bin getroffen, schießt!“ wurde sofort eine kräftige Salve auf die verrätherischen Wilden gegeben, die in panischem Schrecken mit Hinterlassung ihrer Waffen flüchteten, denn die furchtbare Wirkung von Feuergewehren war ihnen noch gänzlich unbekannt. Jedoch hatten auch sie erst noch ihre Pfeile abgeschossen, zum Glück jedoch nur zwei Matrosen leicht verwundet, während die Kugeln unter ihnen eine arge Verwüstung anrichteten, obgleich kein Todter auf dem Platze blieb.

Als man einige Tage später, um Vermessungen vorzunehmen, wieder an den Strand kam, bemerkte man in den Gipfeln der großen Mangrovebäume ein sonderbares Leben, denn in denselben wimmelte es von schreienden und winkenden Papuas. Mit der Behendigkeit von Affen kletterten sie in den Bäumen umher und sprangen von Ast zu Ast, indem sie mit dem Laufe des Bootes gleichen Schritt zu halten suchten; eine Annäherung duldeten sie jedoch keineswegs. Es ist daher auch nicht möglich gewesen, über diese seltsamen Buschmenschen nähere Erkundigungen einzuziehen.

Was schließlich nun noch die von den Holländern ausgehenden Missions-Versuche anlangt, so haben dieselben auf Neu-Guinea bis jetzt nicht den allergeringsten Erfolg gehabt. Der Geistliche, welcher die Expedition auf dem Schiffe „Durga“ mitmachte (1826), wollte den alfurischen Wilden den Begriff „Gott“ erklären. Als er viel von dem mächtigen, unsichtbaren Geiste gesprochen hatte, antwortete ihm Einer: „Oh, nun weiß ich, wo sich euer großer Geist am liebsten aufhält: in euren Flaschen muß er hauptsächlich sein, denn als ich aus denselben kostete, wurde ich auf einmal begeistert und glaubte von zwei Geistern beseelt zu sein.“ — Im Jahre 1858 wurde eine Missionsstation auf Doreh errichtet, welcher die erwähnten aufopfernden Männer Ottow und Geißler vorstanden. Ohne jede Hülfe begannen sie selbst den Urwald auf Manaswari in der Bai von Doreh zu lichten und sich Hütten zu bauen.

Nach vierzehn Tagen schon lagen Beide am gefährlichen Fieber todtkrank danieder, das sie jedoch glücklich überstanden, obgleich ihnen die theilnahmlosen Papuas nicht einmal Wasser reichten. Ihre ersten Predigten in malayischer Sprache blieben erfolglos, und erst als sie in der Papua-Sprache zu reden begannen, versammelten sich einige Zuhörer. Bereits 1860 gaben sie ein Gesang- und Lesebuch, welches in Makassar gedruckt wurde, im Papuanischen heraus, ohne jedoch einen wesentlichen Einfluß zu erzielen. Als im Jahre 1861 ein

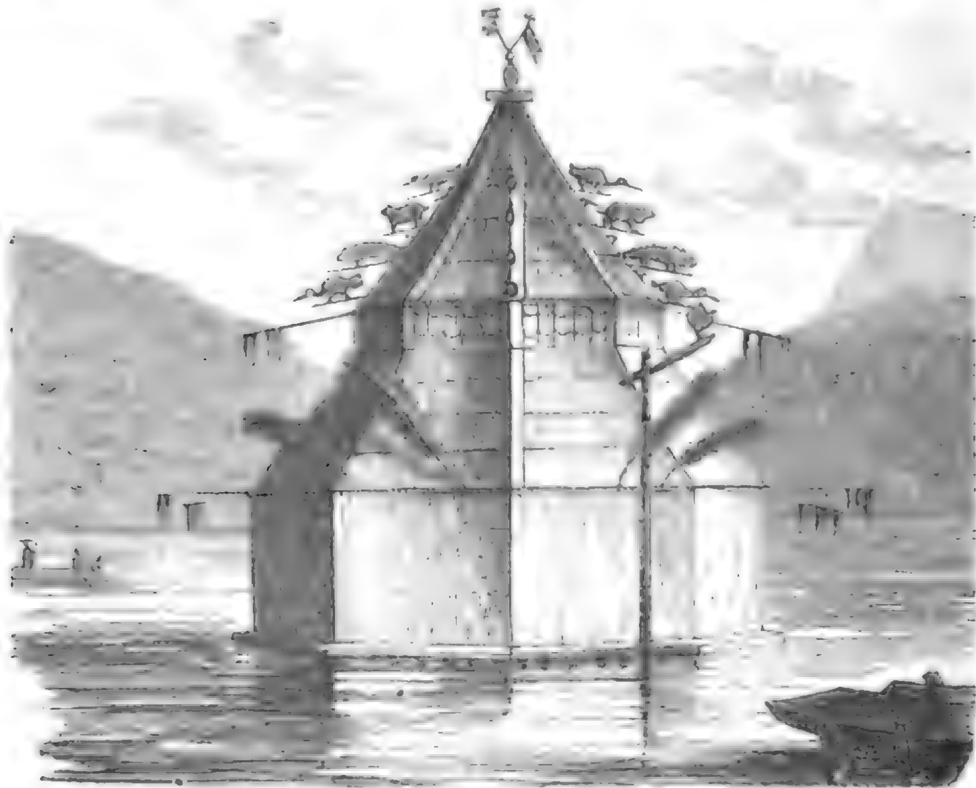
Prophet unter den Papuas auftrat, wurden sie von allen Anhängern verlassen, und ihr Bestreben war nach siebenjähriger mühevoller Arbeit gleich Null.

Obschon die Holländer bereits 1828 von Neu-Guinea Besitz ergriffen haben und ihre Grenzen in neuerer Zeit mit Ausschluß der Ostküste noch weiter ausdehnten, so haben dieselben doch, außer den aufgerichteten Grenzpfählen, eigentlich keinerlei Herrschaft dort, und selbst während der Zeit, wo sie dort eine Kolonie besaßen, übten sie keinen Einfluß auf die umliegenden Stämme. Die eigentlichen Beherrscher des Landes sind die Sultane von Tidor, und schon im 16. Jahrhundert scheinen sie hier ihre Macht mittels der berüchtigten Hongiflotten ausgeübt zu haben. Diese Züge sind eigentlich nicht anders als große Sklavenjagden, die der Sultan von Zeit zu Zeit anstellt, um die Küsten-Völker zu brandschatzen. Ueberall, wo man ein Dorf am Strande findet, werden dessen Bewohner theils erschlagen, theils zu Gefangenen gemacht, die Hütten angezündet, die Kokosbäume und Anpflanzungen umgehauen und Alles geplündert. Daher flüchten die Bewohner vor den Hongiflotten so schnell sie können und geben lieber ihre elenden Hütten und mühselig angelegten Pflanzungen preis, da sie für sich selber weit Aergeres, nämlich Tod oder Sklaverei, zu fürchten haben. So viel sich auch die Holländer Mühe gaben, diesen Mißbräuchen Einhalt zu thun, sie konnten die Hongizüge nie ganz unterdrücken; denn obwol mit dem Sultan von Tidor — dessen Abhängigkeit wir bereits kennen lernten — ein Vertrag abgeschlossen wurde, der die Ausrüstung fernerer Hongizüge verbietet, so geschieht dies dennoch in der Stille. Der Sultan betrachtet demzufolge die Bewohner der Küstenstriche südwestlich bis zum Kap Buru und nordöstlich bis zu den Arimoa-Inseln als seine Unterthanen, ernennt ihre Häuptlinge und wird sehr gefürchtet, während die Eingeborenen des Binnenlandes seine Herrschaft keineswegs anerkennen. Je mehr aber das Ansehen des Sultans von Tidor sinkt, und je kräftiger sich die holländische Regierung ihm gegenüber erweist, desto mehr werden auch die Hongizüge in Abnahme kommen.

Noch ein anderes Interesse und zwar ein religiöses, verbindet jener Sultan mit seiner Herrschaft über einen Theil der Gestade Neu-Guinea's. Wie erfolglos die Bemühungen der Missionäre waren, haben wir bereits gesehen; zu verwundern ist diese Erfolglosigkeit keineswegs, da als Regel angesehen werden kann, daß überall da, wo bei wilden Völkern Christenthum und Muhamedanismus sich Konkurrenz bereiten, letzterem der Sieg zufällt. Auch der Sultan von Tidor arbeitet an der Ausbreitung des Islam. Noch ist es ihm nicht gelungen, denselben ganz zu befestigen, „obwohl alle diese Völkerschaften entschieden mehr Sympathien für den Islam als das Christenthum hegen.“ Jedenfalls verdient es wol Aufmerksamkeit, daß eine Religion, die so viel später als die christliche entstand, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit über die meisten Inseln des indischen Archipels verbreitete, und es ist eine Thatsache, daß die muhamedanischen Priester immer mehr Proselyten machen, als die christlichen Missionäre. Hervorgehoben muß auch werden, daß es namentlich die durch die Lehre des Propheten gestattete Vielweiberei ist, welche für die auf einer niedrigen Stufe stehenden Völker viel

Verlockendes hat; die Begriffe jener Stämme sind außerdem noch viel zu kindisch, um die humanistischen Tendenzen des Christenthums erfassen und in sich verarbeiten zu können.

Eine neue Zeit für Neu-Guinea wird erst mit der Besiedlung des Landes durch andere, befähigtere Rassen hereinbrechen, wozu jedoch augenblicklich noch keine Aussichten vorhanden sind. Unterdessen geht die niederländische Regierung mit dem Plane um, die Dampfschifffahrts-Verbindung, welche ihre ostindischen Inseln mit einander verknüpft, auch auf Neu-Guinea auszudehnen. Nach dem Vertrage mit dem Engländer Robertson hatten am 1. Januar 1866 die regelmäßigen Postfahrten von Singapor aus, entlang der Nordküste Java's, nach Makassar, den Molukken und Menado zu beginnen; Seitenlinien nach Sumatra und Borneo's Hafenplätzen schließen sich an und Neu-Guinea soll als letztes Glied in die große Kette eintreten. So gering jetzt noch der Handel des fruchtbaren Eilandes ist, so bedeutend kann derselbe bei der günstigen geographischen Lage mit der Zeit werden, und Neu-Guinea, jetzt noch in vieler Beziehung so mystisch erscheinend, wird aus seinem Dunkel hervortreten und Theil am großen Weltverkehr haben.



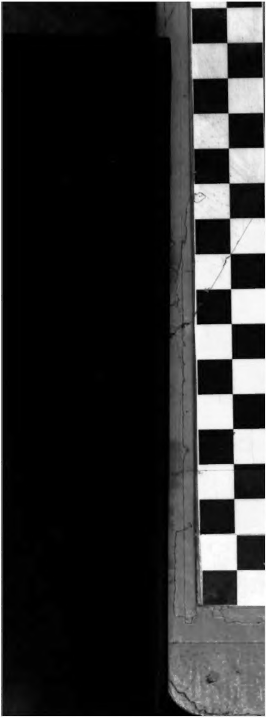
Wassertempel der Eingeborenen an der Humboldts-Bai.

Ende des Buches.

Zu „Die Ostasiatische Inselwe…   Leipzig, Verlag v. Otto Spamer.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google